



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



32101 064480021

Herders Jahrbücher



0902

4935

1907

Library of



Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Jahrbuch
der
Zeit- und Kulturgeschichte
1907

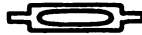
Herders Jahrbücher

Jahrbuch
der
Zeit- und Kulturgeschichte
1907

Erster Jahrgang

herausgegeben von

Dr Franz Schnürer



UNIVERSITY
LIBRARY
PRINCETON, N.J.

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
1908

Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien und St Louis, Mo.

Vorliegendes Jahrbuch ist ein Seitenstück zu dem im gleichen Verlage erschienenen

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1907—1908. 23. Jahrgang. Herausgegeben von Dr Mag Wilbermann. Mit 29 Abbildungen. Lex.-8^o (XII u. 510) Geb. in Leinwand M 7.50.

YTBSEVIBU
YBAREU
L. H. BOSTOMAN

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.



Vorwort.

Der Gedanke an ein Werk, wie es dieses ist, hat den Verleger und den Herausgeber des vorliegenden Jahrbuches, unabhängig voneinander, schon längere Zeit beschäftigt, bis ein Zufall sie mit ihren Plänen gegenseitig bekannt machte und ein Zusammengehen ermöglichte. Daß im Herderschen Verlage schon seit dem Jahre 1886 ein „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ erscheint, hat mir die Aufgabe wesentlich erleichtert; denn es konnte nunmehr die Reihe der Disziplinen, die in jenem Werke Berücksichtigung finden — und deren Kreis ist sehr groß¹ —, von der Behandlung in unserem Buche ausgeschlossen und dafür der Darstellung des hier aufgenommenen Stoffes um so eingehendere Aufmerksamkeit zugewendet werden.

Die Weltgeschichte bewegt sich nicht stoßweise vorwärts; eher könnte man dies von den Fortschritten annehmen, die auf dem Gebiete der Wissenschaften zu verzeichnen sind, wenn man auf die großen Entdeckungen und Erfindungen hinblickt, die scheinbar oft mit einem mächtigen Ruck die Erkenntnis in neue Bahnen lenken oder ihr neue Gebiete eröffnen. Aber auch dies sind im letzten Grunde doch nur die weithin sichtbaren Protuberanzen einer ununterbrochen im stillen fortwirkenden und fortschreitenden Gelehrtenarbeit — und oft nicht einmal ihre wesentlichsten und wichtigsten. Alles Geschehen spielt sich in einer ununterbrochenen Kette von Ereignissen ab, die immer erst ein wenig zurücktreten müssen, damit wir die richtige Perspektive dafür zu gewinnen und die großen Zusammenhänge zu erkennen vermögen. Diesem Bestreben, die Resultate eines gewissen überschaubaren Zeitabschnittes einheitlich darzustellen, verdanken die verschiedenen „Jahrbücher“, „Jahresberichte“ u. dgl. ihr Entstehen; das hier vorliegende Unternehmen versucht nun hierin einen Schritt weiter zu gehen und, die Universalität alles Geschehens, das Zueinandergreifen des großen Räderwerks berücksichtigend, das gesamte kirchliche, politische, soziale, wissenschaftliche und künstlerische Leben eines Jahres in den Resultaten aufzuzeigen.

¹ Physik; Chemie und chemische Technologie; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie; Forst- und Landwirtschaft; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; angewandte Mechanik; Industrie und industrielle Technik.

(RECAP)

0902
4935

1907

NOV 19 1908 235137

Es ist ein erster Versuch, und ein Versuch, für den aus verschiedenen Gründen eine nachsichtige Beurteilung erbeten werden muß. Wie schon erwähnt, hat die Idee eines solchen Jahrbuches unabhängig voneinander beim Verleger wie beim Herausgeber in der jüngsten Zeit feste Gestalt gewonnen — freilich nicht die ganz gleiche. Während die Herberische Verlags-handlung in erster Linie an eine Ergänzung ihres „Jahrbuches der Naturwissenschaften“ nach der philosophisch-historischen Seite hin dachte, hatte mir ein ganz universelles Jahrbuch vorgeschwebt, in dem sich die gesamte menschliche Arbeit eines Jahres spiegeln sollte; erst verhältnismäßig spät (im November 1907) kamen wir gegenseitig zur Kenntnis unserer Pläne und vereinten uns zur gemeinsamen Verwirklichung derselben. Nun galt es aber, die beiden Projekte in eines zu verarbeiten, was mancherlei Umgestaltungen, Erweiterungen und Einengungen zur Folge hatte. Neue Mitarbeiter mußten gewonnen, die schon gewonnenen neu instruiert werden, einzelne Gebiete mußten ausgeschieden, andere neu in den Grundriß eingefügt werden. Daß so, unter dem Drange einer überaus kurz bemessenen Arbeitsfrist, sich hier und da Überschneidungen ergaben und manches doppelte Besprechung erfuhr, daß einzelnes übersehen wurde, anderes in diesem Jahrgange überhaupt nicht berücksichtigt erscheint, für alle solche Mängel möge man in den besagten Umständen den Grund und zugleich die Entschuldigung finden. Der nächste Jahrgang wird, so Gott will, derlei Unebenheiten vermeiden.

Ein Teil meiner verehrten Herren Mitarbeiter hat, die gestellte Aufgabe mit echt deutscher und wissenschaftlicher Gründlichkeit erfassend, die Beiträge so eingehend gearbeitet, daß es mit dem besten Willen nicht möglich war, diese Aufsätze in extenso aufzunehmen; Streichungen und Kürzungen waren da unvermeidlich, und obwohl solche nirgends ohne Vorwissen und Zustimmung der Verfasser (oder von ihnen selbst) vorgenommen wurden, ist so — leider! — manche lebendige, farbenreiche Darstellung etwas verblaßt: auch in dieser Hinsicht wird ein nächster Jahrgang, zu dessen Ausarbeitung der erste in seiner Anlage — und auch, negativ, in seinen Mängeln — zur Richtschnur genommen werden kann, hoffentlich zugleich ein verbesserter sein.

Ich möchte diese Zeilen nicht schließen, ohne dem Verleger für die unermüdlche und ununterbrochen betätigte Anteilnahme, die er dem Buche gewidmet hat, meinen herzlichsten Dank zum Ausdruck zu bringen. Möge ihm das „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte“ ebensoviele Freude und Freunde schaffen wie dessen älterer Bruder, das „Jahrbuch der Naturwissenschaften“!

Wien, Ostern 1908.

Dr Franz Schnürer.

Verzeichnis der Beiträge und der Mitarbeiter.

	Seite
Wortwort	v
I. Zur Einführung.	
Das Jahr 1907. Eine geschichtsphilosophische Studie Dr Richard v. Krafft.	1
II. Kirchliches Leben.	
1. Allgemeines Redakteur Dr Peter Anton Kirsch.	10
2. Deutschland Redakteur Dr Peter Anton Kirsch.	16
3. Österreich Universitätsprofessor, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Hofrat Dr Franz W. Schindler.	27
4. Ausland Redakteur Dr Peter Anton Kirsch.	31
5. Missionswesen P. Anton Huonder S. J.	38
III. Politisches Leben.	
1. Deutschland Redakteur Ernst Rley.	53
2. Österreich-Ungarn Dr Karl Gottfried Hugelmann.	69
3. Ausland Redakteur Dr Otto Drefemann.	79
IV. Soziale und wirtschaftliche Fragen.	
1. Volkswirtschaft und soziale Bewegung Universitätsprofessor Dr Franz Walter.	96
2. Unterrichts- und Bildungswesen Rektor a. D. und Redakteur E. W. Koloff.	117
3. Die Presse in Deutschland Redakteur Tony Kellen.	135
4. Die deutsche Presse in Österreich Publizist Anton Weimar.	146

V. Wissenschaften.		Seite
1. Theologie	Privatdozent Dr Ignaz Seipel.	151
2. Philosophie	Universitätsprofessor Dr Anton Michelitsch.	189
3. Geschichte	Dr E. Hilbrand.	202
4. Sprachwissenschaft		228
A. Klassische Philologie	Dr Josef Bidl.	228
B. Altdeutsche Philologie	Universitätsprofessor Hofrat Dr Anton E. Schönbach.	248
5. Literaturgeschichte	Oberlehrer a. D. Bernhard Stein.	259
6. Volkskunde	E. R. Blümmel.	268
7. Rechtswissenschaft	Rebakteur Dr Hermann Sacher.	280
VI. Literatur.		
1. Lyrik und Epik	Dr Wilhelm Döhl.	301
2. Dramatische Literatur und Theater	Dr Josef Sprengler.	316
3. Prosaschriften	H. Brentano.	341
VII. Kunst.		
1. Bildende Kunst	Universitätsprofessor Dr Franz Leitzschuh.	375
2. Musikgeschichte	Universitätsprofessor Dr Theodor Kroyer.	397
VIII. Chronik		404
IX. Personallen		422
X. Totenschau		431
Register		460

I. Zur Einführung.

Das Jahr 1907.

Eine geschichtsphilosophische Studie. Von Dr Richard v. Kralik.

Es ist eine schier banale Tatsache der Erfahrung, daß der Übergang vom Silvesterabend zum Neujahrstag nicht mit einem merkbaren Ruck vor sich geht. Und doch ist das ganze Jahr zweifellos als eine organische Einheit zu erkennen, die sich zwischen zwei Wintern ganz deutlich vom vorhergehenden und vom folgenden Jahr abgrenzt, ebenso wie sich die Jahresringe des Baumes oder die Wellen der Brandung deutlich voneinander abgrenzen und zählen lassen, trotz der unmerklichen Übergänge. Und ebenso wie diese Jahresringe das individuelle Leben des Baumes in jedem Jahr deutlich charakterisieren nach Trockenheit, Dürre und dergleichen, ebenso wie jede Welle ihre besondere Gestaltung hat, ebenso kommt auch jedem Jahr ein bestimmter Charakter zu. Bestimmte Ereignisse, bestimmte Ideen haben ihm das Siegel aufgeprägt.

Die für jedes Jahr bezeichnende Ausgestaltung der Geschehnisse und der Ideen ist ein Produkt aus dem freien Willen der handelnden Personen, aus den fortwirkenden Folgen früherer Ereignisse, früherer freier Entschlüsse und aus den Bedingungen der Natur. Keinen dieser drei Faktoren darf man über- oder unterschätzen. Man könnte sie alle drei am faßlichsten charakterisieren als die Wirklichkeit der Zukunft, der Vergangenheit und der Gegenwart. Unser freier Wille ist auf ein Ziel in der Zukunft gerichtet, er ist zielstrebig, fortschrittlich, neuerungslustig, unternehmend, konstruierend. Aber auf uns wirkt auch die ganze Vergangenheit in ihrer geschichtlichen Gewordenheit, unsere eigene Vergangenheit und die unserer Vorfahren. Wir können uns heute eben nicht mehr so ganz unbedingt entscheiden, da wir uns ja schon früher mehr oder weniger entscheidend bedingt haben. Aber wir können uns auch nicht freimachen von den positiven oder negativen, den treibenden und hemmenden Einflüssen aller weltgeschichtlichen Entschliessungen, aller kulturgeschichtlichen Voraussetzungen. Alle großen und kleinen Geister der Vorzeit, von denen ich weiß oder von denen ich

nicht weiß, sitzen tatsächlich in meiner Seele, in meinem Gehirn und bieten meinem freien Willen eine verwirrende Fülle von Motiven dar, um mich danach zu entscheiden. Denn nichts geht verloren. Aller Geist, alle Wirksamkeit, alles, was jemals auf Erden sich geregt hat, das alles ist noch da und wirkt durch sein Dasein unendlich weiter. Das ist die immerwährende Wirkung der Vergangenheit, von der es keine radikale Emanzipation gibt. Die dritte Art der Wirkung geht von der Gegenwart, der Allgegenwart der uns umgebenden Natur und Welt aus. Wir sind wohl nicht andere, wenn wir heute in Deutschland, übermorgen in Italien sind, aber wir können uns zweifellos nicht der uns überströmenden Wirksamkeit unserer Umwelt entziehen. Auch auf uns wirken wie auf alle Natur die Sonne, das Klima, der Boden, die Luft, die Landschaft, die Gesellschaft, der Staat, die Familie und alle jene natürlichen oder sittlichen Bedingungen des Daseins.

Jeder dieser drei Faktoren wäre an sich wissenschaftlich exakt zu berechnen. Die Rechnung scheitert nur an der Kompliziertheit der Aufgabe und an einem irrationalen oder superrationalen x , das sich überall einstellt. Berechenbar, wenn auch sehr verwickelt, ist der Einfluß der gegenwärtigen Umwelt. Berechenbar, wenn auch fast unübersehbar, wäre der Einfluß der geschichtlichen Vergangenheit. Und schließlich wäre sogar der auf die Zukunft gerichtete freie Wille in etwa berechenbar, nicht nur auf Grund einer bedenklichen Statistik, sondern schon auf Grund der erkennbaren Ziele des menschlichen Willens. Denn aller freie Wille geht auf ein mehr oder minder erkanntes Gute, und über das Gute kann uns die Ethik vollständig orientieren. Nur sind, wie gesagt, aus all dieser Rechnung superrationale Mysterien der Vorsehung und irrationale Geheimnisse der Bosheit ausgeschlossen.

Aber mit diesen Vorbehalten ist das Bestreben, wissenschaftliche Ordnung in die Geschehnisse zu bringen, ein gesetzmäßiges Ablaufen der Zeitereignisse zu erforschen, gar wohl berechtigt. Es ist daher berechtigt, die bezeichnenden Erscheinungen eines Jahres unter gemeinsame Gesichtspunkte zusammenzufassen; denn wir dürfen voraussetzen, daß in der Tat den Ereignissen eines Jahres ein gewisser gesetzmäßiger Charakter zukommt. Alle jene drei Faktoren haben sich durch die Arbeit aller unserer Zeitgenossen zu einer neuen Konstellation vereinigt. Daraus entsteht ein bestimmtes Bild von unvergleichlicher Besonderheit.

Unvergleichlich? Nein, nicht ganz. Denn gerade so wie ein allerdings auch in gewissem Sinn unvergleichliches, nur einmal daseiendes Individuum doch sich zu verwandten Familien, diese zu Arten, diese wieder zu Gattungen zusammenschließen, so ist es auch mit dem Jahr.

So wie es nun die Aufgabe des Naturforschers ist, irgend ein Tier oder eine Pflanze oder ein Mineral in das natürliche System einzureihen,

so müßte es die Aufgabe der Geschichtswissenschaft sein, einem bestimmten Jahr im ganzen System der historischen Zeiten den richtigen Platz anzuweisen. Erst dann würden wir die Zeiten vollkommen verstehen, und vor allem unsere Zeit, in der wir leben.

Wo stehen wir also? Was schiebt uns vorwärts? Wohin treiben und streben wir? Was ist in der Fülle täglicher Phänomene das Wesentliche? Was ist gewissermaßen die spezifische wissenschaftliche Formel für unsere Zeit, zum Unterschied von andern Zeiten? Wo findet es seine Analogie, seine Verwandtschaft? Diese Fragen nach Möglichkeit zu beantworten, das sollte das Bestreben eines jeden sein, der seine Zeit verstehen will, der sich über ihr Programm und über seine eigene Rolle in diesem Programm orientieren will.

Bevor ich eine Antwort auf diese Fragen zu geben suche, sind noch einige Vorbegriffe zu erörtern. So bestimmt der Charakter eines Jahres hervortritt, also z. B. der des Jahres 1907, so bestimmt vereinigen sich mehrere Jahre zu einer charakteristischen Gruppe. Das hängt damit zusammen, daß ja die Träger des weltgeschichtlichen Geschehens auf allen Gebieten der Kultur nicht nur ein Jahr, sondern eine volle Generation zur Auswirkung ihrer Ideen vor sich haben. Ein großer Künstler, Musiker, Dichter, Denker, Politiker beherrscht die Entwicklung eine ganze Generation hindurch, vom reifen Mannesalter bis zum Greisenalter. Er steht aber noch unter dem Einfluß seines Meisters und Lehrers, er setzt seinen Einfluß noch mittelbar durch seine Nachfolger und Schüler fort. So erweitert sich die Wirkungsdauer einer Generation über drei Generationen, über ein ganzes Jahrhundert.

Die Tatsache, daß jedes Jahrhundert der Weltgeschichte einen bestimmten Charakter hat, ist längst in unser Bewußtsein übergegangen. Die Begriffe: 19. Jahrhundert, 18. Jahrhundert, 16. Jahrhundert usw. sind nicht bloße Abstraktionen, sind nicht bloße Nummern, sondern wirkliche, charakteristische Einheiten. Wir fühlen genau, daß so um das Jahr 1500 herum, ein oder anderthalb Jahrzehnte auf und ab, etwas Neues begonnen hat, nicht nur durch die sog. Entdeckung Amerikas, die sog. Reformation und andere äußerlich figierbare Daten, sondern durchaus. Der Mensch des 16. Jahrhunderts ist ein ganz anderer als der des 15. in Haltung, Tracht, Gebaren, Denken und Fühlen. Und wieder der Mensch des 17. Jahrhunderts, der des Dreißigjährigen Krieges und des Säkulums Ludwigs XIV., mit barocker Perücke und steifem Kragen, womit er seine ganze Seele symbolisiert. Und wieder der Mensch des 18. Jahrhunderts mit dem Zopf, der ihm hinten hängt, und mit den Kokoschmöckeln, mit all dem äußeren Index einer ganz unvergleichlichen Gemütsrichtung.

Und nun, welch einen dicken Strich setzt die französische Revolution, der Revolutionskrieg, die Umtwälzung alles Äußeren und Inneren vor das neue

19. Jahrhundert, vor seine radikal veränderte Tracht, seine radikal veränderte Lebens- und Anschauungsweise! Das 19. Jahrhundert in dieser seiner Besonderheit wissenschaftlich zu definieren, ist vielleicht ebenso schwer, wie es für den Laien schwer ist, den wissenschaftlichen Unterschied zwischen dem Hund und der Katze anzugeben; aber wir alle fühlen doch auch als Laien den charakteristischen Unterschied hier und dort. Er besteht.

Es gewährt einen eigenen Genuß, dem Mysterium zuzusehen, wie das 19. Jahrhundert allmählich aus dem 18. erwachsen ist, wie sich während der Revolutionszeit, besonders in den Jahren von 1794 bis 1806, die Anschauungen, die Gefühle, die Bestrebungen, die Richtungen änderten, wie vor den Augen der Zeitgenossen damals neue Gegenden, neue Welten aufstiegen, ungefähr so, wie es den Reisenden in einem neuen, ihnen bisher fremden Gebiete geschieht. Wir haben in der Literatur, in den Briefen, in den Tagebüchern und Memoiren jener Zeit ein köstliches Material zu diesen Beobachtungen.

In der Tat war ja auch diese Epoche schicksalsvoller als je eine. Jene Zeit, in der man den Kalender und die Jahreszählung verändern wollte, in der man das Christentum, das christlich-germanische Kaisertum und die deutsche Nation dazu für überwunden und abgetan hielt, läßt sich wirklich nur mit der Zeit vergleichen, da das Christentum entstand, mit der Zeit, von der wir unsere Jahre zählen, mit der Zeit, da das römische Kaisertum begründet wurde und gleichzeitig die germanische Nation in der Arminius-schlacht zum erstenmal entscheidend in die Weltgeschichte eingriff. Solche Zeiten kommen nicht oft. Ich wüßte keine dritte so bedeutsame Epoche, wenn es nicht die des Abraham und Hammurabi ist, die Epoche, wo sich aus einer uralten heidnischen Kultur die Offenbarung eines geisterfüllten Gottesreiches losringen sollte.

Der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert erscheint dagegen viel weniger bedeutend als die Wende des vorigen Säkulums. Wir fühlen, daß wir jetzt mehr eine Jahrhundertenerinnerung begehen, als daß wir selber etwas ebenso Radikales setzen. Und doch fühlen wir mit dieser Einschränkung gar wohl, daß wir seit einigen Jahren eine neue Stufe ersteigen auf jener neuen Terrasse, die wir vor 100 Jahren erreicht haben. Wir fühlen es, wir gewöhnen uns daran, daß wir nicht mehr im 19. Jahrhundert sind, daß wir andere Gedanken denken, andere Probleme wälzen. Der Ausdruck *fin de siècle* hat schon seit 1890 diesem Gefühl Ausdruck gegeben. Der Begriff hat nicht nur etwas Zahlenmäßiges ausdrücken sollen, sondern einen neuen sich bereits aus dem 20. Jahrhundert her ankündenden Geist. Ungefähr seit derselben Zeit hat sich im Namen „Sezession“ die Bildung eines neuen Kunststils vollzogen. Für die Charakteristik der Zeiten ist ja nichts so bezeichnend wie der regelmäßige, fast automatische Wandel der Kunststile. Hier äußert sich der Geist der Zeiten am organischsten, am

unmittelbarsten, am wenigsten willkürlich. So ist es auch für das beginnende 20. Jahrhundert bezeichnend, daß der „neue Stil“ am meisten an den Empirestil und Wiedermeierstil vor 100 Jahren anknüpft, ihn aber durchaus selbständig und dem neuen Jahrhundert gemäß ausbildet. Wir staunen dieses Entstehen wie ein unerklärliches Phänomen an, weil es ganz aus der Tiefe, aus der Notwendigkeit des Geschehens heraufkommt. Vielleicht wird uns dieser Leitfaden, den wir an der bildenden Kunst haben, helfen, unsere ganze Zeit auch in ihren andern Phänomenen besser zu verstehen.

Als das Wesentliche scheint sich nämlich da herauszustellen, daß wir nun eben die vor 100 Jahren angeschlagenen Themen auf höherer Stufe noch bewußter ausbilden wollen und sollen, als es damals im ersten Anlauf und in der Verwirrung des Umsturzes möglich war. Das Hauptthema aber der damals beginnenden „Neuesten Zeit“, wie sie mit Recht genannt wird, wurde von der Romantik, von der Restauration angeschlagen. Gerade so wie achtzehn Jahrhunderte vorher Augustus, Mäcenas und der ganze Kreis um den neuen Prinzeß nach einer furchtbaren Revolution, nach der Verdunkelung alles Bestehenden eine Regeneration anstrebten, gerade so wie gleichzeitig Christus, die Sonne jener Zeit, das Licht aller Zeiten, eine Wiedergeburt des ganzen Lebens, eine Wiederbelebung aus dem toten Wust der Pharisäer, Schriftgelehrten und politischen Zeloten brachte, so war es die Aufgabe der Restauration und Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in das doktrinäre Gerümpel der Freigeisterei, des sozialen Kontraktes, des verstaubten Naturmechanismus wieder das Licht und das Leben zu bringen, nämlich Geist, Genie, Gott, Übernatur, Religion, Kirche, das Positive, das Wirkliche, das Schöpferische.

Wie ein Wunder trat all das damals in eine Welt, die schon ganz entgöttert zu sein schien. Und nach kurzem Triumph wurde denn auch das neue Leben von der Banalität, vom Philistertum, von der Negation bekämpft. Dennoch darf man mit Recht das 19. Jahrhundert das der Romantik nennen; denn trotz aller Widerstände beruhte alles Neue und Positive auf der Auswirkung des romantischen Programms, wie es von Novalis und Friedrich Schlegel nicht nur für die Literatur, sondern fürs ganze Leben angegeben wurde. Dies war die Aufgabe des 19. Jahrhunderts, und man kann sagen, daß das 19. Jahrhundert erst dann zu Ende ging, als dessen Thema endgültig erkannt war.

Und gerade da begann das 20. Jahrhundert, indem es dem scheidenden 19. die Hand reichte und dessen Aufgabe als wohl erkanntes und erwiesenes Thema zu selbständigerer, zu bewußterer, zu vollständigerer und gründlicherer Bearbeitung übernahm. Daher die auffallende, aber nun erklärliche Erscheinung, daß gerade in den letzten Jahren nicht nur die bildende Kunst, sondern die ganze Literatur die entscheidendste Wendung nach der Romantik

gemacht hat und sich zu dieser Wendung an einer bisher unerhörten Wiedererweckung der alten romantischen Programmschriften gestärkt und orientiert hat.

Der Kern der Romantik aber ist Religion, Glaube, Kirche, Autorität, Tradition, und daher verstehen wir eigentlich erst jetzt ganz — ich muß es wenigstens von mir bekennen — das rückhaltlose Wort Goethes: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens.“ Niemals haben sich Gläubige wie Ungläubige intensiver mit diesem Thema beschäftigt als eben jetzt. Große Verlagsanstalten gehen heute fast allein in Publikationen religionsphilosophischer Art auf. Mit nervöser Ungebuld sucht man Gott, sucht Glauben, sucht Offenbarung, sucht Religion, sucht Gemeinde und Kirche, sucht das Heilige, sucht und findet, oder sucht und irrt — mit Sehnsucht, mit Leidenschaft, mit Liebe und Haß, mit Überschwang und Zorn.

Wir erinnern uns, daß wir vor etwa 30 Jahren bei lebhaften Tischdebatten erklärten, nicht früher auseinandergehen zu wollen, als bis wir die soziale Frage gelöst hätten. Wir haben sie nicht gelöst und sind auseinandergegangen, und heute wissen wir, daß sie in jener rein materiellen Weise nicht zu lösen ist. Darum haben wir uns dem Metaphysischen ergeben — einige der Magie, andere dem Dilettantismus der Neugründungen, andere den Ausgleichsbestrebungen zwischen Ja und Nein.

Es handelt sich nämlich in all diesen Fragen, seit jeher und im Augenblick, um den richtigen Ausgleich zwischen Vernunft und Leben, zwischen Rationalismus und Traditionalismus. Der exzessive Fortschritt will doktrinär ein konstruiertes Vernunftsystem, das „voraussetzungslos“ über allen Bedingungen des Geschichtlichen steht, verwirklichen. Der exzessive Traditionalismus will ebenso einseitig den entgegengesetzten Standpunkt des historisch Bedingten, des Autoritativen, des Voraussetzungsvollen zur Geltung bringen. In der ganzen Geschichte der Menschheit handelt es sich eigentlich nur um den Ausgleich dieser beiden Bestrebungen. Auf ihm beruhen alle politischen, philosophischen, religiösen, sozialen, ästhetischen Parteiungen. Und auch da nimmt das 19. Jahrhundert die entscheidende Stellung ein. Seit der französischen Revolution und der Restauration kam diese Streitfrage nicht nur in theoretische, sondern auch in praktische Verhandlung. Wir haben auf der einen Seite den Rationalismus, der aus Rousseaus sozialem Kontrakt, aus Kants Kritik der reinen Vernunft, aus den Theoretikern der Revolution, aus Hegel, Hermes, Günther, aus den sozialistischen und liberalen Theorien stammt; wir haben andererseits den Traditionalismus, der mehr oder weniger aus den Werken eines Adam Müller, de Maistre, Lamennais, Bonald, Bautain, aus dem Vorgehen der Restauration, der heiligen Allianz, der Reaktion hervorgeht. Daß die Wahrheit in der Mitte liegt, hat die Natur der Sache gezeigt, hat Rom selber wiederholt ent-

schieden. Es ist nicht möglich, die Welt nach idealen Kategorien allein zu konstruieren, die freie schöpferische Tat muß dazu kommen, muß ihr Dasein erklären. Und es ist andererseits nicht möglich, die Vernunft, Schönheit und Güte der Welt bloß aus der gefeglosen Willkür des historischen Geschehnisses abzuleiten; der schöpferische Wille muß alle Vernunft, Güte und Schönheit in sich tragen. Die Welt ist also sowohl Vernunft wie Geschichte, die Idee ist Tat, das Wort ist Fleisch geworden; das ist die Grundformel aller Geschichte. Darum steht das historische Christentum im Mittelpunkt der Weltgeschichte, darum hat sich das angehende 19. Jahrhundert ebenso an der Tatsache des Christentums wieder orientieren müssen, wie das angehende 20. Jahrhundert es muß. So wie vor 100 Jahren, so hat aber auch nun vor kurzem ein entschlossener radikaler Vorstoß stattgefunden, und die ganze Welt stand seit einigen Jahren wieder unter der stärkeren Suggestion des revolutionären, doktrinären, voraussetzungslosen, schematischen, konstruierenden, liberalen, kritizistischen Fortschritts, mit einem Wort, unter der Suggestion des sog. „Modernismus“.

In diese Grundfragen der Zeit hat nun das bedeutsame Jahr 1907 die entscheidende Wendung gebracht. Der fortschrittlich voranstürmende Radikalismus der Revolution, der noch im Jahr 1906 von Frankreich bis Rußland und bis Japan die Führung übernehmen zu wollen schien, hat sich seitdem als ein zu überwindender Standpunkt erwiesen. Es ist bedenklich, zum Beweis dafür einzelne Zeitungstatsachen aus der Gesamtheit der Ereignisse herauszureißen. Es ist ernüchternd, das Wehen des Geistes in den Tageskämpfen zu verfolgen. Aber es muß doch angedeutet werden im Vertrauen auf die verbindende Phantasie des Lesers. Manche Symptome, der Winzeraufstand in Frankreich, der Ausfall der allgemeinen Wahlen in Deutschland und Osterreich, das Abflauen der russischen Revolution, die Besonnenheit Englands und Japans, die Klasseninteressen in Amerika, haben das Problem verrückt.

Zu den entscheidendsten Symptomen dieser Wendung aber möchte ich die päpstlichen Kundgebungen dieses Jahres und den Redekampf über die Eroberung der Universitäten im österreichischen Abgeordnetenhaus zählen. Die entschiedene Sprache der Enzyklika Pascondi hat die Gegner wie die Anhänger der darin niedergelegten Anschauung überrascht. Es handelt sich in der Enzyklika ganz um dieselben Probleme, die 100 Jahre vorher im Kampf der Romantik gegen das Philistertum, gegen die Banalität, gegen die Barbarei der Zeit erörtert wurden. Und das gleiche gilt von jener Parlamentsdebatte, wenn auch die säkulare Bedeutung der strittigen Probleme nicht ganz zum Ausdruck kam. Aber hinter den Rednern standen unsichtbar die Geister und Ideen des kommenden 20. Jahrhunderts, so wie die einander befehrenden homerischen Geister hinter den kämpfenden Helden. Theologen und Politikern steht es zu, all dies eingehend zu würdigen. Ich

habe beide Symptome nur als Marksteine von Jahrhunderten hier hervorzuheben. Es ist damit ein ganz neuer Ton angeschlagen worden, ein Problem von säkularer Bedeutung ist in den Vordergrund gerückt worden. Kommende Generationen werden, wie ich glaube, von den Ereignissen dieses Jahres das volle Hereinbrechen des 20. Jahrhunderts datieren, die Offenbarung seines Geistes, seines Themas.

Dies Thema ist, wie gesagt, eine noch gründlichere Revision des Verhältnisses zwischen Wissen und Leben, Theorie und Wirklichkeit, als es das 19. Jahrhundert seit dem Beginn der Romantik geleistet hat. Das 20. Jahrhundert sagt uns, indem es gewissermaßen mit dem Jahr 1907 sein volles Programm ausgibt und seine volle Herrschaft antritt, etwa folgendes:

„Ihr habt nun gesehen, o Menschen, daß die Periode des rationalistischen Humanismus und der Revolution eher ein Hemmnis der Entwicklung war, wie denn überhaupt der Begriff Renaissance und Reformation ein rückwärtlicher, reaktionärer und unlebendiger ist, ein trockener und willkürlicher, so wie er in der Geschichte auftrat. Diese richtige Erkenntnis hat auch mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Romantik gebracht, die wieder an die lebendige Entwicklung des Mittelalters in organischer Weise anknüpfte, nicht um zurückzuschreiten, sondern im Gegenteil, um endlich nach langem, unfruchtbarem Spiel mit einer unverstandenen Antike vom Fleck zu kommen auf dem geraden Wege nach vorwärts. Das 19. Jahrhundert hat aber das Veräumte noch lange nicht eingeholt. Dazu sind wir da. Wir sind nun auf dem rechten Weg. Das ist soeben wieder klar festgestellt worden. Also vorwärts nun einmal! Laßt euch nicht wieder von längst überwundenen Standpunkten rechts und links auf Abwege locken! Wollt ihr die babylonisch-assyrische Magie, die Sophistik der Sophisten, die Steptis der Akademiker, den Naturalismus des Epikur und alle andern Irrtümer einfach repetieren? Schließt euch doch dem Neuen, Zukunftsvollen an! Das ist aber das Christentum mit seinen unbegrenzten Ausichten, mit seinem alle Talente zur Mitarbeiterschaft auffordernden Programm. Das ist die positive Kirche, die in der Dekadenz aller andern Ideen, in der Verzweiflung aller andern Bestrebungen, im Chaos der modernen Anarchie und absoluten Orientierungslosigkeit allein zukunftsvoll dasteht. Sie ist keine Ruine aus dem Mittelalter. Sie hat alle barbarischen, weltlichen, sinnlichen Tendenzen des Mittelalters auf positive Weise überwunden, nachdem sie diese eine Weile verklärt, vergoldet, vergeistigt hat. Nun ist sie daran, immer mehr sie selbst zu werden, immer mehr von ihrem Geiste der ganzen Kultur mitzuteilen, anstatt daß sie wie früher sich vor dem Andrang barbarischer Einflüsse kaum erwehren konnte. Sie wird von nun an immer stärker an der Lösung der philosophischen, sozialen, politischen, nationalen, ästhetischen Probleme sich beteiligen können und müssen. Dazu fordert sie ihre Getreuen als Mitarbeiter auf. Denn ihr seid es, die ihr die Zukunft

zu machen habt, den Geist, die Kultur des 20. Jahrhunderts. Ihr macht den Geist der Zeit, ihr könnt es, ihr sollt es, du und du —“ und damit sei jeder Leser dieser Schrift mit Namen genannt.

Das Jahr 1907 hat zum erstenmal seit den mythischen Zeiten des Dädalus und Ikarus das Problem des lenkbaren Fluges, und zwar, wenn wir recht berichtet sind, an fünf oder sechs Orten zugleich gelöst und damit eine unberechenbare Revolution aller Verhältnisse ahnen lassen. Es ziemt sich, daß wir Ritter vom Geiste hinter jenen Helden der Technik nicht zurückbleiben und mit um so unbedingterer Energie die ewigen Ideen vom Himmel holen, um damit unserem Jahrhundert eine vollkommenerer Kultur zu schaffen, als es die letzten Jahrhunderte taten. Die Gestirne sind günstig.

II. Kirchliches Leben.

1. Allgemeines.

Don Dr P. H. Kirsch.

Als die bedeutendsten Daten auf dem Gebiete des weltumspannenden Katholizismus wird der Chronist des Jahres 1907 den 3. Juli und den 8. September verzeichnen müssen, die Tage des Erlasses des Dekretes *Lamentabili sane exitu* durch das heilige Offizium oder des *Syllabus Pius' X.* und der *Enzyklika Pascendi dominici gregis* gegen die Modernisten.

Als im April vergangenen Jahres die Verwirrung der kirchenpolitischen Verhältnisse in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht hatte, hörte man verwundert, der Papst habe in einer Allocution vom 17. April bei Anlaß der Neukreierung von Karдинаlen erklärt, daß ihn eine noch weit beängstigendere Sorge als die betäubende Verfolgung der französischen Kirche drücke. Er sprach von einer Richtung, welche keine Einzelhäresie sei, sondern ein „gedrängter Abriß und das Gift aller Häresien“, geeignet, „die Grundlagen des Glaubens zu erschüttern und das Christentum zu vernichten“, nicht in offenem Kampfe und durch äußeren Abfall, sondern in stiller Wühlarbeit im Schoße der Kirche selbst. Und dies unter dem Vorwande, man wolle die Kirche dem Zeitgeiste anpassen, mit der modernen Kultur versöhnen¹.

Wohl mancher Katholik mochte in diesen Worten eine von ängstlicher Sorge diktierte Befürchtung sehen. Da erschien am 3. Juli² ein Dekret der Kongregation des heiligen Offiziums, beginnend mit den Worten *Lamentabili sane exitu*, durch welches 65 Irrtümer verurteilt wurden, — der *Syllabus Pius' X.* Die Gegner der Kirche hatten von dem seit längerer Zeit angekündigten *Syllabus* anderes erwartet, eine großzügige Verurteilung liberaler, kirchenpolitischer oder gesellschaftlicher Ideen, wie sie der *Syllabus*

¹ Acta S. Sedis (1907) 266 ff.

² Tag der Unterzeichnung durch das heilige Offizium, bestätigt durch den Papst am 4. Juli.

Pius' IX. vom Jahre 1864 enthalten hatte, modernisiert mit Beziehung auf „Reformkatholizismus“, „Modernismus“, „Kulturbund“ und dergleichen. Statt dessen enthielt er aber mit Ausnahme einiger wenigen Sätze eine Aufstellung streng wissenschaftlicher Thesen enger und engerer Art, welche zum größten Teil dem Gebiete der Exegese und Kirchengeschichte¹ angehören, ohne daß ihre Urheber näher genannt sind.

Das Dekret beleuchtete ein Krebsübel, welches schon längere Zeit um sich gefressen und einzelne Teile der Kirche, wie z. B. Frankreich, Italien und England, besonders angegriffen hatte. Es bezeichnete in den 65 Sätzen die Hauptlehren, deren Grundlinien bereits in der Allocution hervortraten. Die Verwandtschaft, ja die Identität der Mehrzahl derselben mit den Gedanken des französischen Abtes Loisy und seiner Anhänger ist inzwischen nachgewiesen worden.

Den Höhepunkt und Abschluß der päpstlichen Kundgebungen, welche sich in dieser Richtung bewegten, bildete die Enzyklika Pascendi dominici gregis² vom 8. September. Im ersten Teil legt sie in aus-

¹ Der Syllabus Pius' X. Der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition Erlaß vom 3. Juli 1907 (*Lamentabili sane exita*). Lateinischer und deutscher Text. Mit dem Pastoral Schreiben der Kölner Bischofskonferenz vom 10. Dezember 1907 (Freiburg 1908, Herder). Der Text des Syllabus (lateinisch und deutsch) nebst Kommentar findet sich auch bei Michelitsch, *Der biblisch-dogmatische „Syllabus“ Pius' X. samt der Enzyklika gegen den Modernismus* (2. Aufl. Graz 1908, Styria); auch in Sonderausgabe (ebd.); ferner in Heiner, *Der neue Syllabus Pius' X. oder das Dekret des heiligen Offiziums Lamentabili* (2. Aufl. Mainz 1908, Kirchheim). Letzteres Buch trägt offiziellen Charakter, weil „infolge ausdrücklicher Aufmunterung des Heiligen Vaters“ geschrieben. Mit dem Syllabus beschäftigten sich mehrere Studien des P. J. Bestmer in den „*Stimmen aus Maria-Laach*“ (73. und 74. Bb. Freiburg, Herder). Über Syllabus und Enzyklika enthält „*Der Katholik*“ Aufsätze (4. Folge Bb 36, Hft 6 7 9 10, hier auch der lateinische Text beider päpstlichen Erlasse). Eine deutsche Übersetzung von Syllabus und Enzyklika mit Anmerkungen bietet neuestens die protestantische Wochenschrift „*Christliche Welt*“ (Marburg i. H.), Beilage zu Nr 7 und 8.

² Eine autorisierte Ausgabe der Enzyklika, lateinisch und deutsch, erschien im Herderschen Verlag (Freiburg i. Br.): „*Kundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Pius X. über die Lehre der Modernisten*“. In einer Reihe von Aufsätzen der „*Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik*“ (Beigabe zur Münchener Allgemeinen Zeitung) haben in Nr 1—7 u. 9 katholische (Meurer, Ehrhard, Schnizer, Rausbach) und protestantische Universitätsprofessoren (Troeltsch, Haud, Herrmann, Euden, Köhler, Harnad, Paulsen) sich mit der Enzyklika näher beschäftigt. In der „*Köln. Volkszeitung*“ (Nr 116 138 160) erschienen drei längere Abhandlungen von Universitätsprofessor G. Effer (Wonn): „*Die Enzyklika Pascendi und ihre Kritiker in der Internationalen Wochenschrift*“. Auch in den „*Stimmen aus Maria-Laach*“ ist ein wertvoller Aufsatz des P. Etabber: „*Die Enzyklika Pascendi und der Modernismus*“, zu verzeichnen. Ausführlich beleuchtet die „*Schweizerische Kirchen-Zeitung*“ in Nr 2 ff die Enzyklika, sowie Universitätsprofessor Dr Kneib in der Schrift „*Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus*“ (Mainz 1908, Kirchheim).

führlischer Darstellung das ganze verurteilte Lehrsystem vor, welches kein eigentliches Dogma im Sinne einer unveränderlichen Wahrheit bestehen läßt und speziell die übernatürliche Offenbarung, die Gottheit Christi, die Einsetzung der Kirche durch Christus leugnet. Im zweiten Teile sieht die Enzyklika Maßregeln vor, welche diesen gefährlichen Strömungen innerhalb der Kirche entgegenwirken sollen. In katholischen Kreisen war man anfangs befremdet über den ernsten, ja strengen Ton, welcher das ganze päpstliche Rundschreiben beherrschte. Aber dieses Befremden mußte sich in dem Maße mildern, als man die wirkliche Tendenz des Modernismus durchschaute. Denn Kenner der Zustände in romanischen Ländern wiesen darauf hin, daß die Ideen von Loisy, Houtin, Le Roy, Tyrrell, der Mailänder Zeitschrift *Rinnovamento* usw. in der Laienwelt und im jüngeren Klerus Anschauungen verbreitet hatten, die einer Auflösung des katholischen Glaubens gleichkamen. Daraus erkannte man auch, wie die einschneidenden Disziplinarbestimmungen am Schlusse der Enzyklika von seiten eines in seinen ersten Rundschreiben so väterlich auftretenden Papstes zu erklären waren. In Deutschland hat das modernistische System keine nennenswerten Vertreter; will man hier ein modernistisches „undogmatisches Christentum“ suchen, so muß man zum liberalen Protestantismus gehen, wo bei Kant, Schleiermacher, Ritschl und den zeitgenössischen Anhängern der protestantischen Kritik die gleichen Grundideen wie beim Modernismus sich wiederfinden.

In dem scharfen Vorgehen Pius' X. gegen die Modernisten findet sich ein einheitlicher Gedanke, der sich von der Allocution am 17. April zum Syllabus vom 3. Juli, zur Enzyklika vom 8. September bis zum Motu proprio vom 18. November und den neuesten Allocutionen¹ steigert. Am 21. November nämlich veröffentlichte der *Osservatore Romano* ein Motu proprio Pius' X. vom 18. November, beginnend mit den Worten *Præstantia Scripturæ Sacrae*. Dasselbe handelte über die Erlasse der päpstlichen Bibelf Kommission und die Zensuren und Strafen, welche die Verächter der Vorschriften gegen die modernistischen Irrtümer sich zuziehen. Die Schärfe der Strafandrohung beleuchtet die Spannung und den Ernst der Situation, vor allem in Italien². Die Übertreter der Sätze, Meinungen und Lehren, wie sie im Syllabus und in der Enzyklika *Pascendi* gebrandmarkt sind, sollen ipso facto der dem Papste simpliciter reservierten Ex-

¹ 16. Dezember bei der Neufreierung von Kardinälen: *Civiltà Cattolica*, Ann. 59, I 3 ff.

² Als Antwort der Modernisten erschien anonym *Il programma dei modernisti* (Rom, Società scientifico-religiosa editrice); Loisy, *Quelques observations* (im Selbstverlag); *Catholici*, Lendemain de l'Encyclique (Paris, Nourry). Eine Verurteilung und ein Verbot des Programms erließ der Kardinalvikar Reppighi am 29. Oktober 1907, der französischen Gegenchriften der Pariser Erzbischof Amette am 14. Februar 1908.

kommunikation verfallen. Diese Exkommunikation sei aber aufzufassen unter Vorbehalt der Strafen, welche diejenigen, welche gegen die erwähnten Erlasse sich verkehrten, als Verbreiter und Verteidiger von Häresien erwirken könnten, nämlich der dem Papste speciali modo reservierten Exkommunikation, falls ihre Lehren häretisch seien. Wenn die Bischöfe und Vorsteher der religiösen Genossenschaften bei den von ihnen angestellten Lehrern oder den Zöglingen der Seminarien modernistische Irrtümer wahrnahmen, so sollten sie den ersteren die Ausübung des Lehramtes gänzlich untersagen und die jungen Leute von den Weihen ausschließen, falls sie nur den geringsten Verdacht erregten, daß sie den verurteilten Lehren und verderblichen Neuerungen zuneigten.

Die Enzyklika Pascendi gegen die Modernisten klingt in ein Kulturprogramm aus, indem sie neue Wege zu einer großen kulturellen Zusammenarbeit katholischer Gelehrten im Geiste der Kirche und der Wissenschaft verkündet.

In demselben Rahmen bewegte sich das Schreiben¹ des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val vom 14. Dezember an den Direktor des österreichischen historischen Instituts in Rom, Hofrat Professor Dr Pastor, wodurch dieser im Auftrag des Papstes zum Sekretär des zu gründenden internationalen Instituts für den Fortschritt der Studien ernannt wird.

Werke desselben Geistes sind die Revision der Vulgata und die Kodifikation des kanonischen Rechts. Durch Schreiben² des Kardinals Rampolla, des Vorsitzenden der päpstlichen Kommission De re biblica, vom 30. April an den Abtprimas des Benediktinerordens wurde nämlich diesem Orden die Fortsetzung der Arbeiten des im Jahre 1869 verstorbenen Barnabiten Carlo Vercellone zur Textkritik der Vulgata übertragen. Betraut wurde mit der Leitung des Instituts von gelehrten Benediktinern, welche das Werk vollenden sollen, der englische Pater A. Gasquet O. S. B., an welchen Pius X. am 3. Dezember ein Schreiben³ richtete; darin ist die Hoffnung ausgesprochen, daß „keine diesbezügliche alte Handschrift, die sich in europäischen Bibliotheken finden lasse, unerforscht bleibe, um den hieronymianischen Text der Vulgata wieder getreu herzustellen“.

Als Vorfrucht der Kodifikation des kanonischen Rechts darf das Ehedekret⁴ Ne temere vom 2. August 1907 angesehen werden. Verschärfend

¹ Siehe „Köln. Volkszeitung“ Nr 1121.

² Siehe das Schreiben in der Civiltà Cattolica, Ann. 58, II 739 ff.

³ Das Originalschreiben ist abgedruckt in der Civiltà Cattolica, Ann. 59, I 108.

⁴ Als erster unter den wissenschaftlichen Bearbeitern des neuen Rechts ist der Grazer Kanonist J. B. Haring (Das neue Ehedekret Ne temere, Graz, U. Moser) auf dem Plane erschienen. Ausführlicher behandelt Gerichtsreferendar Karl Bosch die „Reform des kirchlichen Eheschließungsrechtes durch Papst Pius X.“ (Leipziger Inauguraldissertation, 1907). Vorwiegend praktischen Zwecken dient die Schrift des Inzealprofessors M. Leitner (Die Verlobungs- und Eheschließungsform nach dem Dekret

in Bezug auf die Katholiken sind die neuen Bestimmungen verständlich gegenüber den Katholiken; sie sind moderne Gesetzesbestimmungen, in welchen die mit der neuzeitlichen Entwicklung der Industrie und des Weltverkehrs verbundene Umwälzung der Domizilverhältnisse und die konfessionelle Mischung der Bevölkerung Berücksichtigung gefunden haben.

Vom 6. bis 11. August wurde in Metz der 18. Internationale Eucharistische Kongreß abgehalten, zu welchem Pius X. als päpstlichen Legaten den Kardinal Vincenzo Vannutelli entsandt hatte. Die vorherigen Kongresse haben meistens auf französischem Boden getagt, doch waren auch belgische Städte, ferner Freiburg i. Schw., Rom, Jerusalem bisher schon zu diesem Zwecke erwählt worden. Metz war die erste deutsche Stadt, die den Kongreß in ihren Mauern sah. Mit Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln, waren eine Reihe von deutschen, englischen, französischen, belgischen usw. Kirchenfürsten, sowie zahlreiche Äbte aus dem Benediktiner-, Cistercienser- und Prämonstratenserorden hierzu eingetroffen. An einzelnen Tagen waren gegen 100 000 Fremde zur Teilnahme am Kongresse anwesend. In den verschiedenen Sitzungen hielten u. a. Reden über Themata, die in Beziehung zur heiligen Eucharistie standen, Kardinal Fischer, die Bischöfe Benzler von Metz, Kepler von Kottenburg, Korum von Trier, Busch von Speier, Heylen von Namur als Präsident der Kongresse, Foucauld von Saint-Dié, Professor Oster vom Priesterseminar in Metz, Dominikanerpater Rohser aus Düsseldorf, Dompfarrer Loch von Luxemburg, Pfarrer Getty aus Mülhausen i. E., Erzpriester Christiany von Saargemünd; von Laienrednern seien insbesondere erwähnt der Reichstagsabgeordnete Landgerichtsdirektor Gröber (Heilbronn), Oberlehrer Ringinger (Metz), Abgeordneter Brünn (Luxemburg), Rechtsanwalt Foret (Metz). In einer französischen Ausschusssitzung erschien Kardinal Fischer; eine Ansprache des Kirchenfürsten an seine französischen Mitbrüder im Episkopate, um ihnen die Anteilnahme der deutschen Bischöfe an den Leiden der französischen Katholiken auszudrücken, machte tiefen Eindruck. Auf ein Begrüßungstelegramm des Kardinallegaten Vannutelli bei seiner Ankunft in Metz an den Deutschen Kaiser Wilhelm II. traf eine herzlich gehaltene telegraphische Antwort ein.

Um das goldene Priesterjubiläum des Papstes Pius X. am 18. September 1908 würdig zu feiern, hatte sich bereits am 14. November 1906 der Dekan des Kardinalskollegs, Kardinal Dreglia, als Protektor der Società della Gioventù cattolica italiana an den Episkopat des Erdkreises gewandt und ihm die Unterstützung des Zentralkomitees, welches sich zu diesem Zweck

Ne temere, 2. Aufl. Regensburg 1907, Manz). In der Broschüre des Unzealprofessors A. Knecht, Die neuen eherechtlichen Dekrete (Köln, J. P. Bachem), reichen sich Wissenschaft und Praxis die Hand.

in Rom gebildet hatte, ans Herz gelegt. Für die Inauguralfeier im Monat September waren bereits sieben Pilgerzüge aus Italien, Frankreich, Belgien usw. nach Rom angesagt. Infolge der Unsicherheit durch antikirchliche Heterereien ließ Pius X. dieselben durch eine Veröffentlichung im *Osservatore Romano* vom 6. August absagen, und da sich die Lage nicht besserte, wurde auch für die weiteren Monate von der Veranstaltung von Pilgerzügen Abstand genommen.

Sein silbernes Bischofsjubiläum konnte am 8. Dezember der Erzpriester der Basilika St Peter in Rom, der ehemalige Staatssekretär des Papstes Leo XIII., Kardinal Mariano Rampolla del Tindaro feiern.

Am 22. Juli, unmittelbar nach dem vierten Gedächtnistage des Hinscheidens Leos XIII. (gest. 20. Juli 1903), wurde in der Basilika S. Giovanni im Lateran das ihm von den Kardinälen, die durch ihn den Purpur erhalten hatten, errichtete Grabdenkmal feierlich eingeweiht. Die Überführung der irdischen Überreste des heimgegangenen Papstes von ihrer provisorischen Ruhesätte in St Peter nach dem Mausoleum in der Lateranbasilika konnte bis jetzt noch nicht stattfinden infolge der öffentlichen Unsicherheit durch antikirchliche Kundgebungen.

Seine Thronbesteigung ließ der neue persische Schah Mohammed Ali dem Papste durch den außerordentlichen Gesandten Mahmud-Khan Ala el-Mulk ansagen, welcher am 24. Juni in feierlicher Audienz von Pius X. empfangen wurde; desgleichen der Gesandte in außerordentlicher Mission Yasuya Uchida des Kaisers von Japan am 22. Juli, um ein eigenhändiges Antwortschreiben seines Monarchen auf einen Brief Pius' X. zu überreichen. Und schließlich wurde am 8. Oktober eine abessinische Missionsgesandtschaft des Kaisers Menelik feierlichst von Pius X. empfangen, wobei der Papst seinen Dank aussprach für den kaiserlichen Schutz der katholischen Missionen. Bereits am 17. September hatte Menelik dem päpstlichen Gesandten, dem Kapuzinerpater Bernhard, feierliche Audienz gewährt als Überbringer eines päpstlichen Schreibens und des Großkreuzes des Ordens vom Heiligen Grabe zum Danke für den dem Papste verliehenen Orden des Sterns von Äthiopien, welchen Pius X. in einer Audienz vom 21. März von P. Bernhard entgegengenommen hatte.

Kardinalskreierungen fanden in diesem Jahre zweimal statt, am 15. April und 16. Dezember, an welchen Tagen die geheimen Konfistorien abgehalten wurden, während für die öffentlichen der 18. April und 19. Dezember angesetzt waren. Bei ersteren wurde sieben Kirchenfürsten der Purpur verliehen, nämlich dem Patriarchen Cavallari von Venedig, dem Franziskanererbischof Aguirre y Garcia von Burgos, dem Titularerzbischof und Apostolischen Nuntius Rinaldini zu Madrid, dem Erzbischof Lorenzelli von Lucca, dem Erzbischof Maffi von Pisa, dem Erzbischof Qualbi von Palermo und dem Erzbischof Mercier von Mecheln. In letzteren wurden

zu Kardinalen freiert der Titularerzbischof Gasparri, der Erzbischof Luçon von Reims, der Bischof Andrieu von Marseille und der Sekretär der Konzilskongregation, de Lai.

Gestorben sind im Jahre 1907 vier Kardinäle: Macchi, Svampa (Erzbischof von Bologna), Taliani und Steinhuber. Zu Ende des Jahres bestand das heilige Kollegium aus 62 Mitgliedern, von denen 36 Italiener und 26 Ausländer waren. Aus dem Episkopat sind durch den Tod abberufen worden 7 Erzbischöfe und 38 Bischöfe, darunter der Titularerzbischof und Koadjutor von San Francisco Montgomery, der 85jährige Erzbischof Williams von Boston, der Jesuitenpater Weiderlinden, Bischof von Poona (Indien), Bischof Stang von Fall River, Bischof Fitzgeralb von Little Rock (Amerika) und Weihbischof Zobl von Brigen.

Neu errichtet wurden in diesem Jahre drei Bischofsitze (jetzt 964) und eine Apostolische Präfektur (jetzt 64) auf den Marianeninseln, ebenso eine vom Heiligen Stuhl direkt abhängige Abtei S. Maria de Monferrat in Rio de Janeiro (jetzt 21 Prälaturen) nullius dioeceseos.

2. Deutschland.

Von Dr P. A. Kirsch.

Der deutsche Katholizismus hat ein Jahr voller Aufregung hinter sich. Eine Reihe von Geschehnissen oder „Fällen“ lösten sich ab, um das katholische Leben sich nicht ruhig entwickeln zu lassen. Am 31. Mai 1906 war der Würzburger Universitätsprofessor für apologetische Wissenschaft Dr Hermann Schell aus diesem Leben abberufen worden. Bei der akademischen Totenfeier für denselben in der Würzburger Universitätskirche am 11. Juni hielt der Fakultätskollege des Verstorbenen, der Kirchenhistoriker Professor Dr Merkle die Gedächtnisrede (im Druck erschienen unter dem Titel: „Auf den Pfaden des Völkerapostels“. Mainz 1906, Kirchheim), worin der heimgegangene Apologet in Parallele mit dem Völkerapostel Paulus gesetzt wurde, dessen Charakterbild der verstorbene Schell noch zu zeichnen beabsichtigte. In der Juninummer der „Hochschulnachrichten“ (XVI, Nr 9, 210 f) veröffentlichte nun der Herausgeber derselben, Dr Paul v. Salvisberg, zwei an ihn von Schell unmittelbar nach seiner Indizierung am 13. und 17. März 1899 gerichtete Briefe, mit deren erstem er „eine Feststellung des Sinnes und der Tragweite seiner kirchlichen Gehorsamserklärung zur Verwertung für die Berichterstattung“ der „Hochschulnachrichten“ mitteilte. Zugleich fügte er „noch einige Aufklärungen über die Sachlage bei“, die für ihn „bestimmend wurde“. Dabei heißt es: „Mein Streben war und ist die Verständigung zwischen dem modernen Kulturgeist und dem Katholi-

zismus — nach allen Richtungen hin, ein Zusammenwirken mit den analogen nordamerikanischen und französischen Bewegungen. Die intransigente Reaktion hat augenblicklich in Rom die Oberhand. . . . Man glaubte mich dadurch (durch Zensurierung meiner Werke und Schriften) für die Kreise meiner Anhänger und Gesinnungsgenossen diskreditieren zu können, ja noch mehr, mich aus der Kirche herauszudrängen, indem ich die Gehorsams-erklärung verweigerte. . . . So hätte man den Beweis meiner sektiererischen Bestrebungen erbracht und mich für die katholische Welt kalt gestellt und ausgeschaltet. Das wäre der Triumph meiner Gegner, der Bannerträger des Separatismus und der Reaktion, gewesen. Bedenken Sie, daß der Ruf: „Los von Rom!“ besonders unter der Nachwirkung des Kulturkampfes bei uns im Reiche gar keine Zugkraft hat: die weiten Kreise, welche für meine Bestrebungen begeistert sind, wollen nicht aus der Kirche hinaus, sondern dieselben in der Kirche zur Geltung bringen, und zwar trotz aller reaktionären Maßregeln. Aller Fortschritt geht ja unter Hemmungen vor sich. Darum hat man mich aus diesen weiten Kreisen kirchlicher Fortschrittsfreunde beschworen, mich loyal zu unterwerfen und mich ja nicht aus der Kirchengemeinschaft hinausdrängen und hinausärgern zu lassen. Ich solle um der Sache willen das Opfer einer persönlichen Selbstverleugnung bringen. . . . Dieses Opfer sei ich dem Fortschrittsgedanken innerhalb der katholischen Kirche schuldig: durch meinen Austritt aus der Kirche sei die ganze Bewegung auf lange und schwer geschädigt.“

Im darauffolgenden Monat Juli wurde ein Aufruf „zur Errichtung eines Grabdenkmals (zu Ehren Professor Schells) auf dem Friedhof und eventuell noch für Begründung einer Stiftung zur Förderung apologetischer Studien“ erlassen von Freunden und Verehrern Schells. Zur Begründung wurde hierfür angeführt: „Man hat ihn nicht mit Unrecht den populärsten katholischen Theologen Deutschlands genannt. Mit ihm ist ein origineller und tiefgründiger Denker, ein begeisterter und begeisternder akademischer Lehrer, ein hinreißender Redner, ein scharfsinniger und nimmermüder Verteidiger des Gottesglaubens, des Christentums, des Katholizismus, ein weitblickender Geist, ein auf der Höhe der Zeit stehender Mann der Wissenschaft, ein sprachgewaltiger Schriftsteller, ein verständnisvoller Kenner des modernen Denkens und Fühlens, ein unerschrockener Bekenner der Wahrheit, ein treuer Freund der akademischen Jugend, ein für Deutschlands Größe warm fühlender Patriot, ein weitherziger und selbstloser Menschenfreund dahingegangen.“

„Zwingende Gründe sehr ernster Art“ bewogen nun den Wiener Universitätsprofessor Prälat E. Commer, wie er im Vorwort betont, „zur Orientierung für gläubige katholische Leser“ ein Buch zu veröffentlichen mit dem Titel „Hermann Schell und der fortschrittliche Katholizismus“ (Wien, Kirsch), welches in der Osterwoche 1907 erschien (2. Aufl. 1908); denn „der Name

Schells“ sei „dazu benutzt worden, den modernen deutschen Reformbestrebungen innerhalb der katholischen Kirche neuen Aufschwung und weitere Verbreitung zu geben. Ein katholischer Dogmatiker“ dürfe „nicht teilnahmslos zusehen, wie Irrtümer gegen den überlieferten Glauben ausgestreut werden.“ An diese Schrift knüpfte sich nun die erste heftige Auseinandersetzung. Als der Streit um das Buch schon einen bedeutenden Umfang angenommen hatte, erließ Pius X. am 14. Juni ein Breve an den Verfasser, veröffentlicht am 27. Juni im *Osservatore Romano*, worin ihm die Anerkennung des Papstes ausgesprochen wurde. Dieses Breve wurde zugleich den Apostolischen Nuntien offiziell zugestellt, um die Bischöfe zur Mitteilung desselben an den Klerus zu veranlassen. In den meisten deutschen Diözesen erfolgte die Publikation nach und nach auch in den kirchlichen Amtsblättern.

Das Bekanntwerden des Breve erregte eine erneute heftige Diskussion, insbesondere wegen der Stelle: „Dagegen haben wir leider in Erfahrung gebracht, daß es nicht an solchen fehlt, die kein Bedenken tragen, seine (Schells) Lehre zu empfehlen und ihn selbst mit Lobeserhebungen derart zu überhäufen, als wäre er der allergrößte unter den Verteidigern des Glaubens gewesen, dem Apostel Paulus selbst zu vergleichen, der es durchaus verdient habe, daß sein Andenken durch ein Denkmal für die Bewunderung der Nachwelt geheiligt werde. Von denjenigen, die so gesinnt sind, kann man wahrlich nicht anders denken, als daß sie entweder in Unwissenheit über die katholische Lehre befangen sind oder sich gegen die Autorität des Apostolischen Stuhles auflehnen.“ Es erschienen eine Reihe von Protesten von dem Komitee und den Zeichnern des Aufrufes für die Errichtung eines Grabdenkmals, zu welchen auch zwei bayrische Bischöfe, der Erzbischof von Bamberg und der Bischof von Regensburg, gehörten, als das Breve in den kirchlichen Amtsblättern veröffentlicht wurde. Die beiden Oberhirten erließen am 23. Juli gemeinsam eine Erklärung, „um Mißverständnissen und Irrtümern zu begegnen“. Die Proteste betonten insbesondere, daß die Auffassung, als ob die Errichtung eines Grabdenkmals zu Ehren Schells eine Demonstration gegen den Heiligen Stuhl bedeute, den Tatsachen nicht entspreche; das Komitee für Errichtung eines Grabdenkmals selbst wandte sich mit einem Schreiben vom 16. Juli an den Kardinalstaatssekretär Merry del Val, welcher dasselbe am 25. Juli beantwortete. In demselben führt er aus: „Der Heilige Vater entnahm dem gedachten Schreiben, daß Ihr nichts anderes als einen Akt menschlicher Pietät gegen einen Toten beabsichtigt habt, den viele der Unterzeichner zum Kollegen oder Freund oder Lehrer hatten. Seine Meinung hierüber hat Seine Heiligkeit deutlich kundgetan, als er gelegentlich meinte, man müsse zwischen dem Privatleben Schells und den von ihm veröffentlichten Schriften unterscheiden.“ Als der Abdruck dieses Schreibens in den verschiedenen kirchlichen Amtsblättern gleichfalls erfolgte, trug dies wesentlich zur Beruhigung bei.

Im Verlaufe der Erörterungen über die Lehre Schells theilte die *Corrispondenza Romana* am 15. Juli einen „Schell-Syllabus“ mit, zwei Protokolle, welche „das Ergebnis der Besprechungen des Bischofs von Würzburg mit Professor Dr Schell am 24. Januar 1904 und am 6. Dezember 1905“ enthielten. Diese Protokolle, in welchen Schell über eine Anzahl beanstandeter Stellen aus seinen Werken Erklärungen abgibt, wurden auch aus dem Original im Würzburger Diözesanblatt vom 5. und 12. September bekannt gegeben. Die heftige Fehde, welche im Anschlusse an den Fall Commer-Schell auch unter der katholischen Presse entstanden war, legte sich, als eine Anzahl Briefe bekannt wurden, die das Andenken Schells nur schwer schädigen konnten. So vor allem ein Brief Schells an Professor Rippold vom 19. Februar 1900, von diesem in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ Nr 377 veröffentlicht, und ein Schreiben an den Exjesuiten Grafen Hoensbroech vom 12. Mai 1898 in der „Tägl. Rundschau“ Nr 389.

Während die Wogen der Erregung in dieser Angelegenheit noch hoch gingen, veröffentlichte die *Corrispondenza Romana* vom 8. Juli (*Osservatore Romano* Nr 159—161) die Aktenstücke über eine geplante deutsche Laienorganisation in Verbindung mit einer an den Papst zu richtenden Petition in Sachen der Indexfrage. Die Anregung ging von einigen Katholiken in Münster i. W. aus, welche zunächst eine Änderung der Indexbestimmungen anstrebten durch eine Bittschrift an den Papst und den deutschen Episkopat. Die Sache, in welcher man einen international organisierten Geheimbund innerhalb der Kirche sehen wollte, war noch im Stadium der streng vertraulichen Vorberatung, als sie bekannt wurde, und das Münsterer Komitee bezeichnet es in einer gemeinsamen Erklärung vom 16. Juli als „eine Entstellung der Wahrheit, wenn man“ ihm „die Absicht einer Trennung von der Autorität der Kirche unterschiebe“, wie auch der Versuch als ein „unkirchliches Unterfangen zurückgewiesen werden“ müsse, „sein Vorgehen als unrechtmäßig hinzustellen“; denn jeder Laie sei unter anderem „berechtigt, zu erlaubten Zwecken mit andern Laien zusammenzutreten, ohne grundsätzlichen Ausschluß des Klerus die Pflege des Laienapostolats zum Gegenstand seiner Pläne und Unternehmungen zu machen, als Sohn der heiligen Kirche vertrauensvoll Bittschriften an den Heiligen Vater vorzubereiten und durch Organisation das Gewicht der für seine Anliegen gesammelten Unterschriften zu erhöhen“. Aus der Geheimhaltung des ganzen Unternehmens könne irgend ein begründeter Vorwurf nicht hergeleitet werden; denn schon die bisherigen Folgen der vorzeitigen Veröffentlichung müßten jeden Einsichtigen davon überzeugen, daß durch die Auslieferung an die Öffentlichkeit eine schwere Schädigung kirchlicher Interessen eingetreten sei. Im übrigen war die katholische deutsche Presse fast einstimmig in der Beurteilung der Angelegenheit, daß ihr nämlich im Auslande eine Bedeutung beigemessen werde, die sie nicht habe. Auch Kardinal und Fürstbischof Kopp von

Breslau ließ in einem Schreiben (s. „Schles. Volkszeitung“ Nr 374) an einen der Beteiligten erklären, daß er „die treukirchliche Gesinnung der katholischen Männer anerkenne, die den inzwischen bekannt gewordenen Entwurf der geplanten Eingabe an Se Heiligkeit unterzeichnet haben“, und er sei „nach wie vor der Überzeugung, daß auf die Absichten der Unterzeichneten kein Schatten fallen kann“. Nur möge „ein derartiges Vorgehen nicht der Kenntnis des Episkopates entzogen werden, weil eine Verheimlichung in manchen Kreisen Mißtrauen oder Mißdeutung erregen, den Anschein erwecken könnte, als ob das Band zwischen Hirt und Herde sich lockere, in den zuständigen Ordinarien die Empfindung hervorgerufen würde, als mangle ihnen das Vertrauen ihrer Diözesanen“.

Anlaß zu einem neuen „Fall“ bot die Schrift des Bonner Theologieprofessors Dr. F. Schrörs über „Kirche und Wissenschaft, Zustände an einer katholisch-theologischen Fakultät“ (Bonn, Georgi). In dieser wurde mit scharfer Kritik Klage geführt über eine Anzahl behaupteter Mißstände beim Studienbetrieb der Theologen aus dem Kölner Erzbistum. Gegen diese Denkschrift des Professors Schrörs richtete Kardinal und Erzbischof Fischer in Nr 20 des „Kirchlichen Anzeigers für die Erzdiözese Köln“ einen Erlaß an den Klerus und unterfragte am 22. Oktober vorläufig den Theologen den Besuch der kirchengeschichtlichen Vorlesungen von Professor Schrörs. Dieses Verbot wurde am 8. November wieder aufgehoben. Infolge des Bonner Vorfalles wurden heftige Preßangriffe in den liberalen Blättern gegen Kardinal Fischer gerichtet, welche der Kirchenfürst bei Gelegenheit der Eröffnung der Arbeiten für die Ende August 1908 in Düsseldorf stattfindende Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in einer längeren Erklärung am 10. November zurückwies. Dabei führte er aus: „Infolge von Verhandlungen mit der kgl. Staatsregierung war ich in die Lage versetzt, die nur vorläufig und mit Rücksicht auf diese Verhandlungen gegebene Anweisung, den betreffenden Vorlesungen einstweilen fernzubleiben, wieder zu beseitigen. Ich betone ausdrücklich, daß diese Anweisung nur eine vorläufige war, und ich freue mich aufrichtig, daß sie entfernt werden konnte. Damit ist für mich dieser Streitpunkt beendet, ohne daß ich damit die Klagepunkte, die in einer gewissen Broschüre niedergelegt sind, irgendwie anerkenne.“

Die Heerschau der deutschen Katholiken, die 54. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, fand in diesem Jahre in Würzburg vom 25. bis 29. August statt¹. Mitgliedskarten zu derselben wurden gelöst 4979 und 453 Damenteilnehmerkarten nebst 494 Studentenkarten. An Herrentageskarten wurden 19 914 Stück und an Damentageskarten 1040

¹ Die Verhandlungen, herausgegeben vom Lokalkomitee, sind erschienen im Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei, Würzburg.

abgegeben. Eröffnet wurde die Generalversammlung durch einen Arbeiterfestzug am Sonntag, an welchem ungefähr 300 Vereine sich beteiligten. Daran schlossen sich fünf gewaltige Arbeiterversammlungen. Zum ersten Präsidenten der Generalversammlung war Reichstagsabgeordneter und Präsident der badischen Kammer der Abgeordneten Rechtsanwalt Fehrenbach aus Freiburg i. Br. erwählt worden, zum ersten Vizepräsidenten Freiherr Moriz von Frandenstein in Regensburg, zum zweiten Amtsgerichtsrat Engeln in Osnabrück. Den vier Ausschüssen präsiidierten Oberlandesgerichtsrat Wellstein (Frankfurt a. M.), Generaldirektor Dr Pieper (M.-Glabbach), Amtsgerichtsdirektor Gießler (Mannheim) und Hygealprofessor Dr Schlecht (Freising).

Leitgedanke bei den Vorträgen in den öffentlichen Versammlungen war das Thema: Die Ideale des Katholizismus im öffentlichen Leben und die Mitwirkung der Katholiken im öffentlichen Leben an der Verwirklichung dieser Ideale. Als Redner sprachen Professor Meyenberg (Luzern) über Religion und Konfession, Abt Norbert O. S. B. (von St Ottilien) über Katholizismus und Missionen, Pfarrer Bartels (Bielefeld) über kirchliche Notlage im Inlande, Universitätsprofessor Dr Spahn (Straßburg i. E.) über Katholizismus und Hochschulen, Rektor a. D. Brüel (Bochum) über Katholizismus und Volksschule, Geistl. Rat Wacker (Zähringen bei Freiburg i. Br.) über Katholizismus und Nationalität, Professor Schorer (Freiburg i. Schw.) über moderne Aufgaben der Caritas, Landgerichtsdirektor Gröber (Heilbronn) über Katholizismus und Wirtschaftsleben, Professor Meyers (Luxemburg) über Literatur und Kunst im Lichte der katholischen Weltanschauung und Erbprinz Alois zu Löwenstein über das Papsttum. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich am dritten Versammlungstage die Männerwallfahrt auf das Käppele, an welcher sich über 6000 Männer beteiligten. Die Predigt hielt Erzbischof Dr v. Abert (Bamberg). Den deutschen Katholiken bedeuten diese Generalversammlungen vor allem das hervorragendste Mittel zur Stärkung und Belebung ihrer inneren Kräfte. Hatte im Jahre vorher bei der Tagung in Essen, der Stätte rastlosen Schaffens der Industrie, die soziale Frage den Rednern Stoff und Anregung zu ihren Vorträgen gegeben, so bot die natur schöne Frankentadt mit ihren zahllosen Denkmälern deutscher Kunst und wissenschaftlichen Strebens von selbst die Themata zu den hohe Begeisterung entfachenden Reden über die Ideale des Christentums, deren Würdigung und Verwirklichung durch die Mitarbeit des katholischen Volkes. Die Gegner hatten erwartet, daß die Politik des Tages auf der Generalversammlung zur Erörterung komme. Da aber die Katholikentage keine Parteitage der politischen Zentrumsparthei sind, sahen sie sich in dieser Annahme getäuscht. Eine zweite Enttäuschung bereitete ihnen das Ausbleiben der innerkirchlichen Meinungsverschiedenheiten, die kurz vorher noch scharf aufeinandergestoßen waren, so daß der

Präsident betonen konnte: „Die Verhältnisse lagen bis in den letzten Tagen vor unserer Versammlung so, daß mancher mit bangem Herzen und stiller Sorge dem Verlaufe der Tagung entgegen sah. Aber der allseitige gute Wille, der echt katholische Geist und Gottes Gnade haben diese Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt.“ Bei der Eröffnungsrede hatte Präsident Fehrenbach betont, daß die Ideale des Katholizismus nicht bloß verwirklicht werden sollten in den Herzen der Gläubigen, in den engen Räumen der Kirche: sie sollten Kraft und Bedeutung erhalten im privaten und öffentlichen Leben. Um eine solche Riesenaufgabe zu bewältigen, bedürfe es einer verständnisvollen, gemeinsamen Arbeit des Priestertums mit der Laienwelt. Dabei müsse freilich auf die Einhaltung der von der Kirchenordnung gezogenen Grenzen strengstens gesehen werden. Und in seinem Schlußworte hob er hervor, Sache der Wissenschaft sei die Forschung, die Entscheidung aber sei Sache des kirchlichen Lehramtes. Die Kirche sei nicht so grausam, eine freudige Unterwerfung zu fordern, aber was sie verlangen könne und dürfe, sei eine klare und unzweideutige Unterwerfung.

Ein Rück- und Ausblick über den Stand des wissenschaftlichen Lebens unter den deutschen Katholiken ließ sich gewinnen auf der Generalversammlung der Görresgesellschaft¹, welche vom 24. bis 26. September in Paderborn unter ungewöhnlich starker Beteiligung abgehalten wurde. Sie war wohl die größte seit Bestehen der Gesellschaft. In der 500—600 Mann umfassenden Präsenzliste fiel namentlich die starke Vertretung der Hochschullehrer und Professoren an theologischen Lehranstalten, etwa 90, auf. Vielbeachtet wurde die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, des Universitätsprofessors Freiherrn v. Hertling, über die tiefsten Quellen der gegenwärtigen Beunruhigung in katholischen Kreisen. In der philosophischen Sektion sprachen Professor Eugen Müller (Straßburg) über alte und neue geschichtsphilosophische Probleme, Professor A. Dyroff (Bonn) über Symbol und Allegorie, Professor A. Schneider (München) über den modernen Spiritualismus. In der historischen Sektion hielt Professor Kamperß (Breslau) einen Vortrag über Vergil und die Sibylle von Tibur, Oberlehrer Dr Linneborn (Paderborn) über den religiös-sittlichen Stand Westfalens zu Beginn der Kirchenspaltung, Dr Schäfer (Rom) über den Haushalt der päpstlichen Kurie im 14. Jahrhundert und Dr B. Schweizer über die Reformarbeiten unter Papst Julius III. In der naturwissenschaftlichen Sektion verbreitete sich Professor Plafmann (Münster) über Fernrohre zum Studium des Lichtwechsels der Fixsterne, Dr Schäfer (Breslau) über Elektronen, Ingenieur Dessauer über Strahlungsenergie und Krankheiten, P. Wasmann S. J. über die Entwicklung der modernen Zellenlehre. Sehr erfreulich war die Neubelebung der Sektion für Rechts- und Sozialwissen-

¹ Näheres im Jahresbericht, Köln, J. P. Bachem.

schaft auf dieser Generalversammlung. In derselben hielt Lyzealprofessor Dr Knecht (Bamberg) einen Vortrag über die neuesten eherechtlichen Erlasse Pius' X., Universitätsprofessor Dr Raendrup (Münster) über Entwicklung und Ziele des Kolonialrechts und Dr L. Pieper (M.-Glabbach) über das rheinisch-westfälische Kohlenyndikat. In der Sektion für Altertumskunde sprach Universitätsprofessor Dr Grimme (Freiburg i. Schw.) über das Alter des israelitischen Versöhnungstages, Dr Baumstark (Sasbach, Baden) über ostsyrisches Christentum und ostsyrischen Hellenismus, Professor Dr Peters (Paderborn) über die jüdische Gemeinde zu Syene im 5. Jahrhundert v. Chr., P. Kugler S. J. über die kulturhistorische Bedeutung der babylonischen Astronomie und Professor Dr Müller (Paderborn) über das Martyrium des hl. Polycarp. In der ersten öffentlichen Versammlung verbreitete sich Mgr Wilpert (Rom) über das Thema: Das Grab des hl. Petrus im Lichte der geschichtlichen Nachrichten, in der zweiten öffentlichen Universitätsprofessor Baumeister (Straßburg) über Persönlichkeit. Die Mitgliederzahl der Görresgesellschaft ist im Jahre 1907 um 10—15% gestiegen.

Die Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst tagte am 16. und 17. September in Speyer. Kanonikus Staudhamer (München) gab dabei in einem Vortrag ein Bild von der gegenwärtigen Lage der christlichen Kunst.

Für die pädagogische Wissenschaft war der zweite katechetische Kurs in München vom 1. bis 7. September von großer Bedeutung. Zu demselben waren 1440 Karten gelöst, worunter ungefähr 500 Teilnehmer, welche dem ganzen Kurse anwohnten. Universitätsprofessor Baumgartner (Breslau) schilderte die empirisch-psychologischen Grundlagen des Denkprozesses. Ähnliche Themata der pädagogischen Psychologie behandelten Schulrat Bürgel, Seminarbibliothekar a. D., über die Aufmerksamkeit und Rektor Pötsch über Anschauung. Universitätsprofessor Swoboda (Wien) sprach über Katechese und Seelsorge, Weihbischof Dr Knecht (Freiburg i. Br.) über Katechese, nicht Exegese, Privatdozent Dr Göttinger (München) über Abhängigkeit der Methode vom Lehrstoff und über Religionsunterricht an Fortbildungs- und Feiertagschulen, Universitätsprofessor Göttsberger (München) über die Grundsätze moderner katholischer Bibelkritik, Schuldirektor Bergmann (Dresden) über psychologische Behandlung der biblischen Geschichte, Lehrer Schubert (Würzburg) über Vereinigung von Katechismus und Bibelunterricht, Professor Meyenberg (Luzern) über Einführung in die heilige Messe, Professor D. Willmann über Behandlung von Legenden und Konvertitenbildern, Subregens Sproll (Rottenburg) über das nachunterrichtliche Lernen, über verbales Memorieren und Ideenassoziation. Auf einem am 4. September veranstalteten Elternabend hielt Seminaroberlehrer Fabrich (Xanten) einen Vortrag über die Beziehungen zwischen Elternhaus und Schule und Frä. Herber (Vöppard), die Vorsitzende des

Vereins katholischer Lehrerinnen, über das Problem der Erziehung der Jugend zur Sittenreinheit.

Der katholische Lehrerverband hielt in der Pfingstwoche eine jährliche Generalversammlung in Saarbrücken ab, der katholische Lehrerinnenverband in Bochum.

Auf literarischem Gebiete ist als ein für die deutschen Katholiken hoch erfreuliches Ereignis die Vollendung von Herders Konversationslexikon nach sechs Jahren ernster Arbeit zu verzeichnen. In acht stattlichen Bänden repräsentiert das Werk eine ungeheure Summe von Intelligenz, Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlicher Arbeit als ein Monument gläubiger Wissenschaft.

Der erste Kölner theologische Ferienkursus, welcher in der Pfingstwoche abgehalten wurde, wies gegen 200 Teilnehmer auf.

Die diesjährige Tagung des Charitasverbandes für das katholische Deutschland, der zwölfte Charitastag, wurde in Hildesheim vom 7. bis 12. Oktober veranstaltet. Domkapitular Steinmann (Hildesheim) wählte zum Thema für seinen Vortrag die Wohltätigkeit in Stadt und Diözese Hildesheim, Abg. Professor Fassbender (Charlottenburg) sprach über Probleme der Herzengüte und Herzensfreude in Armenpflege, Fürsorgeerziehung und Gefängniswesen, Domkapitular Prälat Müller-Simonis (Straßburg) hielt einen Vortrag über die charitative Tätigkeit im Hinblick auf das Elend in den größeren Städten, Pfarrer Dr. Magen (Hannover-Linden) über die Fürsorge für die vom Lande abwandernde und die städtische Jugend, Oberlehrer Joerdens (Hildesheim) über die Ziele der Vinzenzvereine, Geh. Regierungsrat Schmedding, Landesrat in Münster, über Fürsorgezöglinge in ländlichen Familien, Rektor Berger (Hildesheim) über die Notwendigkeit und Gestaltung von Eltern- und Familienabenden. In einer stark besuchten Frauenversammlung referierte Fr. Windler (Münster i. W.) über Kindergärten und Kindergärtnerinnen, Fr. Wade (Hannover) über die Fürsorge für Heimarbeiterinnen und Fabrikarbeiterinnen, Fr. Dransfeld (Werl) über sittliche und charitative Pflichten der Frau auf dem Gebiete der Literatur und Kunst. Auch eine besondere Männerversammlung wurde veranstaltet, bei welcher Reichs- und Landtagsabgeordneter Sittart (Aachen) über die Arbeit der Schule und des Elternhauses zur Vorbereitung der Jugend für charitatives und soziales Wirken und Privatdozent Dr. Grewing (Bonn) über den Geist der Liebe im Wirken der katholischen Kirche sprach. Zur Feier des siebenten Rentenariums der Geburt der hl. Elisabeth fand eine Festversammlung statt, wobei Dominikanerpater Bonaventura (Berlin) ein Lebensbild der Heiligen zeichnete. — Ein stark besuchter katholischer Charitaskursus wurde vom 21. bis 26. Oktober in Straßburg i. E. abgehalten.

Das Erzbistum Bamberg feierte am 13. Juli und den folgenden Tagen das neunte Rentenar seiner Gründung. Zu dieser Feier waren

die Suffraganbischöfe von Eichstätt, Würzburg und Speyer erschienen und 50000 bis 60000 Fremde.

Zum Bischof von Fulda wurde am 19. März konsekriert der Fuldaer Domkapitular und Seminarregens Dr Joseph Damian Schmitt, welcher am 29. Dezember 1906 durch das Domkapitel als Nachfolger des verstorbenen Bischofs Endert gewählt worden war.

Zum Weihbischof von Kulm wurde am 6. Juli der Kanonikus an der dortigen Kathedrale Kirche Dr Klunder ernannt und am 15. September zum Titularbischof von Selymbria (Thracien) konsekriert.

An Stelle des am 24. August von München abgereisten Apostolischen Nuntius Msgr Caputo wurde zu seinem Nachfolger der österreichische Dominikaner, Eggenal seines Ordens, P. Andreas Frühwirth, Ende Oktober ernannt und am 30. November durch den Kardinalstaatssekretär Merry del Val zum Titularerzbischof von Heraklea geweiht. Er traf Mitte Dezember in München ein.

Am 10. Dezember versammelten sich die deutschen Bischöfe mit Ausnahme der bayerischen zu einer außerordentlichen Konferenz unter dem Voritze des Kardinals und Erzbischofs Fischer im erzbischöflichen Palais zu Köln. Gegenstände der Beratung waren die von der Staatsregierung beabsichtigte Erhöhung des Pfarreinkommens, die päpstlichen Eheerlasse und die Enzyklika über den Modernismus. Hinsichtlich letzterer wurde ein gemeinsames Pastorale an den Klerus vereinbart und erlassen. Die preußischen Oberhirten hielten ihre alljährliche Konferenz in Fulda am 20. und 21. August ab.

Am 20. Juli trat der langjährige (1868—1898) Kommissar der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, Fürst Karl zu Löwenstein, im 74. Lebensjahre zu Venlo in den Dominikanerorden ein; die feierliche Einkleidung fand am 4. August statt.

Die Totentafel des Jahres zeigt den Verlust einer Reihe von Männern an, welche sich um die katholische Kirche in Deutschland hohe Verdienste erworben haben. Gestorben sind die theologischen Schriftsteller Ehrendomherr Dr A. Tappehorn (2. Januar), der Trierer Dompropst Dr Scheuffgen (20. März), der Mainzer Dombekan und Herausgeber des „Katholik“ Michael Raich (28. März), der Bonner Prälat Universitätsprofessor Kaulen (11. Juli), der Eichstätter Dompropst v. Bruner (11. Juli), der Münchner Benediktiner P. Obilo Rottmanner (11. September), der Mainzer Prälat Domkapitular Friedrich Schneider (21. September), der Parlamentarier Kaplan Dabach in Trier (11. Oktober).

Die 51. Generalversammlung des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande fand am 3. November in Mainz statt. Die jährlichen Einnahmen desselben beliefen sich auf rund 105000 Mark, von denen 65000 Mark zum Unterhalt der Stationen und zu Missionszwecken und 40000 Mark

zu Bauzwecken für das neue Hospiz am Damaskustore verwandt wurden. Am 17. August konnte der Direktor des katholischen deutschen Hospizes in Jerusalem, P. Friedrich Wilhelm Schmidt, sein goldenes Priesterjubiläum feiern; wenige Monate später, am 30. November, verstarb der hochwürdige Herr infolge eines Unfalls in Köln. Am 5. September wurde der bisherige Superior der Benediktiner auf dem Sion, P. Kornelius Aniel, vom Erzabte Plazibus Wolter zum ersten Prior des Benediktinerklosters auf dem Sion ernannt.

Nach dem Rechenschaftsbericht für das verfloffene Jahr betragen die Einnahmen des St. Josephs-Missionsvereins zur Unterstützung der deutschen Missionsstationen in England, Frankreich, Italien und Rußland 40 924,86 Mark, die Ausgaben 40 219,98 Mark. Der Afrikaverein deutscher Katholiken hatte an Einnahmen und Ausgaben rund 67 000 Mark zu verzeichnen. Die auf deutschem Boden entstandene Missionsvereinigung deutscher Frauen und Jungfrauen zählte am 1. Juli 1907 bereits 81 074 Mitglieder; die Bareinnahmen betragen 50 229 Mark. Für die deutsche Diaspora wurden bar abgeliefert 7207 Mark und an die Missionen 22 798 Mark. Die abgelieferten Paramente und kirchlichen Geräte repräsentierten einen Wert von 48 342 Mark, so daß im ganzen 78 347 Mark zur Verteilung gelangen konnten.

Nach dem 21. Bericht des Bonifazius-Sammelvereins betragen die Einnahmen 135 942 Mark; an Unterstützungen für Pflege armer katholischer Waisen, für christliche Erziehung im Glauben gefährdeter katholischer Kinder, für Ermöglichung einer würdigen Vorbereitung von Erstkommunikanten usw. wurden 144 440 Mark aufgewendet. Der Bonifaziusverein hatte im Jahre 1906 (der Jahresbericht für 1907 ist noch nicht fertig gestellt) eine Einnahme von 3 908 116,62 Mark und verausgabte für Diasporazwecke 4 281 752,26 Mark; das Defizit wurde durch den Bestand gedeckt. Bei dem bayerischen Ludwigs-Missionsverein betragen die Einnahmen für 1906 510 782 Mark, die Ausgaben 494 123 Mark. Davon wurden verwendet für das Inland 111 814 Mark, für die auswärtigen Missionen 249 261 Mark. Den Rest beanspruchten vorbehaltene Kapitalzinsen und Verwaltungskosten.

Der Albertus-Magnus-Verein zur Unterstützung katholischer Hochschüler (mit Ausnahme von Theologen) konnte im Jahre 1906 an Studienbeihilfe ungefähr 96 300 Mark verteilen. Davon entfallen auf die preußischen Diözesanverbände 79 835 Mark (Breslau 9205, Köln 19 795 [1907: Einnahmen 28 417,50 Mark, Ausgaben 25 118,05 Mark], Kulm 1400, Fulda 2430, Hildesheim 1000, Limburg 1585, Münster i. W. 12 235, Osnabrück 1025, Paderborn 9440, Trier 3900, Diaspora 17 820); auf die nicht-preußischen Verbände an 34 500 Mark (Bayern [von 5 Diözesen 1906/1907] an 16 450, Freiburg i. Br. 8747, Mainz 5400, Straßburg i. E. 3940).

3. Österreich.

Don Dr F. M. Schindler.

Das Jahr 1907 brachte Österreich zwar keine hervorragenderen Ereignisse rein kirchlichen Charakters, hat aber für die Entwicklung des katholischen Lebens im allgemeinen eine ganz besondere Bedeutung erlangt: es brachte Österreich das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für die Reichsratswahlen und damit in der Ära der kirchenpolitischen Parlamentskämpfe sicher den stärksten und nachhaltigsten Anstoß zur ernstesten Pflege katholischen Lebens für die fernere Zukunft. Der Wahlkampf hat fast durch ganz Österreich hin zu einer kräftigen Regung des christlichen Bewußtseins geführt, und manche neue, hoffnungserweckende Kraft ist seitdem zur Hebung katholischen Lebens unter den österreichischen Völkern tätig.

Dieser Wahlkampf brachte uns die erste allgemeine Kräftemessung jener zwei politischen Parteigruppen, welche gegenwärtig hauptsächlich um die Stimmen in den breiten Volksmassen werben, der christlichen Volksparteien und der sozialdemokratischen Parteien. Angesichts der geringen Agitation, welche die christlichen Volksparteien in einzelnen österreichischen Ländergebieten bis dahin entwickelt hatten, kann man immerhin sagen, daß die Wahlergebnisse nicht ungünstig für sie waren. Sie vereinigten 1165290 Stimmen oder 25,6 Prozent aller abgegebenen Stimmen auf sich, während die Sozialdemokraten 1039463 Stimmen oder 22,9 Prozent aller abgegebenen Stimmen erhielten. Weit wertvoller noch als dieses Wahlstimmenergebnis selbst sind die bei der Wahlvorbereitung gewonnenen Erfahrungen über die Werbekraft, welche ein politisches Programm auf christlicher Grundlage allenthalben bei den Völkern Österreichs besitzt; über die lokale Verteilung der Kräfte, welche zur Mitarbeit der Propaganda des christlichen Gedankens im Volke nach den verschiedenen Richtungen hin bereitstehen; über die Notwendigkeit, die Werbung der christlichen Volksparteien um die politische Gefolgschaft vor allem auf eine möglichst intensive Pflege des religiös-katholischen Lebens im Volke zu stützen. Die zuletzt bezeichnete Erfahrung ist nicht eigentlich eine neue zu nennen; aber sie hat in der Wahlvorbereitung eine oft überraschende Bestätigung erfahren, und weithin ist man wieder lebendig daran erinnert worden, daß sie im Wesen der Dinge notwendig begründet liegt. Denn immer wird in Wahlkämpfen, bei welchen es sich um die Entscheidung des Volkes für oder wider die Herrschaft des christlichen Gedankens im öffentlichen Leben handelt, der Erfolg dem christlichen Gedanken um so günstiger sein, je mehr er in seinem religiösen Kerne im Volke Wurzel gefaßt hat. Es genügt nicht, daß die herrlichen Auswirkungen des Christentums in der Kultur der Menschheit, in Wissenschaft und Kunst, in Sitte und Lebensanschauung, in der Volkswirtschaft und im

Völkerverkehr Anerkennung finden; sie alle vermögen erst dann die katholischen Volksmassen in ihrer politischen Betätigung umfassend und nachhaltig an die christliche Fahne zu fesseln, wenn ihnen das katholische Christentum als religiöses Bekenntnis heilig ist, und wenn sie an seiner lebendigen Betätigung in ihrem gesamten Tun und Lassen, am frisch pulsierenden „katholischen Leben“ Freude gewonnen haben.

Diese neubelebte Erfahrung hat allen größeren diesjährigen Aktionen zur Hebung und Entfaltung katholischen Lebens in Oesterreich Impuls und Richtung gegeben; sie standen alle unter dem Eindruck freudiger Genugtuung über die christlichen Wahlerfolge, aber nicht minder unter dem Eindruck der Erkenntnis, daß im Zeichen des allgemeinen Wahlrechts der christlichen Weltanschauung nur dann ihr gebührender Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gesichert sei, wenn das praktische Christentum in der Mehrheit des ganzen Volkes zur bleibenden Wirklichkeit wird.

Diese Erkenntnis beherrschte vor allem die zahlreichen katholischen Volksversammlungen dieses Jahres. Erzbischof Theodorowicz spricht sich über den Wert der heutigen Volksversammlungen für das katholische Leben in seiner geistreichen Weise aus, indem er das Beispiel des Weltapostels auf der Rednerbühne des Areopag auf sie anwendet: „Unsere Volksversammlungen sind heute die Stätten, wo der Kampf um die christliche Lebensanschauung entbrennt und ausgefochten wird, wo man nicht mehr den unbekanntem Gott ehrt, sondern ihn oft genug beschimpft und verachtet. Es sind aber auch die Stätten, wo durch gottgesegnete Beredsamkeit die Altäre für den verspotteten Christus aufgebaut werden können in den Herzen, die in ihrem Glauben schwach und oft nicht im stande sind, die sozialen und politischen Fragen nach Maßgabe der Glaubensprinzipien zu beurteilen und ihrer Lösung entgegenzuführen.“ — Sicher sind in keinem vorangegangenen Jahre so zahlreiche katholische Volksversammlungen in Oesterreich abgehalten worden wie im Jahre 1907. Allen voran war es der Piusverein, der durch seine Redner landauf landab das Feuer der Begeisterung für praktisches Christentum zunächst auf dem Gebiete der Presse zu entzünden und wach zu erhalten bestrebt war; ihm zur Seite der ältere katholische Schulverein, dessen unermüdblicher Präsident seiner regen Tätigkeit in Veranstaltung von Versammlungen auch durch seine schwere Erkrankung keine Schranken ziehen ließ; die katholischen Volksvereine in Oberösterreich, Krain, Nordböhmen, Mähren und die christlichen Bauernvereine in Niederösterreich, Steiermark, Tirol, Salzburg gaben katholischen Rednern fortwährend Gelegenheit, neben politischen und Standesfragen die Fragen christlicher Lebensführung vor großen Versammlungen zu erörtern; die katholischen Landtags- und Reichsratsabgeordneten suchten sich in enger Fühlung mit ihren christlichen Wählern durch eine oft bewunderungswürdige Versammlungstätigkeit zu erhalten, deren Frucht nicht allein die Befestigung politischer Gesinnungstüchtig-

keit, sondern ebensosehr kirchlicher Treue im Volke ist. Aus der Unzahl größerer und kleinerer Versammlungen, die unmittelbar zur Belebung des religiösen und kirchlichen Lebens von religiösen Vereinen und sonstigen Veranstaltern im vergangenen Jahre durch das ganze Reich hin abgehalten wurden, seien zwei wegen ihrer allgemeinen Bedeutung besonders hervorgehoben: der marianische Sodalentag in Linz und der sechste allgemeine österreichische Katholikentag in Wien.

Der marianische Sodalentag in Linz stellt eine Generalversammlung der marianischen Kongregationen, vorzüglich Osterreichs, im größten Stile dar, eine imposante Kundgebung katholischen Glaubens und warmer Marienverehrung; imposant durch die große Zahl der Teilnehmer, durch das Gepränge festlicher Veranstaltungen, durch hervorragende oratorische Leistungen und durch einschneidende praktische Beschlüsse zu allseitiger Förderung praktischen Christentums im Anschluß an die Verehrung der seligsten Gottesmutter. In den marianischen Kongregationen, deren frischen Zug die Zeitschrift „Unter der Fahne Mariens“ mit Umsicht und Geschick wach erhält, sammelt sich eine ausgewählte und stetig wachsende katholische Kerntruppe; ihnen traten in letzter Zeit mit zunehmendem Eifer die Tertiariergemeinden zur Seite, indem sie ihre alte, das ganze praktische Christentum umfassende Tätigkeit neuerdings reger aufnehmen.

Der sechste allgemeine österreichische Katholikentag bildete eine würdige Fortsetzung des unmittelbar vorhergehenden, der 1905 ebenfalls in Wien stattgefunden hatte. Ein vielbemerktes Ereignis war es, als in der Eröffnungssitzung der populärste christliche Mann Osterreichs, Bürgermeister Dr. Karl Lueger, geführt von Prinz Alois Liechtenstein, in der ersten Reihe der Teilnehmer des Katholikentags zwischen dem Kardinalfürsterzbischof von Wien und dem Apostolischen Nuntius, von diesen und den zahlreich anwesenden Bischöfen wie von der ganzen Versammlung überaus warm begrüßt, Platz nahm — ein denkwürdiges Zeichen der langersehnten und durch die Vereinigung der christlich-deutschen Parlamentsparteien unter Luegers Führung bereits besiegelten Versöhnung von Meinungsverschiedenheiten im christlichen Lager Osterreichs, unter deren Druck man fast zwei Jahrzehnte gestanden hatte.

Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete die Fortsetzung der katholischen Präfaktion des fünften Katholikentages, die inzwischen im Piusverein einen so glänzenden Vertreter gefunden hat, und die Ergänzung der katholischen Organisation überhaupt. In beiden Richtungen hat der Katholikentag gute Früchte getragen. Die Präfaktion, soweit sie vom Piusverein getragen wird, wurde durch eine energische Rede seines Gründers, P. Viktor Kolb S. J., eine oratorische Meisterleistung, von den zahlreichen Hemmungen, die sich ihr entgegenzustellen begonnen hatten, befreit, und sie nahm neue und vielversprechende Ansätze. Die katholische Organisation wurde durch die Begründung zweier Zentralorganisationen für ganz Osterreich, die eine

der katholischen Frauen-, die andere der männlichen und eines Teils der weiblichen Jugendvereine gefördert. Aber auch sonst waren die Anregungen und Beschlüsse zum Zusammenschluß der Kräfte zahlreich und zugleich praktisch genug, um weiteren Gewinn für denselben in sichere Aussicht zu stellen. Von den großen Reden bei den allgemeinen Versammlungen des Katholikentags seien erwähnt die des Slowenen Dr Sustersic über Religion und öffentliches Leben, des P. Anblau S. J. über die historische Bedeutung des katholischen Glaubens für die Länder unter Habsburgs Zeppter, des Borarlberger Landeshauptmanns Rhomberg über die katholische Phalanx der Völker Österreichs und namentlich die gehaltreiche Rede des Universitätsprofessors Dr K. Hilgenreiner über „freie Forschung“, im Anschluß an die Enzyklika Pius' X. über den Modernismus. Überhaupt zeichneten sich die auf diesem Katholikentage gehaltenen Reden und Referate durch Sachlichkeit und anregende Wirkung aus.

In der großen Öffentlichkeit wurde jedoch keine Katholikentagsrede mehr beachtet als die kurze Ansprache Dr Luegers in der Eröffnungsversammlung, und zwar wegen einer Bemerkung über die Eroberung der Universitäten für den christlichen Gedanken. In ihrem Zusammenhange unanständig und selbstverständlich, weil begründet durch den Hinweis auf kurz vorher geschehene offene Mißachtungen der Rechte katholischer Verbindungsstudenten seitens anderer Studierenden an mehreren Universitäten und durch die gleichzeitige Ernennung von sieben jüdischen Dozenten für die Wiener Universität allein, wurde diese Äußerung zum Ausgangspunkt weitgreifender Entrüstungskundgebungen gemacht. Sie liefen schließlich in eine Parlamentsaktion aus, welche sich zum Ziele setzte, die Einflußnahme der christlich-sozialen Partei auf die Universitäten abzuwehren und die theologischen Fakultäten aus denselben zu entfernen. Im Parlamente standen christliche Redner wie Professor Dr Michael Mayr, Dr Kref und Professor Dr Drexel mannhaft und wirksam für die Forderung ein, daß dem christlichen Gedanken seine berechnete Stellung an den öffentlichen Bildungsstätten Österreichs voll gewahrt werden müsse, und jene Parlamentsaktion fand nicht den von ihren Unternehmern erhofften Ausgang.

Das wissenschaftliche Leben in Österreich — soweit es sich um Bestrebungen auf katholischer Grundlage handelt — hat seinen Brennpunkt in der Leo-Gesellschaft gefunden, die einerseits durch ihre allwöchentlich (die „Montagsabende“) stattfindenden Vortragsversammlungen, andererseits und am intensivsten durch ihre Publikationen, besonders die beiden periodischen Publikationen „Die Kultur“ und „Allgemeines Literaturblatt“, eifrig bemüht ist, christliche Weltanschauung in die weitesten Kreise zu bringen und die auf dem Boden des Christentums stehenden Gelehrten und Künstler Österreichs behufs gegenseitiger Anregung und gemeinsamer Pflege der Wissenschaft und Kunst untereinander zu verbinden.

Noch sei einer großen Kundgebung katholischen Lebens Erwähnung getan, der Feier des 750jährigen Bestandes des größten marianischen Wallfahrtsortes in Osterreich, Maria-Zell in Steiermark. Die Pilgerung zu dieser Gnadenstätte erreichte in diesem Jubeljahre eine enorme Höhe, und das Hauptfest wurde durch großartige Manifestationen der Marienverehrung gefeiert, an denen die Vertreter der größten katholischen Organisationen Osterreichs teilnahmen. Auch hier war der Zentralgedanke, welcher die dabei gehaltenen Reden und Ansprachen beherrschte, die Notwendigkeit der Erneuerung praktischen Christentums im ganzen Volksleben Osterreichs. Möge ihr reiche und dauernde Verwirklichung beschieden sein!

4. Ausland.

Don Dr P. A. Kirsch.

Italien stand im abgelaufenen Jahre einerseits unter dem Zeichen der antiklerikalen Sez- und Wühlarbeiten. Ein Rundschreiben der Freimaurerloge von Rom beim Jahreswechsel forderte alle italienischen Schwesterlogen zu einem gemeinsamen „tatkräftigen und vor allem erfolgreicheren Feldzug gegen den Klerikalismus“ auf. Bereits am 17. Februar fanden in einer Reihe von italienischen Städten, insbesondere in Rom, antiklerikale Demonstrationen größeren Stiles statt. In den Sitzungen der Abgeordnetenkammer auf Monte Citorio zeigte sich dann die kirchenfeindliche Gesinnung im Verlauf des Monats Mai bei den Interpellationen wegen Erweisung militärischer Ehrenbezeugungen beim Einzuge des zum Kardinal erhobenen Erzbischofs Lorenzelli von Vucca in seine Bischofsstadt und wegen der angeblichen Anwesenheit eines italienischen Kreuzers in Paola bei der Feier des Kirchenpatronsfestes. Seinen Höhepunkt erreichte der antiklerikale Feldzug, als sittliche Skandale in dem Institut einer sich fälschlich für eine Nonne ausgebenden Person namens Fumagalli in Mailand entdeckt wurden. Falsche Anschuldigungen dieser Art wurden nun von den Antiklerikalen gegen das Salesianerkolleg in Barazze erhoben; es kam zu Volksaufläufen und Beschimpfungen der Salesianer, ja zur Erstürmung von Kirchen (1. August). Verschiedene Mitglieder des Instituts wurden verhaftet, aber bald stellte sich deren völlige Unschuld heraus. Die gleichen antiklerikalen Demonstrationen gegen die Salesianerinstitutione wiederholten sich in einer Reihe von italienischen Städten. Der bekannte Komponist und Musikdirektor der Sixtinischen Kapelle, Perosi, richtete an den römischen Messaggero, ein Blatt, welches mit andern kirchenfeindlichen Zeitungen die antiklerikale Agitation besonders geschürt hatte, nach einer rohen Beschimpfung auf offener Straße am 9. August einen Brief, worin er ausführte: „Bei meinen zahlreichen

Reisen ins Ausland habe ich in den breiten Volksschichten eine ganz andere Erziehung vorgefunden, und in diesen Tagen bei den fortwährenden Angriffen schäme ich mich, ein Italiener zu sein.“ Auch der Kardinalstaatssekretär wurde bei einer Ausfahrt in Marino insultiert. Daß die antiklerikale Wühlarbeit immer bedenklicheren Umfang annahm, hatte nicht zum letzten seinen Grund in einem Rundschreiben des Großmeisters der Freimaurerlogen Ettore Ferrari, worin gefordert wurde, daß mit allen Mitteln auf Unterdrückung der religiösen Schulerziehung hingearbeitet werden solle. Die kirchenfeindliche Gesinnung zeigte sich auch in den Anordnungen verschiedener oberitalienischer Stadtbehörden, z. B. von Alessandria, wonach die Kreuzfahne aus den Schulhöfen entfernt werden sollten. Der Staatsrat freilich verfügte wiederum deren Anbringung. Aus der kirchenfeindlichen Gesinnung heraus beschloß die Stadtverwaltung von Florenz die Abschaffung des Religionsunterrichtes in den Elementarschulen, und eigene Kongresse für Einrichtung der „Laischule“ fanden in Neapel und Palermo statt.

Während so die katholische Kirche in Italien unter den antiklerikalen Angriffen zu leiden hatte, hatte sie zugleich schwere Kämpfe im eigenen Schoße zu bestehen, die in der sog. Reformbewegung in die Erscheinung traten. An die Spitze derselben stellte sich der italienische Senator und Romanschriftsteller Antonio Fogazzaro, und auf sozialpolitischem Gebiete hatte sie ihren Führer in Romolo Murri. Seit Januar 1907 besitzt sie ein größeres Organ in der zu Mailand erscheinenden Zeitschrift *Il Rinnovamento*. Diese ganze Reformbewegung ging von Frankreich aus. Abbé Voisy und seine Anhänger machten Schule in Italien, speziell auf dem kritisch-biblischen Gebiete. In unglaublich kurzer Zeit verbreiteten sich in Italien die sog. Aktionsphilosophie und der Moralpragmatismus mit mehr oder weniger Verworrenheit. Zuerst in Italien, nämlich in Rom und Mailand, versuchte man eine offene Widerlegung der Enzyklika Pascendi. Ein Schüler Fogazzaros, der jugendliche Graf Thomas Gallarati-Scotti, in Verbindung mit dem Grafen Casati und dem Ingenieur Max Alfieri übernahm die Leitung des *Rinnovamento*. Graf Jacini und andere wohlklingende Namen der Mailänder Aristokratie waren bei der Mitarbeit tätig. Bereits am 29. April richtete der Präsekt der Indexkongregation, Kardinal Steinhuber, an den Erzbischof von Mailand, Kardinal Ferrari, ein Schreiben¹, worin die Indexkongregation ihrem Bedauern Ausdruck verleiht, daß „unter denjenigen, welche sich eine Lehrgewalt in der Kirche anzumaßen und den Papst schulmeistern zu wollen scheinen, sich Namen befinden, welche schon durch andere von demselben Geiste eingegebene Schriften bekannt sind, wie Fogazzaro, Tyrrell, v. Hügel, Murri u. a.“ Zugleich verurteilt sie „streng diesen antikatholischen Geist, der sich unter offenbaren Irrtümern in der genannten Zeit-

¹ Siehe *Osservatore Romano* vom 4. Mai 1908.

schrift breit macht“, und wünscht, daß Kardinal Ferrari „den Herausgeber der Zeitschrift zu sich berufen lasse, um ihn zu verpflichten, von einem so verhängnisvollen und eines Katholiken so unwürdigen Unternehmen abzustehen“.

Dieses Schreiben brachte der Erzbischof von Mailand zugleich zur Kenntnis seines Diözesanklerus mit dem Ersuchen, von dem Lesen der Zeitschrift Abstand zu nehmen¹. Die Direktoren richteten nach Bekanntwerden der beiden Schreiben unter dem 13. Mai eine Antwort an den Kardinal, welcher seinerseits eine ernst gehaltene Erwiderung am 22. Mai an die Leitung der Zeitschrift sandte. Noch immer versuchte Kardinal Ferrari, ehe er ernste Maßregeln gegen die Zeitschrift ergriff, gütliche Beilegung der Angelegenheit bei einigen Mitarbeitern und bei der Familie des Grafen Gallarati-Scotti selbst. Erst als er sah, daß die Mitarbeiter und Direktoren der Zeitschrift in ihrem Vorhaben unerschütterlich blieben, als sogar Angriffe gegen die Enzyklika Pascendi in derselben erschienen aus den Federn des Jesuiten Tyrrell, des Neapolitaner Professors Petrone und Murris, erließ er am 6. November ein Dekret gegen dieselbe. Für das Abonnieren und Lesen der Zeitschrift wurde den Geistlichen die ipso facto eintretende *suspensio a divinis* angedroht. Schließlich verbot Kardinal Ferrari am 27. Dezember das Weitererscheinen der Zeitschrift unter Androhung der Exkommunikation, welche über die Direktoren und die Mitarbeiter im Weigerungsfalle verhängt werden sollte. Die Zeitschrift stellte ihr Erscheinen nicht ein, und die ganze Reformbewegung hat sich zum Gegenstand ernster Beunruhigung für die treuen Katholiken ausgewachsen.

Da Papst Pius X. die Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung der Priesteramtskandidaten in den italienischen Seminarien sehr am Herzen lag, so ordnete er zunächst eine Visitation derselben in den verschiedenen Landesteilen an und ernannte hierfür spezielle Apostolische Delegaten. Unter dem 10. Mai wurde mit päpstlicher Approbation vom 5. Mai ein sehr weitgehendes, zeitgemäßes Generalstudienprogramm² für die sämtlichen italienischen Seminare erlassen.

Für die Kirche Frankreichs brachte das neue Jahr neue kulturkämpferische Unterdrückungsmaßregeln. Senat und Kammer erteilten einem neuen Briand'schen Gesetz, welches am 3. Januar im *Journal officiel* erschien und eine Vergewaltigung der Kirche an ihrem Eigentum darstellte, mit 180 gegen 90 bzw. mit 388 gegen 146 Stimmen ihre Zustimmung. Papst Pius X. erließ unter dem 6. Januar eine Enzyklika, welche am 11. Januar im *Osservatore Romano* veröffentlicht wurde, um die französischen Katholiken zu stärken und zu trösten und eine Reihe von falschen Anschuldigungen der Kirchenfeinde gegen ihn zu entkräften.

¹ Schreiben in der *Civiltà Cattolica*, Ann. 58, II 615.

² Abgedruckt in der *Civiltà Cattolica*, Ann. 58, II 732 ff.

Um die Aufrechterhaltung des öffentlichen Gottesdienstes, welcher durch die neuen Kulturkampfgesetze in erster Linie gefährdet war, zu sichern, und um auf die Aufbringung der Kosten für denselben bedacht zu sein, darum in erster Linie traten am 15. Januar die französischen Bischöfe unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Paris, Kardinal Richard, zu einer Konferenz im Schlosse de la Muette im Bois de Boulogne bei Paris zusammen, da das erzbischöfliche Palais inzwischen auf Grund des Briandschen Gesetzes vom Staate konfisziert worden war. Die versammelten Oberhirten verfaßten eine Ergebenheitsadresse an den Papst, in welcher sie die Ausführungen seiner Enzyklika völlig billigten, gegen die Kultvereine protestierten und ihre Einigkeit mit dem Heiligen Stuhle erklärten. Das Resultat ihrer Beratungen, für welches sie sich vorher die päpstliche Zustimmung sicherten, faßte der Osservatore Romano in die nachstehenden Ausführungen zusammen: „Die französischen Bischöfe machten in ihrer Versammlung zu Paris den Vorschlag, einen Vertrag zwischen Bischof oder Pfarrer einerseits und Präfekt oder Bürgermeister anderseits abzuschließen, auf Grund dessen die für 18 Jahre gepachteten Kirchen behufs Kultusausübung zur Verfügung der Kirchenbehörde bleiben. Der Heilige Stuhl billigt vollkommen diesen Vorschlag, wodurch die kirchliche Autorität des Bischofs oder Pfarrers anerkannt wird.“ Da auch die französische Regierung in der Forderung der Bischöfe ein Entgegenkommen oder, wie der Kultusminister Briand es nannte, „den ersten Schritt der Kirche zur Annahme der gesetzlichen Kultusordnung“ sah, so war damit der Zugang zu einem Modus vivendi eröffnet. Gleichwohl waren in der Folgezeit die „Kulturkampfblüten“ in Form von Konfiskation von Kirchenvermögen, Schließung von Kirchen und Kapellen, Anklagen auf unerlaubtes Messelesen, Austreiben der noch spärlichen Überreste von Mitgliedern religiöser Genossenschaften, Wiedereinziehung von Geistlichen zum zweiten Militärjahre usw. an der Tagesordnung.

Am 25. Oktober legte das Ministerium ein neues Gesetzesprojekt vor, welches auf Schädigung des katholischen Stiftungsvermögens hinauslief, es sollte in Laienhände gebracht werden. Und nicht damit zufrieden, der Kirche die Subsistenzmittel genommen zu haben, will man ihr auch die zur Verherrlichung des Kultus dienenden alten Kirchenschätze entziehen; sie sollten aus den „Friedhöfen der Kunst“ in Museen zusammengeschachtelt werden.

Leider ist bei all diesen Vergewaltigungen von dem Ausbruche einer allgemeinen Entrüstung unter den französischen Katholiken nichts zu bemerken gewesen, und es wurde durch die Unterdrückungsmaßregeln auch kein kräftigeres religiöses Leben gezeitigt. Im Gegenteil, in den mittleren und unteren Ständen ist der antiklerikale Geist stärker geworden und infolge davon ist ein bedeutender Rückgang der Priesteramtskandidaten zu verzeichnen. Im Jahre 1906 betrug der Durchschnitt der unbefetzten Stellen über 37 in jeder Diözese gegen 30 im Jahre 1878. In einzelnen Diözesen war die

Steigerung ganz erheblich, so in Poitiers von 3 auf 55, in Versailles von 78 auf 121, in Bayeux von 87 auf 163, in Coutances von 66 auf 146, in Troyes von 60 auf 137. In den Knabenseminarien, der einzigen Quelle des Nachwuchses des Klerus, ist in vielen Diözesen die Zahl der Schüler in einem Jahre um mehr als die Hälfte gesunken, z. B. von 350 im Jahre 1906/1907 auf 135 im Jahre 1907/1908.

Für die regelmäßige Zahlung des zur Bestreitung der Kosten des öffentlichen Gottesdienstes eingeführten „Kultuspennings“ fand sich „nur eine beschränkte Gruppe opferwilliger Katholiken“. Selbst die reiche Erzdiozese Paris, auf welche arme Provinzialsprengel ihre Hoffnung setzten, stand schon im ersten Jahre vor einem Defizit. Die fünf höchsten Prälaten Frankreichs, die in den leistungsfähigsten Städten wohnten, traten zu einer Beratung behufs Gründung einer Zentralkasse für alle Diözesen zusammen; ein praktisches Resultat wurde jedoch nicht erzielt. So war die Lage der katholischen Kirche in Frankreich im verflossenen Jahre eine wenig erfreuliche. Dazu kam noch, daß in Frankreich der Hauptherd der sog. modernistischen Bestrebungen steht. Allerdings stellte die Wochenschrift *Domain*, durch welche die reformkatholischen Ideen hauptsächlich Verbreitung finden sollten, mit ihrer 92. Nummer am 26. Juli „vorläufig“ ihr Erscheinen ein, offenbar um einer Zensurierung zuvorzukommen.

Der weitbekannte gelehrte Rektor des Institut catholique von Toulouse Msgr. Batiffol mußte Ende Dezember um Enthebung von seiner Stelle nachsuchen und sich in seine Heimatdiözese zurückbegeben. Gewisse Kreise verziehen ihm seine freundlichen Beziehungen zur Toulouser Staatsuniversität nicht, wie es im Bulletin de la Semaine heißt, und eröffneten daher einen Feldzug gegen ihn, bei welchem die Enzyklika *Pascondi* zum Vorwand genommen wurde.

In Anbetracht der Wichtigkeit des Institut catholique zu Paris richtete Pius X. an die bischöflichen Protektoren zu Händen des Kardinals Richard am 6. Mai ein Schreiben, um ihnen die Erhaltung desselben ans Herz zu legen. Der Papst überwies zugleich eine Summe von 100 000 Franken zur Errichtung von zwei Lehrstühlen für christliche Urgeschichte und für Religionsgeschichte.

Über die Haltung der englischen Katholiken bei öffentlichen Tagesfragen hielt der Erzbischof von Westminster bei einer Katholikenversammlung in Birmingham eine bedeutame Rede, worin er ausführte, daß die Gründung einer katholischen politischen Partei in England unmöglich sei. Dagegen sollten sich die Katholiken zur Wahrung ihrer Interessen überall zu nichtpolitischen Verbänden organisieren, um gegebenenfalls geschlossen zur Verteidigung ihrer katholischen Religion auftreten zu können. Die irdischen Überreste der Kardinalö Biseman und Manning wurden vom Friedhof Kensal Green zu London am 15. Februar übergeführt und in

Anwesenheit der meisten englischen Bischöfe in der Krypta der Westminster-kathedrale beigefügt.

In der Schweiz verdient der Antrag auf Trennung von Kirche und Staat im Kanton Genf besondere Erwähnung. Die Gesetzesvorlage wurde bei der Volksabstimmung am 30. Juni mit 7656 gegen 6822 Stimmen angenommen. Die Katholiken stimmten für das Gesetz, weil ihnen dadurch der Weg zur Rückgabe der ihnen durch die sog. Altkatholiken weggenommenen Gotteshäuser geebnet wurde.

Infolge des neuen Ukases vom 17./30. April 1905 über Gewissensfreiheit sind im ersten Jahre nach der russisch-orthodoxen Statistik, welche jedoch noch keineswegs der Wirklichkeit entsprechen dürfte, in Rußland vom orthodoxen Glauben zum Katholizismus 20 061 Personen übergetreten. Die höchsten Ziffern weisen die Eparchien von Minsk (13 413), Witebsk (4303), Mohilew (865) auf. In der Stadt Wilna, für deren 109 342 Katholiken 18 Kirchen und 2 Kapellen vorhanden sind, während die 7960 Orthodoxen über 32 Kirchen und 3 Kapellen verfügen, traten 628 Personen zur katholischen Kirche über; gerade hier blühte am meisten katholisches Leben, und die Fronleichnamsprozession konnte nach einer halbhartjährigen Unterbrechung wieder abgehalten werden. Dies erregte den Neid der Polen und des orthodoxen Erzbischofs Nicandro, welcher den Generalgouverneur Krzymicki gegen die Katholiken einzunehmen wußte. Durch einen Ukas verbot er zunächst die katholischen polnischen Prozessionen nach dem Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau von Ostrobroma trotz der proklamierten Gewissensfreiheit. Eine weitere Vergewaltigung der Katholiken war die Ausweisung ihres Bischofs Mgr von der Kopp, Deputierten zur ersten russischen Duma. Im August ließ ihn der Ministerpräsident Stolypin nach Petersburg kommen und forderte ihn auf, um seine Versetzung nach einer andern Diözese oder um seine Demission nachzufuchen. Mgr Kopp weigerte sich wiederholt entschieden, ohne Zustimmung Roms diesen Schritt zu tun, und so erfolgte durch Ukas vom 1./14. Oktober seine Ausweisung und das Verbot, in dem nordwestlichen Landesteile (in sechs näher bezeichneten Gouvernements) Aufenthalt zu nehmen. Um falsche Behauptungen der russischen Regierung zu entkräften, erschien am 29. Oktober eine offiziöse Note im Osservatore Romano des Inhalts, daß der Heilige Stuhl weder direkt noch indirekt seine Zustimmung zu der Entfernung des Bischofs aus der Diözese erteilt habe.

Die Hoffnungen, welche an den Tod des Stifters der Mariawitensekte, des apostasierten Priesters Anton Kozłowski, und an die Exkommunikationsentscheidung der Inquisitionskongregation gegen die Anhänger desselben hinsichtlich Rückgangs der Sekte sich knüpften, haben sich wenig erfüllt. Durch Ministerialbeschluß Ende des Jahres 1906 hatte die Sekte gesetzliche Anerkennung gefunden. Die Zahl ihrer Anhänger wird verschieden hoch ge-

schätzt; nach sicherer Berechnung soll sie ungefähr 30 000 betragen mit 30 bis 40 abgefallenen Priestern. Sie lassen in Lodz eine eigene Monatschrift „Der Mariawit“ erscheinen.

Vom 18. bis 20. Juni fand in Warschau ein Kongreß katholischer polnischer Journalisten statt, welchem ungefähr 300 Mitglieder anwohnten. Am 26. Juli wurde eine Diözesanversammlung in Wlozlawek unter dem Voritze von Msgr Jdzitowiecki abgehalten und in den ersten Tagen des August ein sozialer Kongreß unter der Präsidenschaft des Warschauer Weihbischofs Msgr Ruszkiewicz in dieser Stadt unter Beteiligung von 800 Personen. Die zwölf Pfarreien von Warschau zählen jetzt gegen eine halbe Million Katholiken. Um den unzulänglichen Weltklerus zu unterstützen, durften sich hier vier Redemptoristen niederlassen; und ebenso wurde den Sacré-Coeur-Damen und den Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis die Eröffnung von Pensionaten in Russisch-Polen gestattet. Ein Franziskanerkonvent wurde in Wlozlawek errichtet. Auch wurde erlaubt, daß galizische Religiosen zwei Monate lang in Russisch-Polen Missionen abhielten. Dagegen wurden die Redemptoristen, die sich zu gleichen Zwecken nach Litauen begeben hatten, aus Wilna ausgewiesen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug im Jahre 1906 nach der offiziellen Statistik die Zahl der katholischen Bevölkerung 13 089 353 Personen. Die Seelsorge über dieselben übten aus 1 Kardinal, 13 Erzbischöfe, 89 Bischöfe, 15 093 Priester. Die Katholiken verfügen über 12 148 Kirchen. Nach dem American Catholic Directory ist die Zahl der Katholiken im letzten Jahr um beinahe eine Million gewachsen, denn sie beträgt jetzt 13 877 426. Rechnet man die Katholiken der Philippinen, von Portorico und den Sandwichinseln hinzu, so haben die Vereinigten Staaten zurzeit mehr als 22 Millionen Katholiken; diese bilden somit die stärkste Konfession der Vereinigten Staaten, denn sie betragen mehr als ein Drittel sämtlicher Bewohner derselben, die sich überhaupt zu irgend einer Religion bekennen.

Den Verlust eines ganz hervorragenden Wohltäters hatte die nordamerikanische Kirche zu beklagen durch den Tod des päpstlichen Grafen J. A. Creighton in Omaha, welcher am 15. Oktober des vorhergehenden Jahres seinen 75. Geburtstag feiern konnte. — Das erzbischöfliche Pallium wurde verliehen dem Oberhirten des Erzsprengels New Orleans Msgr Blenk. Mit der bischöflichen Jurisdiktion über die ungefähr eine Million zählenden Katholiken griechischen Ritus wurde Msgr Orzynski betraut. Ein Kongreß für katholisches Erziehungsweisen fand in Milwaukee statt; ein solcher der katholischen Vereine in Indianapolis; an ersterem nahmen die Erzbischöfe Farley, Mesmer, Blenk und Quigley teil.

Sinsichtlich der während des spanisch-amerikanischen Krieges okkupierten Kirchengüter auf den Philippinen wurde ein Übereinkommen dahin ge-

troffen, daß die amerikanische Regierung für die Zurückbehaltung derselben während der Kriegszeit eine Entschädigung von 1380083 Dollars an die kirchliche Behörde der Insel zahlt.

Ein vollgültiger Beweis für das rege wissenschaftliche Leben unter den amerikanischen Katholiken ist die auf 15 Bände mit rund 30000 Artikeln und 2000 Karten und Illustrationen veranschlagte Catholic Encyclopedia für die englischsprechenden Katholiken, von welcher der erste und der zweite Band erschienen sind.

5. Missionswesen.

Don P. Anton Huonder S. J.

Das Missionswerk der Kirche gehört in seinen Zielen unstreitig zu den wesentlichsten, in seinem alle fünf Weltteile umspannenden Umfang zu den bedeutendsten, in seinem Erfolge zu den tröstlichsten Lebenserscheinungen der Kirche. Trotzdem muß mit Bedauern gesagt werden, daß, während im Volke sich das Missionsinteresse von Jahr zu Jahr steigert, — die Intelligenz, wenn wir vom Klerus und Lehrerstand absehen, dem Missionswesen im allgemeinen nur da größere Aufmerksamkeit zuwendet, wo es sich mit den öffentlichen Tagesfragen, mit der kolonialen Bewegung und mit linguistisch-ethnographischen Studien berührt. Und doch, wenn schon die Völkerkunde so interessante Probleme stellt, wie viel fesselnder gestaltet sich das genauere Studium jenes wunderbaren Umwandlungsprozesses, der sich aus der Berührung des Christentums und seiner Segnungen mit den verschiedenen Kulturgraden und Religionen der Menschheit ergibt! Im Grunde ist ja auch die Geschichte der Missionen nichts anderes als die Wiederholung der Apostelgeschichte, nicht mehr im goldenen Korinth und in der römisch-hellenistischen Welt, aber in den wunderbaren Städten der ältesten Kulturvölker der Erde, die Wiederholung der ergreifenden Märtyrerezeit, nur in einem neuen, breiteren Rahmen, die Wiederholung der Arbeiten und Erfolge eines Bonifatius, nur von den Urwäldern Germaniens nach den Tropen übertragen.

Der Umfang des Stoffes zwingt dem Rundschauer auf diesem Gebiete das römische *Divide et impera* notgedrungen als Motto auf, und so soll im folgenden zunächst nur eine die charakteristischen Momente kurz markierende Umrißzeichnung des süd- und ostasiatischen Missionsfeldes, unstreitig des wichtigsten, versucht werden¹.

¹ Ein genaues statistisches Zahlenbild der gegenwärtigen katholischen Weltmission bietet die eben erschienene Schrift aus der Feder eines unserer besten katholischen Statistiker: „Katholische Missionsstatistik“ von P. Hermann Krose S. J. (Freiburg 1908, Herber).

Das goldene Indien mit seinem bunten Völkergemisch, mit seiner uralten Kultur, seinen goldschimmernden Tempeln und seinem wuchernden Urwald von Göttern und Götterfabeln ist vielleicht die schwierigste Mission der Erde. Schon ein hl. Franz Xaver sprach sich fast verzagend über diese weiche, träumerische, sinnliche, stolze und bis ins Mark hinein polytheistische Masse aus und sehnte sich nach einem andern Arbeitsfelde, das die Mühe des Apostolates besser lohne. Und wie er so klagte die Missionäre der Gegenwart über diesen „religiösen Konservatismus des Hindus, wie er starrer und unnachgiebiger wohl nirgends gefunden“ werde, über diese stolze religiöse Hierarchie der Brahmanen, die „älter als das Christentum auch heute noch das Volk völlig in seinen Zauberbann schlägt“, über dieses Kastenwesen, „zu dem sich, was strenge Gebundenheit und Abgeschlossenheit angeht, in keinem Lande der Alten und Neuen Welt ein Gegenstück findet“.

Gewiß schuf die moderne Bildung und Aufklärung, wie sie von den zahlreichen Staatschulen Indiens ausgeht, eine neue geistige Unterströmung. Aber auch sie hat den gebildeten Hindu nicht zum Aufgeben seiner nationalen Religion geführt, sondern im Brahma-Samadsch eine Art syntretistische System austüfteln lassen, das sich mit seinen modernen Ideen ganz gut verträgt, ohne ihn zum Aufgeben seiner Kaste und der äußeren, zum Teil faszinierenden Kultformen zu zwingen.

Die Verbeugungen europäischer Sanskritforscher vor der „unvergleichlichen Tiefe und Schönheit“ der heiligen Bücher indischer Vorzeit und der wenig erbauliche Reflex christlicher Lehre im sittlichen Leben des Indo-Europäers sind nicht dazu angetan, dem Hindu die Religion seiner Bedrückter zu empfehlen. Und neben und unter den Hindus wogt die breite Masse der 60 Millionen Mohammedaner mit ihren rauschenden Festen und ihren märchenhaft schönen Bauten aus ruhmvoller Vergangenheit. Sie haben für den Hindu nur stolze Verachtung, für das Christentum mitleidiges Achselzucken.

So ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen, wenn auch nicht ungestörten Missionsarbeit in Zahlen ausgedrückt fast erschreckend gering: machen doch die ca 1 900 000 Katholiken Vorderindiens (ohne Birma und Ceylon) von der rund 285 Millionen starken Völkermasse noch nicht 1% aus. Und von diesen 1 900 000 katholischer Christen entfallen rund 1 600 000, d. h. fast $\frac{5}{6}$, auf die Südspitze Indiens, also jene Gebiete, wo ein hl. Franz Xaver und sel. Johannes Britto gewirkt, wo das „goldene Goa“ einst geblüht. Was immer man sonst von Portugals Kolonialgeschichte denken mag, eines muß man ihm lassen: es hat überall das Keis des wahren Glaubens tief in die unter seinen unmittelbaren Einfluß fallenden Völker eingesenkt und ein bleibendes christliches Gemeinwesen geschaffen.

Je weiter wir nördlich wandern, desto spärlicher wird die christliche Saat, bilden doch die 137 000 Katholiken¹ der fünf mittelindischen Sprengel bloß 0,19% der Bevölkerung (70 Millionen). Und im riesigen Stromgebiet des Indus, Ganges und Brahmaputra, in deren Fluten sich die märchenhaften Hochburgen des Brahmanismus und die stolzen Bauten der einstigen Großmoguln widerpiegeln, verschwinden die 143 000 (0,08%) Katholiken² der elf Nordmissionen wie Tropfen in dem Völkermeere von 170 Millionen.

Gewiß geben die Zahlen allein, das sei ein für allemal betont, nicht den einzigen und entscheidenden Maßstab für den Wert und den Erfolg der Missionsarbeit ab. Das Christentum wirkt als Sauerteig langsam, hier freilich sehr langsam, auf die umgebende Masse und bereitet die Umwandlung allmählich vor. Es ist schon ein Erfolg, daß eine geordnete, aus 31 Sprengeln sich zusammensetzende kirchliche Hierarchie heute das ganze Kaiserreich vom Kap Comorin bis zu den Himalajabergen umspannt; es ist ein Erfolg, daß bereits von über 4000 Operationspunkten aus der milde Einfluß christlicher Liebe und Lehre in Wort und Beispiel in die heidnische Umgebung ausstrahlt, daß bereits rund 3000 katholische Schulen und Lehranstalten an der geistigen Umbildung des indischen Volkes mitwirken, daß die katholische Kirche eine Reihe erstklassiger höherer Bildungsstätten geschaffen hat, die zu den besten des Landes gehören und zu welchen die braunen Söhne Indiens: Hindus, Moslem, Parsis wie Christen begierig herbeiströmen und das echte Christentum wenn nicht umfassen, doch verstehen und achten lernen.

Von einem dieser Kollegien, St Joseph in Tritschinopoli, ging vor etwa zehn Jahren jene eigenartige Bewegung aus, die eine langsam wachsende Zahl von Söhnen und Töchtern aus den besten Brahmanenfamilien in den Schoß der Kirche führt. Es ist zwar erst eine kleine Schar, aber sie beweist, daß das Christentum auch diese Kreise bereits erfaßt hat, und sie läßt den scheinbar berechtigten Vorwurf der hohen Hindukasten allmählich verstummen, die das Christentum verächtlich als eine „Religion der Parias“ zu diskreditieren suchen. Schon ein Blick auf die zahlreichen alten christlichen Familien in Goa und an der Malabarküste, die aus Brahmanen- und ScharDOSgeschlechtern stammen, straft diese Behauptung Lügen. Und daß 1903 selbst ein einheimischer regierender Fürst den Weg zur Kirche fand und heute als Nadscha Franz Xaver Sinha an der Seite einer aus alter katholischer Familie stammenden Rani (Gemahlin), Maria Margaretha Coelho von Mangalur, sein kleines Reich Tadjpur beherrscht, zeigt, daß die Zukunft reiche Hoffnungen nicht ausschließt. Wahr ist, daß die

¹ Davon entfallen 80 000 allein auf die Erzdiözese Kalkutta.

² Davon entfällt fast die Hälfte auf die goanesishe Diözese von Damão.

Mission zumal im drawidischen Süden sich mit besonderer Liebe den armen Varias zugewandt und nach vergeblichen Einladungen an die stolzen Kastenleute den Hochzeitsaal mit den von der Landstraße und hinter den Hecken Zusammengelesenen (Mt 22, 9) füllte. Das hat ja auch der Meister getan und nach ihm die Urkirche, die im Römerreiche mit den unteren Schichten beginnend allmählich aufstieg.

Gewiß hat dieses System der Variamission, der raschen Hungerbekehrungen und der aus Findlingen und Waisen gebildeten Gemeinden seine großen Schattenseiten. Dennoch sind viele denkende Missionäre der Ansicht, daß die geistig religiöse Wiedergeburt des im Grunde tief religiösen Hinduvolkes nicht, wie andere glauben, von oben herab, sondern von unten herauf, durch die ungleich leichtere Massenbekehrung der niederen Schichten und der ur-eingesessenen kräftigen Stämme zu erstreben und durch ihre geistige und wirtschaftliche Erhebung eine Durchbrechung des starren Kastensystems am ehesten zu erreichen sei. Die rasch erstarkte Mission unter den nicht arischen Stämmen der Kols in Westbengalen und die zunehmende Zahl gebildeter und sozial aufsteigender Varias scheint diese Ansicht zu stützen.

Ein tiefgreifendes Hindernis rascherer Entwicklung und soliderer Begründung christlichen Lebens ist und bleibt die Lage der indischen Frauenwelt. Solang die Gattin und Mutter nicht das Christentum in sich aufnimmt, in ihren Kindern großzieht und im engeren Familienkreise durch ihr Beispiel erhält, fehlt der Mission der beste und treueste Bundesgenosse. Hier hätte die leider noch kaum in Angriff genommene Zenanamission, die unmittelbar ins Innere des häuslichen Kreises dringt und sich in erster Linie der Frauenwelt zuwendet, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Noch ist zum Verständnis der gar so langsam fortschreitenden christlichen Eroberung in Indien und in den alten Kulturstaaten Asiens überhaupt eines hervorzuheben. Es fehlt hier der mächtige Faktor, der einst der Mission in Europa so gewaltigen Vorschub leistete: die Mitwirkung christlicher Fürsten und Regierungen. Daher das kluge, aber leider durch Unverständnis vereitelte Bestreben der alten Jesuitenmissionen, überall zunächst an den einheimischen Höfen eine feste Stellung zu erobern.

Gewiß beherrscht heute eine christliche Regierung das goldene Indien. Aber so klug und schonend, human und gerecht der Briten vorgeht, seine ganze Kolonialpolitik ist doch nur von rein utilitaristischen Maximen und nicht von jenem hohen Ideal getragen, das einst das katholische Spanien und Portugal erfüllte und das die Verbreitung des christlichen Glaubens als höchstes Ziel der kolonialen Eroberung proklamierte.

Ein tröstliches Bild greifbareren Fortschrittes bietet die nahe Perleninsel Ceylon. Hier stellt die katholische Bevölkerung (300 000) bereits 8% der 3½ Millionen zählenden Gesamtbevölkerung dar, hier findet sich, zumal in den seit den Portugiesenzeiten evangelisierten Gebieten (Colombo und Dschaffna)

ein trefflicher Grundstock auch sozial höher stehender Christen, und hier nimmt die Kirche selbst im öffentlichen Leben eine ehrenvolle Stellung ein. Leider haben politische Nützlichkeitserwägungen die britische Regierung bestimmt, dem stark erschütterten Buddhismus Ceylons wieder aufzuhelfen, und amerikanisch-europäische Schwarmgeister taten das übrige, um die erlöschende Flamme des heidnischen Fanatismus wieder anzufachen. So hat die Mission zumal in den erst neu in Angriff genommenen Gebieten mit einer starken buddhistischen Gegenströmung zu rechnen. „Hier ist die Stunde der Vorsehung für Massenbekehrungen noch nicht gekommen. Das Predigen von Dorf zu Dorf wäre menschlicherweise nutzlos. Das einzige Mittel, ein Dorf zu erobern, ist die Schule.“ Rund 630 Missionsposten und ebensoviele Schulen und Erziehungsanstalten bezeichnen die bereits gewonnenen Stellungen der Kirche.

Zwischen Indien und China springt die zweite große südasiatische Halbinsel vor, die wir als Hinterindien oder Indochina bezeichnen; denn in Rasse und Kultur seiner herrschenden Bevölkerung prägt sich deutlich der Einfluß beider alten Kulturstaaten aus, und zwar so, daß in Birma und Siam sichtlich das indische, in den annamitischen Reichen das chinesische Kolorit überwiegt. Demnach teilt sich auch die Mission in zwei scharf getrennte Gruppen. Sie hat es im Westen vorab mit den schlaffen, schläfrigen, energielosen und arbeitscheuen Rassen der Birmesen und Siamesen zu tun, bei welchen die bequeme Traumlehre des Buddhismus naturgemäß ihre treuesten Schüler finden mußte. Hier ist der Buddhismus wirklich noch eine Macht und der buddhistische Mönch der geborne Lehrer des Volkes. Unter dem herrschenden Kulturvolk hat daher das Christentum trotz dem wirtschaftlichen Aufschwung dieser Länder unter der Verwaltung der Briten und dem fortschrittlich gefinnten siamesischen König Chulalongkorn bislang wenig Boden gefunden. Die Hoffnung der Mission bilden die zahlreichen kraftvollen, zum Teil noch unberührten Bergstämme des Innern, unter denen die Evangelisierung freilich erst schwach eingesezt hat, und vorab die chinesischen, zum Teil auch tamulischen Kolonistengemeinden. „Sonderbar“, schreibt ein Missionär, „fast alle diese eingewanderten Chinesen haben bereits einige Kenntnis von unserer heiligen Religion, und sobald man sie unterrichtet, umfassen sie ohne Schwierigkeit, ich möchte sagen, ganz wie selbstverständlich den christlichen Glauben. Es ist das kräftigste Element dieses Landes, eine tüchtige Rasse mit ausgesprochenem Familiensinn und Gemeingeist, ein Arbeiter- und Kolonistenvolk ersten Ranges.“ Dasselbe günstige Urteil kehrt in den Missionen der mächtig aufblühenden Malakka-Halbinsel wieder. Auch dort bilden die Chinesen bereits den eigentlichen Grundstock der neuerdings, kräftiger aufstrebenden Missionskirche.

Im ganzen Westteil Hinterindiens, Birma, Siam, Laos, Malakka umfassend, kommt auf eine Gesamtbevölkerung von beiläufig 20 Millionen erst ein Häuflein von 225 Priestern und 130 000 Christen, auf ein christliches

Gotteshaus wohl hundert goldschimmernde buddhistische Schnörkeltempel und Bonzenklöster. Es braucht großes Vertrauen und opferwillige Ausdauer, um diesem erdrückenden Mißverhältnis gegenüber den Mut nicht zu verlieren und treu auf seinem Posten auszuharren. Dieser Berufstreue und selbstlosen Opferwilligkeit unserer katholischen Missionäre haben auch hochstehende britische Beamte in Vorder- und Hinterindien den Tribut bewundernder Anerkennung nicht vorenthalten.

„Welche Macht und welche treffliche Werkzeuge“, so äußerte sich der Statthalter von Britisch-Birma Madame Massieu gegenüber, „sind solche Männer! Gehören sie auch nicht meiner Konfession an, so kann ich ihnen doch meine höchste Bewunderung und meine Hochachtung nicht versagen. Befähige England solche Apostel, die ganze Welt würde ihm angehören.“

Den Ostteil Hinterindiens bildet das große indochinesische Schutzgebiet Frankreichs: Tongking, Kocinchina und Kambodscha, der ruhmvolle Schauplatz der annamitischen Märtyrerkirche. Sie hat die Schicksale der römischen Urkirche wie keine andere durchgelitten und der Kirche wohl mehr Blutzugeweiht als irgend ein anderes Volk der Erde, das japanische vielleicht ausgenommen. Schon vor mehr denn 200 Jahren begann Frankreich sein Auge auf dieses herrliche, fruchtbare Land zu richten, und es war von jeher der goldene Traum der französischen Mission, la grande nation an Stelle der grausamen einheimischen Machthaber zu setzen. Der Traum eines französischen Schutzgebietes (von ca 660 000 qkm und rund 20 Millionen Untertanen) hat sich erfüllt, aber die Hoffnung, daß mit demselben für die Kirche ein goldenes Zeitalter anbrechen werde, ist grausam getäuscht worden. Gewiß bieten auch heute noch die 11 Vikariate der annamitischen Mission mit ihren trefflichen, zum Teil seit Jahrhunderten bestehenden Einrichtungen, ihren 930 000 Christen, ihrem verhältnismäßig starken einheimischen Klerus (600), ihrem reifen Kern alter bewährter Bekennerfamilien sehr viele trostvolle Seiten. Aber einzelne Vorteile der neuen Verhältnisse werden durch die vielen dunkeln Schattenseiten weit überwogen. „Gewiß“, so klagte ein französischer Missionär bereits 1890, „das Blut der Missionäre und ihrer Christen fließt heute nicht mehr auf den Richtstätten wie ehemals, aber die Unsitlichkeit, das schlechte Beispiel der Europäer (kaum 5—6% der französischen Residenten erfüllen ihre religiösen Pflichten), der Geschmack an leichtsinnigem Lebensgenuß, die Gottlosigkeit wälzen sich wie ein Strom durch die Bevölkerung, die Heiden fernhaltend, die Christen irre machend. Für viele von uns ist es eine noch ungelöste Frage, ob die Religion durch die Anwesenheit unserer französischen Landsleute gewonnen oder verloren hat. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie verloren hat und durch diesen Kontakt täglich noch mehr verliert. Die Heiden sind jetzt schwerer zu gewinnen, die Christen weniger eifrig, weniger leutsam und ungleich mehr

ausgesetzt den fast unvermerkt auf sie wirkenden Einflüssen der neuen Umgebung. Einst hat das Hentersschwert aus unsern Jungfrauen Märtyrer gemacht; und heute? — Heute macht man sie zu Prostituierten.“

Noch bitterer würde dieser schmerzliche Ausruf eines Apostelherzens heute klingen, da die neue französische Kirchenpolitik auch nach Indochina hinübergreift, die Orden aus Krankenhäusern und Schulen hinauswirft und durch die Tagespresse in die ganze Kolonie bis in entlegene Dörfer hinein das Echo der europäischen Skandale trägt. „Wir haben zu lange den Frieden gehabt“, meint Bischof Bouchet. Er wünscht und hofft eine gewalttätige Verfolgung. Sie würde am ehesten die Lage bessern und den alten Bekennergeist wieder erwecken, durch den die annamitische Kirche einst groß geworden ist. „Im Kampfe lehrt dem Soldaten seine Kraft und Entschlossenheit und der Kirche ihre Fruchtbarkeit zurück.“

Die Schlag auf Schlag sich folgenden Heimfuchungen materieller Art: Dürre, Überschwemmungen, Hungersnot, die im Verein mit dem vermehrten Steuerdruck die arme Bevölkerung massenhaft zur Auswanderung in andere Gebiete treiben, wirken gleichfalls überaus hemmend und störend auf die Missionsarbeit ein, die weder bei den einheimischen noch bei den Kolonialbehörden wohlwollende Förderung findet.

Zu den hoffnungsvollsten Missionen Ostasiens gehört heute unstrittig die des „Blumenreiches“ China. Die Erwartungen, die man früher auf Japan gesetzt, übertragen sich immer mehr auf das chinesische Volk, dessen solide Vorzüge in der landläufigen Anschauung entschieden zu wenig erkannt und gewürdigt werden.

Nicht das Volk, sondern der Mangel eines großen Herrschers, wie er zuletzt in Kaiser Kanghi (gest. 1720) auf dem Thron saß, ist schuld am Verfall des chinesischen Reiches. An Stelle des festen, aber zugleich väterlichen Regiments der guten alten Zeit ist ein Schattenkaisertum und der fast unheilbare Krebschaden eines durch und durch korrumpierten Verwaltungssystems getreten, das die trefflichen Einrichtungen der Vergangenheit verkommen ließ, ohne Neues an die Stelle zu setzen. Die starre Abschließung nach außen mußte das Übel nur noch verschlimmern.

Nun hat das ungeduldig pochende Europa die Pforten gesprengt und dem starren Riesenleibe das stark wirkende Ferment moderner Ideen gewaltsam eingeimpft; kein Wunder, daß die langsame Umwandlung nicht ohne ein starkes Fiebern sich vollzieht. Man vergesse es nicht, in China mangeln die günstigen Vorbedingungen, wie sie in Japan sich fanden. Dieses besaß in seinem kraftvollen alten Feudaladel und den kriegstüchtigen Samurais von vornherein die fähigen Träger und Führer der großen nationalen Erhebung. In China fehlt die starke Stütze eines von der nationalen Begeisterung getragenen Herrscherhauses, fehlen die geeigneten Werkzeuge und Träger einer gesunden Reform.

Noch liegt aber in dem merkwürdigen Volke eine ungeahnte Fülle gebundener, unverbrauchter Kraft.

„Wäre dieses Volk“, so schreibt ein Missionär, „einmal durch die christliche Religion umgebildet und veredelt, es würde das erste der Welt sein; obgleich eines der ältesten, ist es doch keineswegs altersschwach und abgelebt. Wer weiß, ob es nicht im Plane der Vorsehung noch einst das abhängige Europa regenerieren wird.“ Das viel gehörte Wort, die Chinesen seien das religionsloseste Volk der Erde, beruht nur insofern auf Wahrheit, als hier weder der Buddhismus noch eine andere Religionsform die Volksseele so tief ergriffen und in einen Zauberbann geschlagen hat, wie dies beispielsweise am heiligen Ganges und in dem großen Stromland des Irrawaddi und Mekong der Fall ist. Sein eigenartiges Gepräge dankt das uralte Kulturvolk den Weisheitsprüchen seines großen nationalen Gesetzgebers Konfutsse. Sie haben das chinesische Familien- und Gemeindeleben geformt; aber seine Lehren sind nur von dieser Welt und stillen nicht das Verlangen nach der ewigen, unveränderlichen Wahrheit, nach welcher die Menschenseele dürstet. Jedenfalls hat die christliche Mission es in China nicht mit einem so tief im nationalen Leben eingewurzelten und in festen und berückenden Formen ausgeprägten Heidentum zu tun wie in Vorder- und Hinterindien, wo es wie ein Urwaldgestrüpp das Vordringen des Christentums aufhält. Nur in Tibet und der Mongolei stellt sich diesem die starre Mauer einer festgefügtten einheimischen Hierarchie entgegen. In China selbst liegt das Haupthindernis einer rascher durchbringenden Christianisierung wesentlich auf wirtschaftlich sozialem Gebiete, in der Unfreiheit des armen, von einer gewissenlosen Beamtenbureaucratie rücksichtslos ausgebeuteten Volkes. Von diesem Drucke befreit und unter ein freiheitliches, wohlwollendes Regime gestellt, entwickelt sich der Chinese vortrefflich. Das zeigen die blühenden chinesischen Kolonien in Siam, Birma, Malakka, Java usw., die zugleich den Kern der dortigen Christengemeinden bilden (s. oben). „Je besser ich die Chinesen kennen lerne“, schreibt ein deutscher Jesuit, „desto mehr muß ich sie schätzen. Auf meiner Durchreise durch Singapur sagte mir ein Priester, der dort als Apostel wirkt: Singapur ist eine kosmopolitische Stadt. Ich habe hier Christen aller Nationen. Aber glauben Sie mir, was religiösen Ernst und Frömmigkeit betrifft, übertreffen die Chinesen alle.“

„Auf China“, bestätigt der weitgereiste Orientalist P. Jos. Dahlmann S. J., „ruht die Hoffnung des Christentums in der ostasiatischen Welt. Denn die Chinesen sind unter allen Völkern des Ostens, die ich kennen gelernt, das solideste Element.“ Vielleicht kein anderes bringt ins Christentum eine reichere Mitgift wertvoller Eigenschaften mit als die schlichte, noch unverdorbene chinesische Landbevölkerung: Nüchternheit, Arbeitsamkeit, echten Familiensinn, die größte Pietät gegen die Eltern und tiefe Ehrfurcht vor

jeder rechtmäßigen Autorität. Das berühmte Wort Tertullians von der *anima naturaliter christiana* trifft hier wunderbar zu. Wie häufig weisen die chinesischen Missionsberichte darauf hin, wenn sie diese Völkerwanderung von familien- und dorfweise sich zubrängenden Katechumenen schildern und deren rührend kindliche Bereitwilligkeit, alle für sie oft so schweren Bedingungen zu erfüllen, an welche die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft sich knüpft.

In keinem Volke hat die hohe Idee der christlichen Jungfräulichkeit so freudiges Verständnis gefunden, keine andere weist eine so große Schar stiller, opferwilliger Seelen auf, die sich ganz in den Dienst der Evangelisierungsarbeit stellen, keine hat einen arbeitstüchtigeren einheimischen Klerus geliefert.

Gewiß, der Millionenmasse des Riesenreiches gegenüber erscheint die eben überschrittene erste Million katholischer Christen verschwindend klein. Aber vielleicht nirgends hat sich die Ernte im großen in aller Stille schon vorbereitet wie gerade hier. Bezeichnend ist, was ein Missionär aus Yunnan berichtet. Er fand auf seinen Reisen, daß die Bevölkerung auch da, wo nie ein Missionär und christlicher Einfluß hingedrungen, doch schon Kunde von der „Religion des Himmelsherrn“ besaß, freilich erst unklare Vorstellungen, die aber das Verlangen nach genauerer Kenntnis erweckten. Übrigens verteilen sich über dies Land hier schon 13 000 Stationen und an 5000 Schulen mit mehr als 100 000 Kindern.

Es ist auch nicht religiöser Fanatismus, der zu den häufigen Volksunruhen drängt und Tod und Verwüstung in die christliche Mission hineinträgt. Sie sind fast immer die Folgen schwerer wirtschaftlicher Depressionen und ein von politischen Geheimsekten mißleiteter Versuch zur Selbsthilfe gegen die schreienden Mißstände der Verwaltung.

Der Fremdenhaß mit all seinen Begleiterscheinungen wird in dem Grade schwinden, als China sich innerlich kräftigt und zu der bedeutsamen Rolle befähigt, die ihm in der Geschichte der Zukunft zweifellos zufällt. Es ist bezeichnend, daß bereits der große, weitausschauende Franz Xaver trotz seiner Vorliebe für das ritterliche Volk der Japaner seinen Blick schon bald auf das gewaltige Reich der Mitte wandte und dieses, nicht Japan, als die eigentliche Operationsbasis für eine Christianisierung Ostasiens erkannte. Die Entwicklung der Dinge wird zeigen, daß er richtig geschaut. Alle Bedingungen eines fruchtbaren Apostolates sind dort gegeben, und die Kirche braucht in China nur eine größere Bewegungsfreiheit, um in reichster Fülle freudig zu ernten, was 300 Jahre in Tränen gesät.

Nur mit einem gewissen Schmerz der Enttäuschung läßt der Missionsrundschauder seinen Blick auf Japan ruhen, diesem Lande, das ein Franz Xaver vor allen andern in sein Herz geschlossen, diesem Volke, das als modernes „frühreifes Wunderkind“ heute wie kein anderes das Interesse

Europas auf sich zieht. Von allen Missionen des Ostens hat Japan ehemals die schönsten, kühnsten Hoffnungen geweckt. Sie haben sich zunächst leider nicht erfüllt. Von den 65 Millionen des Mikadoreiches zählt die Kirche heute erst 60 000 Japaner zu ihren Kindern. Von diesen kommen 42 000, also $\frac{2}{3}$, auf die eine Sübinsel Kjusiu (Magasaki) und sind zum Teil noch das Erbe alter Zeiten. Auf der großen Zentralinsel Nippon, auf Jesso und den Nebeninseln finden sich weithin zerstreut und verborgen wie seltene Blumen nur 18 000 Katholiken, ein geradezu verschwindender Bruchteil. „Sieht man“, so schildert ein deutscher Franziskaner neuerdings seinen Eindruck, „von einigen großen Städten ab, so findet man in andern Städten, wo ein katholischer Missionsposten ist, denselben fast immer an einem unbedeutenden Platze, im einfachsten und unauffälligsten Häuschen. Abgesehen von der Diözese Magasaki, wo noch Christengemeinden aus alten Zeiten sich finden, existiert in kleineren Städten und auf dem Lande sozusagen fast keine katholische Mission.“

Trotzdem ist es weniger die Zahl, die Enttäuschung bringt. Auch die 30 protestantischen Sekten, die hier, durch günstigere Vorbedingungen gefördert, fast gleichzeitig ihre Arbeit eingesezt, weisen keine größeren Erfolge in Ziffern auf. Das Bitterste ist die Tatsache, daß bei der geistigen Umformung Japans die katholische Mission so gut wie keinen Einfluß geübt hat.

„Wenn ich“, so klagte vor Jahren einer der französischen Missionäre, „die mächtige geistige Bewegung wahrnehme, die sich hier in Japan vollzieht und entwickelt, ohne daß dabei ein wahrhaft christlicher Einfluß sich geltend macht, wenn ich sehe, daß Presse und Schule so mächtig sich ausgestalten, ohne daß die katholische Mission irgendwie bedeutend dabei mit eingreift, dann faßt mich ich weiß nicht welches Schmerzgefühl und bricht mir fast das Herz. Und es drängt mich, um jeden Preis die Schöpfung irgend eines Werkes zu versuchen, das bedeutend genug wäre, um bei diesem gewaltigen Wettbetrieb mit eine Rolle zu spielen.“ Das ist der Grundton der Missionsberichte bis in die neuere Zeit geblieben.

„Wir Missionäre gehen hier wie Ahrenleser durch das Feld. Es wird unserem Eifer vielleicht gelingen, mit der Zeit eine Million Katholiken zusammenzubringen. Das wird aber auch alles sein.“ Und weiter: „Lange Zeit hindurch habe ich der Überzeugung gelebt, daß Gott mit der gelben Rasse und insbesondere mit dem japanischen Volk etwas Besonderes im Auge habe; heute beginne ich selbst daran zu zweifeln. Die Missionäre hier werden sich damit bescheiden müssen, die vereinzelt Seelen zu sammeln, die Gott aus Tausenden erwählt. Diese ‚kleine Herde‘ unserer Gläubigen macht unsern Trost aus. Sie sind eifrig, opferwillig und ihrem Glauben aufrichtig zugetan. Wenn je wieder eine Verfolgung ausbräche, sie würden, des bin ich fest überzeugt, noch standhafter sein als die Christen des 17. Jahrhunderts.“

An Aufopferung und hingebendem Eifer hat es den französischen Missionären und Schwestern auch hier nicht gefehlt. Ihr sittenreines Leben

und ihre selbstlose, im Dienste auch der elendesten Auswürflinge sich verzehrende Liebe sind über alles Lob erhaben. Allein diese stille, jahrzehntelang fast ängstlich verborgene Arbeit hat über den engen Kreis der Näherstehenden kaum ein Echo gefunden.

Es ist interessant zu hören, was man in Japan selbst über die dortige katholische Mission denkt. Die päpstliche Gesandtschaft an den Mikado (Herbst 1905) gab der japanischen Presse den seltenen Anlaß, sich mit ihr näher zu befassen.

„Trotz ihrer vier Bistümer“, so äußerte sich der sonst wohlwollende buddhistische „Shukyo Kai“, „und trotz ihrer 60 000 Christen, die übrigens zumeist den niederen Volksklassen angehören, scheint der katholischen Mission in diesem Lande die nötige Tatkraft zu einer bedeutenderen Entwicklung abzugehen. Käme einmal einer ihrer großen Bonzen (Koso) nach Japan und würde er hier seinen apostolischen Eifer recht entfalten, dann könnten die Christen, durch sein Auftreten ermutigt, im Lande sicher eine starke Bewegung in Fluß bringen. Wie die Sache steht, haben die katholischen Missionäre bisher dank ihrer Sprödigkeit und Abschließung es nicht erreicht, das Vertrauen jenes Teiles der Japaner zu gewinnen, deren Bildung über das Mittelmaß hinausgeht.“

Der Apostolische Delegat, Msgr O'Connell, ein Amerikaner, sprach seine Ansicht dahin aus, daß amerikanische bzw. englischsprechende Missionäre in Japan eher Aussicht auf Erfolg haben würden. Das trifft im Grunde mit dem Urteil eines der tüchtigsten Missionäre in Tokio, P. Signeul, zusammen, wenn er sagt, daß „die englische Sprache der mächtigste Träger der protestantischen Propaganda gewesen“ sei. Es fehlte somit den französischen Missionären eine wesentliche Voraussetzung, um auf die leitenden Kreise durch Leistungen auf dem Gebiet des Unterrichts und der Presse bedeutenden Einfluß zu gewinnen. Es ist gewiß bezeichnend, daß der persönlich ausgezeichnete Oberhirt, Msgr Souf (gest. 1906), der 30 Jahre lang als Apostolischer Vikar der Nordmission und dann als Erzbischof die Mission leitete, weder das Englische noch das Japanische beherrschte. Erst seit Ende der achtziger Jahre wurden mit Hilfe herbeigerufener, zum Teil englisch erzogener Schulbrüder (Marianiten) drei höhere katholische Lehranstalten geschaffen, die jetzt beiläufig 1500 Schüler zählen. Aber auch heute noch besitzt die gesamte japanische Mission erst 32 Schulen mit rund 6000 Kindern. Sie sind wie ein Tropfen im Eimer gegenüber der riesigen Entwicklung des inzwischen verstaatlichten und konfessionslos gestalteten Schulwesens im Mikadoreich. Dieses alle Stufen vom Kindergarten bis zur Hochschule umfassende konfessions- oder richtiger religionslose Unterrichtswesen hat sich heute zu einem furchtbaren Hindernis der Christianisierung Japans ausgewachsen.

Gerade durch diesen Kanal flutet mit der modernen Bildung auch der moderne Unglaube mit all seinen traurigen Begleiterscheinungen unauf-

haltfam ins Land und wird durch die unheimlich anwachsende Presse wie durch ein künstliches Kanalsystem überallhin weitergeleitet.

Während in Europa trotz der auf der Oberfläche schwimmenden Gleichgültigkeit das Christentum doch noch immer die tiefe Grundlage, den eigentlichen Nährboden bildet, von dem das ganze Kulturleben zehrt und stets erneuernde Kraft schöpft, fehlt der neugeschaffenen japanischen Kultur jede feste sittlich religiöse Unterlage. Die alten Religionen üben höchstens noch auf die unteren Schichten und auch da immer weniger einen sittlichen Einfluß aus, und was im öffentlichen Leben als sog. Christentum eine Rolle spielt, ist wesentlich das seines übernatürlichen Charakters völlig beraubte Scheinchristentum der protestantisch-rationalistischen Theologie.

Diese hat hier die orthofoxe Richtung längst siegreich überwunden, und die japanische Religion der Zukunft, wie sie die führenden Geister sich zurechtlegen, ist nur eine wunderliche Mischung buddhistischer Philosophumena, nationaler Tugendlehren mit christlichen Ingredienzien und Verbrämungen.

Es kann nicht wundernehmen, daß bei dieser Lage der Dinge eine gewisse Mutlosigkeit auf den katholischen Missionären lastet, um so mehr als der französische Kulturkampf auch hier einen starken Rückschlag ausgeübt und die Mission in die größte finanzielle Notlage versetzt hat. Es ist in der Tat betrübend, zu erfahren, daß 1906 der Gesamtzuwachs an erwachsenen Christen für alle vier Diözesen nur 570 betrug (1005 wurden außerdem in der Todesstunde getauft). Selbst das einst so eifrig erstrebte Ziel eines einheimischen Klerus ist nur sehr unvollkommen erreicht worden. Von den 35 japanischen Priestern wirken nur 9 außerhalb der Mission von Nagasaki, und die einzige bedeutende geistige Kapazität unter ihnen, der schrift- und redegewandte Maeda, ist 1907 zum Apostaten geworden.

Ist keine Hoffnung für die Zukunft vorhanden? Darauf erwidert der schon genannte Franziskaner, ja, „aber es muß gearbeitet werden, und zwar viel und allseitig. . . . Zu klein ist die Zahl der Missionäre (ca 170), zu gering die Zahl der Missionsposten (208), zu gering die Anteilnahme der Katholiken an der Wissenschaft usw. . . . Wie nützlich und reichlich wäre ein Zentrum katholischer Wissenschaft etwa in Tokio! . . . Wie würde ein solches durch Wort und Schrift wirken! Sie würde Beachtung finden, und die Schriften und die Arbeiten einer guten Zeitschrift würden gelesen werden, falls nur etwas Luchtiges geboten würde. Denn der Fanatismus, der in Europa absichtlich allem aus dem Wege geht, was an die Kirche erinnert, herrscht hier noch nicht.“

Zwischen China und Japan liegt das „Einsiedlerland“ Korea, das jahrhundertlang der Bantappel beider Reiche gewesen ist und vielleicht wieder werden kann.

Was das Christentum aus diesem schlichten, biedern, kräftigen Volke machen kann, zeigt die einzigartige koreanische Missionsgeschichte. Sie führt uns

hier eine durch christliche Bücher begründete Laienkirche vor, die im Blute getauft wird, noch ehe sie einen Priester gesehen, sie zeigt uns den langen heroischen Kampf auf eine scheinbar uneinnehmbare Festung; die Leichen fast aller ersten Bischöfe und Missionäre bilden die Brücke, über welche die endlichen Sieger eindringen. 61 000 Christen, gute, treue, glaubensstarke Christen, bilden die Frucht des langen Kampfes.

Aber seit Herbst 1905 ist Korea japanischer Schutzstaat geworden. Unmittelbar hat die Mission durch die völlig veränderte politische Lage nicht gelitten. Noch 1906 betrug der Jahresgewinn 4096 (655 in der Todesstunde) neugetaufte Erwachsene, war also 6mal größer als in ganz Japan. Mittelbar freilich wirkt der Umschlag jetzt schon verhängnisvoll. Der Strom der japanischen Einwanderung führt einen starken Gärungsstoff ins Land, mit dem sich der völlig verschieden geartete einheimische Volkscharakter schwer verträgt. Der moderne Fortschritt, der von Japan als Parole ausgegeben und von der progressivistischen Partei im Lande selbst freudig aufgenommen wird, kommt zu unvermittelt und gewaltsam, um wirklich segensreich zu wirken. Wie in China, so wütet in Korea das Schulfieber. Dem lauten Ruf nach Schulen hat nun rasch zugreifend vor allem die protestantische amerikanisch-englische Mission entsprochen, und so vollzieht sich diese geistige Reform wesentlich wie in Japan unter protestantischem Einflusse.

„Ich muß leider eingestehen“, schreibt der katholische Bischof Mgr Mutel, „daß wir nicht in der Lage sind, bei dieser Bewegung die Führung zu übernehmen oder auch nur mit den Protestanten Schritt zu halten.“ Tatsächlich zählt die Mission nach dem letzten Jahresberichte 1907 bloß 77 kleine Schulen mit zusammen 1205 Kindern, während die protestantischen Sekten bereits 450 Schulen mit über 7000 Kindern aufweisen und das ganze Land mit Bibeln und Schriften aller Art geradezu überschütten. So kommt es, daß, nachdem hier wie in so vielen Missionen des Ostens katholischer Opfermut und katholisches Märtyrerblut die harte Pionierarbeit geleistet und Bahn gebrochen haben, angelsächsischer Unternehmungsgeist und Reichtum gefahrlos die Früchte erntet. Ob und inwieweit diese betrübende Tatsache auf Fehler in der Methode und im System zurückzuführen ist, soll an dieser Stelle nicht näher untersucht werden. Nur eines sei hier gesagt: Das vielfach raschere Tempo der protestantischen, zumal angelsächsischen Mission erklärt sich zum Teil schon aus dem wesentlichen Unterschiede der katholischen und protestantischen Missionsauffassung. Letztere geht meist wesentlich in Schul- und Kulturarbeit auf, sie ist mehr Zivilisierung als eigentliche Christianisierung und legt darum das Hauptgewicht auf Schule und Presse. Umgekehrt ist der katholische Missionär in erster Linie Priester, und die mühsame seelsorgliche Heiligungsarbeit absorbiert den größten Teil seiner Zeit und seiner Kraft. Sodann drängt die protestantische Kirchenidee naturgemäß auf rasche Selbständigkeit der einheimischen Gemeinden, da ja Bibel

und Predigt die wesentliche Grundlage ihres Kirchenlebens bilden. Der Laiencharakter des Protestantismus, der nur Prediger, keine Priester und keinen Zölibat kennt, macht es sehr leicht, aus den einheimischen Elementen sich „ordinierte und unordinierte“ Pastoren und Helfer aller Art zu schaffen. Das Ziel, das die katholische Mission erstrebt, ist ein unvergleichlich höheres und nur in mühseliger, langwieriger Arbeit zu verwirklichen. Das erklärt schon vieles, wenn auch nicht alles.

Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf Indonesien zu werfen, das die einst spanischen Philippinen und das große einst portugiesische Inselreich der Sundainseln und Molukken umfaßt.

Die armen Philippinen! Man kann nur mit Schmerz an die gewalttätigen Umwälzungen denken, die sich da seit einigen Jahrzehnten vollzogen. Aber seit der „Stille Ozean“ aus seiner Stille herausgetreten und der Schwerpunkt des Weltverkehrs immer mehr von der Atlantis in den Pacific gerückt ist, konnte das liebliche Idyll, wie es noch in den 1860er Jahren der englische Weltreisende W. Gifford Palgrave geschildert, nicht unberührt bleiben; das reiche Inselland mußte in irgend einer Form der ländergerierigen Konkurrenz der Seemächte zum Opfer fallen, die heute nur mehr politische und kommerzielle, keine idealen Ziele und Werte kennt.

„Die Aufstellung eines religiösen Zweckes“, so schreibt der neueste Darsteller der kolonialen Geschichte¹, „der nicht nur nebenher läuft, sondern in vielen Fällen die materiellen Gesichtspunkte geradezu in den Hintergrund drängte, unterscheidet die spanische Kolonisation von allen andern.“ Damit sind treffend auch die günstigen Bedingungen der älteren Missionstätigkeit gezeichnet. Sie hatte auf den Philippinen ein christliches Gemeinwesen geschaffen, das mehr aufrichtige Christen um den Altar des wahren Gottes sammelte (6 Millionen) als das ganze übrige Süd- und Ostasien zusammen.

Gegenwärtig macht die philippinische Kirche eine schwere Krisis durch, die aber ihren Führer, Erzbischof Harty von Manila, nicht hindert, ihr hoffnungsfreudig eine große Zukunft und eine entscheidende Rolle in der künftigen Christianisierung Ostasiens vorauszusagen.

Auf den niederländischen Sundainseln und Molukken herrscht als religiöse Vormacht der Islam, und das Christentum bringt hier nur sehr langsam vor. Die wenigen Glanzpunkte der Mission (Ost-Flores) sind noch ein Erbe aus der alten Portugiesenzeit. Hätte Portugal sich hier wie Spanien auf den Philippinen halten können, Indonesien wäre heute wahrscheinlich christlich.

Ziehen wir nach dieser flüchtigen Skizzierung des süd- und ostasiatischen Missionsgebietes kurz die Bilanz, so fällt sie günstiger aus, als die Hervorhebung so mancher dunkeln Punkte vielleicht erwarten läßt.

¹ Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien von Professor Dr Alex. Supan, Gotha 1906.

Etwa 12 Millionen katholischer Christen unter einer Gesamtbevölkerung von rund 800 Millionen¹ sind immerhin schon ein sehr erfreulicher Gewinn, wobei freilich gesagt werden muß, daß jene 12 Millionen sich sehr ungleich verteilen und in weiten Ländergebieten das Christentum erst oasenartig aus der heidnischen Wüste auftaucht. Die Gesamtzahl der mit Kirchen und Kapellen bezeichneten Stappen der Eroberung beläuft sich auf ca 23 000. Rund 7000 Priester, etwa zur Hälfte Eingeborne, arbeiten hier unter der Führung von rund 90 Bischöfen, Hilfsbischöfen und Apostol. Präfekten, unterstützt von nahezu 1000 Brüdern, wenigstens 7000 Schwestern und zahlreichen einheimischen Laiengehilfen. In rund 10 000 Schulen und 400 höheren Lehranstalten werden über 450 000 Kinder unterrichtet, während die christliche Caritas von wenigstens 1000 Wohltätigkeitsanstalten her ihr wärmendes Licht ausstrahlt.

Alles dies sagt uns, daß die große Armee Christi in Ostasien langsam, aber stetig vorwärts rückt. Daß Hunderte, ja Tausende dieser Neubekehrten noch in den letzten Jahren für ihren Glauben geblutet, daß ihre Söhne und Töchter in wachsender Anzahl über die gewöhnlichen Christenpflichten hinausgehend den Weg der evangelischen Räte betreten, daß mitten unter heidnischer Umgebung Sonntag um Sonntag sich die oft freilich recht armen Kirchen und Kapellen füllen und christliches Denken und Fühlen mehr und mehr das häusliche und soziale Leben durchbringt, beseitigt das Bedenken, daß dieses Christentum nur auf der Oberfläche haften.

Außer diesen mehr greifbaren Resultaten darf nicht vergessen werden, daß der ausschlaggebende Maßstab jedes wirklichen Erfolges die größere Ehre Gottes ist. Diese liegt aber im Grunde weniger in Massenbekehrungen und äußeren glänzenden Siegen als in der Unsumme der heroischen Opfer, des Schweißes und Blutes, die jeder Fußbreit Bodens dieser geistigen Eroberung kostet und die wie eine stille Weihrauchwolke zum Himmel aufsteigt.

Gewiß, auch die äußere sichtbare Ausbreitung des Reiches Christi und die Mitteilung aller, auch kultureller Wohltaten des Christentums an die Völker ist Ziel und Aufgabe der Missionsarbeit. Und hier wirken selbstverständlich auch die natürlichen Momente, wie richtige Methode, weise Verteilung der Kräfte und Mittel, eine kluge, weitausblickende Strategik, ganz wesentlich, sei es fördernd, sei es hindernd bzw. verlangsamt. Damit ist eine ganze Reihe wichtiger und interessanter missions-theoretischer Fragen berührt und angedeutet, in welcher Weise die Berichterstattung über das Missionswerk sich erweitern und zumal für gebildete Kreise anregend und fruchtbarer sich gestalten kann.

¹ Die früheren hohen Bevölkerungsziffern für China sind durch neuere genauere Schätzungen stark herabgedrückt worden.

III. Politisches Leben.

1. Deutschland.

Don Ernst H. Kley.

Waffenklirrend betrat das Jahr 1907 die deutschen Gaue, während weit draußen, wo der südwestafrikanische Sand so manches braven deutschen Reiters Blut getrunken, die Weihnachtsbotschaft von 1906 eine Friedensbotschaft gewesen war. Ein merkwürdiger Gegensatz: in Südwestafrika legen die Trümmer des Hottentottenvolkes die Waffen nieder, wenige Tage nachdem ihretwegen in der alten Heimat der Aufruf zum Kampfe ergangen war. Der Reichstag, so hieß es, hatte in einer nationalen Frage „versagt“, er hatte die Mittel verweigert, die nach der Ansicht der Kommandogewalt notwendig waren, um den Aufstand der Hottentotten im Süden — das Hererovolk im Norden war ja längst in die Sandwüste und über die Grenze versprengt und größtenteils aufgerieben — endgültig niederzuwerfen. So die Anklage von den Bänken der Regierung und der ihr ergebenden Parteien gegen die „schwarzrote Mehrheit“. Gab es überhaupt eine solche Mehrheit? Die Sozialdemokratie hatte, wie man es bei ihr gewöhnt ist, freilich den ganzen Nachtragskredit im Betrage von 29 Millionen Mark glatt abgelehnt, das Zentrum dagegen war bereit, 20 Millionen zu bewilligen. Die Differenz von 9 Millionen genügte zur Reichstagsauflösung. Doch ja, das Zentrum hatte ja auch verlangt, daß bis zum 1. April 1907 Vorbereitungen getroffen würden zur allmählichen Minderung der Schutztruppe bis auf 2500 Mann; wohlgemerkt, für diese Minderung selbst wurde auf keinem Termin bestanden. Das war also der „Eingriff in die Kommandogewalt“, der „Hofkriegsrat“, wie man auch sagte. Nun, so ganz falsch kann der parlamentarische „Hofkriegsrat“ die Lage doch nicht beurteilt haben, wenn sich schon knappe 14 Tage später zeigte, daß der Aufstand tatsächlich im Erlöschen war.

Doch das Schicksal dieses Nachtragsetats für Südwestafrika bot dem deutschen Reichskanzler ja nur den äußeren Anlaß zu dem Bruche mit dem Zentrum, dessen ausschlaggebende Stellung im Reichstage ihm nicht

erst seit gestern oder vorgestern unbequem geworden war. Es ist notwendig, darauf etwas näher einzugehen, da der Bruch des Kanzlers mit dem Zentrum dem Jahre 1907 sein charakteristisches Merkmal ausdrückte.

Schon früher hatte Fürst Bülow den unzufriedenen Kritikern seiner inneren Politik, die sich auf das Zentrum stützte, ohne diesem jedoch, wie er selbst auch später noch betonte, wesentliche Zugeständnisse gemacht zu haben, entgegengehalten: Schafft mir eine Mehrheit ohne das Zentrum, dann sollt ihr sehen, wie gern ich ohne (und nötigenfalls gegen) das Zentrum regiere. Hatte man solche Wendungen früher nur als eine geschickte Form der Zurückweisung haltloser Angriffe und Ansprüche aufgefaßt, so sollte sich jetzt zeigen, daß sie in der Seele des Kanzlers doch einen tieferen Untergrund hatten, daß sie nur eine Zurückweisung für den Augenblick, aber zugleich einen Wunsch bedeuteten, eine Stimmung verrieten, die früher oder später in den Handlungen des Fürsten Bülow zutage treten mußte.

Diese Stimmung ist auch nicht erst in den wenigen Wochen geweckt und großgezogen worden, die der entscheidenden Reichstagsitzung vom 13. Dezember 1906 vorausgingen. Was man auch immer über die Art und das Maß der an der deutschen Kolonialverwaltung geübten Kritik denken mag, einer Kritik, die aber in wesentlichen Punkten sicher nicht unberechtigt war, es ist ausgeschlossen, daß lediglich diese Kritik in so rascher, man möchte sagen überstürzter Entwicklung der Ereignisse zu dem vollen Bruche mit einer Partei hätte führen können, deren verständnisvollem Zusammenarbeiten mit den Regierungen eine jahrelange gedeihliche innere Entwicklung Deutschlands, eine Reihe der wichtigsten gesetzgeberischen Werke, eine feste Grundlage seiner wirtschaftlichen wie seiner militärisch-maritimen Rüstung zu verdanken waren, einer Partei, deren nationale Verdienste Fürst Bülow, auch nachdem er ihr Gegner geworden, noch anerkennen mußte. An der kolonialen Kritik war auch keineswegs nur das Zentrum neben der Sozialdemokratie beteiligt. Nicht minder scharfe Töne als die Zentrumsredner schlugen die Sprecher der linksliberalen Parteien an, insbesondere die Abgeordneten Ablaß und Müller-Reinigen, und es berührt eigentümlich, daß dieselben Parteien, deren Redner den eifrigsten Kolonialkritiker des Zentrums, den Abg. Erzberger, an Schärfe überboten, im Laufe derselben Kolonialdebatten sich plötzlich an der Seite der bis dahin von ihnen bekämpften Kolonialverwaltung wiederfanden.

Die Ernennung des Vizepräsidenten Dernburg zum Kolonialdirektor erklärt diesen Umschwung für sich allein noch nicht. Ebensovienig die scheinbare Niederlage, die der Abg. Koeren bei seinem Eintreten für den Kolonialbeamten Wistuba bzw. für die Togomissionäre erlitt, einen so starken Theatereffekt erzielen; Dernburg und der Reichskanzler auch durch die Überrumpelung des Zentrums mit dessen angeblicher „Nebenregierung“ im Kolonialamt erzielten. Dieser Theatercoup tat allerdings für das Publikum

seine Wirkung, er bot auch den Freisinnigen die Kulisse, hinter der sie ihren Übergang ins Lager der „nationalen“ Parteien vollziehen konnten. Aber die wahre Ursache dieses Übergangs war der Zwischenfall Dernburg-Koeren nicht, wurde doch anfangs noch von führenden Organen der Linken das Auftreten Dernburgs gegen Koeren mißbilligt. Heute werden von jener „Nebenregierung des Zentrums“ ernsthafte Politiker kaum noch sprechen. Der Prozeß, den der Abg. Koeren gegen den früheren Beamten in Togo und Gegner der dortigen Missionen Geo Schmidt angestrengt hatte wegen des Offenen Briefes, worin dieser ihm „Rechtsbeugung“ vorgeworfen, hat inzwischen dem Verede von der „Nebenregierung“ jeden Boden entzogen. Der frühere Kolonialdirektor Dr Stübel selbst, unter dessen Verwaltung die unzulässigen Eingriffe von Zentrumsparlamentariern geschehen sein sollten, hat durch seine eibliche Aussage die Legende vernichtet, und auch mit den Nebenbingen, an die sich die zentrumsgegnerische Presse auf Grund einiger Wendungen des erstinstanzlichen Erkenntnisses noch klammerte, ist es nach dem Urteil der Berufungsinstanz nichts mehr. Nur mit knapper Not kam Geo Schmidt an einer Gefängnisstrafe vorbei; eine empfindliche Geldstrafe und die bedeutenden Kosten beider Instanzen treffen ihn schwer genug.

Fürst Bülow hat in seinem Silvesterbriefe — gerichtet an den Vorsitzenden des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, Generalleutnant z. D. v. Liebert, einen bekannten alldeutschen Exaltado — auch selbst angedeutet, daß der Gedanke an einen Bruch mit dem Zentrum ihn schon längere Zeit vorher beschäftigte. Wenn man auch nur diejenigen Ursachen in Betracht zu ziehen hätte, die Fürst Bülow selbst zugibt, kommt man zu dem Ergebnis, daß der Bruch unvermeidlich war, weil zwischen dem Reichskanzler und der Zentrumspartei ein grundsätzlicher Gegensatz in der Auffassung ihres gegenseitigen Verhältnisses bestand, der früher oder später ausgetragen werden mußte. Fürst Bülow spricht in seinem Silvesterbriefe von einem Parteiregiment, von einem Zustand der Abhängigkeit der Gesetzgebung von dem guten Willen einer Partei, von einem Mißbrauch der parlamentarischen Stärke, der in der Ablehnung notwendiger Forderungen bestehe. Er hatte schon in der entscheidenden Reichstagsitzung den Satz aufgestellt: „Die Parteien tragen keine Verantwortung.“ Er bezeichnete ferner das Zentrum (in seiner Tischrede vom 19. Januar 1907) als eine „unberechenbare“ Partei, desgleichen auch als „unzuverlässig“ in nationalen Fragen, eine Wendung, die ich mehr als ein agitatorisches Schlagwort auffassen möchte, während der Ausdruck „unberechenbar“ mir für die politische Psychologie des Fürsten Bülow charakteristischer zu sein scheint.

In den Augen des vierten Reichskanzlers war sein Verhältnis zur Zentrumspartei ein persönliches Vertrauensverhältnis, das der letzteren die Pflicht auferlegte, in allen Dingen, die dem Kanzler als „wichtig“ erschienen, ihn parlamentarisch zu unterstützen. Die umgekehrte Folgerung, daß auch

wichtige Forderungen des Zentrums vom Reichskanzler als solche gewürdigt und unterstützt werden müßten, zog dieser freilich nicht. Für sich selbst beanspruchte er volle Unabhängigkeit als etwas ganz Selbstverständliches, und er hat sich oft — und mit Recht — gegen jeden Vorwurf einer Abhängigkeit vom Zentrum feierlich verwahrt. Dem Zentrum hätte er logischerweise die gleiche Unabhängigkeit von den Wünschen der Regierung zugestehen müssen und nicht verlangen dürfen, daß es entgegen seiner sachlichen Auffassung lediglich aus persönlichen Rücksichten auf den Reichskanzler oder auf ein angenehmes Verhältnis zur Regierung seine Stellung nehme. Aber — die Parteien tragen ja „keine Verantwortung“, warum sollten sie sich nicht dem Urteil des „verantwortlichen“ Staatsmannes unterordnen? Man sieht, diese Auffassung hat eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem Wort vom beschränkten Untertanenverstande und müßte, wenn eine Partei von der Stellung des Zentrums im früheren Reichstage oder eine parlamentarische Mehrheit sich ihr gewohnheitsmäßig unterordnen würde, zu einer Herabdrückung der verfassungsmäßigen Stellung der Volksvertretung führen, die mit dem Wesen des konstitutionellen Staates in schreiendem Widerspruch stände. Daraus ergibt sich schon die Unhaltbarkeit des Vorwurfs, das Zentrum habe nach einer Machtsfülle gestrebt, wie sie dem Parlament nur in parlamentarisch regierten Staaten zukomme. In solchen ist die Regierung abhängig von dem Parlament, aus dessen Mehrheit sie hervorgegangen. Das Zentrum wollte und will aber lediglich die Unabhängigkeit der Volksvertretung neben der Regierung, also die verfassungsmäßige Gleichstellung beider Faktoren, gewahrt wissen; es vertritt die konstitutionelle Auffassung und lehnt gleichermaßen eine parlamentarische wie eine absolutistische Regierung ab.

Fürst Bülow hat in diesem Konflikte — ebenso wie in seiner Haltung in der preußischen Wahlrechtsfrage — wahrlich nicht bewiesen, daß er ein liberaler Staatsmann sei, wie liberale Politiker eine Zeitlang glaubten oder glauben machen wollten. Dabei kann es dahingestellt bleiben, wie weit er in diesen grundsätzlichen Fragen seine eigene Auffassung oder die Auffassung anderer vertritt. Ich habe es bisher absichtlich vermieden, die Stellung des Kaisers in meine Darlegung hineinzuziehen, obwohl es für die Beurteilung des grundsätzlichen Verhältnisses zwischen Regierungsgewalt und Volksvertretung, wie die Dinge im Deutschen Reiche nun einmal liegen, sicher nicht ohne Belang wäre, die persönliche Auffassung Kaiser Wilhelms II. kennen zu lernen, und obwohl ferner Fürst Bülow wiederholt durch seine Offiziösen geflissentlich hervorheben ließ, daß er nur die Politik des Kaisers mache, indem er ohne das Zentrum auszukommen suche. Es ist auch zuzugeben, daß in den letzten Jahren schon manche Anzeichen dafür sprachen, daß eine Frontstellung gegen den „Ultramontanismus“ den kaiserlichen Wünschen nicht zuwiderlaufen würde. Man denke z. B. an die nie ernstlich

bestrittenen Äußerungen aus hohem Munde, die von protestantisch-kirchlicher Seite mitgeteilt wurden. Man kann ferner nicht übersehen, daß Wilhelm II. in der nächtlichen Ansprache an die über den Wahlsieg gegen „Schwarze und Rote“ jubelnde Menge vor dem Berliner Schlosse persönlich an diesem Kampfe seinen Anteil genommen hat. („Die Kunst jetzt lernten wir, sie zu besiegen, und sind voll Lust, sie fürder noch zu üben.“) Ebenso wahr ist es aber auch auf der andern Seite, daß seit Bismarcks besten Tagen nie wieder ein Kanzler mit seiner Person so sehr in den Vordergrund der politischen Ereignisse getreten, so klar für seine Politik verantwortlich gezeichnet hat wie Fürst Bülow seit dem 13. Dezember 1906. Die „Paarung des konservativen mit liberalem Geiste“ ist sein Wort (19. Januar 1907), und sein Werk, allerdings ein Werk voller Unvollkommenheiten, ist der „Bülowblock“. Wie dem auch sei, wir haben mit der Tatsache zu rechnen, daß diejenigen, welche die Regierungsgewalt verkörpern, eine starke Sehnsucht nach einer durchaus „zuverlässigen“ Reichstagsmehrheit empfinden und sich zu diesem Verlangen durchaus berechtigt glauben. Ist doch sogar den Blockparteien, ein knappes Jahr nach dem Bruche mit dem „unberechenbaren“ Zentrum, schon die Pistole auf die Brust gesetzt und, allerdings auf dem Wege einer kleinen Überraschung, ein feierlicher Eidschwur auf die Politik des Fürsten Bülow abgenötigt worden. Ob der Versuch ein zweites Mal gelingt, ist eine andere Frage.

So unberechenbar, wie Fürst Bülow meinte, ist das Zentrum übrigens gar nicht. Ein Staatsmann, der die Haltung des Zentrums in den großen Fragen stets aufmerksam verfolgte, die Komponenten seiner Politik unbefangen zu würdigen verstand, brauchte sich durch die Stellungnahme des Zentrums in irgend einer bedeutsamen Angelegenheit so leicht nicht überraschen zu lassen. Es ist ja richtig, bei einer großen Partei, deren Mitglieder vielleicht erst kurz vor den entscheidenden Abstimmungen in solcher Zahl zur Stelle sind, daß die Fraktion endgültig Stellung nehmen kann, mag hier und da auch einmal die Vorausberechnung etwas erschwert sein. Ich will auch den Ernst der Verantwortung nicht verkennen, der aus einer solchen Lage einerseits den Führern, andererseits den nicht immer anwesenden, etwa in den Einzelsitzungen zurückgehaltenen Mitgliedern einer großen Fraktion erwächst. Andererseits ist die Größe einer solchen Fraktion doch auch gerade ihr Vorzug, nicht zuletzt vom Standpunkte einer Regierung, die mit ihr rechnet, und es ist sehr die Frage, ob sie es mit einer so bunt zusammengewürfelten Mehrheit wie der gegenwärtigen bequemer hat als mit einer großen Partei, die durch ihre zentrale Stellung leicht Mehrheiten nach allen Seiten hin bilden kann.

Ja, diese zentrale Stellung! Sie bedeutet vielleicht den wichtigsten Faktor in unserer Betrachtung. Das Zentrum konnte im verflochtenen Reichstag nach rechts wie nach links eine Mehrheit bilden, deren Kern es selbst

war. Das war es gerade, was dem Fürsten Bülow so unangenehm war. Hätte das Zentrum nicht auch die sog. Abwehrmehrheit bilden können, sondern nur eine zustimmende Mehrheit für Regierungsvorlagen, so hätte er nie daran gedacht, mit dem Zentrum zu brechen. Sein ursprünglicher Gedanke war auch nur der, in den Neuwahlen von 1907 das Zentrum so weit zu schwächen, daß es nicht mehr im Stande sein sollte, mit den Sozialdemokraten, Polen usw. eine negative Mehrheit zu bilden. Mit dem so geschwächten und gedemütigten Zentrum hätte er dann gern nach Bedarf weitere Politik gemacht. Ja es wäre ihm sogar sehr lieb gewesen, gelegentlich auf das Zentrum als Reserve zurückgreifen zu können; er hätte dann eine doppelte Mehrheit gehabt, eine ohne und gegen das Zentrum und eine mit dem Zentrum. Ein superfeiner Gedanke, der auch durch einige wahlpolitische Rundgebungen der Regierung durchschimmerte, aber sich aus einem zweifachen Grunde als unmöglich erwies. Einmal bezeigte das Zentrum, daß der Kanzler ohne Not schwer beleidigt, besonders in seiner nationalen Ehre gekränkt hatte (vgl. das Wort von der „antinationalen Arroganz“), nicht die hierfür erforderliche Hundedemut; und dann machte der liberale, besonders der linksliberale Blockflügel — sofern man sich ein so schwerfälliges Wesen als geflügelt vorstellen kann — dem Fürsten Bülow einen Strich durch die Rechnung, indem er eigenfönnig auf der Forderung eines völligen und endgültigen Bruches mit dem Zentrum bestand. (Daß der Kanzler diesen Pakt mit seinem Blute unterschrieb, wird ihm von rechtsstehenden Politikern heute sehr verübelt, weil darin seine Schwäche begründet ist.)

Des Fürsten Bülow politisches Können erschöpft sich nun einmal viel zu sehr in einer gewissen diplomatischen Kunst der Behandlung von Personen und Parteien — einer Kunst, die ihn freilich zuweilen im Stiche gelassen hat. Es fehlt ihm dagegen das tiefere Verständnis für die realen und idealen Kräfte, die im Grunde doch die Gestaltung unseres Parteiwesens bestimmen. Daher die flachen Nebensarten von „Parteigeist“ und „Fraktionssegoismus“, daher auch die oberflächliche Auffassung, die er von der zentralen Stellung des Zentrums und ihrer Bedeutung auch für eine kluge Regierung hat. Er meint, wenn im Zentrum konservative und liberale Elemente sich vertragen, so müßten auch in seinem Block konservative und Liberale zu einer mittleren Linie gelangen können. In diesem Sinne hat er noch zu Beginn der Wintertagung 1907/1908 des Reichstags das Zentrum seinem Block als Muster vorgehalten. Sehr schmeichelhaft für das Zentrum; schade nur, daß der Vergleich auf beiden Seiten hinkt. Das Zentrum ist nicht aus konservativen und liberalen oder demokratischen Elementen bunt zusammengewürfelt, sondern eine Grundanschauung beherrscht alle, wenn auch in Einzelheiten die Schattierung bei dem einen manchmal etwas anders ausfällt als bei dem andern. Diese Grundanschauung zeigt weder mit dem Konservatismus der heutigen konservativen noch mit dem

Liberalismus der derzeitigen liberalen Parteien völlig identische Züge, sondern sie ist oder wirkt in einem eigenen, höheren Sinne zugleich konservativ und liberal. Das Zentrum ist eben eine Rechtspartei, darum achtet und schätzt es das historische und das moralische Recht — mehr als zuweilen die sich konservativ nennenden Parteien —, und damit das Recht einerseits der Krone, anderseits des Volkes. Das Zentrum als Partei nicht nur des historischen Rechts, sondern auch der moralischen Gerechtigkeit wird damit aber auch naturgemäß zu einer Partei der sozialen Gerechtigkeit, eines billigen Ausgleichs der verschiedenartigen Interessen, hilft hier das Bestehende erhalten und schützen, dort dem berechtigten Neuen die Bahn freimachen in ruhiger, stetiger Entwicklung ohne radikalen Umsturz. Das ist konservativ und fortschrittlich zugleich. Unterstützt wird das Zentrum darin durch seine Zusammensetzung; ist es doch in Wahrheit die einzige Volkspartei, die einzige Partei, die — nach dem Zeugnisse eines ihrer Gegner, des Professors Delbrück — sich rühmen kann, ihre Stütze zu finden in allen Klassen und Berufsständen. Das ist der eigentliche Grund der parlamentarischen Bedeutung des Zentrums, die nur eine äußerliche Betrachtung lediglich in seiner zahlenmäßigen Stärke erblicken kann.

Diese zentrale Stellung gab der Politik des Zentrums Berührungspunkte sowohl mit den Parteien der Rechten wie mit den Parteien der Linken. Selbst jetzt, in den Zeiten der Achtung und „Ausschaltung“ des Zentrums, kann Fürst Bülow dessen Anziehungskraft auf Teile seines Blocks nicht ganz unwirksam machen. Aus dieser Stärke der ausschlaggebenden Partei zog die ganze Volksvertretung Nutzen; ihre Bedeutung wuchs, und das konnte wohl einem leitenden Staatsmann um so unbequemer werden, je mehr er auf der andern Seite auch mit dem starken Willen eines Monarchen von ausgeprägter Eigenart zu rechnen hatte.

So liegt denn nach meiner Überzeugung in der zentralen Stellung der Zentrumspartei, die ihr eine so einzigartige Bedeutung gab, der Hauptgrund der inneren Krise von 1906/1907. Und ich bezweifle, ob irgend eine andere Partei, wenn sie eine ähnliche Stellung im Reichstage eingenommen hätte, dem Angriffe einer Regierung, die soviel Selbständigkeit des Parlaments nicht liebte, und der neidischen andern Parteien entgangen wäre. Ich bin überzeugt, dieser Kampf, der ein Kampf um die Gleichberechtigung von seiten der Volksvertretung, um die Vormacht von seiten der Regierungsgewalt ist, wird, wenn auch in verschiedener Gestalt und vielleicht nicht immer gegen die gleichen Parteien, so lange dauern, bis die nationale Notwendigkeit unbedingter Achtung des inneren Gleichgewichts der öffentlichen Gewalten von beiden Seiten klar erkannt und damit auch anerkannt wird.

Damit will ich keineswegs sagen, daß nicht auch die konfessionelle Abneigung gegen das Zentrum, in welchem man nun einmal trotz aller seiner

Verwahrungen noch immer durchaus die „katholische Partei“ erblickt, eine bedeutende Rolle in dieser Entwicklung gespielt hätte. Dieses Vorurteil hat ohne Frage viel dazu beigetragen, um den Gegensatz gegen das Zentrum zu verschärfen und die Stimmungen oben und unten, die zum Bruche drängten, desto schneller in die entsprechenden Taten umzusetzen. Fürst Bülow hatte unter dem furor protestanticus, solange er noch selbst mit dem Zentrum arbeitete, genug zu leiden gehabt, um sowohl die Befreiung von dieser Anfeindung als eine persönliche Erleichterung und Festigung seiner Stellung zu empfinden, als auch die Verwendbarkeit dieses furor protestanticus für Antizentrumswahlen würdigen zu können. Er selbst verwahrte sich allerdings feierlich gegen jede Absicht, Übles gegen die Katholiken im Schilde zu führen; er ließ aber seine Wahlmacher, darunter den General Reim, der den Flottenverein zu einer Agitationszentrale machte, ruhig gewähren, wenn sie aus dem furor protestanticus Nutzen zogen, z. B. um die sozialdemokratischen Mitläufer im jesuitenfürchtigen Lande Sachsen zu schrecken und gegen die „schwarzrote Mehrheit“ aufzureizen. Insofern ist also Fürst Bülow von einer Mitschuld an der konfessionellen Verhezung, die mit seiner Antizentrumspolitik Hand in Hand ging, wie sie ihr vorgearbeitet hatte, nicht freizusprechen. Aber persönlich wird man den derzeitigen Kanzler für alles andere eher als für einen ehrlichen Fanatiker halten dürfen. Ich glaube ihm auch, daß er sich nicht leicht zu einer aktiven kulturkämpferischen Politik entschließen könnte. Eher wäre ihm zuzutrauen, daß er auf dem Schulgebiete — das unter Ausschließung des Zentrums (Vorspiel der Blockpolitik!) im Jahr zuvor kompromißlich zusammengezwimmerte Schulunterhaltungsgesetz liefert in Preußen vielleicht dazu Handhaben — den liberalen Wünschen möglichst Förderung zu teil werden ließe zum Schaden der Katholiken und des positiven Christentums überhaupt. Aber alles in allem halte ich doch dafür, daß der Antiklerikalismus ihm nie mehr als Mittel zum Zweck wäre, und daß er daher auch bei den Wahlen von 1907 sich von der antiultramontanen Woge nur tragen ließ, daß er aber den Bruch mit dem Zentrum seinerseits aus andern Beweggründen vollzog. Und, wie ich schon dargelegt habe, dieser Bruch wäre früher oder später doch gekommen, weil in Preußen-Deutschland das konstitutionelle Prinzip erst durchgekämpft werden muß.

Diese Darlegung der Ursachen der inneren Krisis von 1906 auf 1907 schien mir notwendig zum tieferen Verständnis, und sie wird es mir jetzt ermöglichen, in meinem Rückblick auf den Gang der Ereignisse im einzelnen mich desto kürzer zu fassen.

Geben wir zunächst noch einige charakteristische Merkmale des Reichstagswahlkampfes von 1907 hervor. Von der Rußbarmachung konfessioneller Instinkte sprach ich eben schon und erwähnte dabei die Agitation des Flottenvereins, die diesem später selbst am schlechtesten bekommen

solte. Einige Briefe, die auf noch nicht ganz aufgeklärte Weise zur Kenntnis eines bayerischen Zentrumsblattes gelangten (eine Untersuchung wegen „Briefdiebstahls“ ist im Sande verlaufen), zeigten kurz nach den Wahlen, wie es gemacht worden war. Aus einem Schreiben Reims an Geheimrat v. d. Gröben, Pressdezernenten der Kolonialabteilung, vom 2. Januar ging hervor, daß der Reichskanzler damit einverstanden war, daß der Flottenverein eine Zentralstelle zur Herausgabe von Flugblättern usw. schuf. Wohl gemerkt, es heißt hier ausdrücklich: „der Flottenverein“, nicht etwa General Reim, als dessen „private“ Wahlstätigkeit man nachher diese Agitation hinzustellen suchte. Dem entspricht es, daß der Flottenverein als solcher wegen dieser Betätigung sowohl von dem Kaiser wie von dem Fürsten Bülow belobt wurde. Dieser erklärte ferner in öffentlicher Reichstagsitzung, daß die Regierung künftig noch viel mehr in die Wahlagitation eingreifen werde, und bezeichnete dies als ihr gutes Recht. In mehreren der Reimbrieife wird denn auch auf die Mitwirkung amtlicher Organe hingewiesen; so heißt es in einem Briefe Reims vom 15. Januar an den freisinnigen Kandidaten Eichhoff: „Nach verschiedenen Rücksprachen mit Wilhelmstraße 77 (dem Reichskanzlerpalais) ist die amtliche Unterstützung im Wahlkreise Denny-Kemtscheid in jeder Weise sichergestellt.“ In einem Schreiben vom 1. Februar führt Reim die Aufrüttelung der „Philister“ zum guten Teil auf den furor protestanticus zurück. Reim hat nachher versucht, dies lediglich als Feststellung einer Tatsache zu deuten; er hatte aber am 4. Januar an Lizentiat Weber (M.-Glabbach) geschrieben: „Ich brauche Ihnen wohl nicht weiter auseinanderzusetzen, daß der Kampf gegen das Zentrum auch einen solchen gegen den Ultramontanismus, den Todfeind unserer evangelischen Konfession, bedeutet.“

Diese Art der Agitation drohte in Bayern den Flottenverein in die Luft zu sprengen. Daher wehrte sich der bayerische Landesverband, in dessen Vorstand kein einziger Anhänger des Zentrums sitzt, gegen die Umwandlung des satzungsgemäß unpolitischen Flottenvereins in einen politischen Agitationsapparat. Prinz Ruprecht von Bayern legte das Protektorat über den bayerischen Landesverband nieder, als General Reim zum geschäftsführenden Vorsitzenden des Gesamtvereins gewählt wurde. Die gereizte Auseinandersetzung endete vorläufig mit dem Rücktritt des gesamten Präsidiums, aber die Mehrheit des Vereins stellte sich auf seiten Reims, und erst die nächste Hauptversammlung des Flottenvereins in Danzig wird zeigen, ob die Wahl eines andersgearteten Präsidiums einen Frieden zwischen Süd und Nord ermöglichen wird oder nicht.

Ähnlich wie der Flottenverein hatten auch andere „unpolitische“ Verbände unter der nationalen Flagge sich an dem Reichstagswahlkampfe gegen das Zentrum beteiligt. So die Kolonialgesellschaft und vor allem der deutsche Kriegerbund. In den Kriegervereinen des Westens gärt

es deshalb seit den Wahlen gewaltig. Viele ihrer Mitglieder, auch ganze Kriegervereine, sind aus dem deutschen Kriegerbunde ausgetreten. Gegen die unabhängigen Vereine wird nun ein häßlicher Kampf mit amtlichen Mitteln geführt. Man entzieht ihnen die vom Kaiser verliehenen Fahnenbänder, schließt sie von Paraden und Spalierbildung vor dem Kaiser aus, ja verbietet sogar im Widerspruch mit den Gesetzen ihre Versammlungen!

Viel hatte man sich von einer Unterwühlung des Zentrums von innen heraus versprochen. Unter der Ägide des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, des Freiherrn v. Schorlemer-Nieser, eines Sohnes des hochverdienten Zentrumsführers und westfälischen Bauernkönigs, trat die sog. nationalkatholische Bewegung auf den Plan. Ein früherer Zentrumsabgeordneter, Graf Wilhelm zu Hoensbroech (Haag), war ihr offizieller Führer. Nicht wenige, die ihre Unterschrift zu dem Wahlauftrufe dieser Vereinigung gegen das Zentrum hergaben, haben dies später sehr bedauert. Diese Schilderhebung, die ja übrigens schon bei den Wahlen von 1887 und 1893 ihre Vorläufer hatte, erwies sich als gänzlich unwirksam. Trotz der eifrigen Unterstützung insbesondere der Nationalliberalen und trotz des amtlichen Hochdrucks brachten es die „nationalkatholischen“ Kandidaten nirgends auf mehr als einige hundert Stimmen, die gegenüber den stark anschwellenden Wahlziffern des Zentrums gerade in den rheinischen Wahlkreisen gar nicht ins Gewicht fielen. Trotzdem arbeiten Graf Hoensbroech und Genossen auf diesem Felde weiter. Wohl haben sie eingesehen, daß es eine Inkonsequenz war, unter der konfessionellen, der katholischen Fahne das Zentrum als „konfessionelle“, angeblich national unzuverlässige Partei zu bekämpfen, und sie haben daher bei der Begründung der „Deutschen Vereinigung“ auch eine Anzahl von Nichtkatholiken zugezogen. So glaubt man denn hinreichend legitimiert zu sein, das „konfessionelle“ Zentrum zu befehlen. In Wahrheit ist den leitenden Persönlichkeiten das Zentrum zu „demokratisch“; diese Anklage haben sie auch mit besonderer Schärfe erhoben. Dazu paßt es, daß ihr meistgenannter publizistischer Vorkämpfer, Professor Leo v. Savigny, gegen das Reichstagswahlrecht zu Felde zieht. In diesem Punkte ist allerdings mit dem Zentrum nicht zu spaßen; im übrigen kann man nur durch eine ganz reaktionäre Brille das Zentrum als demokratisch-einseitig ansehen. Es ist konstitutionell, aber ebensowenig demokratisch wie aristokratisch.

Alle Anstrengungen gegen den Bestand des Zentrums verfehlten gänzlich ihr Ziel. Mit 90 Mandaten und mit einer Mehrung seiner Stimmen um weit über 300 000 ging es am 25. Januar 1907 aus dem ersten Wahlgange hervor. In 33 Wahlkreisen brachte es seine Leute in die engere Wahl, hier naturgemäß mit wenig Aussicht auf Erfolg, da es auf fremde Unterstützung nicht viel zu rechnen hatte. Trotzdem brachten ihm die Stichwahlen noch 16 Reichstagsitze. Nicht geschwächt, sondern gestärkt ging das Zentrum aus den Antizentrumsahlen von 1907 hervor. Immerhin

durfte auch Fürst Bülow sich eines Erfolges rühmen: dem neuen Kartell, der „nationalen“ Parole, der Furcht der „Mitläufer“ vor der „Zentrums-herrschaft“ erlag die Sozialdemokratie. Statt der 79 Mandate, die sie im früheren Reichstag inne hatte, brachte sie es jetzt nur auf 43. Auf ihre Kosten wuchs der Block der Regierungsparteien, zu denen nunmehr auch die linksliberalen Gruppen — neben Antisemiten und Landbündlern! — gehörten, auf 210—215 Reichstagsitze (unter insgesamt 397) an und erhielt dadurch eine knappe Mehrheit. Aber diese Mehrheit ist so knapp, daß schon die Untreue einer der kleineren Gruppen sie in eine Minderheit verwandeln könnte. Daher die ständige Aufregung in der Blockpresse über die Gärung im linksliberalen Lager wegen unerfüllter Hoffnungen. Wie ein Gespenst lauert überdies im Hintergrunde die graue Sorge vor den nächsten Wahlen. Denn die Sozialdemokratie ist nur scheinbar besiegt; trotz innerer Wirren und äußerer Ungunst behauptete sie nicht nur ihre 3 Millionen Wähler, sondern fügte ihnen fast noch eine weitere Viertelmillion hinzu. Will man ein Zurückfluten der Mitläufer in die Reihen der Sozialdemokratie verhindern, so bedarf es einer energischen Sozialreform, der aber weite mittelparteiliche und konservative Kreise, auf welche die Blockpolitik des Fürsten Bülow immerhin Rücksicht nehmen muß, zäh widerstreben. Das Wort, das dem Kaiser zugeschrieben wird: „Nun erst recht Sozialreform!“ ist gut und trifft den Nagel auf den Kopf, aber es wird sich ohne die Mitarbeit des Zentrums schwerlich verwirklichen lassen.

Und doch soll die „Aususchaltung“ des Zentrums die politische Signatur des neuen Reichstags sein — allerdings nicht ohne daß die konservative und auch die nationalliberale Presse angeichts gewisser linksliberaler Drohungen gelegentlich aus der Rolle fallen und dem Zentrum (z. B. in der Steuerfrage) seine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit uneigennütziger Mitarbeit gebieterisch vorstellen. Wie dem auch sei, das Zentrum kann es aushalten. Auch seine Aususchaltung aus dem Reichstagspräsidium, mit welcher der Block seine Tätigkeit zum Heile Deutschlands eröffnete, indem er die stärkste Partei der Regel zuwider übergang und die drei Präsidentenstühle unter sich verteilte (man sagt, gegen den Wunsch des zum Präsidenten gewählten Konservativen Grafen Stolberg selbst), wird im Zentrum durchaus nicht als ein Nachteil empfunden. War doch gerade der katholische Reichstagspräsident, die „Aufpflanzung der katholischen Fahne“ auf dem Reichshause ein besonders wirksamer Bauwau der Agitation des Evangelischen Bundes gegen den früheren Reichstag und die „Zentrumsregierung“ gewesen. Ich glaube auch nicht, daß bei einer andern als der heutigen Parteikonstellation das Zentrum auf die Wiedererlangung dieser Würde, die zugleich eine schwere Bürde ist, großen Wert legen wird. In weiten Kreisen dieser Partei geht die Stimmung vielmehr dahin, daß eine allzu

prominente Stellung, wie die Dinge im Deutschen Reiche nun einmal liegen, für sie eher ein Hindernis als eine Förderung bedeutet.

Indessen ist die Ausschaltung des Zentrums nur ein negatives Moment, die Zentrumscheu, das Stürmchen der heutigen Reichspolitik, so mächtig sie ist, für sich allein doch auf die Dauer nicht ausreichend, um den Latenbrang insbesondere des an die Regierungskrippe gelangten Freisinn zu befriedigen und den schon von Haus aus etwas rissigen Block fester zu kitteln. Und doch wird das Experiment des Fürsten Bülow gerade in dem Augenblick schwierig, wo er seine Mehrheit vor positive Aufgaben stellen muß. Zu weit gehen die Wünsche der „Gepaarten“ rechts und links auseinander. Wie er den Freisinn halbwegs befriedigen oder wenigstens beschwichtigen könne, ohne die Konservativen kopfscheu zu machen, schien das eigentliche Problem der Bülow'schen Paarungspolitik zu sein. Während des Wahlkampfes hatte der Kanzler das freisinnige Drängen nach „Garantien“ und „Konzessionen“ abgelehnt; nach Eröffnung des neuen Reichstags mußte er den Schleier von seinem Programm wenigstens an einigen Ziffern ein bißchen lüften. Und da zählte er einige Reformen in der Richtung liberaler Wünsche auf, an die er „denke“. Es handelte sich aber zumeist um Forderungen, die, wie z. B. Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, gar nicht lediglich zur Domäne des Liberalismus gehören. Das Zentrum ist an ihnen ebenso interessiert wie die liberalen Parteien. Das gilt auch von dem Reichs-Vereins- und Versammlungsgesetz, das, als es kam, so bitter enttäuschte. Die einzig wirklich parteipolitisch für den Liberalismus wichtige „Reform“, die Fürst Bülow in Aussicht stellte und auch so ziemlich nach dem Maße nicht allzu weitgehender liberaler Wünsche schließlich darbot, ist die Rückwärtsrevision des Börsengesetzes, gegen die sich freilich der Widerstand aus konservativ-agrarischen Kreisen neuerdings verschärft. Diese Kreise hatte Fürst Bülow beruhigt, indem er auf einem landwirtschaftlichen Zweckessen versicherte, auf seinen politischen Leichenstein werde man einst die Worte setzen: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen.“ Böse Zungen meinten damals, der Ton liege auf dem — „gewesen“. Im freisinnigen Blätterwalde gab es aber ein erregtes Rauschen, und Dr. Theodor Barth, das geistige Haupt der Unversöhnlichen auf der Linken, der damals mißmutig seine Wochenschrift „Die Nation“ eingehen ließ, goß die ganze Schale seines Hohnes über die freisinnigen Parlamentarier aus, die dem Kanzler an einer *journalée des dupes* auf den Blocklein gekrochen seien. Immerhin erscheint der Börsengesetzentwurf, der jetzt dem Reichstage vorliegt, mit seiner Unterhöhlung der wesentlichsten Bestimmungen gegen das Börsenspiel, den Freisinnigen wohl nicht ganz ohne Grund bedeutungsvoll genug, um mindestens bis nach seiner Einheimung der Blockpolitik treu zu bleiben.

Wir sind so schon bei der Wintertagung des Reichstags von 1907/1908 angelangt, obwohl die neugewählte Volksvertretung doch schon alsbald nach

den Wahlen zu einer Session versammelt war. Das hat seinen guten Grund darin, daß diese erste Session völlig unfruchtbar war. Um die junge Harmonie der heterogenen Mehrheit nicht gleich auf allzu schwere Proben zu stellen, mußten alle ernsthaften politischen Probleme auf den Winter verschoben werden. Sogar den Reichstagsverhandlungen wich Fürst Bülow nach zwei einleitenden Reden, einer retrospektiven gegen das Zentrum und einer „programmatischen“ für den Block, möglichst aus, mit der deutlichen Absicht, sich nicht zu weit aufs glatte Eis politischer Zukunftsmusik und parteipolitischer Auseinandersetzungen locken zu lassen. Inzwischen versuchte sich die Blocklinke mit einem Vorstoß im preußischen Landtag, mit geringem Glück zunächst. Ihr Antrag auf allgemeine Einführung der sachmännischen, d. h. Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht stieß auf die geschlossene Abwehr der Konservativen und des Zentrums, obwohl die Freikonservativen sich zu den Liberalen schlugen. Die Angriffe auf den Kultusminister Studt wurden von diesem wie von den Konservativen scharf zurückgewiesen. Das „Hintweg mit Studt“, das schon während der Wahlen erklungen war, steigerte sich nun zu einem wahrhaft ohrenbetäubenden Lärm. Und jetzt mit Erfolg. Bülow ließ Studt fallen; dieser mußte gehen, obwohl er noch kurz vorher hatte erklären können, er gedente noch die große Mädchenschulreform durchzuführen und die Lehrerbefoldungsfrage zu lösen. Die letztere bringt nun sein Nachfolger Holle vor den Landtag.

Nicht minder unfreiwillig fiel der Staatssekretär des Innern im Reiche, Graf Posadowsky, der Blockpolitik zum Opfer. Feinde hatte der gedankenreiche und selbständige „Minister für Sozialpolitik“ genug, sowohl rechts wie links; sein bitterster Feind war aber Fürst Bülow persönlich, der anscheinend glaubte, Posadowsky strebe selbst nach dem Kanzleramte. Zu ersetzen ist der vielseitige „Graf im Barte“ jedenfalls sehr schwer, und es wurde daher auch eine Teilung des Reichsamts des Innern in Aussicht gestellt. Sie unterblieb aber bisher, wie man sagt, auf den persönlichen Wunsch seines Nachfolgers, des Herrn v. Bethmann-Hollweg, der aus dem preußischen Ministerium des Innern herübergekommen war, wo ihn ein Vorkrieg, bisher Oberpräsident von Ostpreußen, ersetzte.

Daß damit die Reihe der ministeriellen Blockopfer nicht erschöpft ist, steht schon heute fest. Freiherr v. Stengel, der Reichsschatzsekretär aus dem Bayernlande, schüttelt den Berliner Staub von den Füßen, weil Fürst Bülow aus politischen Gründen, d. h. mit Rücksicht auf die den Stengelschen Steuerplänen widerstrebende Linke, die dritte Reichsfinanzreform noch einmal auf die lange Bank schieben möchte. Und mit ihrem Vater verschwinden somit wohl auch die Tabakbanderolensteuer und das Branntweinzwischenmonopol in der Versenkung. Auf immer? Das ist die Frage. Das Reichsdefizit hat sich mit Riesenschritten vergrößert, Hunderte von Millionen sind nötig, um den Reichsetat ins Gleichgewicht zu bringen und

für neue Aufgaben Mittel zu beschaffen. Den Vorschlägen der Linken, die im wesentlichen auf eine Erhöhung und anderweitige Verteilung nach der Leistungsfähigkeit, die sog. Veredelung der heute lediglich nach der Bevölkerungszahl der Einzelstaaten von diesen erhobenen Matrikularbeiträge und auf einen Ausbau der Reichserbschaftssteuer hinauslaufen, widerstrebt nicht nur ein großer Teil der Rechten, sondern vor allem auch der einzelstaatlichen Finanzminister. Diese lehnen auch jede direkte Reichssteuer ab. Die Linke will aber höchstens einen Teil der neuen Reichseinnahmen aus indirekten Steuern bewilligen. Das ist das große Problem des Tages, die „Belastungsprobe“ des Blockes, die nun schon ein ganzes Jahr die öffentliche Diskussion beschäftigt. Ob die Lage geklärt ist, wenn diese Zeilen aus der Druckerpresse hervorgehen? Wer weiß! Vielleicht sind bis dahin auch noch weitere Minister amtsmüde geworden. Die Angriffe von liberaler Seite insbesondere auf den preußischen Finanzminister v. Rheinbaben, der den liberalen Politikern fast noch mehr als sein Vorgänger Miquel als „Vater aller Hindernisse“ gilt, wollen gar nicht verstummen.

Ob auch die aus dem alldeutschen, ultranationalen Lager kommenden Angriffe auf den Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral v. Tirpitz, ernstere Bedeutung haben, ist weniger sicher. Der „Koon der Marine“ kann doch auf allzu offensichtliche, wenn auch durch behutsameres Vorgehen erreichte Erfolge hinweisen. Der letzte dieser Erfolge ist die Novelle zum Flottengesetz, die neben einer starken Erhöhung des Displacements unserer Kriegsschiffe einen schnelleren Ersatz derselben ermöglicht, indem sie ihre offizielle Lebensdauer verkürzt. Die tatsächliche Wirkung dieser Maßnahme, die auch beim Zentrum Zustimmung findet, ist doch eine wesentliche Beschleunigung des Ausbaues unserer Flotte und zugleich eine ganz beträchtliche Steigerung ihres Kampfwertes. Allerdings vernimmt man auch schon das Echo aus England: verstärkter Flottenbau! Aber das sind wir auf dem Felde der internationalen Rüstungen ja schon gewohnt.

Politisch bewegter gestaltete sich die Militärdebatte beim Etat für 1908 im Reichstag, hauptsächlich unter der Nachwirkung des Moltke-Harden-Prozesses, der so unsagbar viel Schmutz aufgewühlt und schließlich doch kaum eine volle Klärung gebracht hat. Die „Kamarilla“ zerfloß dem Herausgeber der „Zukunft“ sozusagen unter den Händen, und auch seine schweren Anklagen in sexueller Hinsicht gegen Graf Runo Moltke und Fürst Philipp zu Eulenburg zerflatterten, nachdem der Staatsanwalt sich der Sache angenommen hatte. Doch blieb die ungelöste Frage: Warum lehnte der Staatsanwalt zuerst die öffentliche Klage ab? Der Verlauf der ersten Verhandlung vor dem Schöffengericht hat zur Genüge gezeigt, wie ganz anders ein solcher Prozeß verlaufen kann, wenn der Beleidigte sich auf die Privatklage angewiesen sieht. Maximilian Harden hat am Schlusse, bevor ihn die harte Strafe ereilte, erzählt, er hätte nach der ersten Verhandlung

gedacht: „Wir haben zuviel gesiegt.“ Das Publikum hatte nach der zweiten Verhandlung vielfach umgekehrt den Eindruck, daß der Staatsanwalt zuviel gesiegt habe. Wie dem auch sei, die Hardenprozesse und die nachfolgenden militärgerichtlichen Verhandlungen gegen die Grafen Lynar und Hohenau haben nachdrücklich auf einen ernstern sittlichen Krebschaden hingewiesen, und die letzte Agitation des Homosexualismus küßte die vordem an manchen Stellen, auch in einem Teile der Presse zu beobachtende Begünstigung oder mindestens Duldung plötzlich ein.

Manche glaubten aus der Enttäuschung, die der Reichsvereinsgesetzentwurf brachte, eine Blockkrise entstehen zu sehen. Den Hauptstein des Anstoßes bildet der § 7 mit seinem Verbot fremdsprachlicher Versammlungen. Die Freisinnigen hoffen jedoch mit einer Erschwerung der Anmeldepflicht für solche Versammlungen um diesen Block des Argernisses herumzukommen.

Noch viel ernsteres Argernis, besonders auch im Auslande, hat ein anderer Schritt der preußischen Polenpolitik hervorgerufen, die neue Ansiedlungsvorlage, die von dem preußischen Landtag neben weiteren 350 Millionen Mark für deutsche Ansiedlungen in der Ostmark auch die Befugnis der Enteignung polnischer Grundbesitzes fordert. Eine Enteignung aus politischen Gründen — das ist in modernen Rechtsstaaten doch noch kaum dagewesen. Die Sozialdemokratie aber lacht sich ins Fäustchen ob des vorzüglichen „Präzedenzfalles“ für die von ihr erstrebte „Expropriation der Expropriateure“. Den Konservativen, den Hütern des ererbten Grundbesitzes im preußischen Osten, besonders ihren Standes- und Gefinnungsgeossen im Herrenhause, ist auch gar nicht wohl bei diesem Unternehmen. Aber die nationale Phrase führt ein scharfes Regiment, und so verstanden sich die Konservativen des Abgeordnetenhauses schließlich zur Annahme der Enteignungsbefugnis. Es schlägt nichts, daß diese auf ein Höchstmaß von 75 000 Hektar beschränkt wurde; denn wenn die Ansiedlungskommission auf diese ihre Hand gelegt hat, wird sie mehr fordern, und die Konservativen werden dem A dann auch das B folgen lassen.

Man hat gesagt, die Nachgiebigkeit der Konservativen des Abgeordnetenhauses gegenüber der Enteignungsvorlage stelle den Preis dar, den sie für die Ablehnung der freisinnigen Wahlrechtsforderungen in Preußen seitens der Regierung zahlen mußten. Daß Fürst Bülow nicht nur die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, die grundsätzlich auch vom Zentrum gefordert wird, ablehnte, sondern auch die geheime Stimmenabgabe verwarf und nur ganz vage Aussichten auf ein Pluralwahlrecht (neben der Besitz-Klassenabstufung!) eröffnete, hat indes wohl manche unverbesserliche Sanguiniker auf der Linken, aber sonst auch keinen Menschen überrascht. Ein Liberaler im staatsrechtlichen Sinne ist er nun einmal nicht. Jetzt will scheinbar die freisinnige Fraktionsgemeinschaft nachträglich

eine große Wahlrechtsbewegung in Gang bringen. Man glaubt aber im eigenen Lager nicht so recht an ihren Ernst.

Es ist kein Wunder angesichts solcher Vorgänge, wenn in diesem ganzen Jahre Freunde und Gegner dieser Politik sich immer wieder die Frage vorlegten: Wie lange kann der Block noch Bestand haben? Es ist müßig, sie uns am Schlusse dieser Rückschau vorzulegen. Der Block von heute, das sagen auch seine Anhänger, ist sicherlich ein veränderliches und gebrechliches Gebilde, ein Versuch, nicht mehr. Der Block von heute kann fallen, über Nacht vielleicht, aber die Blockstimmung wird darum nicht sterben; sie wird dauern, solange man — oben — sich eine absolut gefügige Bewilligungsmaschine in dem Reichstage schaffen zu müssen und zu können vermeint, und solange — besonders unten — das konfessionelle Vorurteil gegen das Zentrum seine Kraft behält. Aber es gibt doch auch noch einsichtsvolle Männer in andern Lagern, denen wir es erleichtern können und wollen, der blöden und blinden Höbure Herr zu werden. Wir Deutschen müssen uns wieder bewußt werden, daß wir ein Volk sind, ein Volk von stolzer Vergangenheit und — wenn wir einig sind — von großer Zukunft. Und weil wir das müssen, so wollen und werden wir es auch!

Im übrigen können wir ruhig abwarten, bis unsere Stunde schlägt. Nervös brauchen wir nicht zu werden. Auch heute sind wir keine *quantité négligeable*. Auch nicht im Reiche. Noch weniger in den mittleren Bundesstaaten, insbesondere den süddeutschen, in denen das Zentrum eine starke parlamentarische Stellung einnimmt. In Württemberg wie in Baden ist es tatsächlich die stärkste Partei. In Elsaß-Lothringen zeigen sich verheißungsvolle Ansätze. In Bayern verfügt das Zentrum seit den Landtagswahlen vom 31. Mai 1907 über eine imponierende Mehrheit, und diese Mehrheit — 99 Mandate gegen 63 aller andern Parteien — hat es auf Grund eines neuen, durchaus demokratischen Wahlrechts errungen. Sie muß ihm bleiben unter einer verständigen Führung, die es versteht, allen Faktoren des Volks- und Verfassungslebens gerecht zu werden und die Einigkeit in den eigenen Reihen zu stärken und, wo es not tut, wiederherzustellen. Mit einem solchen Zentrumsblock brauchen wir dann keinerlei andere „Blöcke“ zu fürchten, ob konservativ-liberale Bülow- oder liberal-sozialistische Großblockpolitik, wie sie, trotz der Abneigung des neuen Großherzogs Friedrichs II. gegen sie, trotz Schenkels Rücktritt und der Abgägung des sozialistischen Kammervizepräsidenten, soeben in Baden wieder erneuert worden ist. An Klarheit kann der politische Kampf dadurch nur gewinnen; und neigt sich der Liberalismus der Sozialdemokratie zu, so wird sich auf der andern Seite desto fester der Block der Parteien der christlichen Weltanschauung zusammenschließen. Ist das vielleicht Block-Zukunftsmusik auch für das Reich? Wer weiß! Man soll nie prophezeien, aber auch niemals „niemals“ sagen.

2. Österreich - Ungarn.

Von Dr K. G. Hugelmann.

Das Jahr 1907 wird für alle Zeit denkwürdig bleiben in der österreichischen Geschichte. Begonnen hat es mit der großen Verfassungsrevision in einem der beiden zur Monarchie vereinigten Staaten, mit der Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts in Österreich; im Sommer trat das erste Volkshaus zusammen, in welches die Christlichsoziale Partei als die stärkste einzog; und noch ehe das Jahr zur Reize ging, ist es gelungen, nach einem Jahrzehnt schwerster Wirren die Beziehungen zwischen Österreich und Ungarn neu zu regeln, einen „Ausgleich“ in beiden Staaten parlamentarisch zu erledigen. Aufs neue hat das alte Reich seine unverwundliche Lebenskraft bewährt, nach einer Zeit des Kleinmuts und der Erniedrigung dürfen wir wieder mutig und hoffnungsfroh in die Zukunft sehen: für eine großzügige soziale Tätigkeit, eine kategorische Forderung ausgleichender christlicher Gerechtigkeit ist in Österreich die Bahn frei; und es ist sicher, daß früher oder später die Wahlreform auch auf Ungarn zurückwirken und dort die Kräfte freimachen wird, in deren Betätigung die Voraussetzung liegt für einen harmonischen Neubau und Ausbau der Reichsverfassung. Dann wird die Monarchie erst in vollem Maße ihre große historische Mission erfüllen können: den Widerstreit der Völker Europas in ihrem Innern lösend und ihre Kräfte zusammenfassend, im Zentrum Europas der mächtigste Garant des „europäischen Gleichgewichts“ und der Bannerträger der europäischen christlichen Kultur im nahen Orient als führende Balkanmacht zu sein.

Es ist mehr als ein Zufall, wenn die Erledigung des Ausgleichs mit der Wahlreform zusammenfällt; wie die politischen Wirren mit der fehlerhaften, unorganischen Wahlreform des Jahres 1896 begonnen hatten, so ließen sie sich nur bannen, indem mit einem kühnen Schritt das Wahlrecht auf eine gesunde Basis gestellt wurde. Und es ist wohl der glänzendste Beweis dafür, wie fest der österreichische Staatsgedanke trotz allem im Bewußtsein der Völker verankert ist, daß der Appell an das Volk in des Wortes wahrster Bedeutung genügt hat, alle politischen Schreckgespenster, alle schleichenden Prophezeiungen eines nahen Zerfalls mit einem Schlage zu verschrecken.

Wir wissen heute, daß die mißgestaltete Wahlreform des Jahres 1896 durch eine geradezu groteske Verballhornung eines tiefen staatsmännischen Gedankens entstanden ist. Indem der große Nationalökonom und Soziologe Schäffle im Staat nicht nur eine Summe von Individuen, sondern zugleich eine organische Einheit über einem reichen Gliederbau sozialer Verbände erkannte, forderte er, daß die Volksvertretung teilweise

aus den organisierten Ständen hervorgehen, teilweise durch allgemeine Volkswahl berufen werden sollte. An diesen Gedanken hat Graf Hohenwart (in dessen Ministerium seinerzeit bekanntlich Schöffle Minister gewesen) angeknüpft, als er vorschlug, den bisherigen vier Wählerklassen (Kurien) eine allgemeine Wählerklasse anzufügen, in der sowohl die in den vier alten Kurien Wahlberechtigten als die bisher vom Wahlrecht Ausgeschlossenen wählen sollten. Ist es von vornherein eine (allerdings Schöffle selbst nicht zum Bewußtsein gekommene) Inkonsequenz, in der Anwendung der ange deuteten Kombination auf ein Unterhaus allein bei Fortbestand des Oberhauses den harmonischen Ausdruck des staatlichen Aufbaues erblicken zu wollen, so ist es schon eine völlige (allerdings wieder von Schöffle selbst akzeptierte) Preisgabe des ursprünglichen Gedankens, die sozial besonders bedeutsame Arbeiterklasse von der berufsständischen Vertretung gänzlich auszuschließen und lediglich in die allgemeine Wählerklasse zu verweisen. Zum Zerrbild wurde die letztere (wie Schöffle klar erkannte) vollends dadurch, daß man ihr eine geradezu lächerlich geringe Zahl von Vertretern zuwies und infolgedessen Rieswahlkreise schaffen mußte, die ihresgleichen suchen¹. — Durch die neuen Wahlgesetze, welche am 1. Dezember 1906 vom Abgeordnetenhaus, am 21. Dezember 1906 und am 21. Januar 1907 vom Herrenhaus in dritter Lesung angenommen, am 26. Januar 1907 vom Kaiser sanktioniert wurden, erhielten alle volljährigen österreichischen Staatsbürger (sofern sie während eines Jahres vor der Wahl ihren Wohnsitz nicht geändert haben und nicht besondere Ausschließungsgründe, wie Geisteskrankheit, Begehung bestimmter Straftaten u. dgl., vorliegen) das aktive Wahlrecht. Eine Ungleichheit besteht nur insofern, als die Wahlkreise noch immer beträchtliche Verschiedenheiten aufweisen, indem bei ihrer Abgrenzung die Bevölkerungszahl und die direkte Steuerleistung berücksichtigt wurden; dabei hat aber die Berücksichtigung der Steuerleistung nicht mehr die Bedeutung, daß das Recht der einzelnen Wähler nach ihrer individuellen Steuerleistung abgestuft wird, die Steuerleistung kommt vielmehr lediglich als Kriterium der kulturellen Entwicklung des ganzen Wahlkreises als einer territorialen und ethnischen Gesamtheit in Betracht. Nur durch die Anwendung dieses Grundsatzes ist es möglich gewesen, insbesondere dem deutschen Volk eine seiner historischen und wirtschaftlichen Bedeutung einigermaßen entsprechende Vertretung im neuen Hause zu sichern. Gleichzeitig mit der Reform des Wahlrechts zum Abgeordnetenhaus wurde auch ein erster Schritt zur Reform des Herrenhauses gemacht, indem für die von der Krone ernannten Mitglieder eine Minimal- und eine Maximalzahl festgesetzt wurde. Wenn im Laufe der weiteren Entwicklung, am besten im Wege einer gesetzlichen Festlegung, dafür gesorgt wird, daß das Herrenhaus Vertreter der verschie-

¹ Vgl. zu diesen Darlegungen Schöffle, Aus meinem Leben II 95 ff.

densten beruflichen Organisationen in sich vereinigt, würde die österreichische Volksvertretung dem Ideal der organischen Staatslehre sehr nahe kommen.

Es erhellt bereits aus diesen Darlegungen, daß es nur konsequent war, bei den auf dem Einkommenssystem aufgebauten Landtagen, deren Reform unter dem Impuls der großen Wahlrechtsbewegung in vielen Ländern angebahnt, in manchen durchgeführt wurde, mit der „Interessenvertretung“ nicht völlig zu brechen¹. Zu bedauern ist allerdings, daß selbst in der demokratischsten Landtagswahlreform, welche in Niederösterreich unter der Führung der Christlichsozialen Partei zustande kam, einzelne ländliche Bevölkerungsschichten vom Wahlrecht gänzlich ausgeschlossen oder in der Art des alten Reichsratswahlrechts auf eine allgemeine Wählerklasse beschränkt blieben.

Den Schlüsselstein der großen Reform bildet die durch Reichsgesetz gewährte Möglichkeit, im Wege der Landesgesetzgebung die Wahlpflicht einzuführen, wovon schon in mehreren Ländern Gebrauch gemacht wurde, während andere im Begriffe sind, nachzufolgen. In dieser Institution kommt ein Gedanke von unabsehbarer moralisch-politischer Bedeutung zum Durchbruch: die Auffassung jeder öffentlich-rechtlichen Funktion unter dem Gesichtspunkte der Pflicht. Dem Rechtshistoriker eröffnet sich eine bedeutungsvolle Perspektive, wenn er sich vergegenwärtigt, wie mit dem allgemeinen Durchbringen dieses Gedankens — Osterreich ist der erste Großstaat, der ihn verwirklicht — ein Kreislauf rechtsgeschichtlicher Entwicklung geschlossen wäre: neben die Wehrpflicht, die dem alten Heerbann entspricht, tritt gewissermaßen eine moderne Thingpflicht in zwei Abspaltungen: als Wahlpflicht und als die vielgestaltige Pflicht des Staatsbürgers zur Mitwirkung bei der Rechtsprechung.

Bereits am 30. Januar war das alte Abgeordnetenhaus aufgelöst worden. Nach einem äußerst heftigen Wahlkampf, in dem es jedoch nur vereinzelt zu größeren Ausschreitungen kam, fanden in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni (Hauptwahltag war der 14. Mai) die Wahlen in das Abgeordnetenhaus statt, denen man als den ersten auf der neuen Rechtsgrundlage mit allgemeiner Spannung entgegengesehen hatte. Am 17. Juni trat das neue Volkshaus zum erstenmal zusammen, und am 19. Juni begrüßte der Kaiser in der Hofburg den Reichsrat mit einer hochbedeutungsvollen, programmatischen Thronrede, welche an mehreren Stellen auch den lebhaften Beifall der anwesenden Sozialdemokraten — es war das erste Mal, daß solche erschienen — fand. Wie immer man die Motive beurteilen mag, welche die sozialdemokratischen Abgeordneten zu ihrem Verhalten bestimmten — ich habe keinen Grund, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln —, auf jeden

¹ In der politischen Diskussion über die Reform des Landtagswahlrechts wurde allerdings dieses durchschlagende Argument kaum gestreift.

Fall ist es ein Beweis für die starke Stellung, welche die Krone in weiten Volkskreisen durch ihr konsequentes, alle Hindernisse überwindendes Eintreten für die Wahlreform gewonnen hat; und so sehr gefühlsmäßige, dem augenblicklichen Träger der Krone geltende Momente dabei mitgespielt haben mögen, vom Standpunkt einer weitblickenden, die höchste politische Funktion des Monarchen erfassenden und somit wahrhaft monarchischen Politik bleibt es ein hocherfreuliches Ereignis, daß gerade beim ersten Zusammentreten des Volkshauses keine einzige irgendwie namhafte Partei in der Versammlung um den Thron fehlte; nichts wäre unangebrachter, als die Sozialdemokraten deshalb zu verhöhnern.

Welch tiefgreifende Wandlungen aber die innere Struktur des Hauses (welches nun 516 statt 425 Abgeordnete zählt) erfahren hat, zeigte sich deutlich, als es an die politische Arbeit ging. Aus den Neuwahlen war die Christlichsoziale Partei als die stärkste deutsche, die Sozialdemokratische als die stärkste des ganzen Hauses hervorgegangen. Allein schon am 1. Juni war ohne jeden Vorbehalt der Eintritt der dem „katholischen Zentrum“ angehörigen Abgeordneten in die Christlichsoziale Partei erfolgt, welche nunmehr mit 96 Abgeordneten als die stärkste Partei Anspruch auf die Führung des Hauses gewann; dies fand auch seinen äußeren Ausdruck in der am 25. Juni provisorisch und am 23. Juli definitiv und nahezu einstimmig erfolgten Wahl des der Christlichsozialen Partei angehörigen Abgeordneten Dr. Weiskirchner zum Präsidenten, der seither auf seinem schwierigen Posten wiederholt bemerkenswertes Geschick bewies. Neben den Christlichsozialen sind die Sozialdemokraten mit 87 Mann die stärkste Partei, innerhalb welcher jedoch die einzelnen Nationen selbständige Gruppen bilden. Wenn gleich auch das neue Haus in eine Menge von Fraktionen gespalten ist, zwang das Gewicht der beiden genannten Parteien die andern kleineren Gruppen, sich zu größeren taktischen Einheiten zusammenzuschließen: wie im alten Hause gibt es auch jetzt einen Polenklub und einen tschechischen Parteienverband; aber auch die nicht-christlichsozialen deutschen Parteien traten in engere Fühlung durch Einsetzung eines gemeinsamen Ausschusses, und innerhalb dieses losen Verbandes schlossen sich wieder die Deutsche Volkspartei und die deutschen Agrarier zu einem engeren „deutschnationalen“ Verband zusammen, während die „Fortschrittlichen“ und die „Deutschradikalen“ sich größere Selbständigkeit bewahrten. In nationalen Fragen ist übrigens zwischen den Christlichsozialen und den sog. Deutschfreiheitlichen ein gemeinsames Vorgehen in Aussicht genommen, wofür der sog. Zwölferausschuß zu sorgen hat. Neben diesen größeren Verbänden spielen nur noch der Südslavenklub, die (christliche) Slovenische Volkspartei (den Christlichsozialen sehr verwandt) und der Ruthenenklub eine bedeutendere Rolle.

Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß im neuen Hause die tatsächlichen politischen Strömungen der Völker stärker, die rein persönlichen Stimmungen

einzelner Abgeordneter schwächer zum Ausdruck kommen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß auf deutscher Seite die Konzentration, auf slavischer die Differenzierung der Parteien Fortschritte gemacht hat: der Polen- und insbesondere der Tschechenklub ist weit weniger geschlossen als früher, so daß in dieser Beziehung die Verhältnisse im slavischen und deutschen Lager ähnlicher geworden sind. Dagegen hat sich der etwas geringere Prozentsatz der deutschen Abgeordneten (früher 207 unter 425, jetzt 233 unter 516 Abgeordneten) wenig fühlbar gemacht. Merkwürdigerweise wurde während der Verhandlung über die Wahlreform über das prozentuelle Verhältnis der deutschen Abgeordneten sehr wenig, dagegen über den „deutsch-romanischen Block“ sehr viel gesprochen. Ein Teil der Deutschen erblickte in der Aufrechterhaltung des früheren Zustandes, demzufolge Deutsche und Romanen (Italiener und Rumänen) zusammen eine knappe Majorität über die Slaven hatten, eine gewisse Garantie für die deutschen Interessen; trotzdem erlangten die Slaven eine knappe Majorität über den deutsch-romanischen Block. Praktische Bedeutung kommt meines Erachtens dieser Berechnung, bei der die Italiener als deutschfreundlich und die Ruthenen als deutschfeindlich gezählt, die in Galizien gewählten „Zionisten“ zu den Slaven gerechnet werden und die besondere Stellung der Sozialdemokraten unberücksichtigt bleibt, nicht zu.

In die Augen springt die dominierende Macht der sozialen Parteien: wirtschaftliche Fragen werden im Vordergrund stehen und, mögen sie so oder so entschieden werden, ein starkes Gegengewicht gegen die nationalen bilden, wenngleich auch die letzteren dem jungen Hause sofort ernste Schwierigkeiten bereiteten und zu ihrer Lösung auf dem Gebiete des Parlamentsrechtes nur tastende Versuche vorhanden sind. Schließlich erhält das Haus durch eine gewaltige Stärkung der christlichen Weltanschauung und der agrarischen Elemente sein charakteristisches Gepräge. Die Abgeordneten, welche sich mit Bewußtsein und Konsequenz auf den Boden der christlichen Weltanschauung stellen, bilden stark die Hälfte des Hauses; die „Ehereform“ und die „freie Schule“ sind auf absehbare Zeiten begraben. Dies kam mit aller wünschenswerten Deutlichkeit allerdings erst in der Herbsttagung, in der großen, an den glänzend verlaufenen sechsten allgemeinen österreichischen Katholikentag (16. bis 19. November) anschließenden Hochschuldebatte (3. bis 5. Dezember) zum Ausdruck, welche auf beiden Seiten sich auf einer geistigen Höhe hielt, die auch verwöhnteren Parlamenten als dem in den letzten Jahren arg in Mißkredit geratenen österreichischen Abgeordnetenhaus zur Ehre gereicht hätte¹.

¹ Den Anlaß zu dem Dringlichkeitsantrag des tschechisch-„freisinnigen“ Abgeordneten Professor Masaryk bot eine bei Gelegenheit des Katholikentages gehaltene (von mancher Seite absichtlich) mißverständene Rede Luegers. Dieser hatte die „Räderoberung“ der Universitäten für die christliche Weltanschauung als nächstes Ziel der Katholiken be-

Die Debatte über die Hochschulen gab nach einer tiefen Rede des christlichen Slovenen Dr Kref dem jungen christlichsozialen Abgeordneten im Priesterkleide, Dr Drexel, Religionslehrer an der k. k. Staats-Oberrealschule in Dornbirn in Vorarlberg, Gelegenheit, in glänzender Weise das Programm seiner Partei zu entwickeln: Die Christlichsoziale Partei ist keine konfessionelle, sondern eine politische Partei, die allerdings auf der Basis der christlichen Weltanschauung steht; sie tritt für Evolution, und nicht für Revolution ein; sie fordert eine durchgreifende soziale Reform für alle Stände, indem sie im Staate nicht einen Haufen von Individuen, sondern eine unendlich reiche organische Gliederung erblickt. Sie ist konservativ in dem Sinne, daß sie den Fortschritt an das bewährte Alte anknüpft, aber zugleich demokratisch, indem sie das ganze Volk als Träger der politischen Entwicklung anerkennt. Sie ist schließlich eine österreichische und deutsche Partei, welche (wie Bismarck) der Meinung ist, daß die Verwirklichung des österreichischen Staatsgedankens auch ein eminent deutsches Interesse ist, und daß dabei dem deutschen Stamm in Osterreich die Rolle des primus inter pares zufällt; sie ist eine nationale und deshalb vor allem antisemitische Partei, welche dem Überwuchern jüdischen Einflusses als eines fremden auf allen Gebieten des Kulturlebens entschieden entgegentritt.

Eine glänzende Probe seiner Leistungsfähigkeit legte das junge Haus in der Herbsttagung ab, indem es in knapp bemessener Frist den Ausgleich erledigte und auch für den Staatshaushalt Vorfrage traf. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß die Form der Verhandlungen vielfach die Würde einer gesetzgebenden Versammlung noch immer vermissen ließ und die Einleitung einer Geschäftsordnungsreform, die sich jedoch auf die Sicherung einer ordnungsmäßigen Beratung beschränken und von einer Knebelung der Minoritäten fernhalten muß, nur freudig begrüßt werden kann. Wie kolossal aber die Leistung der raschen parlamentarischen Erledigung des Ausgleichs an sich ist, wird derjenige ermessen, der sich die Vorgeschichte dieses Ausgleichs vergegenwärtigt.

Seit dem Bestande der 1867er Verfassung hat sich in Ungarn immer mehr eine radikale Strömung geltend gemacht, welche einerseits im Innern den magyrischen Nationalstaat durch gewalttätige Magyarisierung der stark die Hälfte der Bevölkerung bildenden „Nationalitäten“ (so heißen sie nach ungarischem „Staatsrecht“ im Gegensatz zur magyrischen „Nation“) durchzuführen, andererseits im Verhältnis zu Osterreich die Gemeinsamkeit möglichst

zeichnet. Es wurde nun supponiert, daß dieses Ziel durch eine Einschränkung der bestehenden akademischen Freiheit oder gar Unterstellung der Hochschulen unter kirchliche Aufsicht erreicht werden solle. Die Hochschuldebatte hat volle Klarheit darüber geschaffen, daß derartige Absichten allen politisch maßgebenden katholischen Faktoren in Osterreich völlig fernliegen; die österreichischen Katholiken wollen nur auf dem Boden der akademischen Freiheit in den Kampf mit den gegnerischen Weltanschauungen eintreten.

lockern will durch Reduzierung der sog. pragmatischen (kraft der Verfassung gemeinsamen) Angelegenheiten (vor allem Außerer und Militär) auf ein Minimum und durch die Behandlung der den „Ausgleich“ bildenden wirtschaftlichen Angelegenheiten wie zwischen ganz fremden Staaten (vor allem durch das „selbständige Zollgebiet“, die Errichtung von Zollschranken). Um dieser wachsenden Strömung entgegenzuarbeiten, machten die österreichischen Regierungen von einem zum andern „Ausgleich“ immer größere Konzessionen: um überhaupt einen „Ausgleich“, also eine über die pragmatischen Angelegenheiten hinausreichende Gemeinsamkeit, zu erzielen, ließ man sich den Inhalt des Ausgleichs mehr oder weniger von Ungarn diktieren. Daß dieses Vorgehen auch in Österreich eine ausgleichsfeindliche Stimmung erzeugen mußte, liegt auf der Hand; es begegneten sich in ihr die extremnationalen deutschen Parteien in Österreich mit denjenigen, die in der momentanen wirtschaftlichen Trennung, welche für Ungarn den Bankrott zur Folge hätte, nur ein Mittel zu einer billigeren Vereinbarung erblickten. In dieser Situation hatte der österreichische Ministerpräsident Graf Badeni 1897 die verhängnisvolle Idee, im damals neugewählten und unorganisch zusammengesetzten Hause die Zustimmung der Tschechen zu einem wirtschaftlich ungünstigen Ausgleich durch Konzessionen auf Kosten der Deutschen zu erkaufen. Dies führte zur deutschen Obstruktion, zur Lahmlegung des Parlaments und zur Durchführung des Ausgleichs durch kaiserliche Verordnung im Jahre 1899, welcher Vorgang von vielen Seiten, aber mit Unrecht, als verfassungswidrig bezeichnet wurde. In Ungarn kam es in den folgenden Jahren zu einem heftigen Konflikt wegen der pragmatischen Angelegenheiten, in dessen Verlauf (Ende 1905) die „Unabhängigkeitspartei“ die Majorität im Abgeordnetenhaus und durch ihren Führer Kossuth als Handelsminister dominierenden Einfluß im Ministerium erlangte, an dessen Spitze allerdings ein Anhänger der 1867er Verfassung, Weterle, steht. Während des Konflikts hatte die Regierung des Feldzeugmeisters Fejérváry auf Grund eines nur in Österreich parlamentarisch erlebigten gemeinsamen autonomen Zolltarifs dem Abschluß der wichtigsten Handelsverträge, insbesondere mit dem Deutschen Reiche, zugestimmt. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß diese angebliche „Trabanten“-Regierung durch den Minister Kristoffy gegenüber der frondierenden Adelsoligarchie das Banner des allgemeinen Wahlrechts entrollte und ihr Chef, ein alter Soldat, die Krone dafür gewann, daß also die ungarischen Wirren den Anstoß zu jener Wahlreform in Österreich gegeben hatten, von der wir nunmehr wieder eine günstige Rückwirkung auf Ungarn erwarten. Als die Unabhängigkeitspartei in Ungarn zur Herrschaft kam, mußte sie sich zur Einhaltung des status quo in den pragmatischen Angelegenheiten bis zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts und zur Genehmigung eines Ausgleichs verpflichten; übrigens stand sie infolge der abgeschlossenen Handelsverträge vor einem

fait accompli. Gleich beim ersten Schritt kam es trotzdem zu Differenzen mit Österreich, da die neue ungarische Regierung (Wekerle-Rossuth) entgegen der Zusage Fejérváry's den Zolltarif nicht als gemeinsamen, sondern als autonomen ungarischen (allerdings mit dem österreichischen gleichlautenden) genehmigen lassen wollte; deswegen gab das österreichische Wahlreformministerium Prinz Hohenlohe¹ seine Demission, und das an seine Stelle tretende Ministerium Beck zog am 6. Juli 1906 alle in der Silvesternacht 1902 zwischen Körber und Szell vereinbarten Ausgleichsvorlagen zurück, um die Verhandlungen neu zu beginnen.

Die mit unglaublicher Zähigkeit und unzähligen Unterbrechungen geführten Verhandlungen, welche noch in letzter Stunde dem Abbruch nahe waren, führten am 8. Oktober 1907 zu einer Vereinbarung der Regierungen Beck und Wekerle. In wirtschaftlicher Beziehung stellt sie sich als der für Österreich günstigste Ausgleich dar, welchen es bisher gegeben hat, sogar eine Erhöhung der ungarischen Quote (der Beitragsleistung zu den gemeinsamen Auslagen) wurde erzielt. In staatsrechtlicher Beziehung wurden einige, größtenteils belanglose, die 1867er Grundlage keinerlei preisgebende Konzessionen gemacht. Der grundlegende Handelsvertrag mit der Dauer bis zum Jahre 1917 heißt zwar nicht mehr „Zoll- und Handelsbündnis“, ist aber dem Inhalt nach ein solches. Statt eines einzigen autonomen Zolltarifs gibt es deren drei: einen österreichischen, einen ungarischen und einen Vertrag Zolltarif; aber alle drei sind Wort für Wort und Ziffer für Ziffer gleichlautend. Zollschranken sind natürlich ausgeschlossen. Von den übrigen Vereinbarungen sei als besonders wichtig die Bahnverbindung zwischen den übrigen österreichischen Ländern und Dalmatien, um welche Dezennien lang gekämpft wurde, hervorgehoben.

Die Bedeutung der dalmatinischen Bahnverbindung ist um so größer, je lebhafter die kroatische Frage einer Lösung zubrängt. Kroatien genießt bekanntlich innerhalb der Länder der Stephanskrone eine relativ selbständige, autonome Stellung, die durch ein ungarisches und kroatisches Gesetz vom Jahre 1868 (den sog. ungarisch-kroatischen Ausgleich) näher geregelt wurde. Ganz abgesehen davon, daß die in Kroatien volkstümlichste Partei (die Starčević-Partei) diesen Ausgleich nicht anerkennt und eine mit Österreich und Ungarn ebenbürtige Stellung für Kroatien innerhalb der Monarchie verlangt, kam es auch zwischen den prinzipiell auf dem Boden dieses Ausgleichs stehenden Parteien und Ungarn wegen der Durchführung wiederholt zu schweren Konflikten. Ein solcher Konflikt veranlaßte die vom kroatischen

¹ Eingbracht wurde die Wahlreform allerdings — nach anfänglicher entschiedener Ablehnung — bereits vom Ministerium Gautsch. Aber direkt mit der Aufgabe, den Widerstand der konservativen Kreise, besonders des im Herrenhaus vertretenen Adels, zu überwinden, war der als begeisterter Anhänger demokratischer Reformen bekannte Statthalter im Küstenlande Prinz Hohenlohe zur Regierung berufen worden.

Landtag in das ungarische Abgeordnetenhaus entsendeten Abgeordneten, die Beratung des Ausgleichs Bed-Welerle durch Obstruktion zu verzögern, und nur unter Außerachtlassung einzelner gesetzlicher Bestimmungen war es möglich, die Obstruktion zu brechen und den Ausgleich rechtzeitig parlamentarisch zu erledigen (im Abgeordnetenhaus am 18. und 23., im Magnatenhaus am 28. Dezember). Dadurch wurde der Konflikt verschärft und noch während des Kampfes im Abgeordnetenhaus knapp vor Jahreschluß, am 12. Dezember, der kroatische Landtag aufgelöst. Bringt man mit dieser Entwicklung die Tatsache in Zusammenhang, daß alle kroatischen Parteien die Einverleibung Dalmatiens und seines Hinterlandes, der von der Monarchie verwalteten türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina, in Kroatien fordern, daß ferner Ungarn diese Forderung unterstützt, um sich die entwicklungsfähige Meeresküste zu sichern: so leuchtet wohl die grundlegende Bedeutung eines engeren Anschlusses Dalmatiens an Österreich, wie er durch die geplante Bahnverbindung und eine im vergangenen Jahr von der österreichischen Regierung in Angriff genommene großzügige Aktion zur Hebung des Landes angebahnt wird, ohne weiteres ein¹.

Leichter als in Ungarn ging die parlamentarische Erledigung des Ausgleichs in Österreich von statten. Alle großen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten übernahmen solidarisch die Verantwortung für die Erfüllung dieser Staatsnotwendigkeit, indem sie ihre Führer ins Kabinett eintreten ließen, wobei entsprechend der Zusammensetzung des Hauses sowohl der christliche als der agrarische Einfluß in der Regierung gestärkt wurde, der erstere durch die Ernennung Dr Ebenhochs zum Ackerbauminister und Dr Gschmanns, dem das neuzuerrichtende Arbeitsministerium zugebach ist, vorläufig zum Minister ohne Portefeuille. Trotz Abführung einer Debatte über die Lebensmittelsteuerung und, wie in anderem Zusammenhang erwähnt, über die Hochschulfrage wurde der Ausgleich im österreichischen Abgeordnetenhaus am 17. Dezember genehmigt, welchem Beschluß am 20. Dezember das Herrenhaus beitrug; am 30. erfolgte die Sanktion, am 31., also an dem Tage, an dem der 1899 ins Leben getretene Ausgleich ablief, die Publikation.

Nach Erledigung des Ausgleichs wurde noch ein Budgetprovisorium bewilligt und das Budget für 1908 einer Kommission überwiesen, wobei wir nicht unerwähnt lassen wollen, daß die Schlußrechnung für das Jahr 1906 mit einem glänzenden Überschuß (146 Millionen Kronen) abschloß. Die Budgetdebatte gab dem christlichsozialen Abgeordneten Dr Pattai Gelegenheit, in einer groß angelegten Rede namens der größten deutschen Partei unter dem stürmischen Beifall aller deutschen Abgeordneten darauf hin-

¹ Um jede Mißverständlichkeit auszuschließen, sei bemerkt, daß das rein kroatische Programm vom österreichischen Standpunkt aus durchaus diskutabel ist. Absolut ausgeschlossen ist eine Einverleibung Dalmatiens in Kroatien dagegen so lange, als sie mittelbar die Einverleibung in die Länder der Stephanskronen bedeutet.

zuweisen, daß die Deutschen Österreichs treu festhalten am österreichischen Staatsgedanken und ebenso freudig teilnehmen an der großen geistigen Kulturgemeinschaft des deutschen Volkes.

Wir haben am Beginn dieser kurzen Übersicht darauf hingewiesen, daß nach der Erledigung des Ausgleichs in Österreich der Weg für eine großzügige Sozialreform offen liegt, welche durchzuführen die würdigste Aufgabe des verjüngten Reichsrats, und welche vor dem Ersticken in dem Dornengestrüpp der nationalen „Verständigung“ zu schützen die vornehmste Pflicht der Regierung sein wird. — Die Völker Österreichs rüsten sich, im Jahre 1908 das sechzigjährige Regierungsjubiläum des greisen Monarchen zu begehen, der in den Stürmen des Jahres 1848, ein Jüngling von 18 Jahren, an das Steuer des Staatsschiffes berufen wurde. Es ist hier nicht Raum, den Rückblick über das verflossene Jahr auszudehnen auf dieses ganze Herrscherleben voll Arbeit und Pflichttreue, voll Hingebung und Güte, voll heroischer Standhaftigkeit in den Stunden bittersten Schmerzes. Dem Kaiser Franz Joseph schlagen die Herzen des österreichischen Volkes entgegen, wie es nur wenigen Herrschern beschieden ist und wie es sich vor wenigen Monaten bei der ersten Ausfahrt des Monarchen nach schwerer Krankheit wieder rührend gezeigt hat; auf seiner Stirne glänzt die Krone edler Menschlichkeit und hohen Dulbertums, und ihr beugen sich in Ehrfurcht auch jene, deren politisches Programm die monarchische Staatsform verwirft.

Wie immer die Geschichte die einzelnen politischen Taten der Regierung des Kaisers Franz Joseph I. werten mag, mit leuchtenden Lettern wird sie allzeit als größte und herrlichste die Tat des Herrschergreifses preisen, der in der Stunde der politischen Gefahr, da die Klammern des Staatsverbandes auseinanderzufallen schienen, mit einem großen Glauben an die Zukunft des Vaterlandes das ganze Volk zur Rettung aufrief. — Es war ein schöner Gedanke des Führers der Christlichsozialen Partei, des Wiener Bürgermeisters Dr Lueger, das Jubiläum dieses Volkskaisers in des Wortes schönster Bedeutung durch die Widmung eines 100 Millionen-Kronen-Fonds als Grundstock für eine Volksversicherung im großen Stile zu feiern. Die vorbereitenden Schritte haben bereits in der Sommertagung beifällige Aufnahme im Abgeordnetenhaus gefunden. Und die Hoffnung ist nicht zu kühn, daß im Jubiläumsjahr die Volksversicherung, die vor allem dem Arbeiterstand einen erhöhten Anteil am Kulturbesitz der Völker gewähren soll, zur Tat wird, — gewiß die schönste Jubiläumsgabe für den Herrscher, der in der Thronrede an das von ihm berufene Volkshaus die Worte richtete: „Wenn mir in meiner frühen Jugend die Aufgabe ward, die endgültige Befreiung der Bauernschaft von den Grundlasten zu bewirken, wenn seither die Freiheit des bürgerlichen Erwerbes im vollen Umfange geschaffen wurde, so hoffe ich zuversichtlich, daß es nunmehr gelingen wird,

das staatliche Versicherungswesen durch die Schaffung der Alters- und Invaliditätsversicherung auszugestalten und so für einen großen Kreis erwerbstätiger Mitglieder des Gemeinwesens ein Werk der Menschlichkeit und sozialen Gerechtigkeit zu vollenden.“¹

3. Ausland.

Von Dr. O. Dresemann.

Wenn alle Menschen auf Erden guten Willens wären, würde der Friede des Einzelnen wie der Völker gesichert sein; aber es mögen allweihnachtlich noch ungezählte Jahre ungezählte schöne Aufsätze geschrieben werden über die liebliche Friedensbotschaft: solange noch menschliche Leidenschaften im Einzel- und im Völkerleben wirksam werden, so lange kommt nicht das schöne goldene Zeitalter, und auch immer neue Friedenskonferenzen werden daran nichts hindern. Nicht als ob über solche Konferenzen der Stab gebrochen werden sollte; es ist vielmehr anzuerkennen, daß die zweite Friedenskonferenz im Haag, die im Sommer 1907 über ein Vierteljahr lang tagte, zu den Errungenschaften der ersten Konferenz wertvolle neue hinzugefügt hat. Aber es wird auch wohl nicht zu vergessen sein, daß dieses Werk des Friedens anfänglich in den Dienst eines recht unfriedlichen Zieles gestellt werden sollte; steckte doch in dem Abrüstungsantrage Englands eine gegen Deutschland gerichtete denunziatorische Spitze, die Absicht, dieses aller Welt als den Friedensfeind, ja Friedensstörer aus Grundsatz hinzustellen, wenn es, wie von vornherein sicherstand, dieser Utopie seine Zustimmung versagte. Die öffentliche Meinung in aller Welt sprach ihr deutliches Urteil über diesen scheinbar so friedlichen Antrag, indem sie sich höchlich beunruhigt zeigte, als die zweite Friedenskonferenz mit diesem Hauptprogrammunkt zusammentrat; sie erkannte seine Absicht und erwog seine möglichen Folgen. Glücklicherweise wurden die angesammelten dunkeln Wolken verscheucht, da einerseits Deutschland keine Empfindlichkeit zeigte, andererseits die Mehrheit der Mächte den Gedanken der Abrüstung, genauer die Begrenzung der

¹ Da im vergangenen Jahre die innere Politik völlig das allgemeine Interesse beherrschte, während die auswärtige sich anentwegt in der traditionellen Richtung der Dreibundpolitik bewegte, zu einer gleich gründlichen Erörterung infolge der ungewöhnlichen Fälle des innerpolitischen Stoffes überdies kein Raum wäre, so wird von einer Besprechung der auswärtigen Politik diesmal abgesehen. Sie wird im nächsten Jahr um so eingehender berücksichtigt werden. Hervorgehoben seien nur die Besuche des neuen österreichisch-ungarischen Ministers des Außern v. Aehrenthal in Racconigi (Mitte Juli) und des italienischen Ministers des Außern Tittoni auf dem Semmering und in Triest (Ende August), welche angeblich alle die Dreibundpolitik störenden Interessentkonflikte der beiden Staaten geregelt haben.

militärischen Rüstungen, nicht als Postulat, sondern nur als schönen Wunsch behandelt wissen wollte. So erklärte die Konferenz mit Rücksicht darauf, daß die militärischen Rüstungen fast in allen Ländern seit 1899, der ersten Friedenskonferenz, erheblich zugenommen hätten, es als wünschenswert, daß die Regierungen ihre ernstesten Studien über diese Frage wieder aufnahmen. An praktischer Arbeit hat die zweite Konferenz mancherlei geleistet, zunächst durch Einzelverbesserungen im Kriegsrecht beim Landkriege; ferner durch Abmachungen über die Beschießung offener Häfen und Städte durch Seestreitkräfte; über die Kriegserklärung als Vorbedingung des Beginns der Feindseligkeiten, über die Rechte und Pflichten der Neutralen im Kriege und über den internationalen Preisengerichtshof, der als erster wirklich juristischer, dauernder Organismus im Völkerrecht nach seiner Verwirklichung berufen sein wird, die natürlichen Fehlurteile zu revidieren, welche von den Richtern in eigener Sache, den nationalen Preisengerichten, gefällt werden. Freilich hat es seine Bedenken, daß Mächte wie Japan und Rußland diesen Beschlüssen nicht beigetreten sind, wie anderseits beispielsweise England der Gestattung des Minenschutzes von Häfen widerstrebte; aber es liegt doch schon ein großer Erfolg wenn auch nicht der Sache des Friedens, so doch der Milde rung des Krieges bzw. seiner Schäden darin, daß eine große Mehrheit sich auf dem Boden eines solchen Beschlusses zusammenfand, und darin liegt eine erfreuliche Gewähr für den weiteren Fortschritt der Regelung des Krieges nach humanen Gesichtspunkten durch einen Völkerareopag.

Inzwischen aber schaffen die Völker durch ihren Ausdehnungsdrang, durch die Überspannung des nationalen Gedankens und Verschärfung der Massen-gegensätze, durch ihren politischen und wirtschaftlichen Eigennuß, durch innere Unruhe, die dabei aber Gesamtinteressen berührt und schädigt, immer neue, den Frieden störende Anlässe. Es ist fast wie eine elementare Erscheinung im atmosphärischen Gebiete; wo ein schwächeres Reich dem lastenden Druck des Ausdehnungsgelüstes einer andern Macht nicht mehr recht widerstehen kann, vollzieht sich ein „Ausgleich“, indem der Machteinfluß der stärkeren die Souveränität und Integrität der schwächeren überflutet. Das stört denn wiederum anderwärts das Gleichgewicht in der politischen Atmosphäre, und die Gefahr neuer Verwicklungen zieht am Horizont herauf. Die Mannigfaltigkeit der Vorgänge im politischen Leben der Völker ist damit nicht erschöpft, aber gerade dieser Vorgang wird in der zeitgenössischen Entwicklung durch mehrere Beispiele illustriert, und zwar gleich durch drei „kranke Männer“, durch Marokko, Persien und die Türkei, das Vorbild des kranken Mannes. Man könnte schließlich auch noch China hinzunehmen.

Marokko bildete noch bis ganz vor kurzem den eigentlichen „Pivot“, die Achse der europäischen Politik, weshalb wir bei ihm und den es betreffenden Ereignissen etwas länger verweilen müssen. — Am letzten Tage des Jahres 1906 war endlich die am 7. April des gleichen Jahres auf

der Algeciras-Konferenz zustande gebrachte Akte von den beteiligten Mächten unterzeichnet worden. Nun glaubte man, es werde endlich mit den beschlossenen Reformen Ernst gemacht werden, zumal Frankreich — nebst Spanien an erster Stelle berufen, das europäische Mandat zu erfüllen — in seinen Versprechungen einen lebhaften Eifer zeigte. In der Praxis bewährte sich dieser Eifer nicht, denn das Reglement für die von Franzosen bzw. Spaniern in den Häfen zu befehligende Eingebornenpolizei wurde erst im Mai 1907 fertig. Damit war diese vor allem wichtige Polizeiangelegenheit auf unbestimmte Zeit verschoben; der Generalinspektor der nicht vorhandenen Polizei, ein Schweizer, mußte monatelang auf Urlaub gehen und ist auch heute noch ohne Beschäftigung. Außer der Staatsbank, deren Einrichtung Frankreich eine wichtige Handhabe bot und die Ende April ins Leben gerufen wurde, kam bis jetzt nichts von dem durch die Algecirasakte Vorgesehenen zustande. Inzwischen vollzogen sich verschiedene Ereignisse, deren Schuld auf die Marokkaner geschoben wurde, während sie tatsächlich anderswo zu suchen ist, und die nun den Vorwand abgaben, an und in Marokko eine Exekution vorzunehmen, deren Verlauf und Ziel als das Widerspiel des Vertrages von Algeciras erschienen. Besonders die öffentliche Meinung in Spanien vertrat diese Auffassung.

Wenn sich bei einem Volke politische mit religiöser Empfindlichkeit verquickt, so ist in seiner Behandlung und im Verkehr mit ihm Klugheit und Vorsicht doppelt vonnöten. Man hat nicht das Recht, als Herren- und Eroberernatur über diese nationale Empfindlichkeit mit überlegener Miene zur Tagesordnung überzugehen, nicht das Recht, ganz nach seiner Fassung unter Mohammedanern zu leben und ihnen etwas aufzuzwingen, was nach europäischer Auffassung harmlos sein mag, in seiner Anwendung auf die mohammedanische Umwelt aber aufreizend wirkt. Gegen diese elementare Regel verstieß mit Bewußtsein ein in Marrakesch angesiedelter Franzose, Dr. Mauchamp, wobei auch noch das beleidigte nationale Unabhängigkeitsgefühl der Marokkaner in Betracht kam. Er mußte seine Unvorsichtigkeit mit seinem Leben bezahlen. Die französische Regierung sah in dem Unfall lediglich marokkanische Schuld und nützte sofort praktisch die „besondere Stellung“ aus, die ihr in Algeciras mit Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der Ordnung an der algerisch-marokkanischen Grenze zuerkannt worden war. Damit der Anlaß nicht gar zu sehr vom Zaune gebrochen erscheine — denn was hatte der Vorfall in Marrakesch mit dem fernen Algerien zu tun? — wurden ältere Beschwerden herausgesucht, und auf das ganze Bündel Gründe gestützt, befahl Frankreich das schon lange begehrte Udschda, den Hauptort in dem Gebiete zwischen Algerien und dem Mulujafluß, welches ihm an der westlichen Abwandung Algeriens noch fehlt. Das Jahr verging, und Frankreich saß nicht nur fest am Plage, sondern vollzog auch eine Reihe oberherrlicher Gewaltthandlungen an marokkanischen Stämmen,

welche sich für die marokkanische Souveränität und Integrität verantwortlich fühlten.

Kein Wunder, daß die in Algeciras beschlossenen Reformen stockten, wenn Frankreich seine eigenen Angelegenheiten austrug. Doch auch das Mandat der Algecirasakte sollte an die Reihe kommen, freilich in besonderer Auslegung. Es war wiederum eine Verletzung der marokkanischen Empfindungen, was dazu führte, daß am 31. Juli fünf Franzosen und drei andere Europäer, die bei dem Bau einer Hafenbahn in Casablanca beschäftigt waren, überfallen und umgebracht wurden; sie waren die Opfer lange verhaltenen, nun aber zum elementaren Ausbruch gekommenen Grolls geworden. Im ersten Augenblick glaubte das über die Einzelheiten nicht unterrichtete Europa, es handle sich um einen Ausdruck allgemeinen Fremdenhasses; diese Annahme war irrig, sie wurde zwar fortgesetzt in interessierten französischen Meldungen aufrecht erhalten, von den in Casablanca angesiedelten Nichtfranzosen jedoch widerlegt. Aber die Erkenntnis der wahren Sachlage kam später als die Erteilung eines militär-polizeilichen Mandats durch Europa an Frankreich, dessen Inhalt war: Schutz der Fremden in den Häfen durch Truppen, bis die Einrichtung der durch die Akte von Algeciras vorgesehenen Eingebornenpolizei möglich ist. Spanien, als gleichfalls von der Akte mit der Polizeiaufgabe betraute Macht, hatte seinen Anteil an dem Mandat. Während aber Spanien dem örtlichen Ordnungsbedürfnis in Casablanca sich anpaßte und eine kleine Truppenabteilung dorthin entsandte, verriet Frankreich seine Herzenswünsche durch die Veranstaltung von Truppenexpeditionen im großen Stil, wie es vorher schon, wenn auch vergebens, von Tanger aus eine Expedition gegen den Stammeshäuptling Raifuli geplant hatte, nachdem sensationelle Gerüchte über dessen Untaten und Gefährlichkeit dafür einen Vorwand geschaffen hatten. Die Marokkaner setzten sich schon selbst mit Raifuli auseinander, und die Franzosen hatten das Nachsehen. Das dort Versäumte wurde bei Casablanca und in der Folgezeit reichlich nachgeholt. Zwei französische Kriegsschiffe wurden nach Casablanca entsandt, und das Mißverständnis eines jungen Truppenführers genügte, um ein furchtbares Bombardement und Blutbad über Casablanca heraufzubeschwören. Auf die geflüchtete Bevölkerung, die im Freien lagerte, wurde tagelang geschossen; es wären Stämme, welche Casablanca mit Plünderung bedrohten, hieß es. Durch die Feststellungen der Engländer, Spanier und Deutschen, die in Casablanca als Kaufleute angesiedelt waren und deren Handel zu Grunde gerichtet wurde, kamen die Tatsachen ans Licht. Zu spät. In den Straßen Casablancas lagen die Leichen zu Hunderten aufgehäuft. Die Marokkaner waren bis tief ins Land hinein durch das Vorgehen der Franzosen empört; sie konnten, wenn sie es mit dem Vorgang vom 31. Juli verglichen und dessen Ursache erwogen, nichts anders als eine willkürliche Gewalttat darin erblicken. Ihre Empörung hatte aber auch noch nicht zur Folge, was Europa schon

am 31. Juli glaubte fürchten zu müssen: nicht gegen Engländer, Spanier, Deutsche richtete sich jetzt der Haß, er blieb auf Frankreich beschränkt. Die Kolonisten bestätigten es. Frankreich aber focht nun im Besitze des europäischen Mandats seine eigene Angelegenheit durch. Daß es seine Angelegenheit und nicht diejenige Europas war, machte ihm Spanien fortgesetzt in empfindlicher Weise durch seinen Widerstand gegen das Ansinnen der Beteiligung an den immer weiter ausgedehnten militärischen Expeditionen der Franzosen fühlbar. Das führte nach und nach zu einem ernstern diplomatischen Zerwürfniß zwischen Madrid und Paris. Bald sollte freilich, wenn auch nur in den amtlichen Kreisen, ein voller Umschwung eintreten.

Da Frankreich nur wider Willen nach Algeciras geführt worden war, wo die hochfliegenden, auf die „Tunisierung“ Marokkos gerichteten Pläne eine wesentliche Beschneidung erfuhren, und da dies hauptsächlich auf Betreiben Deutschlands geschehen war, erwartete alle Welt, erwarteten vor allem die deutschen Interessenten in Marokko, daß der so weitherzigen, interessierten Deutung des europäischen Mandats durch Frankreich eine deutlich einschränkende, deutsche Kommentierung alsbald gegenübergestellt werde. Hatte doch die deutsche Marokkopolitik, als sie 1905 Frankreich Halt zurief, gerade das verhindern wollen, was Frankreich jetzt in Casablanca schon vollendet sah: die Vernichtung der wirtschaftlichen Interessen der fremden Kaufleute, und worauf weiterhin die bis zu 6000 Mann vermehrten französischen Okkupationstruppen mit ihrem Einbringen in Marokko auszugehen schienen. Frankreich jedoch hatte inzwischen endgültig erreicht, was 1905 noch in Frage gestellt schien: eine feste internationale Stellung auf dem Boden von Bündnis und Ententen, und so beobachtete die deutsche Politik die Entwicklung der marokkanischen Dinge „mit ruhiger Reserve im Vertrauen auf die Loyalität der französischen Regierung“. Die öffentliche Meinung in Deutschland freilich drückte bald deutlicher bald zarter ihre Zweifel an dieser Loyalität aus, da sie das in Marokko praktisch durchgeführte militärische Programm Frankreichs nicht mit den loyalen diplomatischen Versicherungen vereinen konnte, erst recht nicht, als die französischen Truppen im Innern des Landes direkt mit den Truppen des inzwischen vom ganzen Innern Marokkos anerkannten Gegensultans Mulay Hafid anbanden, während doch die französische Regierung immer erklärt hatte, sie mische sich nicht in die inneren Angelegenheiten und beschränke sich auf die Befugnisse nach der Akte von Algeciras. Dem widersprachen auch die geheimen Verhandlungen und Abmachungen mit dem Sultan Abdu'l-Afis, der sich nach Rabat unter französischen Schutz begeben hatte.

Frankreich brauchte mit der öffentlichen Meinung in Spanien oder Deutschland nicht zu rechnen, da ihm offiziell niemand in den Weg trat. Zwar hatte seine Regierung wegen Deutschlands einen Augenblick gestutzt; als sie aber erkannte, daß sie ungestraft gewisse amtliche deutsche Vor-

stellungen und Vorbehalte als lediglich offiziöse Anschauungen bezeichnen durfte, ließ sie den freigegebenen Weg nicht unbenutzt. Spanien hatte, wie schon angedeutet, unterdessen auch eine Wendung gemacht, amtlich wenigstens. Das hing zusammen mit dem großen Ententenbetriebe, dessen Manager auf dem englischen Throne sitzt. Man hat eine Zeitlang und noch bis vor ganz kurzem König Eduard dafür angesehen, daß er zum Zwecke der Vereinfachung Deutschlands alle möglichen Machtfreundschaften herbeizuführen suche, von denen England auch seinen Nutzen haben könnte. Er schonte dabei seine Person nicht und machte Besuche bald hier bald dort; seine erste und hauptsächlichste Leistung war und bleibt aber die englisch-französische Entente als der Ausgangspunkt für die weiteren englischen Anknüpfungs- bzw. Verknüpfungsversuche. Diese Entente, verbunden mit der spanisch-englischen Heirat, führte die französisch-spanische Verständigung wegen Marokko herbei. Man nimmt an, daß diese Verständigung zurückgreift auf die Zeit vor Algeciras und Frankreich freie Hand in ganz Marokko läßt, abzüglich einiger öffentlichen Häfen und der marokkanischen Mittelmeerküste vom Mulujafluß westlich bis nach Tanger oder Ceuta, die Spaniens unantastbare Interessensphäre bilden soll.

Da England mit Japan durch einen Bündnisvertrag die asiatischen Angelegenheiten für sich geordnet hatte, konnte es nach Abschluß der Entente mit Frankreich leicht den Vermittler zwischen diesem und Japan spielen; der japanisch-französische Vertrag betreffend Ostasien war die Frucht davon. Frankreich seinerseits konnte sich dafür dankbar erzeigen als Vermittler auf Grund seines Bündnisses mit Rußland. Unter seiner Beihilfe gelang nach mehreren Anläufen die englisch-russische Verständigung bezüglich der beiderseitigen Stellung in Asien gegenüber Tibet, Afghanistan und vor allem Persien. Auf die Gegenstände der Verträge kam es nicht in jedem einzelnen Fall so sehr an als auf die Tatsache der Vertragsschließung, die zum Beispiel bei England und Rußland das Ende eines längst sprichwörtlich gewordenen Gegensatzes bedeutete. Daß alle die Vereinbarungen, die England traf oder anregte, nur als Friedensbürgschaften gedacht seien, fand erst allgemeiner Glaube, als sich das gespannte persönliche Verhältnis zwischen Onkel und Nefte, König Eduard und Kaiser Wilhelm, durch gegenseitige Besuche augenscheinlich gebessert hatte. Aber die Erwärmung dieser persönlichen Beziehungen beeinflusste doch den Gang der Politik nicht in dem Sinne, daß nun jede Eifersucht, jedes Mißtrauen geschwunden gewesen wäre. So in der Flottenangelegenheit. Auch an Nadelstichen fehlte es nicht. Einen solchen stellte die Anregung des Abkommens Rußlands und Schwedens mit Deutschland dar betreffend die Garantierung des status quo an der Ostsee, nicht an sich, sondern als Gegenstück zu den Abkommen Englands, Spaniens und Frankreichs bezüglich ihrer Besitzungen und ihrer freien Bewegung im östlichen Atlantischen Ozean sowie am und im Mittelmeere.

Es kann auch niemandem entgehen, daß gewisse Abmachungen wenn nicht den ausdrücklichen Zweck, so doch die praktische Folge der Ausschließung an sich berechtigter Interessen anderer haben. Den Kern der englisch-russischen Abmachung bildet die Teilung Persiens in eine nördlich-russische und eine südlich-englische Interessensphäre. Diese Teilung existiert rechtlich für keine andere Macht; aber die tatsächliche Vormundschaft, unter welche Persien gestellt ist, wirkt zu Ungunsten der Nichtengländer und Nicht-russen; die Verhinderung der deutsch-persischen Bank, der gewalttame Zwischenfall von Abu Musa sind Folgeerscheinungen davon. Aber die russisch-englische Abmachung greift weiter: der frühere englisch-russische Gegensatz war eine Art Lebenselixier für den kranken Mann am Bosporus. Gegen ihn hat Rußland jetzt die Ellenbogen frei bekommen. Vorderhand setzte es allerdings nur erst im Verein mit andern Mächten mit Roten dem Sultan zu, aber die Aufrollung der großen türkischen Frage wurde je länger desto ernster als nahe Möglichkeit ins Auge gefaßt. Daß dies nur im Gegensatz gegen Deutschland geschehen könne, ergab sich aus der alten deutsch-türkischen Freundschaft und aus den starken, besonders moralischen Interessen, welche für Deutschland mit der Durchführung der Bagdadbahn unter seinem Einflusse im Einvernehmen mit dem Padischah als souveränem Landesherrn verbunden sind.

Die Rassenfrage spielte eine die internationalen Beziehungen stellenweise sehr kompromittierende Rolle. Daß Australien sich die Farbigen fernhält, ist lange bekannt und fiel bisher nicht so schwer ins Gewicht für die internationale Politik; auch nicht der Kampf, der in der Transvaal-Kolonie gegen die Asiaten geführt wird. In gefährlicherem Grade ist dagegen das Selbstgefühl der Japaner gereizt worden durch die Behandlung, welche ihre nach Amerika ausgewanderten Landesgenossen dort vielfach gefunden haben. Wirtschaftliche, sittliche und ästhetische Gründe sind es, weshalb der Amerikaner die gelben Asiaten verabscheut und zugleich fernhalten möchte. Die Chinesen in Amerika haben sich lange Zeit Verachtung, Bedrückung, ja Verfolgung gefallen lassen, wenn sie nur Geld verdienen; Japan aber ist in jedem einzelnen seiner Landeszugehörigen zu Selbstbewußtsein und Machtgefühl erwacht und sieht mit Eifersucht darauf, daß sein Ansehen auch im letzten Japaner nicht gekränkt werde. In Nordamerika jedoch, in Britisch-Columbia wie in Kalifornien, ist der Rassenstreit zu einer Unversöhnlichkeit gediehen, welche den Zentralregierungen die ernstesten Verlegenheiten bereitete. England kam immerhin zugute, daß es mit Japan im Bündnisverhältnis stand, was eine freundschaftliche Auseinandersetzung und die schließliche Selbstbeschränkung Japans erleichterte. Mit Amerika stand es anders. Hier handelte es sich um mehr als um die bloße Duldung asiatischer Einwanderer. Der Stille Ozean ist das Zukunftsschlachtfeld für die Entscheidung darüber, wer auf ihm herrschen soll: der

Osten, Amerika, oder der Westen, als dessen Inbegriff, soweit es sich um Vergeltung handelt, Japan sich mit Recht ansieht. Auf die freie Tür für seine Auswanderer in Amerika freiwillig verzichten, hieße für Japan das gleiche wie sich dem Mächtigeren unterordnen, seinem Willen sich fügen. Die Regierung in Washington suchte nach besten Kräften einem Konflikt vorzubeugen und den in Kalifornien lodernden Japanhaß zu dämpfen. Die Kalifornier pochten auf ihre einzelstaatlichen Rechte und erhielten auch Unterstützung von andern Bundesstaaten. Washington war ohnmächtig diesem festen Willen gegenüber. Aber Japan mußte und sollte bei guter Stimmung erhalten werden; hätte es plötzlich losgeschlagen, so war die pazifische Küste Amerikas ihm preisgegeben. Die Diplomaten tauschten freundliche Erklärungen aus, sogar der amerikanische Kriegssekretär und vermutliche nächste Bundespräsident Taft wurde zum Besuch nach Tokio geschickt. Des Zeitgewinnens halber, sagte man. Es wurde gemunkelt, behauptet, wieder dementiert und wieder behauptet — sonderbarerweise widersprachen sich in dieser Sache Präsident Roosevelt und die Regierung —, daß ein großes Geschwader ausgerüstet werde, das nach dem Stillen Ozean bestimmt sei. Dieses Spiel mit Dementis bewies, daß man etwas Wichtiges bis zu einem gewissen Zeitpunkte verheimlichen wollte, zu dem es dann mit seiner vollen Wucht wirken würde, während bei vorzeitigem Ausplaudern vielleicht ein gewagter, zuvorkommender Gegenschlag alles in Frage stellen könnte. Endlich war das Geschwader beisammen, und es wurde nun kein Hehl mehr daraus gemacht, daß es für den Stillen Ozean bestimmt sei. Diese Tatsache überraschte die geschweigten Japaner nicht. Unstreitig konnten sie im Kriegsfall keine gleiche Streitmacht zur See anbieten, aber es lag doch nicht in ihrem kriegerischen Unvermögen, wenn sie den Zeitpunkt hatten verstreichen lassen, zu welchem ihnen ein aussichtsvoller Angriff möglich gewesen wäre, sei es auf die Philippinen oder auf Amerika selbst. Sie hatten etwas Näherliegendes ins Auge gefaßt, ohne deshalb dauernd auf das Messen der Kräfte Asiens mit denen Amerikas zu verzichten.

Der Kolosß China reckt und streckt sich; er möchte ohne Führer gehen lernen, selbst sein Geschick bestimmen, die Vormünder, die sich ihm aufgedrängt, die fremden Anhängsel, die längst das Recht der Symbiose erworben zu haben glauben, abschütteln. In die Pläne des Staates, der sich als die Vormacht Asiens fühlt, Japans, paßt das nicht hinein; das hat es China durch sein Auftreten in der Mandschurei zu fühlen gegeben, wo es mit einer Selbstherrlichkeit schaltet, daß selbst die Presse des ihm verbündeten England darob in Aufregung geriet. Aber wie wenig das Bündnis mit England geeignet ist, Japans ungemessene Zukunftshoffnungen zu dämpfen, bewies eine Rede des Staatsmannes Okuma, in welcher den Indiern die Befreiung durch Japan in Aussicht gestellt wurde. Das verschnupfte in England freilich noch weit mehr.

Die innerpolitische Entwicklung Frankreichs ist von der kirchenpolitischen Seite, welche die Aufmerksamkeit und Teilnahme an erster Stelle herausfordert, bereits an anderer Stelle beleuchtet worden¹. Die französische Regierung kam aus den selbstgeschaffenen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete nicht heraus. Das Leben wurde überdies dem Ministerpräsidenten Clemenceau und seinen Mitarbeitern, vornehmlich Briand (Kultus- und später auch Justizminister) und Pichon (Minister des Außern), auch sonst sauer genug, dank den unaufhörlichen Gärungen und Streitigkeiten, vielfach persönlicher Art, in dem großen parlamentarischen Regierungsbloc. Um sich mit den Radikalsozialisten gut zu stellen, mußte die Regierung sich für die Einkommensteuer eifrig zeigen. Schon im Februar brachte der Finanzminister einen diesbezüglichen Entwurf ein, aber Ende des Jahres hatte das Drängen auf seine Durchberatung noch keine Erfüllung gefunden. Besonders machte der Regierung der Strauß mit der äußersten Linken zu schaffen, die früher den eigentlichen Kern des Blocs gebildet hatte. Der Sozialismus rief in Gestalt der Confédération du travail und durch die antimilitaristische Agitation zeitweilig ernste Ordnungsstörungen hervor; die letzteren erreichten ihren Höhepunkt auf dem Kongreß zu Nancy, wo auch der Sozialistenführer Jaurès sich auf deren Boden stellen mußte. Diese Bewegung drängte die Regierung, mehr nach rechts Stütze zu suchen, womit Combes seine Stunde wieder gekommen glaubte.

Eine Erscheinung besonderer Art, allerdings auch mit antimilitaristischem Einschlag und von scheinbar ernstem revolutionären Charakter, war der Aufbruch im leichtbeweglichen Süden, wo die Winzer, durch den unredlichen Weinhandel sich benachteiligt glaubend und durch mangelnden Absatz ihres Erzeugnisses in großer Not, so etwas wie eine Separationsbewegung ins Leben riefen, ähnlich ihren katalonischen Vettern und Nachbarn jenseits der spanischen Grenze. Aus Solidarität mit ihren unzufriedenen Landsleuten verweigerten auch einige südländische Militärabteilungen den Gehorsam. Die Bewegung verlief indessen verhältnismäßig rasch, nachdem man in Paris festgeblieben war, andererseits aber auch namhafte Unterstützungssummen bewilligt hatte. Man erstarbte in Paris in der Überzeugung, daß noch so große Worte des Südens nicht allzu tragisch genommen werden müßten.

Frankreich ist auch heute noch eine Kulturzentrale für seine nächste, speziell romanische Umgebung, für Italien, Spanien, für Belgien und auch für die Schweiz. Es ging denn auch die kulturkämpferische Geisteswelle, die über Frankreich wogte, mit einigen Schlägen nach Italien hinüber, wo eine im wesentlichen verleumberische Heze gegen kirchliche Anstalten einsetzte, und in dessen Hauptstadt dem französischen Botschafter von umstürz-

¹ Vgl. „Kirchliches Leben“ S. 33 ff.

lerischen Elementen auffällige öffentliche Huldigungen dargebracht wurden wegen des Kampfes, den Frankreich gegen die Kirche führte. Diese Kundgebungen machten die italienische Regierung bedenklich, da sich in deren Teilnehmern die Feindschaft gegen die Kirche mit derjenigen gegen die Ordnung überhaupt verkörperte und verquidete. So hatte denn die Politik der französischen Regierung eine Folgeerscheinung gezeitigt, die das beiderseitige Verhältnis merklich zu trüben drohte, zumal der französische Vertreter in Rom sich gar zu weit mit den gekennzeichneten Elementen eingelassen hatte. Übrigens zeigte die Weiterentwicklung der Dinge gerade in Rom, daß die Bedenken der italienischen Regierung nicht etwa durch eine allzu peinliche Rücksichtnahme auf den „Alerikalismus“ bestimmt waren; denn sie schloß gern ihren Frieden mit den radikal-sozialistischen Siegern, die unter einem freimaurerischen Großmeister als Oberhaupt das Kapitol in der heute wie früher als Hauptstadt der katholischen Christenheit geltenden ewigen Stadt in Besitz nahmen. Daß dies geschehen konnte, lag freilich zum guten Teil daran, daß die zum Widerstand an erster Stelle Berufenen die Flinte ins Korn geworfen hatten. Auf die Dauer hat auch der Zwischenfall in Rom das Verhältnis zu Frankreich nicht getrübt, das dem Volksempfinden immer die Schwesternation bleibt, trotz des Massacres in Aiguesmortes, trotz Tunis und trotz Crispis Politik. Es wird das korrekte Verhältnis im Dreibund dabei nach wie vor aufrecht erhalten. Aber man will doch in seinen Bewegungen unbeschränkt sein, was durch den Besuch des Königs nebst Tittoni in Athen nachdrücklich betont wurde. Soziale Forderungen traten aufs neue im Innern auf; der Ausstand der Eisenbahner hätte zu einem allgemeinen Ausstande führen können; dieser scheiterte nur an der Uneinigkeit der beteiligten Gruppen. Auf den allgemeinen Stand der Moral warf ein böses Licht die Enthüllung von Unterschleifen, welche mit den Unterstützungsgelbern für das vom Erdbeben heimgesuchte Unteritalien getrieben worden waren, sowie die Art, in der von einem Teile der öffentlichen Meinung der Prozeß gegen den Minister a. D. Rasi behandelt und beurteilt wurde. Dem wirtschaftlichen Gesamtaufschwung Italiens, der bei einem Rückblick auf eine noch gar nicht weit zurückliegende Vergangenheit Bewunderung verdient, steht leider noch im einzelnen eine arge Rückständigkeit gegenüber, die tiefe Schatten in das Gesamtbild wirft.

Spanien hat neuerdings nach dem Zusammenbruch im Konflikt mit Amerika höhere Geltung unter den Völkern erlangt, einmal durch das europäische Mandat, das es gemeinsam mit Frankreich in Marokko zu erfüllen hat, dann durch die persönlich engen Beziehungen seines Königs zum englischen Königshause und zu England. Es trat als gleichberechtigter Faktor in die ostatlantisch-mitteländische Vertragsbewegung ein und fand in den günstigeren äußeren Umständen den Antrieb und die Kraft, für alle Eventualitäten mit Frankreich wegen Marokko sich zu verständigen in der

Vorausicht, daß die französisch-spanische Interessengemeinschaft den Wirkungstermin der Algecirasakte überdauern werde. Bei dem so ziemlich regelmäßigen Wechsel zwischen konservativen und liberalen Kabinetten ist nicht allzuviel Aufhebens davon zu machen, daß mit Maura die konservative Richtung ans Ruder kam. Für die Gestaltung der Kirchenpolitik hat das zwar eine gewisse, aber doch nicht in dem Sinne zu übertreibende Bedeutung, als ob ein liberales Kabinett dieser Politik eine allzu schroffe Wendung geben würde; dem stehen die bisherigen Erfahrungen entgegen, und die hierauf gesetzten Hoffnungen sind trotz gewisser Scheinanläufe getäuscht worden. Immerhin ist es bei dauernden engeren Beziehungen zu Frankreich und unter der Voraussetzung des sich gleichbleibenden schneidenden Windes nicht ausgeschlossen, daß die französische Welle auch einmal stärker nach Spanien hinüberschlägt. Das wäre sogar unter einem liberalen Kabinett dann wahrscheinlich, wenn die ewige, heikle soziale und wirtschaftliche Frage im Lande sich ihm gar zu drohend nahte und es einen Ausweg suchte, um sich zu halten. Mit sehr schönen patriotischen Wendungen ist neuerdings die spanische Regierung für die Erneuerung der spanischen Flotte eingetreten, die innere wirtschaftliche und soziale Erneuerung dagegen ist eine viel brennendere Frage: die öftere Hungersnot, die gewaltigen Überschwemmungen einerseits und die dünnen Riesengebiete andererseits sind eine unaufhörliche Anklage.

In Portugal hat es König Carlos einmal mit dem Verfassungsbruch versucht, indem er den in keiner der hergebrachten Parteifesseln steckenden Politiker Franco mit der Diktatur betraute, damit er der Parteityrannie, dem Ömmernwesen, das damit verknüpft ist, dem ebenfalls, zum Teil wenigstens, dadurch bedingten Elend der Finanzen ein Ende mache. Franco gelang es auch, sich trotz aller Anfeindungen über Wasser zu halten, er brachte sichtlich Ordnung in die Finanzwirtschaft und gewann damit sogar die Anerkennung des gemäßigten internationalen Liberalismus, der sich freilich wieder mehr und mehr zurückzog, als Franco mit Hilfe der an die Grundsätze des deutschen Zentrums sich anlehnenen Nationalistengruppe wieder ins Verfassungsleben einlenken zu wollen schien. Gegen Ende des Jahres traten einzelne Anzeichen dafür auf, daß die Gegenbewegung der von Franco niedergehaltenen Parteien, wenn auch nicht in der breiten Volksmasse, so doch in kleineren Gruppen Frucht getragen habe. Dadurch wurden umfassendere Gewaltmaßnahmen seitens des Diktators hervorgerufen. Das Heer schien dem Könige treu zu bleiben, der in dem traditionellen Interesse Englands für das Wohlergehen Portugals eine Stütze fand.

Das politische Jahr brachte für Belgien eine fast unausgesetzte Aufregung wegen der Kongofrage. Auf der einen Seite die in Belgien als Heze aufgefaßte englische Agitation gegen die angeblich noch immer un-menschliche Behandlung der Eingebornen im Kongostaat, auf der andern

der Streit um die Bedingungen, unter welchen der absolute Souverän des Kongostaates, zugleich konstitutioneller König der Belgier, sein Versprechen der Übertragung des Kongostaates, seines präsumtiven Privateigentums, einlösen wolle oder müsse. In diesen Streit wurden auch in leidiger Weise die persönlichen Eigenschaften und privaten Handlungen des Herrschers hineingezogen, wodurch der monarchische Gedanke nicht geringen Schaden litt. Auch die Kongofrage trug, wie früher schon die soziale und die Wahlrechtsfrage, Spaltung in die Reihen der Mehrheitspartei, und zwar in wachsend bedrohlicher Form. Immerhin zeigten die Gemeindewahlen, daß die Mehrheit auch durch das liberal-radikal-sozialistische Kartell im ganzen nicht erschüttert sei; empfindlichen Verlusten wie in Antwerpen, wo sich das Wahlgesetz als unzulänglicher Schutz für das Recht selbst sehr ansehnlicher Minderheiten erwies, standen schöne Erfolge wie in Tournay gegenüber.

Das gewaltige Übergewicht, welches die letzten Wahlen in England der liberalen Partei verliehen, wurde im Laufe des Jahres nicht merklich verkürzt, wenngleich bei einzelnen Wahlen ziemliche Überraschungen für die im Besitz sich sicher Wählenden eintraten. Ein wesentlicher Hemmschuh für die Ausbreitung der liberalen Machtstellung war und blieb das Oberhaus. Dieses bereitete der Regierung durch Abweisung des Birrellschen Unterrichtsgesetzes, das ein Kampfgesetz gegen das konfessionelle Prinzip im Unterricht darstellte, eine Niederlage und forderte damit die Liberalen heraus, an deren Spitze einige streitbare Kabinettsmitglieder mit ganz besonderer Schärfe gegen die Lords zu Felde zogen. Der Verfassungskampf war eingeleitet, aber in dem — trotz allem Liberalismus — sehr konservativen England lassen sich eingewurzelte Einrichtungen, erst recht solche von so lebenswichtiger politischer Bedeutung wie das Oberhaus, nicht einfach umstürzen und beiseite werfen, dafür wurzeln sie zu fest in der Tradition und im Gemeinempfinden. Mit dem Rechte der Religion in der Schule ist es ähnlich, weshalb selbst der radikale sozialistische Arbeiterkongreß zu Hull es für gefährlich hielt, einem Antrage gemäß sich für die Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Schule auszusprechen. Hörte man die radikalen Minister, so mußte dem Hause der Lords binnen kurzer Frist der Garaus gemacht werden, wenn nicht tatsächlich, so doch in dem Sinne, daß es sich niemals dauernd mit dem ausgesprochenen Willen der Mehrheit des Unterhauses in Widerspruch setzen und somit die von diesem angenommenen Gesetze unwirksam machen könne. Aber es war doch noch sehr weit bis zu einer tatsächlichen Verfassungsänderung von der Resolution, welche auf Veranlassung des Premierministers Campbell-Bannerman das Unterhaus mit gewaltiger Mehrheit annahm und in der gesagt wurde, das Unterhaus müsse für die Zeit, auf die es gewählt sei, die endgültige Entscheidung haben. Das war eine Demonstration, weiter nichts, und dabei blieb es. Der Unterrichtsminister Birrell, welcher zunächst durch die Abweisung des Unterrichtsgesetzes getroffen

war, erhielt einen andern, freilich nicht viel tröstlicheren Posten als Staatssekretär für Irland. Zu der Landbill von 1907, welche den Iren den Erwerb von eigenem Grund und Boden erleichtern sollte, kam ein von Birrell verfaßter Gesetzentwurf, welcher die auf Selbstverwaltung gerichteten Wünsche der Iren wenigstens zu einem Teile und in einem gegenüber den englischen Homerulegegnern nicht gar zu verfänglichen Grade erfüllen sollte. Es war ein Verwaltungsbeirat vorgesehen, der zwar kein eigentliches irisches Parlament darstellte, immerhin aber unter seinen 107 Mitgliedern 80 vom Volke Gewählte zählen sollte und dem eine Reihe von Verwaltungsbefugnissen zugebracht waren; nur stand dem Vizekönig das Veto zu. Der irische Parteiführer Redmond hielt es für gute Politik, mit dieser Abschlagszahlung vorberhand sich zu begnügen, aber er mußte einen vollständigen Rückzug antreten, da sich die irische Parteikonvention auf den Standpunkt des Alles oder Nichts stellte. Die inneren Zwistigkeiten, oft persönlicher Art, unter den Iren eröffneten auch nicht die besten Aussichten auf deren gedeihliches und einhelliges Zusammenwirken in dem Verwaltungsparlament, das gegen den Willen der Iren vom englischen Parlament ins Leben rufen zu lassen die Regierung sich natürlich enthielt. Neben angestrebtem Flottenbau war die Sorge der englischen Regierung, ganz vornehmlich des Kriegsministers Halbane, darauf gerichtet, die Landstreitkräfte zu vermehren unter möglichster Berücksichtigung der eingebürgerten Anschauungen. Halbane brachte es auch zuwege, daß die Feldarmee einen neuen Rückhalt erhielt an einer für den Fall einer Invasion aufzustellenden Territorialarmee in der Nominalstärke von 300 000 Mann. Hiermit soll für die englischen Kolonien ein Beispiel zur Nachahmung gegeben werden, wie denn das imperialistische Bestreben, die Bande zwischen Mutterland und Kolonien immer enger zu ziehen, gute Fortschritte macht, politisch freilich mehr als wirtschaftspolitisch, wie die Frühjahrskonferenz der kolonialen Premierminister in London zeigte. Bis zu einem allgemeinen großen Zollbund der englischen Besitzungen ist es noch weit. Typisch dafür ist die bisweilen an das Groteske streifende souveräne Zollpolitik Australiens. Die Besiegelung eines nach unvergeßlichem Kampfe für Haus und Herd herbeigeführten Zustandes verkörperte bei dieser Kolonialkonferenz der Vertreter der jetzigen Transvaalkolonie, General Botha, dessen Charakterbild allerdings etwas schwankt, der aber doch unter den obwaltenden Umständen der rechte Mann am rechten Platze sein dürfte als Premierminister des Transvaal. In großherziger Weise hat England binnen kurzer Frist das Versprechen eingelöst, das es bezüglich einer künftigen Verfassung den Buren gab, seinen Feinden vom Tage vorher. Die ersten Wahlen ergaben trotz der Bewegung, welche die Zugewanderten erregten, eine Burenmehrheit in Transvaal wie in der Oranje-Flußkolonie, wo Held de Wet in das Burenkabinett unter Herzog eintrat. Auch im Kaplande, wo Buren und Burenfreunde wegen ihrer Haltung im letzten Kriege zeit-

weilig das Wahlrecht verloren hatten, bereitete sich ein politischer Umschwung zu Gunsten des bürenfreundlichen Volksbonds vor. In Natal glaubte man neue Unruhen der Zulus befürchten zu müssen, vielleicht im Zusammenhange mit der geheimnisvollen „äthiopischen“ Bewegung, welche die ganze schwarze Rasse gegen die Unterdrückung durch die Weißen aufbieten will. Von langer Hand vorbereitet und wie Mycel durch die ganze Hindubevölkerung Indiens gefädelt ist die antienglische Agitation, welche die Regierenden wie die öffentliche Meinung Englands mit Sorge erfüllt. Zwar wurde sie faßbar in einzelnen, zu kühn sich vorwagenden Persönlichkeiten, die auf längere Zeit kaltgestellt wurden, aber die einmal geweckte Bewegung läßt sich nicht unterdrücken, und es ist aus Gründen der anderweitigen Politik auch fraglich, ob das nach der alten Losung des *Divide et impera* angewandte Mittel, die Mohammedaner als loyale Untertanen gegen die Hindu aufzubieten, auf die Dauer wirksam bleibt. In Ägypten hat England sich so festgesetzt, daß der Organisator seiner dortigen Herrschaft, Lord Cromer, seinen Platz an eine jüngere Kraft abtreten konnte. Es würde unrecht sein, wollte man verkennen, was England zur wirtschaftlichen Hebung Ägyptens getan hat; Selbstlosigkeit war dabei natürlich nicht die Triebfeder, so wenig wie es um der Rechte Ägyptens willen geschah, daß England in der Frage des Hafens Akaba, im nordöstlichen Zipfel des Roten Meeres, wo die Türkei Souveränitätsrechte beanspruchte, der Türkei mit einem kriegerischen Konflikt drohte. Es war der Weg nach Indien, um den es sich für England dabei handelte.

Vom Urbilde des Verfassungsstaates zu demjenigen, der in den ersten Verfassungsexperimenten zuckt, zu Rußland. Schon die dritte Duma trat in zwei Jahren Verfassungslebens zusammen. Die erste war „wegen revolutionärer Umtriebe“ aufgelöst worden, und der gegen die Auflösung von den konstitutionellen und radikalen auf finnischem Boden erlassene Einspruch brachte die 164 Unterzeichner Ende 1907 vor Gericht, wo einzelne Verurteilungen wegen angeblicher Verbreitung des revolutionär anmutenden Einspruchs erfolgten. Die zweite Duma begann ihre Tätigkeit unter dem Eindruck der in den verschiedenen Orten des Landes stattgehabten blutigen Aufstände oder Gewaltmaßnahmen der Regierung, der Sprüche der Feldgerichte, die oft aus berechtigter Notwehr, oft aber auch in reinem Willkürverfahren ihre summarische Arbeit taten. Der äußere Charakter der zweiten Duma hatte sich gegen den der ersten geändert: die Linke hatte sich gemäßigt, die rein revolutionäre Gruppe war zusammengeschrumpft, dagegen hatten die sog. Rabetten (konstitutionellen Demokraten) an Zahl wie an Geschlossenheit dermaßen gewonnen, daß sie die Führung bei den Arbeiten übernehmen konnten. Auch sie hatten Wasser in ihren Wein getan und wandten sich mehr und mehr von dem theoretischen Standpunkt der absoluten Forderungen dem Standpunkt der Politik der praktischen und auch begrenzten

Möglichkeiten zu. Aber in demselben Maße, wie die Zeit in die Ferne rückte, welche dank den vom russischen Volk gebrachten Opfern dem Zaren die konstitutionellen Zugeständnisse: Volksvertretung, Parität der Nationalitäten und Konfessionen abgerungen hatte, in demselben Maße hob diejenige Gruppe im Reiche und in der Umgebung des Zaren ihr Haupt, die aus Interesse oder Rückständigkeit die unverkürzte Selbstherrschaft des Zaren proklamierte und mit ihr die Erhaltung der alten Zustände, unter denen vor allem auch die Orthodogie unbestrittene Machtstellung genöß. Das Volk wurde im Verbande der echtrussischen Leute zum Schutze des Absolutismus und der Machtstellung der Orthodogie organisiert. Den obersten Instanzen schien die Gelegenheit günstig, die innerpolitische Entwicklung zurückzuschrauben. Dazu paßte das parlamentarische Übergewicht der Kadetten nicht; nicht einmal die zahmen Oktobristen, die sich nach den konstitutionellen Erlassen des Zaren nannten und an deren Ernst glaubten, fanden Gnade. Was half es, daß die Kadetten sich bereit zeigten, mit der Regierung zu arbeiten? Als die zweite Duma die Zustimmung zu der von der Regierung verlangten sofortigen gerichtlichen Verfolgung von sozialistischen Abgeordneten versagte, verfiel auch sie der Auflösung. Der Spiritus der konstitutionellen Erlasse war verflogen, und selbst ein Stolypin beteiligte sich an der Arbeit der Rückbildung des politischen Lebens. Ohne die Duma, mit Hilfe des willigen Senats, wurde das Wahlrecht im Sinne des neuen Systems umgewandelt, das die nichtrussischen Völkerschaften, die Polen zuerst, entrechtete, unliebsame Persönlichkeiten leichter von der Duma fernzuhalten gestattete, kurz, eine neue Duma gewährleisten sollte, die es sich nicht mehr beikommen lassen würde, sich als gleichberechtigten gesetzgebenden Faktor zu fühlen, der eine Kontrolle auszuüben und ohne den kein Gesetz in Kraft zu treten hätte. Die dritte Duma fiel so ziemlich nach den Wünschen der Regierung aus. Die Kadetten galten an Zahl wenig mehr, dafür hatten die noch zahmer gewordenen Oktobristen die Führung in dem Block, der sich aus ihnen und der Rechten bildete. Es sollte eine Duma der Arbeit sein, praktische Arbeit hat sie jedoch bis Jahreschluß noch nicht geleistet.

Auf dem Balkan dauerte der Kampf der verschiedenen Nationalitäten um das Übergewicht in den drei Wilajets, d. h. in Mazedonien fort. Nach wie vor waren es bulgarische Banden, welche die Hauptschuld daran trugen, daß in diesem unglücklichen Bezirke keine Ruhe eintrat, während die Mächte nach wie vor die Türkei verantwortlich machten und durch eigene, ihren Organen an die Seite gestellte Kontrolleure ihren Reformforderungen Nachdruck gaben. Diese fremde Aufsicht empfand die Pforte als eine unerträgliche Beeinträchtigung der türkischen Landeshoheit, weshalb sie dem wiederholten Andringen der Mächte, sich ab 1908 auf die Verlängerung des Mandats der Kontrolleure einzulassen, einen hartnäckigen Widerstand und das Verlangen entgegensetzte, die Betreffenden in eigenen Dienst zu nehmen. Den

Bulgaren, Serben und Griechen, die sich im Mazedonischen grausam bekämpften, wurde im Herbst von den Mächten eine Warnung zuteil, was für die Türken zwar eine gewisse Genugtuung bedeutete, aber praktisch zunächst keine Folgen hatte; doch schien es, daß die inneren Zwistigkeiten unter den revolutionären bulgarischen Banden deren Tätigkeit einigermaßen lähmte; der Führer einer revolutionären Gruppe, Sarafow, fiel dem Meuchelmord zum Opfer, wodurch die Türkei eines ihrer fanatischsten Gegner entledigt wurde. — In Bulgarien gab es wiederholt erregte Zeiten; so als im Februar Studenten und Lehrer gegen den Fürsten demonstrierten; dann folgte im März der Mordanschlag gegen den Ministerpräsidenten Petkow. Die Gärung legte sich nach und nach, so daß der Fürst im August die etwas vorgreifende Feier seiner zwanzigjährigen Regierung begehen konnte. — Eine Bauernrevolution machte Rumänien durch, wobei aller Welt einmal klar wurde, unter welcher elenden Verhältnissen der Bauer dort vielfach vegetieren muß. Diese Vorgänge hatten einen Kabinettswechsel zur Folge. — Serbien krankt noch immer an den Folgen des Königsmordes. Machtübergrieffe der Stützen der neuen Dynastie halten Mißtrauen und Haß lebendig, so daß das Königtum sich immer bedroht sieht. Langwierige, oft scharf zugespitzte Verhandlungen machte die Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses zu Osterreich-Ungarn notwendig. — Wie anderwärts, so zeigte auch in Montenegro sich das Verfassungsexperiment als verfrüht: es führte zu einem Konflikt zwischen Volksvertretung und Herrscher, wobei sich die erstere als der irdene Topf erwies; daher gab es in diesem bis dahin so patriarchalischen Ländchen ein Komplott gegen den Fürsten. — Griechenland hatte reichlich Sorgen dank dem völligen Umschwung seines Verhältnisses zur Türkei und dem Elend, welchem seine aus Bulgarien und Mazedonien in das Heimatland flüchtenden Stammesgenossen preisgegeben waren. Es galt, sie unter leidlichen Bedingungen anzusiedeln. Zu diesem Zwecke wurden in Thessalien neue Ortschaften gegründet. Die Spannung mit dem Auslande hatte im Innern zur Folge, daß das Ubel der Parteiung, an dem Griechenland krankt, weniger schroff hervortrat.

Auch Persien ist das erste Jahr Verfassung, das es nun hinter sich hat, nicht wohl bekommen, da Parlament und Herrscher sich bis zu einem Grade verfeindeten, daß völlige Anarchie in nächster Aussicht steht und jedenfalls das Leben des Schah aufs äußerste bedroht ist. Trotz des Einigungsvertrages Englands und Rußlands über die Einflußsphäre in Persien machte sich der englisch-russische Dualismus in dem Verfassungskampfe geltend; dabei trug England, das dem Parlament beisprang, den Sieg davon. — China ist von einem Reformeifer ergriffen, der leider nur zu viele Ziele auf einmal erreichen will, als daß eine gute Wendung erwartet werden könnte. Ein Edikt jagte das andere; es wurden eine parla-

mentarische Verfassung, Verbesserungen in der Verwaltung, Regelung der Thronfolgefrage, Hebung des Schulwesens, Ausgleich zwischen Mandschu und Chinesen, Ausgestaltung von Heer und Flotte und was sonst alles noch in Aussicht gestellt. Alles das diente aber zu weiter nichts, als daß es das Volk aufregte. Ein entschiedener Schritt zur Unabhängigkeit vom Auslande wurde durch die selbständige Übernahme großer Bahnbauten getan. — Japan war in der Hauptsache damit beschäftigt, Korea aufzusaugen, dessen Unabhängigkeit es rücksichtslos beseitigte. Dazu kam die Ausnützung der mit Rußland in Ostasien geschlossenen wirtschaftlichen Verträge und die Festsetzung in der Mandschurei, Aufgaben, deren volle Lösung nicht eine gleichzeitige Auseinandersetzung ernster Art mit Amerika gestattete, so sehr vielleicht auch der verletzte Nationalstolz darauf hindringen mochte. — Das innere Leben der Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde im wesentlichen beeinflusst durch die Verhandlungen zur nächsten Präsidentenwahl und durch die schwere wirtschaftliche Krisis, in die sich auch die Alte Welt hineingezogen sah.

IV. Soziale und wirtschaftliche Fragen.

1. Volkswirtschaft und soziale Bewegung.

Von Dr Franz Walter.

I.

Man hat gelernt, das volkswirtschaftliche Leben, insbesondere das komplizierte Gebilde modernen Wirtschaftslebens, als den nach außen hervortretenden Erfolg psychologischer Vorgänge zu betrachten und zu erfassen. In der Literatur wird der Psyche des wirtschaftenden Menschen mehr als früher Beachtung geschenkt. Von der Oberfläche der wirtschaftlichen Erscheinungen, von den Bewegungen des Marktes und der Börse, den Kurven der Preise, der statistischen Erfassung des reichen, immer mehr anschwellenden Apparates an Zahlen, der Durchleuchtung der Bevölkerungsbewegung usw. will nunmehr die sozialwissenschaftliche Betrachtung mehr in die Tiefe graben. Sie will die psychischen Vorgänge in den Seelen der Wirtschaftenden mehr und mehr bloßlegen und die Motivreihen ihres Handelns wissenschaftlich feststellen. Man will einen Blick hinter die Kulissen tun und die äußersten Wurzeln, aus denen wirtschaftliches Handeln erwächst, erfassen, aber nicht bloß das des einzelnen Subjektes, sondern auch die Massenbewegungen unserer Tage, soweit sie von sozialökonomischer Bedeutung sind. Und gerade in der Gegenwart, in der unter der Herrschaft des Kapitalismus alles einen Stich ins Gigantische und Massige erhält, sind Massenbewegungen und Massenerscheinungen sozialer Natur von besonderer Wichtigkeit. Diese Massenpsychologie ist ja etwas ganz Modernes. Und die Suggestion in ihrer Bedeutung im Völkerverleben, wie sie der Psychologe Friedmann vor einigen Jahren zum Gegenstand einer monographischen Untersuchung machte, ist noch nicht allzulange Objekt wissenschaftlicher Erforschung. Daß mit solchen psychologischen Untersuchungen Soziologie und Wirtschaftslehre eine ungeahnte Bereicherung erfahren, ist klar; ebenso wie die Wirtschaftsethik. Welch ein Fortschritt von den abstrakten schematischen Motivreihen, wie sie Adam Smith und seine Schule entwickelt hatten, um die volkswirtschaftlichen Wirkungen der „Triebkraft des Eigennuzes“ uns klar

zu legen, wie sie noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in einer bekannten Schrift, die durch ihr abstrahierendes Denken jedem Bewunderung abnötigte, der österreichische Nationalökonom Karl Menger untersuchte (Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere. Leipzig 1883) — Welch ein Fortschritt bis zu der aus den Tatsachen, aus zahlreichen und schärfsten Beobachtungen geschöpften, auf breitem statistischen Material begründeten Psychologie des konkreten Wirtschaftssubjektes, wie sie etwa der Berliner Soziologe Georg Simmel in seinem gerade nach der psychologischen Seite so meisterhaften Werk „Psychologie des Geldes“ (Leipzig 1900, Dunder u. Humblot) versucht.

Seitdem sind es der Untersuchungen viele geworden, welche die Psyche des modernen Wirtschaftssubjektes aufzuschließen versuchten. Hier stehen in erster Reihe die zahlreichen großen und kleinen Arbeiten Werner Sombarts, deren Eigentümlichkeit gerade hierin gelegen ist. Sie führen an der Hand einer oft frappanten Beobachtung und Deutung wirtschaftlicher Vorgänge und einer geradezu effektvollen Darstellung und Beleuchtung von dem tausendfach verschlungenen Treiben des Marktes, von dem bunten, verwirrenden Wechsel der einander ablösenden Bilder des wirtschaftlichen Lebens hinab in die Tiefen, aus denen die Adern und die Bächlein des Handelns hervorkommen, hinab in die Welt der seelischen Vorgänge, aus denen der „Geist des Kapitalismus“, die Psyche moderner Volkswirtschaft, geboren wird. So lernen wir — aber die Ausdrücke sind nur bildlich zu verstehen — das Uhrwerk wirtschaftlicher Triebfedern, die Mechanik kapitalistischen Lebens kennen.

Unter den glänzenden Namen, die sich mit diesem Gebiet befassen, steht, wie ich schon bemerkt habe, Werner Sombart obenan. Sein monumentales Werk „Der moderne Kapitalismus“ entwickelt in zwei großen Bänden „Theorie und Genesis“ desselben (1902). Es erweckt im Leser Staunen über die Kühnheit der Konzeption, die Großartigkeit des Aufbaues, die glänzende, bestrickende, ja künstlerische Art der Durchführung. Ein großer Wurf, der wohl im ganzen als gelungen angesehen werden darf, und der gerade dort, wo er nicht „gelang“, bedeutungsvolle Untersuchungen und fruchtbare Kontroversen wachrief. Kühne Hypothesen, die wohl nicht alle die letzte Wahrheit bieten, die aber Brücken schlagen, um ihr näher zu kommen. So wurde ja viel angefochten seine „Genesis“ des Kapitalismus. Die großen Vermögen, welche die kapitalistische Wirtschaft nach Sombart voraussetzt — ich glaube, hier liegt schon eine schiefe Auffassung, denn es braucht noch gar keiner gewaltigen Vermögen am Anfang des Kapitalismus, hier tun's verhältnismäßig kleine auch — wären nach seiner Auffassung nichts anderes als „akkumulierte Grundrente“ mittelalterlicher Städte. Handelsgewinn habe im Mittelalter fast nichts bedeutet. Hiergegen hat schon Karl Strieder in einem Buch „Zur Genesis des modernen Kapitalismus“ (Leipzig 1904,

Dunder u. Humblot) eine fruchtbare und überzeugende Polemik geltend gemacht. Aber trotz grundsätzlicher Verschiedenheit in der Auffassung von Einzelfragen, insbesondere der Hypothese von dem unausbleiblichen Verfall des Handwerks, ja trotz prinzipieller Gegensätzlichkeit in der Beurteilung des Wirtschaftslebens und seines Verhältnisses zu andern höheren Menschheitszwecken, insbesondere zur Ethik, deren Einfluß Sombart als einen den Fortschritt hindernden Ballast vom Gebiet menschlicher Wirtschaft überhaupt ausgeschlossen wissen will, kann man für die Leistung als Ganzes nur Bewunderung empfinden. Wie tief weiß er in die moderne Psyche, sowohl in die des Einzelnen, des Unternehmers, des homo capitalisticus, und des Proletariats, wie insbesondere in die des Proletariats als großer, vom gemeinsamen Fühlen und Taten beherrschter Masse hinabzubringen.

Als ob durch die scharf pointierte Art, mit der sich Sombart gegen die Einflüsse der Ethik auf das Wirtschaftsleben ausspricht, auf diese Seite des Wirtschaftslebens erst aufmerksam gemacht worden wäre, erschien einige Jahre nachher ein äußerst anregendes Buch über das Problem „Ethik und Kapitalismus“ aus der Feder eines protestantischen Theologen Traub (Heilbronn 1904, Salzer), ein Buch, reich an Vorzügen materieller wie formeller Natur, bei dessen Lektüre man nur ein Bedauern nicht loswerden kann, das Bedauern darüber, daß ein protestantischer Theologe den katholischen in der Untersuchung dieses Gebietes zuvorgekommen war.

Einzelne Partien des großen Themas „Der moderne Kapitalismus“ behandelt dann Sombart in andern seiner seitdem erschienenen Bücher und Schriften in näherer Ausführung. So in seinem Buch „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ (Berlin 1903, Bondi). Hier wird vor allem Rücksicht genommen auf die deutsche Volkswirtschaft, während dort der Kapitalismus der amerikanisch-europäischen Welt überhaupt zu behandeln war. Eine „Deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ war vorher nicht geschrieben worden. Die Schwierigkeit, die zu überwinden war, lag nicht allein in der Beherrschung des ungeheuern Stoffes, des Materials an Tatsachen und Zahlen, sondern weit mehr in der inneren Verknüpfung der Entwicklung. Fast intuitiv erkennt Sombart in der bunten, verwirrenden Verschlungeneit neuzeitlichen Kulturlebens die überragende Bedeutung des wirtschaftlichen Elementes. Nicht Kunst, nicht Wissenschaft drückt der Zeit den Stempel auf; vielmehr sind diese selbst, wie Sombart beweist, mehr oder weniger kapitalistisch geworden. Der Geist der Unternehmung setzt den früheren Wirtschaftsformen als Sieger den Fuß auf den Nacken. Besonders die germanische Rasse erwies sich als Träger des Kapitalismus geeignet. Freilich ist des Einflusses nicht zu vergessen, den das jüdische Element hierbei ausübt. Darüber braucht man gar nicht so entzückt zu sein wie Sombart, der der jüdischen Rasse eine geradezu „providentielle“ Aufgabe in der Zertrümmerung der vorkapitalistischen Wirtschafts-

formen zuweisen möchte. Ich will hier nicht unterlassen, auf die sachlichen Ausführungen hinzuweisen, welche im Berichtsjahre Hans Rost über „Gedanken und Wahrheiten zur Judenfrage“ (Trier, Paulinusdruckerei) gegeben hat.

Was der siegreich vordringende Kapitalismus auf der einen Seite, das ist auf der andern die Deroute der Mittelstände. Ohne auf eine Polemik mit Sombart eingehen zu wollen, der schon den Begriff des Mittelstandes für verfehlt und vieldeutig ansieht, muß doch hier seine Behauptung von dem unausbleiblichen Verfall und Verschwinden des Mittelstandes, näherhin des Handwerks, gewürdigt werden. Denn von der Frage der „Raturnotwendigkeit“ des Untergangs desselben hängt Optimismus oder Pessimismus, Energie oder Erlahmen aller Mittelstandsfreunde ab. Zu einer absoluten Hoffnungslosigkeit ist nun kein begründeter Anlaß vorhanden. Schon Georg Adler hat in seiner bekannten Arbeit „Über die Epochen der deutschen Handwerkspolitik“ (Jena 1903, G. Fischer) dies deutlich gezeigt. Aber freilich ergeht an alle Berufenen der Appell zur Arbeit. Viele Handwerkerfreunde wollen den Befähigungsnachweis eingeführt sehen. Zahlreiche große Hindernisse stellen sich jedoch entgegen. Insbesondere scheint die genaue und befriedigende Scheidung der für jeden Handwerkszweig zulässigen Arbeiten auf Schwierigkeiten zu stoßen. Dagegen will man es in Deutschland mit dem sog. kleinen Befähigungsnachweis versuchen. Es soll das Halten von Lehrlingen für den einzelnen Meister abhängig gemacht werden von dem Bestehen der Gesellen- und Meisterprüfung. Vielfach regt sich auch viel neues Leben im Handwerk. Der genossenschaftliche Geist, der das Handwerk früher zur Höhe emporgeführt, wird, unterstützt von Staat und dem konsumierenden Publikum, auch wesentlich zur Konkurrenzfähigkeit des Handwerks mit dem Großbetrieb beitragen.

Den sozialen Bewegungen, wie sie sich in den untersten Schichten der Gesellschaft, im Proletariat, abspielen, schenkt Sombart seine Beobachtung und seine Darstellungsgabe in einigen besondern, teils neu erschienenen teils neu aufgelegten Schriften. Von den letzteren sei nur genannt das bekannte Werk „Sozialismus und soziale Bewegung“ (Jena, G. Fischer), das in die Sprachen der meisten Kulturvölker übersetzt ist. Hier schildert der Verfasser nicht bloß den Verlauf der sozialen Bewegung, sondern es ist ihm hier vor allem auch um eine psychologische Erklärung und Entwicklung dieser Bewegung zu tun. Der Sozialismus unserer Tage hat eine derartige Darstellung sonst nirgends erfahren. Mit ähnlichen Fragen und Gedankengängen befaßt sich Sombart in zweien seiner neuesten Arbeiten. Die eine führt den Titel „Das Proletariat“. Sie eröffnet eine Reihe von Broschüren, die unter dem Gesamttitel „Die Gesellschaft“ (Frankfurt, Lit. Anstalt) vor allem „sozialpsychologischen Studien“ gewidmet sein wollen. Die Zeit der Sammlungen ist ja nunmehr in der literarischen Welt angebrochen. Mit bloßen

Monographien, die ein vollständiges Sonderdasein führen, kann man sich bei der weitgehenden Spezialisierung der einzelnen Wissensgebiete nicht mehr begnügen. Man ruft nach Zusammenfassung der einzelnen Teilgebiete und nach Übersichten über die Spezialforschungen. Solchem Bedürfnis sucht beispielsweise Professor Georg Adler Rechnung zu tragen mit seiner bekannten „Sammlung bedeutender sozialistischer Denker“. Auch die vorhin genannte, erst seit einem Jahr erscheinende Broschürenfolge „Die Gesellschaft“ entspringt diesem Bedürfnis nach Herstellung von Zusammenhängen. Zugleich sollen es aber innere Zusammenhänge sein, die hier aufgedeckt werden sollen. Es ist also ein Gesamtbild der Psychologie der Gesellschaft geplant.

Den Reigen der Monographien eröffnet, wie schon bemerkt, Sombart mit seiner Studie „Das Proletariat“. Man darf sagen: Ein Kabinettsstück sozialpsychischer Untersuchung. Von der Wiege bis zur Bahre sehen wir hier das Leben des modernen Proletariats ablaufen, reizlos, öde, eine ewiggleiche Tretmühle von Arbeit und Not. Es ist das Leben, das sich hinter den vier- und mehrstöckigen Häusern der Arbeiterviertel unserer sonst in Glanz und Farbe strahlenden Großstädte abspielt. Man wird über die Wohnungsnot, ihre Ursachen und Begleitererscheinungen ja auch anderwärts viel Belehrendes und wenig Erbauliches lesen können: eine so knappe, farbenfatte, ich möchte sagen, ergreifende Schilderung nicht leicht. Da wird man besonders auf eine erschreckende Seite mit aller Deutlichkeit aufmerksam gemacht: auf den Einfluß der Prostitution auf die Kinder des Proletariats. In dieser kleinen Monographie spielt sich die Tragödie eines freudeleeren und sorgenvollen Daseins nicht bloß eines Einzelnen, sondern großer Massen ab. Erst mit dieser Schrift hat Sombart eigentlich die Darstellung des modernen Kapitalismus vollendet. Es ist damit der notwendige Schatten in das glanzvolle Bild eingezeichnet.

Eine ganz andere Saite schlägt Sombart an in seiner kleinen Schrift „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?“ (Tübingen 1906, Mohr.) Amerika, das Freiland des Kapitalismus, das Land der Milliardäre, hat keinen Sozialismus von Bedeutung! Sollte hier wirklich die soziale Bewegung ins Stocken geraten sein? Daß bei uns die Ausbreitungsfähigkeit des Sozialismus noch keinen Stillstand erreicht hat, weiß man aus den Wahlziffern, aus der Höhe, in der im vorigen Jahr die österreichische Sozialdemokratie ins neue Parlament eingezogen ist. Solange immer noch neue Massen den Stätten des kapitalistischen Betriebes vom Lande her zufließen, wird diese Bewegung wohl nicht zur Ruhe kommen. Dagegen soll Amerika, das Land, in welchem die Trusts und Kartelle die geschlossene Phalanx der kapitalistischen Unternehmer gegen Arbeiter und Konsumenten organisiert haben, keinen Sozialismus besitzen? Zwei Gründe sind es, in denen nach Sombart diese merkwürdige Erscheinung ihre Erklärung findet: der demokratische Geist — der bisher immer noch die

Kluft zwischen den „Bürgern“ verringert, von denen jeder die abstrakte Möglichkeit besitzt, einmal Präsident der Republik zu werden — und die höhere Lebenshaltung des amerikanischen Arbeiters. Er wohnt und ißt besser als der europäische. Aber Sombart sieht sich am Schlusse seiner Untersuchung zu dem Geständnisse gedrängt, „daß alle Momente, die bis heute die Entwicklung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, im Begriff sind, zu verschwinden oder in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, so daß infolgedessen der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu vollster Blüte gelangen wird“.

An der kundigen Hand Sombarts sind wir in der Lage, das ganze weite Gebiet modernen Wirtschaftslebens zu durchwandern. Es muß natürlich hier alles Detail außer Betracht bleiben. Nur an einigen besondern Punkten sollte hier der Stand der sozialen Bewegung der Gegenwart aufgezeigt werden. Ein ähnliches Thema, wie es in den genannten Schriften behandelt wird, stellt sich Dr. Wygodzinski in seinen „Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ (Köln, M. Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung). Vielfach auf den Spuren Sombarts wandelnd und auf seinen Ergebnissen fußend, behandelt der Verfasser doch seinen Gegenstand mit ganzer Selbständigkeit. Es werden zunächst die Grundlagen des großartigen Wandlungsprozesses der deutschen Volkswirtschaft, der kapitalistische Geist und die Technik erörtert, sodann die einzelnen Stände charakterisiert, soweit sie im Erwerbsleben stehen und am sozialen Kampf beteiligt sind: Handwerk, Großindustrie, Arbeiter, Handel, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet. In knapper und straffer Darstellung, mit fester, sicherer Zeichnung werden die Umwälzungen beschrieben, die sich innerhalb der deutschen Volkswirtschaft während eines Jahrhunderts vollzogen haben. Diese sind so tiefgreifender Art, daß sich nicht einmal die analoge Entwicklung Amerikas ganz damit in Vergleich stellen läßt; denn hier ist Neuland, auf dem die Entwicklung anhebt und fortschreitet, dort ist eine auf ganz andern Grundlagen erwachsene Kultur vorhanden, die erst umgeändert, zum Teil zertrümmert werden mußte, ehe der Kapitalismus seinen Bau aufführen konnte.

Von besonderem Interesse ist die Frage, welche Bedeutung innerhalb dieser Bewegung den sittlichen, insbesondere den religiösen Kräften und Anschauungen zukommt. Auch Sombart hatte in seinem „Kapitalismus“ diese Frage angeschnitten und einen Einfluß der verschiedenen religiösen Systeme auf die Entwicklung des Kapitalismus anerkannt. Obwohl er dem Einfluß sittlicher Ideale auf das wirtschaftliche Leben abhold ist, weil er in ihnen bloß ethischen Ballast erblickt, der den technisch-ökonomischen Fortschritt unterbindet, kann er doch die Bedeutung religiöser Anschauungen für die kapitalistische Entwicklung nicht in Abrede stellen. Er hat darauf hingewiesen — und ihm sind hierin andere Rationalökonomien von Ruf, wie Gothein, Max Weber, gefolgt —, daß der Protestantismus, insbesondere

in einzelnen seiner Sekten, mächtig zur Ausbildung des kapitalistischen Geistes beigetragen habe. Neben den Calvinisten sind hier insbesondere die Quäker und Mennoniten zu nennen, deren Lebensfremdheit ebenso groß ist als ihr Reichtum und ihr geschäftlicher Sinn. Der Erklärungsgrund liegt in der eigentümlichen religiösen Auffassung des Berufs. Die möglichste Berufstätigkeit gilt als Beweis der göttlichen Gnadenwahl. „Die ethische Praxis des Alltagsmenschen wird ihrer Plan- und Systemlosigkeit entkleidet und zu einer konsequenten Methode der ganzen Lebensführung ausgestaltet (Methodisten!). . . . Das Leben wird rationalisiert. Es entsteht das, was Weber ‚protestantische Askese‘ nennt. Die Unbefangenheit des triebhaften Lebensgenusses wird planmäßig vernichtet, jede einzelne Handlung wird daraufhin geprüft, ob sich in ihr der Glaube bewähre, die ständige Selbstkontrolle artet zu einer Art Rechnungsführung über das eigene Verhalten aus . . .“ (Wygodzinski S. 27 f). Solcher Art wurden merkwürdige Anschauungen ausgebildet, wie die, daß jeder Zeitverlust durch Geselligkeit, Luxus, selbst durch Ausdehnung des Schlafes über das Maß, das strenge für die Gesundheit gefordert wird, sittlich verwerflich sei, weil jede verlorene Zeit der Arbeit im Dienste Gottes entzogen werde.

Damit mag auch der oft genannte Vorsprung protestantischer Völker oder Volksteile vor katholischen auf wirtschaftlichem Gebiet seine teilweise Erklärung finden. Für die kulturelle Bewertung der Konfessionen ist damit noch nichts gesagt und noch weniger bewiesen. Denn wirkliche Kultur, die eine dauernde Bereicherung an unvergänglichen Werten bedeutet, ist mit solcher Anspannung der Erwerbskräfte doch noch lange nicht identisch. Und die soziale Spannung, die doch für die ruhige Fortentwicklung der Kultur keineswegs bedeutungslos ist, wird jedenfalls in Ländern, die unter dem geistigen Einfluß solcher Anschauungen stehen, einen höheren Grad annehmen.

Man hat ja schon die Frage gestellt: Wie verhalten sich Kapitalismus und Christentum zueinander? — eine Frage, die nach dem eben Dargelegten ja gar nichts Überraschendes hat. Und bei der Beantwortung wird viel darauf ankommen, wie der Betreffende selbst schon innerlich diesem volkswirtschaftlichen Gebilde gegenübersteht. Der Optimist wird entweder keinen Gegensatz zwischen beiden finden können oder das Christentum als fortschrittsfeindlich ablehnen, während es dem Pessimisten gelingen wird, einen Gegensatz zu entdecken. Wichtig ist jedenfalls, daß der Kapitalismus eine Reihe von sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Schäden für den Einzelnen wie für das Volksganze mit sich bringt. Wird ja doch seine Seele von Kennern (wie z. B. von Sombart) als Profitgier bezeichnet. Wo die Selbstsucht die Triebfeder des sozialen und wirtschaftlichen Lebens ist, wo die schlecht entlohnte Arbeit der einen und der auf dieser Arbeit beruhende Genuß der andern sich gegenüberstehen, da hört wohl die soziale Bewegung auf, sich in gesunden Bahnen zu halten. Sie klappt nach entgegengesetzten Rich-

tungen auseinander. Zerrissenheit, Disharmonie, psychologisch ausgedrückt kulturhemmender Klassenhaß, geben unserer Zeit das Gepräge.

Das Christentum bietet wohl gewisse Richtlinien für das wirtschaftliche Leben; aber daß es nur diesem oder jenem Wirtschaftssystem seine Sympathie oder Anerkennung schenken würde, läßt sich daraus nicht folgern. Die Kirche hat sich an kein bestimmtes Wirtschaftssystem gebunden, sondern sie tritt jedem nur mit der unverrückbaren Forderung gegenüber, sich in den Grenzen des Rechts und der Moral zu halten.

An sich kann man der materiellen Kultur, die der Kapitalismus geschaffen hat, eine gewisse Größe nicht absprechen. Es ist wahr, was Technik, Verkehr, insbesondere seine Leichtigkeit und Schnelligkeit anlangt, sind wir früheren Zeiten bedeutend überlegen. Aber wir haben es uns auch etwas kosten lassen, um dieser Fortschritte teilhaft zu werden. Wir haben Sachliches mit Menschlichem, mit Persönlichkeitswerten erkaufte. Wir haben um dieser Kulturmittel willen — denn mehr als Mittel sind uns ja doch die bedeutendsten technischen Errungenschaften nicht — vielfach die gesunden, einfachen, normalen Daseins- und Lebensbedingungen verlassen, um dem Phantom des Gewinnes nachzujagen. Vielen, vielen beginnt die Einsicht zu dämmern, daß wir zu große Werte an Menschenglück aufs Spiel gesetzt haben. Das Land mit seinen einfachen gesunden Lebensbedingungen entvölkert sich, und in den Städten häuft und türmt sich das Menschenmaterial in beängstigender Weise übereinander. Vielfach ist auch der Einfluß, den die städtische Lebensweise auf das Land ausübt, vom Übel. Genüsse und Genufsmittel werden dort bekannt, die auch allmählich die Masse verschlechtern müssen. Wir leben in erster Linie der Industrie und dem Export, unbekümmert um die Versorgung des eigenen Volkes, unbekümmert auch darum, ob die Quelle des Exportes an Industrieerzeugnissen und des Importes an Nahrungsmitteln in infinitum fortfließen werden. Und wenn hier einmal bedeutende Stauungen eintreten sollten, was dann? „Nur nicht die Köpfe sich vor der Zeit darüber zerbrechen! Kommt Zeit, kommt Rat.“ Gewiß wird erst dann der Entschluß reifen müssen, wie man sich der veränderten Situation anzupassen hat. Aber auch in der Zukunft wird man niemals statt von Brot und Fleisch von Baumwolle und Maschinenteilen leben. Das eine sind wir jedenfalls auch den fernsten Nachkommen schuldig, daß wir ihre Daseinsbedingungen nicht in unheilbarer Weise zerstören. Unserer stark anwachsenden Bevölkerung steht kein in gleichem Schritt wachsender Bauernstand gegenüber, im Gegenteil, das Land lichtet und entvölkert sich. Schon flammen bisweilen Wetterzeichen unheil kündend auf. Die politischen Verwicklungen sind ausnahmslos in wirtschaftlichen Motiven begründet. Jedes Volk will und muß mit aller Macht sich auf dem Weltmarkt Absatzgelegenheiten sichern für die heimische Industrie. Wo diese fehlen, zieht der wirtschaftliche Rückgang, der Hunger ein ins Land. Neue Völker

treten auf den Schauplatz mit demselben Anspruch auf Durchsetzung ihrer Interessen. Die gelbe Rasse will nicht zurückstehen in der allgemeinen Konkurrenz. Es scheint, daß auch in Japan mit europäischer Zivilisation der moderne Kapitalismus festen Fuß gefaßt hat; schon wird vielfach die alte Einfachheit und Gesundheit der Kultur verlassen. Ein bis dahin unerhörter Luxus drängt diese — wenigstens dringen bisweilen solche Nachrichten zu uns — immer mehr in den Hintergrund. Neue Genüsse finden Aufnahme und ungehinderte Verbreitung im Volke, Genüsse, die bereits am Markt der europäischen Völker zehren.

Es ist nicht zu leugnen, daß die ethischen Gefahren unter der Herrschaft des Kapitalismus größer geworden sind. Seine innerste Seele ist unbeschränkte Gewinnsucht, die wiederum ihre Ergänzung in einer entfesselten Genußsucht findet. Diese beiden Triebkräfte haben sich aller Kreise mehr oder weniger bemächtigt. Auch diejenigen sind davon erfaßt, die der Pflege idealer Güter ihre Lebenskraft weihen. Die Kunst ist längst kapitalisiert, wie das Sombart in seinem „Modernen Kapitalismus“ nachweist. Die Hochschulen, die Pflanzstätten der Wissenschaft, sind ebenso plutokratisiert. Am meisten freilich sind die kapitalistischen Unternehmer unter das Joch der Gewinnsucht geraten.

Es ist ein Verdienst des Leipziger Historikers Lamprecht¹, den Typus des modernen Unternehmers im packenden Gegensatz zum deutschen Großkaufmann des 18. Jahrhunderts, dem „behäbigen Herrn mit geröteten Wangen“, gezeichnet zu haben. Die außerordentlichen psychischen Spannungen, wie sie die Entwicklung der freien Unternehmungen mit sich brachten, das Rechnen und Wagen und Spekulieren haben ein ganz eigenartiges Seelenleben erzeugt. Das „Geschäft“ beherrscht Sinnen und Trachten des modernen Menschen. Wygodzinski berichtet von dem amerikanischen Millionär Jay Gould, der als blutarmer Hausierer nach New York kam und als Besitzer von 150 Millionen Dollar seine Laufbahn beschloß, er habe einmal die Äußerung getan: „Uns Finanzleuten ist es ganz gleich, welche Partei am Ruder ist, — uns gilt nur die Partei etwas, die wir aufkaufen oder sonst zu unsern Zwecken benutzen können.“

Aber auch die andern Bevölkerungsschichten unterlagen dem Geiste der freien Unternehmung. Die Hast des Erwerbslebens, die Übermüdung und Übersättigung mit Reizen und Eindrücken erzeugen jene Seelenverfassung, die das ganze Wesen des Genießens bestimmt und umgestaltet. Die Sachen, insbesondere der allgemeine Tauschwert, das Geld, sind im Begriff, über die lebendige Persönlichkeit Herr zu werden; die Energie des Wollens geht trotz des Aufpeitschens derselben zu rastloser Arbeit verloren. Die Nerven haben die Spannung eingebüßt. Hat damit die Kultur gewonnen?

¹ Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, Freiburg 1902, Schfelder, 242.

Es fehlt ja nicht an Stimmen, welche sich gegen eine derartige etwas pessimistisch gefärbte Auffassung aussprechen, welche sich insbesondere dagegen aussprechen, als ob eine wilde Gewinn- und entfesselte Genußsucht die Signatur der Zeit bilden. Man will beobachten, daß das persönliche Verantwortungsgefühl im Wachsen begriffen sei. Wo wie heute eine riesige Macht und Verfügungsfreiheit über andere in einer einzigen Hand konzentriert sei, da müsse sich der Einzelne seiner Verantwortung lebhaft bewußt sein. „Gerade weil heute Hunderte und Tausende infolge der Industrialisierung der Volkswirtschaft von allen Verbänden losgelöst worden sind, ist die Frage der Verantwortlichkeit brennend geworden.“¹ Ob dieses soziale Verantwortlichkeitsgefühl immer lebendig genug ist, das sei dahingestellt. Ob insbesondere von dem Treiben an der Börse, von dem Gebaren der Trusts und Kartelle, andererseits von vielen einem Kontraktbruch gleichkommenden Streiks behauptet werden kann, daß hier das Verantwortlichkeitsgefühl stark genug entwickelt sei? Gerade gegenwärtig fragt es sich wieder, wie man manchen schädlichen Manipulationen der Börseaner wirksam entgegentreten könne. Und fast überall, in allen Erörterungen für und wider klingt die Meinung durch, daß man den raffinierten Schlichen der Börsenjobber kaum wirksam begegnen könne. Und wer wird es wagen, über die Trusts das Urteil abzugeben, daß sie sich bei ihren Entschlüssen stets vom Verantwortlichkeitsgefühl leiten lassen? Aber gerabesowenig kann das von dem Gebrauch der Kampfmittel der Arbeiter behauptet werden. Der Terrorismus gegen die Arbeitsgenossen und der Streik entspringen meist ganz andern Motiven. Ob es sittliches Verantwortlichkeitsgefühl und nicht viel mehr die Furcht vor den Mitteln des Staates ist, wenn bei Massenstreiks nicht mehr Ausschreitungen vorkommen?

Ein gleiches läßt sich gegenüber dem heutigen Genießen geltend machen. Felig behauptet in seiner Schrift „Der moderne Reichtum“ (Berlin 1906, D. Hering), daß der Gebrauch der großen Reichtümer in der Gegenwart sich bedeutend verfeinert und veredelt habe, und man kann ja auch darauf hinweisen, daß in den Schichten des Proletariats das Verlangen nach geistigen Genüssen, nach Anteilnahme an Bildung und Kunst sich kräftiger geltend mache. Ob solche Symptome zu einem allgemeinen Urteil zu Gunsten der behaupteten Veredlung des Genießens berechtigen, wage ich nicht zu entscheiden. Man kann auch gegenteilige Ansichten häufig hören und lesen. Jedenfalls läßt sich das eine behaupten, daß unser heutiges Genießen, ganz gleich wie es vom Standpunkt der Ethik beurteilt werden muß, in physischer Beziehung vielfach zu einem ungesundem, allmählich die Rasse verschlechternden geworden ist. Es geht ihm auch ein psychischer Reiz

¹ Traub, Ethik und Kapitalismus, Heilbronn 1904, Salzer, 75 f.

ab, der in früherer Zeit das Genießen kennzeichnet, das ruhige Behagen, die Ruhe im Genuß, die die Erholung würzt und für den Zweck des Kraft-erfases geeignet macht. Man zieht sich nur allzuleicht den Ruf eines Moralpredigers zu, der keinerlei Eindruck macht, wenn man an der Art des Genußlebens einer Zeit Kritik übt. Und doch erheben heute zahlreiche ernst zu nehmende Kritiker ihre Stimme. Ein „Zurück zur Natur“ von den raffinierten Genüssen erschallt allerwärts. Man darf nur eine Zeitlang mit der mehr und mehr anschwellenden Literatur über naturgemäße Lebensweise, insbesondere über rationelle Ernährung sich beschäftigen, um auf die mannigfachen Gefahren unserer Lebensweise schon in hygienischer Beziehung aufmerksam zu werden.

Gerade vom Standpunkt des Genießens und der Verwendung des Reichtums zu konsumtiven Zwecken ist erst jüngst an unserem heutigen Wirtschaftsleben einschneidende Kritik geübt worden. Ein Schriftchen „Volkswirtschaft des Talents“ von Jos. Luz (Leipzig 1906, Voigtländer) will gerade die Bedeutung der Kunst für die Volkswirtschaft aufzeigen. Ausgangspunkt ist, daß in der heutigen Volkswirtschaft und in der wissenschaftlichen Nationalökonomie das Zentrum nicht der lebendige Mensch, sondern die tote Sache sei. Daraus erklärt sich das Überwuchern der rein materiellen Interessen über alle geistigen Bedürfnisse. Vielleicht muß sich Luz den Vorwurf gefallen lassen, daß er in seiner Kritik bisweilen zu weit geht, daß er sich in unmöglichen Zukunftsträumen gefällt: aber der Grundgedanke ist wohl nicht abzulehnen. „Das in grob materialistischen Interessen befangene Bürgertum, das sich der Kunst bestenfalls zu seinen digestiven Zwecken bedient und den irrigen Glauben erzeugt, Kunst sei als eine Art ‚Luxus‘ bloß für reiche Leute; die öffentliche und staatliche Kunstpolitik, die gewissermaßen als Almoseninstitut zum Spielplatz ausrangierter und wegen Altersdefekte in andern Ressorts unverwendbarer Funktionäre dient: diese Kreise ahnen am wenigsten den Umfang und die Bedeutung der schöpferischen und bildsamen Kräfte als Volks- und Wirtschaftsgut.“ Die verschiedenen nationalökonomischen Systeme des Merkantilismus usw. haben bald die Handelsbilanz, bald Grund und Boden, bald die Arbeit, niemals aber den lebendigen Menschen zum Mittelpunkt gehabt. Das Talent, der menschliche Geist, dem die Kultur alles zu verdanken hat, wird nicht gewürdigt. Im wirksamen Gegensatz zur heutigen Zeit weiß Luz die mittelalterlichen Zustände hervorzuheben. Damals hatte das Volk als solches noch künstlerische Bedürfnisse. „Das heutige Italien ist wohl nur mehr ein Schatten zu seiner königlichen Vergangenheit; wie groß muß die Verbrauchsfähigkeit an qualifizierten Erzeugnissen im Volke gewesen sein, wenn der Schneider vor der Kindstaupe zum Dichter lief, weil er des Sonettes zum Feste nicht entbehren zu können glaubte. Um wieviel größer aber war die Fähigkeit der Wertbildung und der allgemeinen Verbrauchsfähigkeit im

gotischen Mittelalter, aus dem sich die ganze ungeheure Summe handwerklicher Methoden und Werkzeuggeschicklichkeiten herschreibt, ebenso wie die wunderbaren Städtebauten mit den herrlichen Domen, Rathäusern und Wohnhäusern als Beispiele einer bis ins kleinste durchgebildeten Volkskultur. . . ." Heutzutage aber ist eine große Zahl Menschen gezwungen, nach dem Grundsatz „billig und schlecht“ ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Massen haben es in der Hilflosigkeit ihrer Lage längst verlernt, ihre Kräfte zur Vermehrung der Schönheit der Erde und ihres eigenen Lebens zu verwenden. Aber auch die Gutgestellten huldigen heutzutage dem Grundsatz „billig und schlecht“. Das führt zur Verkümmern zahlreicher Talente und lehtin zum Pauperismus. Die einzige Wertquelle, der Mensch, wird dadurch getrübt. „Diese anerzogene und, ob reich ob arm, verallgemeinerte Unfähigkeit, zu unterscheiden zwischen gut und schlecht, Original und Nachahmung, Sein und Schein, die unsere gesamte heutige Kultur bestimmt, ist verhängnisvoll als das Wahrzeichen einer gänzlichen Verkümmern der wert-erzeugenden Kraft des Talentes und einer allgemeinen Geringschätzung der schöpferischen Fähigkeit im Menschen, die infolgedessen erheblich zurückgegangen.“ Heutzutage ist die menschliche Arbeitskraft nicht Wertquelle, sondern Produktionsmittel, das man bis aufs äußerste ausnützt. Es gibt eine Volkswirtschaft des Volkes und eine Volkswirtschaft der Industrie und des Handels, bei der diese Stände gedeihen, das Volk aber leer ausgeht. Scharf und äzend lautet das Urteil über die heutige besitzende Klasse: Das Bürgertum habe seine Pflichten dem Talent und der Kunst gegenüber vernachlässigt; sein Vermögen zu repräsentieren, diene das Automobil mit der höchsten Zahl von Pferdekraften, die Größe der Brillanten, womit sie ihre Frauen behängen. Die Kunst habe heute nur Tauschwert, d. h. sie sei Handelsobjekt, aber keinen Gebrauchswert, d. h. die Menschheit sei zum großen Teil der Möglichkeit beraubt, an ihren Werken teilzuhaben. Die Maschinenarbeit habe die Handarbeit verdrängt und entwertet und damit das Gefühl für Schönheit und Individualität untergraben. Dabei wird die Entwicklung von Naturwissenschaften und Technik nicht verkannt, die ans Wunderbare grenzt. Im Vergleich damit erscheinen frühere Epochen armselig. Und trotzdem steckt ein großer Teil des Volkes heute tiefer in Barbarei und Unkultur als vor hundert Jahren. Eine ungeheure Arbeit wird heute geleistet. Wem kommt sie zu gute? „Den Herstellern, das sind die Arbeiter, nicht, und den Käufern, den Konsumenten, auch nicht. Denn von Ausnahmen abgesehen, werden nur schlechte Produkte mit anscheinender Billigkeit hergestellt. Der kolossale moderne Erfindungsreichtum wird in den meisten Fällen dazu mißbraucht, Billigkeit auf Kosten der Qualität und auf Kosten der Arbeitskraft zu erzeugen.“

Ich las neulich einen Vergleich zwischen der chinesischen und unserer modernen Kultur, der mir zu denken gab. Merkwürdigerweise ist es ein

Arzt, der ihn anstellt¹. Es wird darauf hingewiesen, daß China seit Jahrtausenden ein Ackerbau treibendes Land ist. Wegen Mangel an Raum sind die Chinesen vom Feldbau zur Gartenkultur übergegangen. Arm sind die Chinesen, ob aber weniger glücklich als „fortgeschrittene“ Völker? „In ihrer Abgeschlossenheit sind sie von den nachteiligen Einflüssen einer krankhaften abendländischen Kultur verschont geblieben. Die Stärke des chinesischen Reiches liegt in seinem Agrarwesen, in seinem Bauernstande, die Schwäche der europäisch-amerikanischen Staaten in ihrem Industriewesen und in dem Rückgang des Bauernstandes.“

II.

Die Hälfte der Menschen sind Frauen; die Hälfte der sozialen Frage ist die Frauenfrage. Die Literatur, die die verschiedenen Seiten derselben behandelt, schwillt jährlich immer mehr an. Mit Recht hat einmal Elisabeth Gnauck-Rühne (Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Berlin, Liebmann) gesagt: „Wer ernsthaft an die Frauenfrage herantritt, wird sich kaum eines beklemmenden Gefühls erwehren können. Es ist ein Sprung ins Meer, Meinungen wogen um ihn her, Sturzwellen von einschlägiger Literatur brechen über ihn herein.“ Kann uns das wundern? So verschieden die Weltanschauung, so vielfach ist die Auffassung der Frauenfrage, so verschieden, so widersprechend sind die Vorschläge zu ihrer Lösung. Daher drängen sich die verschiedenen modernen ethischen Systeme an die Frauenbewegung heran, um auf sie Einfluß zu gewinnen. Der Ruf nach einer „neuen Ethik“, die das Verhältnis der Geschlechter von Grund aus neu regeln soll, durchhallt einen großen Teil der literarischen Erscheinungen. Die „emanzipierte Frau“ will heute nicht mehr bloß eine Befreiung von bisher bestandenen Sitten, die die Bewegungsfreiheit und das Selbstbestimmungsrecht des Weibes einengten, sondern sie erstrebt auch Befreiung von den beengenden Fesseln der christlichen Moral. Auf dem ganzen extremen Flügel der modernen Frauenbewegung treten solche „Emanzipationsbestrebungen“ hervor. Wie harmlos nimmt sich dagegen eine Emanzipation aus, die den Frauen eine Teilnahme an bisher allein der Männerwelt reservierten Genüssen, etwa am Rauchen, an manchen Arten des Sportes sichern wollen, wenn gewiß auch hier starke Geschmacklosigkeiten unterlaufen mögen. Man rüttelt nicht mehr bloß am Gefüge der alten christlichen Moral, man stürmt mit aller Wucht gegen dieselbe an, weil man in ihr die geborne Feindin des Weibes erblickt. Man will es dem Christentum nicht verzeihen, daß es die Autorität des Mannes in der Familie wahrt und die Unterordnung des Weibes fordert. Schon gleich auf der ersten Seite habe die christliche Offenbarung für das Weib bloß Verachtung. Der „Evamythus“

¹ La h m a n n, Die diätetische Blutentmischung¹⁷, Leipzig 1907, Spamer, 237.

bedeute die schwerste Geringschätzung des Weibes, weil es in ihm bloß die Pforte erblicke, durch welche die Sünde in die Welt Einzug hielt. Das Weib sei nach christlicher Auffassung nur das Werkzeug des Teufels, um den Mann sinnlich zu bestücken und dadurch zu Fall zu bringen.

Der moderne Kult der Individualität trägt seine Wellen auch in die Frauenbewegung hinein. Die Frau soll selbständig sein, unabhängig ihre Eigenart entwickeln und sich unbehindert ausleben. Sie will als Weib das höchste persönliche Erlebnis erfahren, sie will Mutter werden. Jedes Weib hat ein Recht auf ein Kind. Dazu braucht es nicht lebenslänglich an einen Mann und seinen Willen gebunden zu sein. Die starre Bindung der „Ehe“ muß aufhören. Der Mann hat bloß dem Weibe das Recht auf das Kind zu verwirklichen. Dann mag die Verbindung sich wieder lösen. Jede Mutterschaft ist gleichberechtigt und gleichwertig. Der „Mutterchutz“ ist die notwendige Konsequenz. Das Bewußtsein, daß die Monogamie der beste Schutz für Mutter und Kind ist, scheint vielfach abhanden gekommen zu sein.

Man kann es darum der christlichen Weltanschauung nicht verargen, wenn sie zu dem großen Kulturproblem der Frauenfrage ihre Stellung darlegt. Ein Recht hierzu besteht um so mehr, als das Christentum es ja war, welche die Frau aus den Tiefen geistiger, sittlicher und sozialer Verkümmern emporschob und die sittliche Gleichwertigkeit und Ebenbürtigkeit als eine Grundlehre seines Evangeliums verkündete. Das wird freilich vielfach von den Wortführern eines Teils der Frauenbewegung in Abrede gestellt. Vor gut einem Jahre hat der Innsbrucker Jurist Professor W a h r m u n d ein Schriftchen veröffentlicht über Ehe und Eherecht, in welchem er jedes Verdienst des Christentums um die wirksame Verbesserung des Frauenlooses schroff negiert. Unter der Ägide einer allem naturwissenschaftlichen Begreifen wildfremden Mystik sei die ethische und rechtliche Beurteilung und Regulierung des Geschlechtsverkehrs in eine verderbliche Bahn gelenkt worden. Wie wenig die christliche Kirche der Frauenbewegung gewachsen sei, das zeige sich daran, daß heute dicht neben der monogamischen, unlöslichen Ehe des Katholizismus eine Prostitution sich breit mache, wie sie frühere Epochen wohl selten gekannt hätten. Ein sonderbares Argument! Während die Meinungen darüber geteilt sind, ob der herrschende Kapitalismus mit seinen wirtschaftlichen Nachteilen für die Erfüllung des naturgemäßen Berufes der Frau, mit seiner Frauenerwerbsarbeit und seinem Frauenelend die Hauptschuld an der Ausbreitung der Prostitution trägt, oder ob die sog. Doppelmoral, welche die sittlichen Pflichten verschieden für Mann und Weib bestimmt, als Quelle anzusehen ist, hält W a h r m u n d s e i n e Lösung triumphierend den Lesern unter die Augen: die verkehrte Wertung des Geschlechtslebens seitens der katholischen Kirche. Diese hat sich nach W a h r m u n d keinerlei Verdienste um Frau und Ehe erworben. Die Gesetzgebung des Hammurabi habe mehr Verständnis dafür gezeigt. Von solchen Anschauungen aus können

naturgemäß die Vorschläge für eine Reform der Ehe nur höchst radikal ausfallen. Die Unauflöslichkeit muß natürlich zuerst fallen. Eine Eheform, die Monogamie, könne überhaupt nicht voll genügen. An ihre Stelle müsse eine bedingte Polygamie treten.

Wahrmund mag als ein Typus gelten einer viel verbreiteten Auffassung über Ehe und Frauenfrage. Deshalb wurden hier seine Anschauungen etwas ausführlicher dargelegt. Demgegenüber obliegt es dem christlich gesinnten Teil der heutigen Frauenbewegung immer wieder, seinen Standpunkt öffentlich zu vertreten und auf die Segnungen hinzuweisen, welche gerade die Frau dem Christentum verdankt.

Vor allem ist zu betonen, daß die Frau unter dem kapitalistischen Wirtschaftsleben stark zu leiden hat. Man lese nur einmal Schriften, die sich mit der wirtschaftlichen Seite der Frage beschäftigen, etwa L. Pohles „Frauenfabrikarbeit und Frauenfrage“ (Leipzig 1900, Veit u. Co.) und Rob. Wilbrandts „Die Frauenarbeit“ (Leipzig 1901, Teubner). Das sind so bekannte Tatsachen, daß hier auf ein näheres Eingehen verzichtet werden kann. Es soll hier bloß hervorgehoben werden, daß die Verwendung der weiblichen Arbeitskraft zu Erwerbszwecken stärker zunahm als die Zunahme der Bevölkerungsziffer in Deutschland.

Schwierigkeiten lagern sich allerwärts über das ganze Gebiet der Frauenfrage. Ist es in den unteren Schichten vor allem der Zwang zur Erwerbsarbeit, welcher das Los der Frau ungünstig beeinflusst und die Familie schädigt, so ist es in den höheren und gebildeten Schichten vor allem die Frage der Mädchenbildung, welche Kopfzerbrechen verursacht. Und auch hier kann die Bildungs- und Erziehungsfrage nicht ganz unter Außerachtlassung der Versorgung behandelt werden.

Mehr als berechtigt drängt sich in der Frauenbewegung die Debatte über das Frauenstimmrecht hervor. In London veranstalteten die Anhängerinnen desselben vor dem Parlamentsgebäude riesige Demonstrationen, welche die Polizei zum Einschreiten nötigten. Und auch auf dem Kontinent spielt auf Frauenversammlungen und Kongressen diese Frage eine große Rolle. Sie will nicht mehr zum Schweigen gebracht werden. Hängt davon wirklich die Besserstellung des Weibes ab? Für den Einwand, daß eine solche Teilnahme der Frau am politischen Leben, die Ausübung des aktiven wie passiven Wahlrechts mit den Interessen und Aufgaben des Hauswesens, welche die ganze Hingebung der Frau beanspruchen, sowie mit der Eintracht des Familienlebens sich schlecht vertragen, hat man doch nur ein verächtliches Lächeln. Solch altmodische Ansichten brauchen nach jener Anschauung gar nicht mehr ernst genommen zu werden. Zu allem Überfluß weist man auf Länder hin, in denen das Wahlrecht bereits seine Verwirklichung gefunden hat: einzelne Territorien der Vereinigten Staaten, die englischen Kolonien Australiens usw. Eine Vertreterin des Frauenstimmrechts, E. Chen-

häuser, hat dieselben in ihrer kleinen Schrift „Das Frauenwahlrecht“ (Berlin 1906, C. Duncker) zusammengestellt. Das sind allerdings erst schwache Anfänge.

Zunächst ist es gar nicht richtig, daß mit dem Ausschluß vom politischen Leben die Frau zu völliger Einflußlosigkeit verurteilt sei. Die ihr eigentümlichen Eigenschaften und Vorzüge weisen sie auf ein anderes Gebiet hin. Die reichen Gaben des Gemütes und Herzens befähigen sie als Mutter zu dem großem Werke, Menschen zu erziehen. Und damit eröffnet sich dem Weibe ein stiller, aber wichtiger Einfluß auf das öffentliche Leben. Über das Haus hinaus erstreckt sich der unentbehrliche Einfluß des Weibes auf die Bildung von Recht und Sitte. Die Männer machen zwar die Gesetze, die Frauen aber bilden die Sitten und üben dadurch einen mittelbaren Einfluß auf die Gesetzgebung aus. Die Frau, die Mutter erzieht den künftigen Gesetzgeber. Sie bereitet und pflegt das Herz und den Charakter des jungen Mannes und beeinflusst ihn vielfach in einer für das Leben entscheidenden Weise. Die Grundzüge, die für das politische Leben des Einzelnen maßgebend sind, hat die Mutter schon früh eingepflanzt. Religiosität, Sittlichkeit und soziale Gesinnung erwachsen unter der Pflege der Mutter. Man möchte beinahe sich versucht fühlen und sagen: In der Hand der Frau und Mutter laufen die Fäden des politischen Lebens zusammen. Und solche Mitwirkung der Frau zur Gestaltung des öffentlichen Lebens ist geradezu unerseßlich. Dieser Kulturfaktor, der in der Eigenart der Frau wurzelt, würde aber durch die Teilnahme am politischen Leben verschwinden oder doch stark beeinträchtigt werden.

An dieser Forderung bzw. ihrer Erfüllung würde die Familie und das öffentliche Leben sich einen dauernden Nachteil zuziehen. Dagegen sollen andererseits die Kräfte, die in der Frau schlummern, mehr als bisher genutzt werden. Sie soll zum Dienst der öffentlichen Interessen in den städtischen Behörden mehr herangezogen, ihr Takt und ihr Einfluß, ihr offener praktischer Blick fruchtbar gemacht werden. Es brauchen bloß die Funktionen der Waisenpflegerin, der Armenrätin, die Tätigkeit in der Wohnungsinspektion, im Schul- und Krankenwesen genannt werden, um zu zeigen, wo starker Bedarf nach Frauenkräften herrscht. Es ist unter den heutigen Verhältnissen eine Notwendigkeit, den Tätigkeitskreis der Frau zu erweitern, sowohl in ihrem eigenen Interesse als im Interesse des Ganzen. Eine bekannte Schriftstellerin, Frau Elisabeth Krusenbergh, hat vor einiger Zeit eine kleine Schrift veröffentlicht, „Über das Einbringen der Frauen in männliche Berufe“ (Essen 1906, G. D. Baedeker), in welcher sie zeigt, daß eine ganze Reihe von Tätigkeitsgebieten, in denen bisher der Mann allein waltete, eine starke Befestigung durch Frauenkräfte aufweisen. Daraus erwächst für den Mann vielfach eine höchst unerwünschte Konkurrenz, denn Frauenarbeit bedeutet Unterbietung und damit Verdrängung der Männerarbeit.

Und die Frauenlöhne sind ja gewöhnlich um ein Drittel, ja um die Hälfte billiger, aus Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Um nun eine solche Konkurrenz, die keinem der beiden Teile zu gute kommt, möglichst zu verhüten, plädiert Frau Krulenberg für eine Erschließung oder zeitgemäße Umgestaltung solcher Berufe, zu welchen die Frau ein angebornes Talent besitzt. Vor allem wäre dies auf dem Gebiet der Krankenpflege der Fall. Es sollte auch solchen Mädchen, die in keinen weiblichen Orden oder eine ordensähnliche Krankenpflegerinnengesellschaft einzutreten Beruf und Neigung verspüren, ermöglicht werden, sich um ein genügendes Entgelt der Krankenpflege zu widmen. Weiterhin nennt Krulenberg eine gründliche Verbesserung der Lage der Hebammen. Ich weiß nicht, ob eine solche Krankenpflege sich auf die Dauer bewähren wird. In einzelnen Fällen mag es der Fall sein. Die Krankenpflege bedarf bei den Opfern und Gefahren, welche sie für die betreffenden Personen mit sich bringt, gar sehr des religiösen Haltes, den am wirksamsten die Zugehörigkeit zu einem religiösen Verband gewährt. Immerhin soll der Versuch gemacht werden; die Konkurrenz, welche dadurch zwischen klösterlichen und weltlichen Krankenpflegerinnen entsteht, mag beide Teile zu möglichst hingebender, pflichttreuer Berufserfüllung anspornen.

Um zum Schluß nochmals auf das Frauenstimmrecht zurückzukommen: die günstigen Erfahrungen, die man nach dem Urteil mancher Frauenrechtlerin gemacht haben will, könnten auch manche ruhiger denkende Frauen verwirren. Es läßt sich dagegen geltend machen, daß solche Erfahrungen doch noch zu jung und zu sporadisch sind, um aus ihnen allgemeine Schlußfolgerungen ziehen zu können. Vielleicht darf bemerkt werden, daß möglicherweise in geschichtslosen, der historischen Tradition, des tiefgewurzelten Herkommens entbehrenden Ländern, wie in den Kolonien Australiens und den paar Staaten Nordamerikas, in denen das Frauenstimmrecht verwirklicht ist, ein günstigerer Boden für diese Neuerung gegeben ist, da jener Widerspruch mit der allgemeinen Überzeugung nicht besteht wie in Europa. Ubrigens sind hinsichtlich der vernünftigen Beurteilung der Stellung und der Rechte der Frau die Vereinigten Staaten keineswegs als absolut nachahmungswertes Musterland anzusehen. Denn sie sind das Land des ausgesprochenen Feminismus, eines krankhaft übertriebenen Frauentumults, der weder für den Mann noch für die Frau gut ist. Diese tritt dadurch aus der natürlichen Stellung in der Gesellschaft heraus. Solche Frauen weigern sich, das Opfer des mütterlichen Berufes im Dienst der Allgemeinheit auf sich zu nehmen. Die Amerikanerin hält sich für zu gut, um Hausfrau und Mutter zu sein. Das ist eine Erscheinung, die nicht ernst genug genommen werden kann — ein Mene Tekel inmitten der fabelhaften Reichtümer und des wirtschaftlichen Aufschwungs des Landes. Angesichts solcher Zeichen der Zeit sah sich denn auch Präsident Roosevelt veranlaßt, öffentlich auf die Gefahr hin-

zuweisen; denn eine Nation, in welcher sich die Frau des Mutterberufes weigere, sei daran, sich selbst das Grab zu schaufeln.

Übrigens besaß in früherer Zeit die Frau in beschränktem Umfang schon ein Stimmrecht — merkwürdigerweise in England. Hier hatten die Frauen der höheren Stände politische Rechte, die sie freilich, wie es scheint, mehr durch Stellvertreter als persönlich ausübten. Die Großgrundbesitzerinnen aus den alten eingeseffenen Familien sandten ihre Vertreter ins Parlament. Staatliche Ämter, so das der Friedensrichter, wurden häufig von Frauen bekleidet. Es ist sogar wahrscheinlich, daß Äbtissinnen persönlich im Parlament erschienen. „Erst auf Betreiben des berühmten Juristen Sir Edward Coke, der sich auf die Vorschriften des Neuen Testaments berief und eine Frau nicht einmal als Zeugin annehmen wollte, wurde das weibliche Geschlecht Anfang des 18. Jahrhunderts vom Wahlrecht ausgeschlossen“ (Vily Braun, Frauenfrage 64 f.). Wie jedoch ersichtlich, handelte es sich hier nicht entfernt um ein allgemeines Wahlrecht, das der Frau als solcher zugestanden hätte.

Vielleicht läßt sich doch eine Vermittlung finden — denn es ist kaum zu hoffen, daß diese Frage ungelöst wieder von der Tagesordnung verschwinden wird —, die einerseits dem gesteigerten Selbstbewußtsein der heutigen Frau und ihrer größeren Selbständigkeit, andererseits auch dem Interesse des Familienlebens Rechnung tragen könnte. Der verheirateten Frau und der Mutter soll wohl die Teilnahme am politischen Leben und Kampf nach wie vor verweigert bleiben. Denn die Familie ist heute ohnehin schon von so vielen Gefahren bedroht, bei den Armen wie bei den Reichen. Sollte noch mehr am Gefüge derselben gerüttelt werden? Eine vernünftige Sozialpolitik wird sich dazu niemals bereit finden. Dagegen wäre es vielleicht eine Forderung der Billigkeit — darüber ließe sich diskutieren —, denjenigen Frauen, die ganz auf sich selbst gestellt sind und die selbständig dem Erwerb nachgehen müssen, den unverheirateten weiblichen Erwerbstätigen, eine Teilnahme am politischen Leben zu gewähren. Sie sollen ihre Interessen öffentlich vertreten dürfen, während bei den verheirateten Arbeiterinnen im weiteren Sinn diese Aufgabe dem Mann zufällt. Bei jenen würden die gegen das Wahlrecht sprechenden Gründe weit weniger in die Waagschale fallen.

Es darf noch darauf hingewiesen werden, daß die konsequenten Frauenrechtlerinnen die Gleichberechtigung der Frau nicht bloß auf politischem, sondern auch auf kirchlichem Gebiete anstreben. Innerhalb des Protestantismus hat sich bereits eine lebhaftere Agitation zu Gunsten des kirchlichen Frauenstimmrechts entfaltet. Es besteht eine besondere Kommission hierfür, die ihren Sitz in Berlin hat. Man kann ja mit einer gewissen Berechtigung auf das rege Interesse hinweisen, welches die Frau weit mehr als der Mann dem kirchlichen Leben vielfach entgegenbringt. Studierende Frauen

für protestantische Theologie sind nichts Unerhörtes mehr. Und besonders in den zahlreichen Sekten der Vereinigten Staaten üben Frauen auch schon das Amt des Predigers aus.

Während ein Teil der modernen Frauenbewegung in übertriebenen, zum Teil radikalen Forderungen seine Kräfte verzehrt, arbeiten die christlichen und katholischen Frauenverbände an der Lösung konkreter Fragen. Die Organisation der Diensthöten und damit die materielle und moralische Besserstellung der Dienstmädchen wird eifrig diskutiert. Manche Mitglieder der christlichen Frauenverbände haben sich vollständig in diese praktische Frage eingearbeitet. Es wird wohl etwas Ersprießliches daraus erwachsen. Daneben pflegen diese Frauenverbände auch den berechtigten Bildungstrieb ihrer Mitglieder durch Veranstaltung von Zyklen wissenschaftlicher Vorträge. Die mannigfachsten Gebiete des Wissens werden behandelt. Gewiß ist es voll zu begrüßen, daß die Frau damit vom Standpunkt der christlichen Weltanschauung bekannt gemacht wird. Indessen wird es Sache der Frauenverbände sein, eine Seite nicht zu übersehen. Nicht bloß Bildung, sondern vor allem Frauen-Bildung! Die Interessen, welche die Frauenwelt der heutigen Zeit bewegen, sollen nicht außer acht gelassen werden. Und so viel Neues tritt heute an die Frau heran. Als Arbeiterin, Gattin, Mutter, Erzieherin — welche weite Gebiete eröffnen sich hier an sozialem, wirtschaftlichem, pädagogischem, hygienischem usw. Wissen! Diese Seite darf nicht vernachlässigt werden. Die christliche Frau sei im guten und besten Sinn modern, sie suche ihre Zeit zu verstehen und sich der mannigfachen Hilfsmittel zu bedienen, um ihrer vielseitigen Aufgabe so vollkommen als möglich gerecht zu werden.

III.

Es seien noch einige Neuerscheinungen auf dem Gebiete volkswirtschaftlicher Literatur erwähnt. — In der „Sammlung Kösel“ (Rempten) begegnen wir einem Unternehmen, wie wir es bisher vermiffen mußten. In nicht katholischen Kreisen kannte man derartiges längst; Teubners Sammlung (Leipzig) „Aus Natur und Geisteswelt“ ist ja allgemein bekannt. Aus den bisher erschienenen Monographien der Kösel'schen Sammlung kommen für unsere Zwecke lediglich in Betracht v. Hertling: „Recht, Staat und Gesellschaft“, Neuhaus: „Deutsche Wirtschaftsgeschichte“, Roeren: „Die Sittlichkeitsbewegung in den Kulturstaaten.“ — v. Hertling bietet hier die Vorlesungen, die er im Münchener Frauenbund vor einigen Jahren gehalten hat. Da in diesem eine besondere soziale Sektion, selbst ein staatswirtschaftliches Seminar besteht, konnten diese Vorträge auf Interesse rechnen. Hertling hat sich längst als ein Meister in der Behandlung solcher Grundfragen der Sozialpolitik ausgewiesen. Sein „Naturrecht und Sozialpolitik“ ist immer noch für die katholische Auffassung

der Sozialreform grundlegend. Auch in der Schrift „Recht, Staat und Gesellschaft“ treten die Vorzüge Hertlings hervor: Klarheit der Gedanken und formvollendete Darstellung. Besonders verdienen die Ausführungen über das Verhältnis von Moral und Recht hervorgehoben zu werden. — Koeren, der den Kampf gegen die öffentliche Unfittlichkeit in Deutschland inaugurierte und in eine feste Organisation brachte, war wohl vor allem berufen zu einer solchen kritischen Übersicht über die Sittlichkeitsgesetzgebung der modernen Kulturstaaten. Die Notwendigkeit einer Reform unserer deutschen Sittlichkeitsgesetzgebung tritt in einer solchen vergleichenden Übersicht deutlich hervor. Es ist wohl bisher noch niemals in derartiger Vollständigkeit das Material vorgelegt worden. Ein besonderer Abschnitt ist der Bekämpfung der Unfittlichkeit gewidmet, die unter der erborgten Flagge der Kunst einhergeht: Verbreitung unzüchtiger Bilder, Bildwerke und Schriften, Ausschreitungen der Bühne. Mit Recht bezeichnet Koeren die Sittlichkeitsgesetzgebung als das wichtigste Gebiet der gesamten Strafrechtspflege, weil sie in die vitalsten Interessen der menschlichen Gesellschaft auf ethischem und sozialem Gebiete eingreift. — Zu den zahlreichen Abrechnungen, die mit dem verflossenen Jahrhundert nach der nationalökonomischen Seite angestellt wurden, tritt die Abhandlung von Neuhaus. Was sie vor andern Darstellungen auszeichnet, ist die gedrängte Übersichtlichkeit, mit der der gewaltige Stoff bemeistert wird. Der Verfasser versteht es ausgezeichnet, aus der Fülle des Materials das Wichtigste herauszugreifen und vor allem die Linien der wirtschaftlichen Entwicklung kräftig und klar herauszuarbeiten. Von besonderem Interesse ist der Überblick über die Gesamtentwicklung und die Wirkungen derselben für Deutschland.

Über das Verhältnis von Sozialismus und Christentum herrscht vielfach Unklarheit, die vor allem der so sehr der Mißdeutung ausgesetzte Ausdruck „christlicher Sozialismus“ verschuldet hat, — ein Ausdruck, der sich selbst in der streng wissenschaftlichen Literatur festgesetzt hat. Würde man damit nur eine Gemeinsamkeit des Besitzes im Sinne eines vom Christentum vertretenen Anspruches aller Menschen auf das zum Leben Notwendige bezeichnen wollen, so wäre jener Ausdruck ganz harmlos und unbedenklich. Aber man ging und geht noch weiter und unterschiebt dem Christentum kommunistische und sozialistische Tendenzen. Christus wurde schon oft mit ausdrücklichen Worten oder mehr verhüllt als sozialistischer Demagog bezeichnet und von den Sozialisten als einer der Ihrigen in Anspruch genommen. Besonders seit Renan ist die Auffassung der Person Jesu als eines Anarchisten, Sozialisten und Revolutionärs in Aufnahme gekommen. Jeder Christ müßte demnach Sozialist sein. Dieser Ausdruck „christlicher Sozialismus“ ist daher sehr irreführend, und es wäre zu wünschen, daß er, je eher desto besser, außer Kurs gesetzt würde. — Von diesem Gesichtspunkt aus darf das Buch des (mittlerweile verstorbenen) Bischofs von

Fall River Dr Wilhelm Stang: „Sozialismus und Christentum“ (autoris. Übers. von Rud. Arnberg. Einsiedeln, Benziger), begrüßt werden. Es sucht Klarheit zu vermitteln und das widerchristliche Wesen des Sozialismus ins rechte Licht zu stellen. Schon gleich im ersten Kapitel zeichnet es treffend Ziel und Charakter dieser Bewegung. Im zweiten gibt es eine etwas knapp gehaltene Geschichte derselben. In den übrigen sieben Kapiteln legt es den Kern des sozialen Übels bloß und orientiert über die Notwendigkeit einer sozialen Reform, die ohne Religion und Kirche nichts Durchgreifendes bewirken kann. Wie die Sozialreform von der Familie ihren Ausgang nehmen müsse, hat der Verfasser in der Zurückweisung der falschen Erziehungs- und Lebensideale und in der Schilderung des christlichen Familienlebens gezeigt. Das Buch ist — und will es auch gar nicht sein — keine wissenschaftlich hervorragende Leistung, die uns neue Resultate beschereu könnte. Aber es ist wegen seiner Klarheit und wegen der Bestimmtheit der Grundsätze ein treffliches Volksbuch, dessen Anschaffung den Leitern von Arbeitervereinen und Volksbibliotheken empfohlen werden darf. Bezeichnenderweise ist der amerikanische Bischof gegen eine Trennung von Kirche und Staat (S. 35). Er hat Verständnis für die Wirksamkeit der Gewerksvereine, spricht aber etwas geringschätzig von der Bedeutung der wissenschaftlichen Begründer des modernen Sozialismus. Dieser gilt ihm als notwendige Konsequenz des Protestantismus.

Die Lektüre des Buches „Christliche Volkswirtschaftslehre für Freunde des Volkes“ in drei Teilen von Dr Ludwig Pfenner, Präsident des christlich-sozialen Vereins in Wien (I. Teil. Graz, U. Moser) wird bei manchem den Eindruck hervorrufen, daß es keine streng wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre enthalte, kein systematisch erschöpfendes Lehrbuch darstelle. Gewiß, den Eindruck hat man. Ohne wissenschaftliches Gepränge, ohne literarischen Apparat, ohne Einteilung in Kapitel und Paragraphen behandelt der Verfasser seinen Stoff. Und doch hat das Buch seinen Zweck nicht verfehlt. Es will Freunden des Volkes die wirtschaftliche Not aufzeigen und die Mittel weisen, die zur Behebung derselben ergriffen werden müssen. Aller Theorie abhold, immer auf das Praktische gerichtet ist die Tendenz des Buches. Dabei hat es nicht vergessen, die Grundbegriffe der Nationalökonomie klarzulegen. Der zweite Teil des Werkes behandelt mehr die Fragen der praktischen Wirtschaftspolitik. Und es lohnt sich, vor allem diesen Teil gründlich zu lesen. Besonders ist die Frage der Fleischverteuerung und Fleischversorgung trefflich untersucht. Auch die Wohnungsfrage findet eine interessante Erörterung. Meist sind diese und ähnliche Fragen vorwiegend aus den österreichischen Verhältnissen heraus angesehen und beurteilt. Das erhöht zwar die praktische Bedeutung, mindert aber einigermaßen den allgemeinwissenschaftlichen Wert der Schrift. Immerhin wird der Zweck des Buches erreicht, Volks- und Mittelstands-

freunden Aufklärung über die brennenden Fragen der heutigen Volkswirtschaft an die Hand zu geben. In der Beurteilung der Konsumvereine scheint mir der Verfasser aber doch zu scharf vorzugehen. Gewiß haben diese auch ihre nicht unbedenkliche Rehrseite, und vielfach dienen sie dazu, in erster Linie den Direktoren die Taschen zu füllen. Auch ist zuzugeben, daß bisweilen Leute zu den Kunden dieser Vereine gehören, die keineswegs durch ihre finanziellen Verhältnisse dazu genötigt wären. Andererseits darf man aber auch nicht außer acht lassen, daß gerade auf dem Gebiet des Kleinhandels viele unnötige parasitische Zwischenglieder zwischen Produzent und Konsument sich einschleichen, welche die Ware verteuern. Gerade angesichts dieser allgemein herrschenden Teuerung kann man es nur begreiflich finden, daß viele sich zum Eintritt in den Konsumverein entschließen, weil sie hier einige Ersparnisse zu machen hoffen.

2. Unterrichts- und Bildungswesen.

Don E. M. Roloff.

Im Jahre 1807 schrieb Jean Paul in der Vorrede zu seiner damals erscheinenden „Levana“: „Es wäre mein größter Lohn, wenn nach 20 Jahren ein Leser von ebensoviele Jahren mir Dank sagte, daß das Buch, das er liest, von seinen Eltern gelesen worden.“ — War das seltsame Werk mit Jean Pauls übrigen Schriften auch Jahrzehnte hindurch fast vergessen, so ist sein Ansehen doch seit etwa 30 Jahren stetig gestiegen, und das Jubiläumsjahr 1907 hat jenem Wunsche eine Erfüllung gegeben, an die der Verfasser wohl selbst in seinen kühnsten Erwartungen nicht gedacht hat. Nicht nur, daß die meisten größeren pädagogischen Zeitschriften im letzten Jahre des Verfassers der „Levana“ rühmend gedacht haben (während auffallenderweise Sailer's ebenfalls 1807 erschienene „Erziehung für Erzieher“ fast gar nicht erwähnt wurde; vgl. aber Zwan v. Müller, „Jean Paul und Mich. Sailer“, München 1908), er ist auch in die von Rudolf Lehmann herausgegebene Sammlung der „Großen Erzieher“ durch den Berliner Univ.-Prof. Wilh. Münch eingereiht worden („Jean Paul, der Verfasser der Levana“, Verlag von Reuther und Reichard in Berlin, 1907). Und in der Tat, was Jean Paul als den besten Extrakt aus allen seinen im Grunde ja doch eigentlich Erziehungsschriften darstellenden Romanen in der „Levana“ niedergelegt hat, das sichert ihm, so system- und formlos es auch ist, in der Geschichte der Pädagogik für immer den Titel eines Erziehers von Gottes Gnaden. Was er von seiner Zeit sagt, paßt auch auf die unsrige: „Es fehlt ihr der Geist des Überirdischen; beten, glaubt man, zieht die Irrlichter des Wahnes an sich. Der Sinn und Glaube

für das Außertweltliche gewinnt keine Früchte mehr. . . . Aus der Welt wurde uns ein Weltgebäude, aus dem Äther ein Gas, aus Gott eine Kraft, aus der zweiten Welt ein Sarg. — Unsere Zeit hat nur eine leidenschaftliche Begehrkraft, nicht aber jene Wollkraft, die sich in Sparta und Rom, in der Stoa und ersten Kirche am herrlichsten auftrat.“ — In diese Zeit gehörten nun auch Pädagogen von Jean Pauls Art. Wäre seine poetische Auffassung vom Kinde, seine Betonung der Erziehung als vornehmster Zweck in unsern Schulen aller Grade allgemeiner, als sie leider ist, gäbe die moderne, kaltverständige psychologische Experimentalmethode mehr Anregung, sich so tief wie Jean Paul in die Natur des Kindes einzuleben, so gründlich die geheimsten Triebfedern der Kindesseele auszuforschen, so würden viele jener allbekanntnen Klagen über unsere Volks- und höheren Schulen, wie sie auch das Jahr 1907 in reichem Maße gezeitigt hat, gegenstandslos sein.

Nun läßt sich freilich nicht leugnen, daß es viele gewohnheitsmäßige Nörgler gibt, die schon bei der Erwähnung z. B. der Volksschule¹ die Nase rümpfen und es für sehr natürlich halten, daß diese bereits seit vielen Jahren auf der Anklagebank sitzt; ihnen lieferte der Artikel „Moderner Bildungsschwindel“ in den „Grenzboten“ (65. Jahrgang, 28. Heft) Wasser auf die Mühle. Andere stürmen mit so vielen neuen Anforderungen an die Volksschule heran, daß man oft den Eindruck erhält, als wären Turnen, Schwimmen, Kochen, Zeichnen, Kunstbetrachtung u. viel wichtigere Dinge als Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen; das war z. B. auch in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 26. April 1907 der Fall. „Was der preußischen Volksschule fehlt“, wurde 1907 in dem von Schmoller herausgegebenen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche“ (Leipzig, Dunder und Humblot) programmatisch entwickelt: der Mangel eines Volksschulgesetzes, die Organisation der Volksschulverwaltung und der in dieser letzteren jetzt waltende Geist wurden als die Hauptthemnisse einer gedeihlichen Volksschulentwicklung bezeichnet. Eine Verteidigung der Volksschule gegen die im preußischen Abgeordnetenhause gefallenen Vorwürfe lieferte der Wirkliche Geheime Ober-Regierungsrat Brandt (vortragender Rat im preußischen Kultusministerium) im Junihefte der „Preussischen Jahrbücher“. Ein Pessimist trat mit sehr einseitigen Verbesserungsvorschlägen auf in dem Artikel „Vom Volksschulproblem“ im „Kunstwart“ (1. Nov.-Heft 1907): für ihn hängt die Zukunft der Volksschule davon ab, ob es gelingt, diese „mit künstlerischem Geiste zu erfüllen“. Diese Forderung ist durchaus nicht neu und auch den

¹ Nach der letzten statist. Erhebung von 1906 über die öffentlichen Volksschulen wurden im Deutschen Reiche 61 198 Volksschulen von 9 779 356 Schülern besucht, d. h. von 94% aller schulpflichtigen Kinder.

Katholiken keineswegs fremd. Für die „Erziehung durch die Kunst“ trat z. B. Professor Jos. Bahn aus Straßburg auf dem Katholikentage von 1906 ein, ebenso Rektor Gutensohn (München) auf dem 12. Verbandstage des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches. Beide Redner hüteten sich aber wohl vor allgemeinen Aufstellungen, die auf diesem Gebiete besonders gefährlich sind, weil sie so leicht zu der Utopie einer ausschließlich oder doch vorwiegend ästhetischen Kultur führen, bei der man schließlich ganz die Tatsache aus dem Auge verliert, daß „Kunstwissen, Kunstkönnen, Kunstgenießen noch lange nicht Höhenmesser des inneren Abels“ sind! Professor Bahn betonte daher nachdrücklichst die Notwendigkeit, daß die Pflege der Kunst sich besonnen in den Gesamtrahmen der Bildungsarbeit eingliedern muß, damit sie das Ganze nicht überwuchere; Rektor Gutensohn hob die „religiöse Basis“ stark hervor, auf der alle künstlerische Erziehungstätigkeit sich vollziehen muß, wenn sie dem Kinde zum Segen werden soll. — Was der Kunstwartartikel weiter forderte: „Anschluß an die Seele des Kindes zu finden“, ist ebenfalls nichts Neues, sondern schon bei Rousseau, Pestalozzi, Jean Paul zc. zu lesen und — Gott sei Dank! — doch auch nicht selten in der heutigen Schulpraxis zu finden. Daß daneben auch vielfach ein geistloser Schematismus besteht, der zuweilen durch die „Allgemeinen Bestimmungen“ noch gefördert werden kann, ist ebenfalls gewiß. Was aber die „lehrplanmäßige Gebundenheit“, die dem Verfasser des Kunstwartaufsatzes so schwer auf der Seele liegt, angeht, so ist sicher, daß sie unter einem Pedanten entsetzlich werden kann. Aber ist sie nicht in einem vielklassigen Schulorganismus schlechterdings unentbehrlich? — Darum gemach! Bessern wollen wir alle in aufrichtigem Streben; denn besserungsbedürftig ist vieles. Aber wir wollen mit den gegebenen Größen rechnen, nicht Phantastereien treiben und uns vor allem das tatsächlich bestehende Gute nicht verfehlen lassen. Der Franzose Jules Huret veröffentlichte im letzten Sommer im „Figaro“ seine in deutschen Schulen gemachten Beobachtungen. Seine Bewunderung erregte vor allem die „meisterhaft ausgebildete Art der Fragestellung, die das Kind zur Selbsttätigkeit in unübertrefflicher Weise anregt“, wie er in Frankreich nie etwas Ähnliches gesehen habe. Jener Kunstwartartikel erledigt dieses ganze Gebiet mit dem Schlagworte „Frage-theater“, bei dem man „nach der bewährtesten Zwangsjackenmethode in die Kinder hineinfrage, was man ihnen sagen wolle“. Das heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten! Oder sollte ein gelegentlicher Mißbrauch einer an und für sich guten Sache diese wirklich zu einer schlechten stempeln können? — Daß Zucht und Sitte, namentlich in der großstädtischen Jugend, mehr als früher zu wünschen übrig lassen, daß das jugendliche Verbrechen auch in Deutschland in starker Zunahme begriffen sei, läßt sich leider nicht leugnen. Aber hat es nichts Tröstliches für uns Deutsche, was im letzten Jahre von der deutschen Schule in Lissabon berichtet wurde? Während in dem

Revolutionsommer 1907 sämtliche Schulen Portugals ohne jede Ausnahme fast ein ganzes Semester lang streikten — in der europäischen Kultur- und Sittengeschichte trotz der polnischen und russischen Schulwirren ein ganz unerhörtes Faktum! — konnte ungestört einzig und allein die deutsche Schule der Hauptstadt ihren Unterricht abhalten, trotzdem ihre meisten Schüler in Portugal geboren sind, viele aus national gemischten Ehen stammen und daher die portugiesische Sprache als ihre zweite Muttersprache betrachten. Wäre dort bloß eine einseitig intellektuelle Bildung geboten, wie es ja leider zweifellos noch vielfach der Fall ist, und nicht auch an Herzens- und Charakterbildung tüchtig gearbeitet worden, so wäre eine solche Musterleistung der Disziplin undenkbar.

Viel Unzufriedenheit zeigte sich im letzten Jahre, wie ja schon seit lange, auch im Kreise der Lehrer. Für die preussischen war ein Ereignis von wesentlicher Bedeutung der Ende Juni 1907 erfolgte Wechsel im Kultusministerium. Stobt hat es trotz unleugbarer Verdienste um die Schule nicht verstanden, sich die Herzen der Lehrer zu erobern. Sein Erlass (jetzt allgemein „Bremslerlass“ genannt) vom Mai 1906, nach dem die Mindestgehälter auf 1000 bzw. 1100 Mark Grundgehalt und die Alterszulagen auf die Sätze von 120 und 100 Mark für Lehrer bzw. Lehrerinnen gebracht werden sollten, hatte bittere Enttäuschung und scharfe Kritik hervorgerufen; denn tatsächlich blieben damit die Volksschullehrer hinter den Gehältern der Unterbeamten zurück, was sie als eine Geringschätzung ihrer Leistungen empfinden mußten. Weitere Nahrung erhielt die Mißstimmung der Lehrer durch die glatte Ablehnung der fakultativen Zulassung zum Besuche der Hochschule und der vielfach von der Lehrerschaft gewünschten Umgestaltung der Schulaufsichtsverhältnisse. Als Rückschlag der wachsenden Unzufriedenheit erscheint zunächst der immer größer werdende Lehrermangel¹, der im letzten Jahre wiederholt (so auch in Baden) die Entsendung von Seminaristen in das Schulamt vor Ablauf der vorschriftsmäßigen Seminarzeit nötig machte, und schließlich die Landflucht der Lehrer, durch welche das Landschulwesen schweren Schaden leidet. Dem neuen Minister Dr. Holle bleiben also eine ganze Reihe von wichtigen Aufgaben zu lösen. Eine Abteilung des „Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reichs“ empfing er am 20. August 1907 und nahm ihre Gehaltsvorschläge (der Grundgehalt sei so hoch, daß der ins Amt tretende Lehrer einen Gehalt nicht unter 1500 Mark beziehe; der Endgehalt sei in 25 Dienstjahren erreichbar) freundlich entgegen. — Da hier nun einmal vom Gelde viel die Rede ist, sei auch einer nachahmenswerten Einrichtung der Berliner Stadtverwaltung gedacht: diese überweist seit dem 1. April 1907 die Lehrergehälter der

¹ Dieser wird dadurch noch gesteigert, daß die Regierung zahlreiche junge Lehrer aus dem Westen (Rheinprovinz) nach den östlichen Provinzen versetzt, wodurch viele abgeschreckt werden, sich dem Lehrerberufe zu widmen.

Deutschen Bank, bei deren Filialen für die Lehrer Konten eingerichtet sind. Die Vorteile dieses Verfahrens: Abholung des Geldes nach Belieben, Tageszinsen, Sicherheit u., liegen auf der Hand.

Was die Schulaufsicht angeht, so wurde im Jahre 1907 vielfach (vgl. z. B. „Schulfreund“, Hamm i. W. 1907, S. 83—87) als einer der schwersten Mißgriffe auf dem Gebiete des Volksschulwesens beklagt, daß junge Philologen, die kaum das Probejahr hinter sich haben, also noch jeder nennenswerten Unterrichtserfahrung bar sind, zu Kreis Schulinspektoren ernannt werden. Wenn man sich die Erfahrungen seiner eigenen Kandidatenzeit und die Ausführungen von Professor Wilh. Münch in seinem „Geist des Lehramts“ (2. Aufl., Berlin 1906, Reimer) über die pädagogische Ausbildung des jungen Philologen vergegenwärtigt, kann es überhaupt fraglich erscheinen, ob dieser gerade der geeignete Kreis Schulinspektor ist; jedenfalls kann er es nicht sein ohne mindestens eine sechs- bis achtjährige Unterrichtserfahrung. Es wäre wirklich sehr zu beklagen, wenn die Regierungen gerade dieses wichtige Schulamt so einseitig unter dem bürokratischen Gesichtswinkel betrachteten, daß eigentliche Schulpraxis dabei mehr oder weniger nebenfächlich erschiene. — Viel Unruhe verursacht leider immer noch die Ortschulaufsichtsfrage, die bedauerlicherweise vielfach aus dem Rahmen ruhig-sachlicher Erörterung herausgetreten und ein Zankapfel politischer Parteien geworden ist. Gegen sie macht der Block mobil. So erklärte der nationalliberale Abgeordnete Bassermann auf dem liberalen Parteitage in Wiesbaden: „Das eine müßte Bülow einsehen, daß die beste Bekämpfung des Zentrums schließlich gefunden werden müßte auf dem Gebiete der Schule, und da kommt man dazu, daß die sachmännische Schulaufsicht wird gefordert werden müssen.“ Daß die gesamte liberale Lehrerschaft auf dem gleichen Standpunkte steht, ist selbstverständlich. Hat doch ihre Presse (vgl. nur die „Pädagogische Zeitung“ vom 20. Dezember 1906!) seit Ende 1906 eine Kampfstellung gegen alles Katholische eingenommen, die das Maß des Erlaubten weit überschreitet; auch innerhalb der Lehrerwelt sind die konfessionellen Gegensätze schärfer als sonst hervorgetreten, und oft war der Ruf nach Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht der nur schlecht verhüllte Ausdruck einer wütenden Kulturkampfstimmung, gegen die Prof. Paulsen 1906 im 12. Hefte der „Deutschen Schule“ so beherzigenswerte Worte geschrieben hat. Das eine ist bei allen diesen Fragen wohl kaum zu bestreiten, daß der Liberalismus, diese „Kulturpartei par excellence“, wie das Festblatt des Münchener Lehrertages ihn nannte, im tiefsten Grunde still und stetig das eine Ziel vor Augen hat: Loslösung der Schule von Christentum und Religion überhaupt. Daß auch ein nicht geringer Teil der treu zur Kirche stehenden katholischen Lehrer die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht wünscht, kann überraschen, darf aber nicht bestritten werden. Einzig und allein sind es Erwägungen technischer Art, die bei

ihnen diesen Wunsch gezeitigt haben; an der Mitarbeit der Kirche wollen sie natürlich nicht rütteln; sie betonen vielmehr nachdrücklichst, daß bei der Neuregelung dieser Angelegenheit „der Kirche das Recht auf den Religionsunterricht und auf die religiös-sittliche Erziehung gewährleistet werden muß“. Die Behauptung, daß die Fachaufsicht die Simultanschule als notwendiges Gegenstück bedingen würde, weisen sie mit aller Entschiedenheit zurück. Die Schulaufsichtsfrage hat der Katholische Lehrerverband für das Jahr 1908 auf die Tagesordnung gesetzt; möchte es gelingen, Beschlüsse zu fassen, die der Zwiespältigkeit im Lager der katholischen Volksschullehrer ein Ende machen und der Volksschule zum Segen gereichten! „Die Frage verträgt“, wie Prof. Spahn 1907 bei Gelegenheit eines Vortrags in einem elsässischen Lehrervereine sagte, „in Hinsicht auf die Interessen der beteiligten Faktoren, der Schule sowohl als der geistlichen Behörde, eine ruhige, rein sachliche Erwägung.“

Handelte es sich bis jetzt nur um Abschaffung der geistlichen Ortschulaufsicht, so geht der Ostern 1907 in Köln in Folge einer Zwistigkeit zwischen dem Preussischen Rektorenverein und dem Preussischen Lehrerverein gegründete Deutsche Klassenlehrer-Verein (Organ seit 1. April 1907: „Der Klassenlehrer“) noch ein erhebliches Stück weiter; auf der ersten Vertreter- und außerordentlichen Generalversammlung dieses Vereins in Essen (17. Nov.) erklärten die 1200 anwesenden Klassenlehrer sich für Abschaffung jeder Ortschulinspektion sowie des Titels Rektor; der „Kreischulinspektor sei der nächste Vorgesetzte des Lehrers“, der Schulleiter werde diesem nebengeordnet und nur mit der Erledigung der äußeren Angelegenheiten sowie mit der Leitung der Systemkonferenzen betraut. Hier ist es wohl angebracht, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Subordination unter einen Direktor jedem akademisch gebildeten Lehrer selbstverständlich ist. — Wie tief die Erregung dieses jungen Vereins gegen die allerdings etwas sehr selbstbewußten Rektoren ist, beweist die Tatsache, daß einer seiner Redner auf dem 1. Deutschen Klassenlehrtage (21. Juli) in Duisburg ohne jede positive Unterlage folgende Resolution der 7. Generalversammlung des Preussischen Rektorenvereins (Pfingsten in Berlin) für egoistische Spekulation erklären konnte: „In der Überzeugung, daß die modernen Bedenken gegen den Religionsunterricht der Schule, soweit sie grundsätzliche Bedeutung haben, auf unzutreffenden oder unbewiesenen Voraussetzungen beruhen; daß die Idee der Sittlichkeit notwendig zur Anerkennung religiöser Postulate führt; daß das Christentum den reinen Charakter einer ethischen Religion an sich trägt; daß die in ihm liegenden Bildungstoffe auch den psychologischen Anforderungen entsprechen, die ihren Unterrichtswert bedingen: erkennt der Preussische Rektorenverein in dem Religionsunterrichte ein unentbehrliches Mittel der Erziehungsschule.“ Dieses offene und klare Bekenntnis ist umso erfreulicher, als selbstverständlich auch im letzten

Schuljahre die üblichen Anläufe gegen den Religionsunterricht und die konfessionelle Schule nicht gefehlt haben. Für letztere sprach warm und eindringlich auf dem Würzburger Katholikentage Rektor Brück in seinem Vortrage „Katholizismus und Volksschule“; auch Professor Spahn tritt in seiner Schrift „Der Kampf um die Schule“ (Rempten 1907, Köfel) für sie ein. In Preußen ist die Konfessionsschule durch das Volksschulunterhaltungsgesetz von 1906 gesichert, wenn die Katholiken bei den Wahlen zu den Selbstverwaltungskörpern ihre Pflicht tun und dadurch verhüten, daß die etwas dehnbaren Sätze dieses Gesetzes (namentlich des § 36) eine konfessionsfeindliche Auslegung erfahren.

Inmitten aller dieser sich kreuzenden und bekämpfenden Interessen und Meinungen, auch innerhalb der Lehrerschaft selber, ist es wahrhaft erfreulich, die Augen auf ein Werk des Friedens zu richten, von dem man sich zur Förderung der christlichen Pädagogik das Größte versprechen darf. Wir meinen den Verein für christliche Erziehungswissenschaft, der im September 1907 im Anschluß an die 2. Münchener Katechetenversammlung ins Leben getreten ist. Diese Vereinigung, die im August (13.—19.) 1906 bei dem von Hofrat Dr. D. Willmann eingerichteten pädagogischen Kurse in Salzburg von einer Gruppe von Teilnehmern beschlossen wurde, kreuzt sich in keiner Weise mit den bestehenden Lehrervereinen; denn sie will alle Pädagogen, gleichviel ob Akademiker oder Seminariker, die auf christlichem Boden stehen, zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Sie will dankbar anerkennen und zu verwerten suchen, was moderner Forschungseifer Haltbares gefunden hat, will aber zugleich alle die neuen Einzelkenntnisse in Kinderforschung, Heilpädagogik, experimenteller Psychologie und Didaktik erst zu einer vollen Einheit gestalten auf der Grundlage des Christentums. Denn „was bedeutet eine Psychologie ohne Seele, eine Ethik ohne Ziel, eine Weltanschauung, die sich gegenüber den letzten und entscheidendsten Fragen der Menschheit in eisiges Schweigen hüllt oder nur verlegen Ausflüchte braucht?“ — Der Verein, der einen Jahresbeitrag von 3 Mark (4 K.) erhebt, hat zum Ehrenpräsidenten den Hofrat Willmann, zum 1. Vorsitzenden den Direktor Dr. Hornich aus Wien; Vorsitzender der norddeutschen Gruppe ist Seminaroberlehrer Habrich in Xanten. Der Verein gibt ein eigenes Jahrbuch heraus. In seinen Dienst stellt sich die seit 1. Oktober 1907 erscheinende „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft“ (Redakteur: Rektor J. Böttich in Styrum). Daß Professor Klein aus Jena, dessen sechzigster Geburtstag im August 1907 auch vielen katholischen Schulzeitungen zu freundlichen Begrüßungsworten Anlaß gab, der Münchener Versammlung auf Einladung Willmanns bewohnte, veranlaßte die „Deutsche Schule“ in ihrem Oktoberhefte zu Auslassungen, die ein grelles Schlaglicht auf die vielgerühmte „Voraussetzungslosigkeit“ jener Kreise fallen lassen.

Werfen wir, ehe wir das Gebiet der niederen Schulen verlassen, noch einen Blick auf das Fortbildungsschulwesen, so begegnen wir hier manchem erfreulichen Fortschritt. Der preussische Fortbildungsschultag, der am 29. Dezember 1906 in Charlottenburg tagte, trat lebhaft für Tagesunterricht (7—7 Uhr) und für den obligatorischen Besuch der Fortbildungsschulen ein, der ja verschiedentlich (1907 u. a. in Charlottenburg) schon eingeführt worden ist. Daß er obligatorisch sei auch für die Arbeiterinnen, befürwortete lebhaft der „Bund deutscher Frauenvereine“, der in diesem Sinne im Oktober 1906 beim deutschen Reichstage und den Einzellandtagen vorstellig wurde. Eine unerwartete Ausdehnung haben im letzten Schuljahre die Fortbildungsschulen für Mädchen (sowohl fakultative wie obligatorische) im Regierungsbezirk Oepeln genommen. Auch im Großherzogtum Hessen ist man eifrig an ihrer Gründung (hier sind 1907 auch die ersten fachlichen Fortbildungsschulen für Heimarbeiterinnen ins Leben gerufen worden). Nürnberg und Regensburg ließen mit dem 1. Januar 1907 eine Mädchenfortbildungsschule an die Stelle der bisherigen Sonntagschulen treten. Die gesetzliche Regelung der weiblichen Fortbildungsschule ist in greifbare Nähe gerückt; jedenfalls wäre sie eine segensreiche soziale Großtat!

Wenden wir uns jetzt den höheren Schulen zu, so finden wir auf halbem Wege zwischen der Volksschule und den Realschulen, Realgymnasien und Gymnasien ein armes, viel verkanntes Stiefkind, dem das Los zuteil wurde, zwischen Tür und Schwelle zu hausen: das Lehrerseminar. Haben die abgehenden Seminaristen auch die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst erhalten, so sollen in Preußen die Seminare dennoch nicht zu den höheren Schulen gerechnet werden, ein Widerspruch an sich, der seine Erklärung wohl in der seminarischen Vorbildung der weitaus meisten Seminarlehrer findet (unter sieben Seminarikern pflegen heute nur zwei akademisch gebildete Seminarlehrer zu sein). Eine Umgestaltung der Vorbildung dieser Lehrerkategorie ist daher ein immer dringender werdendes Bedürfnis. Entsprechend dem Doppelcharakter des Seminars als Fachschule und allgemein bildender Lehranstalt müßte dem Seminarlehrer Gelegenheit geboten werden zu einer ebenso gründlichen wissenschaftlichen Durchbildung wie zur Aneignung der notwendigen methodisch-technischen Fachbildung; bisher blieb das der mühsamen Privatarbeit überlassen. Solch einen ordnungsmäßigen, allgemein gültigen Bildungsgang gab es bislang nur in Sachsen (hier allerdings schon seit Jahrzehnten); Bayern hat ihn 1906 geschaffen, und zwar in der Weise, daß tüchtigen Seminarabsolventen nach zweijähriger Tätigkeit im Schuldienste der Zugang zur Hochschule gestattet wird; ihrem Eintritt in den Seminarlehrerberuf geht dann eine besondere Lehramtsprüfung voraus. Ein erster Anfang in diesem Sinne wurde in Preußen mit dem Mitte Oktober 1907 beginnenden, auf ein Jahr berechneten „staatlichen wissenschaftlichen Kursus zur Ausbildung von Seminarlehrern“ in Berlin gemacht.

Die Dreiteilung und prinzipielle Gleichbewertung der höheren Schulen in Oberrealschule, Realgymnasium und Gymnasium ist nun so ziemlich allgemein durchgeführt. Sachsen hat allerdings seinen sechsklassigen Realschulen die drei Oberrealschulklassen noch nicht hinzugefügt; dagegen hat Bayern mit dem Schuljahr 1907/1908 die neunklassige Oberrealschule eingerichtet — um ihre Ausgestaltung erhob sich ein förmlicher Kampf — und dafür seine vier Industrieschulen (München, Augsburg, Kaiserslautern und Nürnberg) eingehen lassen. Württemberg hat durch den Ministerialerlaß vom 31. Mai 1906 neue Lehrpläne erhalten, deren hervorstechendstes Merkmal die Verminderung der Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden (besonders in den alten Sprachen) ist; zugleich wurde hier das Höchstmäß festgesetzt, das ein normal begabter Schüler auf die Hausaufgaben verwenden soll.

Auch die Frage der sog. Berechtigungen, deren jeweiliger Stand begreiflicherweise vielleicht die wichtigste Angelegenheit des gesamten höheren Schulwesens ist, hat im großen und ganzen nunmehr eine einheitliche Lösung erfahren. Für Preußen und die dem preußischen Beispiel folgenden Staaten Waldeck, Anhalt und Schwarzburg-Sondershausen (1902), Baden, Lübeck und Elsaß-Lothringen (1905), Hessen, Hamburg und Oldenburg (1906) gibt es keine Berechtigungsfrage mehr; nur das Studium der Theologie, das bis jetzt einzig und allein Baden den Abiturienten aller drei höheren Schulen erschlossen hat, ist in den genannten Staaten noch Monopol des Gymnasiums. Außerdem ist in sämtlichen deutschen Bundesstaaten die Medizin (erst seit März 1907) und Tierarzneikunde, sowie das höhere Post-, Telegraphen-, Schiffbau- und Marinebaufach freigegeben. Für das Medizinstudium wird eine Nachprüfung in Latein verlangt, für das daher (mit Ausnahme von Bayern) an den Oberrealschulen ein fakultativer Unterricht eingerichtet ist. Die Jurisprudenz ist den Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen noch verschlossen in den Staaten Bayern, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Sachsen-Weimar, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt, den beiden Meuß, Schaumburg-Lippe und Lippe-Detmold.

Ein endgültiger Friede ist freilich mit dieser Neuordnung des höheren Schulwesens immer noch nicht eingetreten, wenn natürlich die Spannung auch nicht annähernd mehr so groß ist wie unmittelbar vor der Regelung, als z. B. im Jahre 1889 beim preußischen Kultusministerium 344 fachmännische Reformvorschläge einliefen. Der Ruf nach Reform sowohl der Realanstalten (vgl. z. B. „Monatsschrift für höhere Schulen“, Februarheft 1907) als besonders der humanistischen Gymnasien will immer noch nicht verstummen. Das arme Gymnasium sitzt ähnlich wie die Volksschule andauernd auf der Anklagebank, denn es ist vielen Modernen ein Dorn im Auge. Die gegen dasselbe erhobenen Vorwürfe sind natürlich durchaus nicht alle un-

begründet, ebensowenig wie das zwischen Schule und Haus vielfach bestehende Mißtrauen, das auch einem Gedeihen der jüngst eingerichteten „Elternabende“ zunächst oft im Wege stand. Oder Schematismus und Formalismus, einseitige Pflege des Intellekts, ein gegenwartfremdes Bevorzugen der Vergangenheit und ein vornehmes Ignorieren der Bedürfnisse des täglichen Lebens sind gewiß noch vielfach herrschend. Aber es hat doch das Verdienst, im Gegensatz zu der verhängnisvollsten Forderung, die die moderne Zeit an unsere höheren Schulen gestellt hat, nämlich die der „allseitigen Bildung“, verzichtet zu haben auf eine „Wissensmast“, deren Ideal das Konversationslexikon ist; es will „nur Eines, ein Großes, Gewaltiges, das einst die besten Männer Deutschlands gefangen hielt, nämlich die Einführung in den Geist des klassischen Altertums“ (vgl. Beilage Nr 52 der „Allgemeinen Zeitung“ 1907). Hat dieses Ziel unter falschen Händen auch oft hinter die formale Bildung zurücktreten müssen, so hat es doch stets bestanden und die unbedingt nötige Einheit des Bildungstoffes bewahrt. Daß viele der gegen das Gymnasium erhobenen Vorwürfe einzig der echt zeitgemäßen Abneigung gegen die idealistischen Fächer (in erster Linie die alten Sprachen) entstammen, deren Nutzen sich nicht sofort in klingende Münze umrechnen läßt, ist wohl zweifellos. Ein Beispiel hierfür bietet der badische Rechtsanwalt Ernst Fuchs, der in seiner Schrift „Schreibjustiz und Richterkönigtum“ (Leipzig 1907) die bittere Lauge seines Spottes über den klassischen Sprachunterricht ausgießt, in dem er „die Ausgeburt einer jener zahlreichen und zähen Arten von Aberglauben sieht, die auf dem Menschengeschlechte lasten, nämlich der Scholastik“! Würde allgemein nach seinem Grundsatz verfahren werden, das Kind nur lesen zu lassen, was es anzieht (Fuchs schlägt z. B. vor: statt Julius Cäsar den Jules Verne!), so würde die Menschheit allerdings bald für alle literarisch-künstlerische Wirkung unempfindlich genug sein, um nur noch einen Literatur-„Heros“ würdigen zu können: nämlich Karl May! — Die sachlichen Befürworter einer Gymnasialreform gehen meist aus von der Gefährdung der Einheitlichkeit in der Vorbildung unserer Schüler, die ja tatsächlich die Universität und das praktische Leben noch früh genug zu Spezialisten machen wird. Von den Reformvorschlägen, die das humanistische Gymnasium wesentlich in seinem jetzigen Bestande als die gewöhnliche Vorbereitungsanstalt für die Universität retten möchten, verdient einer Beachtung, den ein Anonymus in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage Nr 184, 1907) machte: um den modernen Bedürfnissen entgegenzukommen, müßte das Gymnasium den neueren Sprachen und den Naturwissenschaften mehr Raum gönnen, doch ohne die humanistischen Fächer darunter leiden zu lassen; namentlich nicht das Latein, dessen einzigartig sprachbildende Kraft ja jetzt schon vielfach unterschätzt wird. Dieses Ziel könnte ohne große Umwälzungen leicht erreicht werden, wenn man das Hebräische der Universität, das

Italienische dem Privatstudium überwies und für Englisch und Naturwissenschaften in der obersten Klasse (Oberprima) dadurch Raum schuf, daß Mathematik und Latein bereits in Unterprima zum Abschluß kämen und im letzten Schuljahre nur noch als Wahlfächer beibehalten würden. Auf diese Weise wäre allerdings die Einheit der Schule besser gewahrt, als bei den jetzt an einer größeren Zahl von Gymnasien eingerichteten, mit der dritten Oberklasse beginnenden Doppelscöten, deren einer das Hauptgewicht auf die sprachlich-historische Ausbildung legt, während der andere die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer besonders pflegt. — Von der Einheitschule hört man jetzt verhältnismäßig wenig, obwohl es ihr an Anhängern nicht fehlt. Die pädagogische Sektion der 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel (24.—27. Sept. 1907) erklärte sie aus inneren Gründen für unmöglich und überhaupt für unnötig, da bei der Gleichberechtigung der drei höheren Schularten keine Vorentscheidung über die Berufswahl der Söhne mehr erforderlich sei.

Der Angriff der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte auf den Lehrplan der Gymnasien läuft auf das alte „Bzierbild“ einer Universalbildung hinaus. Die in ihren Reformvorschlügen (der Versammlung in Meran 1905 und in Stuttgart 1906 überreicht) befürwortete wesentliche Erweiterung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts kann dem Gymnasium, ohne daß dessen Eigenart zerstört würde, nicht zugemutet werden. Mit Recht fordert deshalb Professor Paulsen (Monatschrift für höhere Schulen, Januarheft 1907) Verminderung der klassischen Gymnasien durch allmähliche Umwandlung in Realanstalten, zunächst aber Durchführung von realistischen Parallelkursen neben den klassischen, damit in Orten, wo nur ein Gymnasium existiert, die Bevölkerung je nach ihrem Bedürfnis wählen kann.

Für eine Vermehrung der Reformschulen (Gymnasien oder Realgymnasien, die einen mit der Realschule gemeinsamen, dreiklassigen Unterbau ohne Latein haben) in der Art, daß namentlich in kleineren Städten die Gymnasien in solche verwandelt würden, sprach sich im Jahre 1907 unter andern auch der „Verein deutscher Ingenieure“ aus. Er beantragte ferner, daß ebenso wie in Bayern, Sachsen und Württemberg auch in Preußen die Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften ihre gesamte Ausbildung an technischen Hochschulen erwerben könnten; bisher dürfen diese in Preußen nur drei Semester lang besucht werden. Ein Versuch, die preussische Regierung zur selbsttätigen Umwandlung von Staatschulen in Reformanstalten anzuspornen — bisher hat sie sich auf Gewährung von Reformschulgründungen, die von Städten gewünscht wurden, beschränkt —, ging im Abgeordnetenhaus von den Freikonservativen aus, fand aber im Hause selbst manchen Widerstand. In Deutschland gab es im Jahre 1907 119 (gegen 103 im Vorjahre) Reformschulen, die fast alle dem Frankfurter

Lehrplan folgen und den Anfang des Englischen nach II B verlegen. Nur etwa 12 haben den Altonaer Lehrplan angenommen, der mit dem Englischen in IV anfängt. Beide Pläne lassen das Französische in VI, das Latein in III B beginnen.

Ähnliche Reformbestrebungen sind auch im höheren Mädchenschulwesen hervorgetreten. Während diese aber in Baden eine den Zielen der Knaben-Reformschulen entsprechende Bildung dadurch zu erlangen suchen, daß sie Gymnasial- bzw. Oberrealschulklassen auf einen mit den höheren Mädchenschulen gemeinsamen drei- oder vierklassigen Unterbau aufbauen, will man in Preußen die Vorbereitung der Mädchen für das akademische Studium durch eine Erweiterung der siebenklassigen höheren Mädchenschulen zu zwölfklassigen Lyzeen erreichen. Daß eine Reform der höheren Mädchenschulen tatsächlich ein dringendes Bedürfnis ist, wird allgemein zugestanden. Auch die 18. Hauptversammlung des Vereins für Schulreform (12. und 13. Oktober 1907 in Hannover) trat lebhaft für sie ein. Das Jahr 1906 war für das höhere Mädchenschulwesen ereignisreich und bedeutungsvoll, namentlich durch die vom preußischen Kultusminister einberufene „Januar-Konferenz“. Die dort gegebenen Anregungen haben, wie der Minister am 11. Januar 1907 im Abgeordnetenhaus erklärte, zur Fertigstellung von Reformvorschlägen geführt, deren Veröffentlichung jedoch verzögert werden muß. So bleibt denn vorläufig noch alles im ungewissen: Vor- und Fortbildung der Lehrerinnen (ob Abiturium oder Lehrerinnenexamen?), Gehaltsfrage, Verhältnis der Oberlehrerin zu der pro facultate docendi Geprüften u. Unter den vielen Reformvorschlägen verdient der von Professor Paulsen in der „Patria“ (Jahrbuch der „Hilfe“ für 1907) dargelegte die meiste Beachtung. Er meint, daß die zehnjährige höhere Mädchenschule in keiner Weise unterbrochen werden darf, warnt davor, die höhere Mädchenschule dem Mädchengymnasium zu opfern und dadurch die Mädchen auf das Studium hinzubringen, und empfiehlt, die Schülerinnen zwischen Lyzeum und Oberlyzeum sich noch ein Jahr praktisch betätigen zu lassen. Auch wäre zu empfehlen, nur eine fremde Sprache zu treiben, und zwar nach Wahl. Den Oberkursus will Paulsen wohl mit Recht vorwiegend humanistisch gestalten und die Lyzeen in das Ressort der höheren Schulen eingereiht haben. Auch fordert er für Preußen die vollgültige Immatrikulation der Frauen. — Von den zahlreichen Versammlungsbeschlüssen seien hier aus Mangel an Raum nur drei erwähnt: Die 22. Hauptversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen (am 22. bis 23. Mai in Bochum i. W.) trat lebhaft für den zehnjährigen Kursus der Mädchenschule ein, an den sich dann die möglichst zweijährige, ihrem Wesen nach praktische, aber auch die Wissenschaft pflegende Frauenschule anschließen müßte; diese sollte sich in voller Freiheit ganz nach den örtlichen Verhältnissen und namentlich unabhängig vom Seminar entwickeln und müßte im

Berein mit der neueren höheren Mädchenschule, der Studienanstalt und dem Seminar (Gyzeum) dem Ressort der höheren Schulen zugeteilt werden. Zu ähnlichen Zeitfäden gelangte die zu gleicher Zeit in Mainz tagende 10. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. — Der Kongreß für höhere Frauenbildung (am 11. und 12. Oktober in Kassel) wollte in der Hauptsache eine Kundgebung sein, durch „die in weitesten Kreise gezeigt werden sollte, in welchen Punkten sich alle Frauengruppen von rechts und links einig wären“. — Einem Bedürfnis der nach neuen Formen und Zielen ringenden Frauenbildung kam der Ostern 1907 in Münster i. W. erstmals eingerichtete, zwei Jahre dauernde realgymnasiale Kursus für Lehrerinnen entgegen, der einen vorläufigen Weg zur Vorbereitung auf das Universitätsstudium bietet.

Eng verbunden mit der Mädchenschulreform ist die Koedukationsfrage, die noch immer viel Staub aufwirbelt, namentlich infolge des lärmenden Eingreifens der radikalen Frauenrechtlerinnen. In der Volksschule ist die Koedukation ja auch in Deutschland bereits eine alte Erscheinung; und es scheint fast, daß sie trotz aller ernsten moralischen und schulhygienischen (vgl. L. Bürgersteins „Schulhygiene“, 1906) Bedenken nunmehr auch in manchen deutschen Staaten, wie ja in mehreren außerdeutschen Ländern längst, in den höheren Schulen die Zukunft für sich hat. In Preußen allerdings vorläufig nicht; denn das Gesuch der Behörden von Frankfurt a. M. um Zustimmung zu der Angliederung der dortigen Mädchengymnasialkurse an ein städtisches Realgymnasium mit teilweiser Durchführung der Koedukation hat der Kultusminister Anfang 1907 grundsätzlich abgelehnt. Dagegen hat sich neuerdings sogar der „Katholische Frauenbund“ nicht unbedingt abweisend gegen sie verhalten, während bisher die Trennung der Geschlechter in der katholischen Schulerziehung ein so gut wie unangefochtener Grundsatz war. Wie nach Badens im Jahre 1900 erfolgtem Vorgang Württemberg, Elsaß-Lothringen und Sachsen-Meiningen die Koedukation einführten, so werden seit Ostern 1907 auch in Dresden in den Gymnasien und dem Realgymnasium versuchsweise von Untertertia ab Mädchen aufgenommen. In Oldenburg und Anhalt ist die Koedukation nur in den Real- und Bürgerschulen kleinerer Orte eingeführt; 1907 z. B. in der Realschule zu Drake. In Baden, wo die höheren Knabenschulen im Schuljahr 1906/07 von 1053 Mädchen (gegen 924 im Vorjahre) besucht wurden, haben sich von den 20 Direktoren der betreffenden Schulen 17 für und nur einer gegen die Koedukation erklärt, während 2 sich abwartend verhielten. Für später darf man freilich hieraus keine zu weit gehenden Schlüsse ziehen; denn dazu sind die bisherigen Erfahrungen noch zu jung. Auch darf nicht vergessen werden, daß die etwa sich einstellenden übeln Folgen in ihren schlimmsten Formen den Augen der Lehrer verborgen bleiben. Es ist schon

möglich, daß die Zukunft beweisen wird, daß die Schüler weniger durch die angebliche Veredelung ihrer Sitten (von der übrigens bei der Koedukation in den Landschulen gar nichts zu bemerken sein soll!) gewinnen, als die Mädchen durch Vergröberung ihres Wesens verlieren. Bei der gemeinsamen Erziehung kann die Eigenart der weiblichen Natur nur wenig berücksichtigt werden; und es besteht bei der Anschmiegsamkeit des weiblichen Wesens allerdings die große Gefahr der Vermännlichung der Mädchen, die zweifellos schon jetzt teilweise zu beobachten ist, und vor der auch Dr. F. F. Schmidt, der Direktor der Margaretenschule in Berlin, im Dezemberheft 1906 der „Preussischen Jahrbücher“ ernstlich warnt. Jean Paul aber, dessen „Levana“ in der Frauenbildungsfrage einen Standpunkt einnimmt, der selbst die heutigen Frauenrechtlerinnen entzücken muß, urteilt hart über die Züchtung von Mannweibern und ruft diesen eifernd zu: „Beseelt das Herz, so dürstet es nicht mehr nach Luft, sondern nach Ather!“

Ein meist erfreuliches Bild bieten die deutschen Auslandsschulen, die gewöhnlich ganz nach den örtlichen Bedürfnissen geformt sind. Die 1899 der Schule in Konstantinopel zuerkannte Berechtigung, Zeugnisse für den einjährig-freiwilligen Militärdienst auszustellen, haben seitdem noch neun andere Auslandsschulen erhalten; als letzte kamen hinzu: 1906 die Germania-schule der deutschen evangelischen Gemeinde in Buenos-Aires und die deutsche höhere Knabenschule in Belgrano-Buenos-Aires, 1907 die Gouvernements-schule in Tsingtau; die beiden letztgenannten Schulen haben zugleich die Entwicklung zu einem Realgymnasium mit Reformplan begonnen.

Auf dem Gebiete der Schulhygiene entwickelte sich auch im letzten Jahre reges Leben. Der 2. internationale Kongreß für Schulhygiene, der auf Anregung von Professor Griesbach erstmals 1904 in Nürnberg tagte, fand im August 1907 in London statt und wurde von mehr als 2000 Vertretern aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Schweden und Norwegen besucht. Mit ihm war eine schulhygienische Ausstellung verbunden, die auch von Deutschen stark besucht war. Die Schularztfrage, das Verhältnis von Medizin und Schule, das Schulgebäude, die innere Schulorganisation, Schulerziehung und geistliche Disziplin, Sexualerziehung u. bildeten die Hauptgegenstände der Verhandlungen. Die 8. Jahresversammlung des Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege fand vom 21. bis 23. Mai 1907 in Karlsruhe statt und beschäftigte sich u. a. auch mit dem Abiturientenexamen in schulhygienischer und pädagogischer Beleuchtung. Der Verein hat außerdem in einer Eingabe die Magistrate, Versuche zu machen mit einem späteren Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts. — Die Waldschulen (für schwächliche, schlechternährte Kinder), mit denen sich die 7. Generalversammlung des genannten Vereins im Mai 1906 in Dresden befaßte, haben einen erfreulichen Aufschwung genommen und die besten Er-

folge erzielt. Nach dem Muster der 1904 in Charlottenburg gegründeten sind in der Zwischenzeit andere in Mülhausen, München-Glabbach, Danzig, Dresden, Straßburg i. E., Elberfeld (1907), entstanden, die alle nur zwei Stunden Unterricht am Vormittag geben, die übrige Zeit aber auf die Gesundheitspflege in allen Formen verwenden. — Auf dem 14. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie (22. bis 29. September 1907 in Berlin) wurde eingehend auch die „zweckmäßigste Regelung der Ferienordnung“ besprochen und eine jährliche Gesamtdauer der Ferien von 80 bis 90 Tagen empfohlen, wovon mindestens 6 zusammenhängende Wochen auf die Sommerferien (Ende des Schuljahres!) fallen sollen. — Der Wunsch nach einem freien Spielnachmittage ist immer dringender und allgemeiner geäußert worden, und seine Erfüllung ist so gut wie sicher. Ob er obligatorisch sein soll, wie der rührige „Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele“ empfiehlt, oder nicht, ist dagegen noch unentschieden. Zeit ließe sich für ihn sehr leicht gewinnen durch Verkürzung der Stunden auf 45 oder 40 Minuten, wodurch zugleich die auch von dem „Ärztlichen Verein“ in München 1907 befürwortete Verlegung aller wissenschaftlichen Stunden auf den Vormittag ausführbar wäre. — Daß in den mannigfach empfohlenen Arten des Sports trotz aller Zweifler ein gesunder, entwicklungsfähiger Kern steckt, beweist die überraschende Ausbreitung des schönen Rudersports. Während das Rudern 1902 erst 48 höhere Schulen in Preußen für sich gewonnen hatte, wurde es 1907 an 135 Anstalten (62 königlichen, 73 städtischen) von 2765 Schülern geübt; nur einer von den 135 Schulleitern äußerte sich ungünstig über die Einwirkung des sportlichen Eifers auf die wissenschaftlichen Arbeiten und Fortschritte.

Wohl kein Gebiet der pädagogischen Praxis ist auch im Jahre 1907 so oft in Aufsätzen, Broschüren und Büchern behandelt worden wie das der Sexualpädagogik. Die Frage der sexuellen Aufklärung will nicht zur Ruhe kommen. Daß sie, vernünftig und zur rechten Zeit vorgenommen, notwendig ist, wird immer allgemeiner zugegeben; ist doch auch das bestgeschützte Kind vor Belehrungen aus schmutzigen Quellen meist nicht zu schützen. Nur gebe man sich nicht der törichten Meinung hin, als sei mit dem Erklären alles getan: das bloße Wissen kann oft zum Gegenteil des Erstrebten führen. Abzulehnen ist daher gerade auf diesem nicht vorsichtig genug zu behandelnden Gebiete alle „Wilderstürmerei“, wie sie leider namentlich von radikaler Frauenseite geübt wird. Die sexuelle Pädagogik muß vor allem eine Willenspädagogik auf religiöser Grundlage sein; der Schutz vor der sexuellen Gefahr ist mehr eine Kraft- als eine Wissensfrage. Diese fundamentalen Sätze aufgestellt und ebenso geistvoll wie wuchtig gegenüber der modernen Sexualethik vom „ungehemmten Ausleben“ bewiesen zu haben, ist das Verdienst von Fr. Wilh. Försters „Sexualethik und Sexualpädagogik“ (Rempten 1907, Kösel). Das Buch ist ohne Übertreibung

als ein Ereignis zu bezeichnen und hat in allen ernsten Kreisen wie die Befreiung von einem Alp gewirkt. Hat es doch auch Professor Paulsen zu einer seiner kraftvollsten und sympathischsten Äußerungen angeregt, zu dem Aufsatz „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit“ in der „Woche“ (1907, Nr 48), der in der gesamten deutschen Presse einen ungewöhnlich lebhaften Widerhall geweckt hat, weil er zu einer Zeit, wo „alle Dämonen im Augenblick losgelassen zu sein scheinen, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten“, das rechte Wort gesprochen hat.

Gehen wir nunmehr zu den Hochschulen über, so tönt uns hier ein Mistton entgegen, den man an diesen klassischen Stätten der wissenschaftlichen „Voraussetzungslosigkeit“, über die in den letzten Jahren so viel geschrieben und noch mehr geredet worden ist, eigentlich nicht erwarten sollte: wir meinen die konfessionelle Hege! Scharf gemacht wird in einer unerhörten Weise gegen alles, was katholisch ist. „Katholische Professuren“ war z. B. der Titel eines Leitartikels in Nr 360 der „Frankfurter Zeitung“ vom 29. Dez. 1907, der allen Ernstes verlangte, daß die in Bonn, Breslau, Freiburg i. Br., Münster, Straßburg bestehenden „katholischen“ Professuren der Philosophie und Geschichte beseitigt würden. Solche „disparaten Elemente“ gehörten „nicht in die Sphäre der reinen Wissenschaft“ und wären wegen „ihrer innerlichen Unwahrheit und Halbheit ein Pfahl im Fleische der Universitäten“; denn sie unterständen, „wenn auch nicht der Form, so doch dem Wesen nach der kirchlichen Behörde“ und seien de facto „nichts anderes als eine Ausdehnung der missio canonica auf einzelne Lehrstühle der philosophischen Fakultäten“. Eine kraftvolle Gegenäußerung von berufener Seite ist unseres Wissens bis heute nicht erschienen, obwohl sie eigentlich selbstverständlich sein sollte. — Auch sonst wird keine Gelegenheit im akademischen Leben unbenutzt gelassen, ähnliche Hiebe gegen den katholischen Teil unseres Volkes auszuteilen, sei es bei der Rektorewahl, bei einer solennen Grundsteinlegung oder bei patriotischen Feiern. Die letztgenannten müssen leider durchweg in doppelter Auflage — getrennt nach Konfessionen! — abgehalten werden. Denn die von einem großen Teil der Studentenschaft zum Prinzip erhobene Intoleranz — aller akademischen „Freiheit“ zum Hohn! — gegen die angeblich antinationalen und in Abhängigkeit vom Zentrum stehenden katholischen Studentenkorporationen hat u. a. vielfach auch zur Auflösung der gemeinsamen Studentenausschüsse geführt, so daß jetzt zwei, drei und selbst vier Ausschüsse nebeneinander bestehen. In Tübingen gelang im Februar 1907 deren Wiedervereinigung; aber freilich nur dadurch, daß die drei katholischen Korporationen die ihnen abverlangte Erklärung wirklich leisteten: „ihre vaterländische Gesinnung sei durch keinerlei ultramontane Tendenzen beeinflusst“. Dafür erlebten sie die hohe Genugtuung, daß der III. Verbandstag deutscher Hochschulen zu Nürnberg (20. bis 23. Juni) diese Erklärung gnädigst

gelten ließ und den Tübinger Ausschuß trotz seiner „konfessionellen Korporationen“ in den Verband aufnahm. Als aber später Charlottenburg gegen diese Beschlüsse protestierte und auf einer außerordentlichen Tagung des Hochschulverbandes in Eisenach (15. November) eine Einigung nicht zu erzielen war, trat Tübingen aus dem Verbanne wieder aus. In Bonn scheiterten die Wiedervereinigungsversuche an der Ablehnung jener Erklärung von seiten der Katholiken; in Straßburg gelangen sie, da man den katholischen Korporationen keine besondern Zumutungen stellte. Es würde natürlich zu weit gehen, Einzelheiten aus dieser in jeder Beziehung bedauerlichen Chronik der Hezereien anzuführen. Festgenagelt muß aber die Tatsache werden, daß vor den Reichstagswahlen im Januar 1907 von dem Kieler Studentenausschuß durch die Burschenschaft Teutonia eine Aufforderung an die deutsche Studentenschaft erging, sich „in den Dienst der nationalen Parteien am Wahltag und vorher bei aller Kleinarbeit“ zu stellen. Dem entsprechend sind tatsächlich gerade die nichtkatholischen Korporationsmitglieder zu vielen Hunderten in den Universitätsstädten als Stimmzettel- und Flugblattverteiler, Adressenschreiber und „Schlepper“ tätig gewesen. Wenn das die katholischen Korporationen gewagt hätten! Aber freilich, das ist auch „ganz etwas anderes“! — Im Dienst der konfessionellen Heze steht auch der Anfang 1907 gegründete Akademische Bismarckbund, der sich das schöne Doppelziel gesteckt hat: Aufklärung über den Ultramontanismus durch das Studium seiner Früchte auf geistig-kulturellem Gebiete und die Befreiung Deutschlands vom Ultramontanismus! Der Bund soll sich bereits über 30 Hochschulen verbreitet haben. — Wie wäre es, wenn auch die katholischen Korporationen sich einen „Presseschuß“ einrichteten, um allen Schwindelnachrichten über sie entgegenzutreten, wie es der Rösener S. C. im letzten Jahre getan hat? — Harmonisch an das bisher Gesagte schließen sich die letzten Vorkommnisse in Osterreich an: Bürgermeister Dr. Lueger in Wien brauchte im Nov. 1907 auf dem VI. allgemeinen österreichischen Katholikentage im Anschluß an die blutigen Studentendemonstrationen in Wien und Graz nur einige ernste Worte zu sprechen und im Hinblick auf die offenkundige Verjudung der akademischen Hörer- und Lehrerschaft von der nötigen „Wiedereroberung“ der Universitäten zu reden, um im jüdischen Blätterwalde einen Entrüstungssturm und im Parlament zum Schutze der angeblich bedrohten Lehrfreiheit eine Universitätsdebatte zu entfachen, die in eine erbitterte Kirchenheze ausartete¹. Auch P. Wasmann S. J., der den Mannesmut hatte, im Februar 1907 in Berlin an derselben Stelle, an der sein monistischer Antipode Haackel ihn vor zwei Jahren mit hochmütigen Phrasen „abgetan“ zu haben glaubte, in berühmt gewordenen Vorträgen (Freiburg 1907, Herder) seine Wissenschaft zu vertreten, kann ein Lied

¹ Näheres unter „Politisches Leben“, S. 73.

singen von der bei dieser Gelegenheit zutage getretenen „Voraussetzungslosigkeit“ seiner nichtkatholischen Forschungsgeossen.

Wenn man diese trüben Erscheinungen an sich vorüberziehen läßt, so möchte man fast so pessimistisch werden wie Friedr. v. d. Leyen in seinem Buche „Deutsche Universität und deutsche Zukunft“ (Jena 1906, Diederichs). Sollte er wirklich recht haben mit seiner Behauptung, daß unsere Hochschulen seit 1850 mehr und mehr verfallen trotz des gewaltigen Aufschwungs der Naturwissenschaften und der Medizin? — Ihre äußere Erscheinung spricht dagegen: die Ausländer, jetzt schon 4000 bis 5000 unter etwa 46000 deutschen Studenten, kommen in steigender Zahl zu den Quellen deutscher Wissenschaft. Der Zubrang zum Studium ist in allen Fakultäten größer als je vorher; nur die protestantischen Theologen haben seit 1883 im ganzen um 1229 abgenommen; dagegen mußte 1907 z. B. in Baden und Bayern vor dem juristischen Studium offiziell gewarnt werden. — Die studierenden Frauen mehren sich und haben sich schon einen Verband geschaffen, der seinen ersten Verbandstag am 6. und 7. August 1907 in Weimar abhielt. Neben mehr als 300 vollimmatrikulierten Studentinnen stehen im ganzen Reiche über 2000 Hörerinnen. Die meisten studieren Medizin; in der Schweiz gab es im letzten Sommer sogar mehr weibliche als männliche Angehörige der medizinischen Fakultät. Seit dem Frühjahr 1907 werden die Frauen auch in Jena in allen Fakultäten voll immatrikuliert (bisher nur in den sechs süddeutschen Universitäten und in Leipzig). Der erste weibliche Privatdozent (romanische Philologie) in Österreich wurde im letzten Jahre an der Universität Wien zugelassen. — Die „Studentischen Unterrichtskurse für Arbeiter“ (Charlottenburg, Berlin, Straßburg, Freiburg i. Br., Göttingen, München) und die „Sozial-charitativen Vereinigungen katholischer Studenten“ (Freiburg i. Br., Bonn) nehmen guten Fortgang. Den Bedürfnissen des Tages kommen entgegen die nun auch in Deutschland sich ausdehnenden „Universitätskurse für Zeitungswesen“ zc. mit praktischen Übungen, die in Bern und Heidelberg (Professor Ab. Koch seit 1895) längst bestanden und im Wintersemester 1907/1908 auch in Darmstadt eingerichtet sind. — Der dringend gewünschte erste staatliche Fortbildungskursus für Gefanglehrer an höheren Schulen fand vom 29. Juli bis 10. August 1907 unter Professor Krehshmar's Leitung in Charlottenburg statt. Ein ebenso nötiger Ferienkursus für Germanisten wurde erstmals Michaelis 1907 an der Pofener Akademie abgehalten. — Die zweite Konferenz der deutschen Universitätsrektoren fand am 30. Juli 1907 in Marburg statt (die erste 1903 in Leipzig). — Der erste deutsche Hochschullehrertag tagte am 8. und 9. September 1907 zu Salzburg und wurde von über 200 Professoren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz besucht. — Die Volkshochschulbestrebungen (Popularisierung der Wissenschaft durch Vorträge) gehen im ganzen Reiche voran; von den neuesten seien nur erwähnt

die vom katholischen Frauenbund in München im Winter 1906/1907 veranstalteten 13 Vortragszyklen für Frauen. Die beiden ersten ländlichen Volkshochschulen (nach dänischem Muster) in Deutschland wurden in Albersdorf (Schleswig-Holstein) im November 1906 und nahe dabei in Mohrfirch-Osterholz im Frühjahr 1907 gegründet.

So regt und bewegt sich's an allen Enden. Reformversuche und -vorschläge waren vielleicht zu keiner Zeit im deutschen Bildungswesen so zahlreich wie jetzt. Reformieren allein ist freilich wertlos, wenn es nicht zugleich ein Bessern ist; denn darin hat von der Leyen nur zu sehr recht, daß ein „törichter Materialismus, eine Überschätzung des Irdischen, des Reichthums und des Erfolges“, ein faßes Strebertum, dem Titel und Orden alles, Charakterfestigkeit wenig bedeuten, sich gar zu breit machen; daß ein anmaßender Dilettantismus und eine gefährliche Pseudowissenschaft bedenklich in den Vordergrund treten, daß Verwirrung herrscht, wo man einheitliche Bildung erwarten mußte, daß Kampf regiert, wo Friede herrschen sollte. Es sind mit einem Worte gesagt alle Anzeichen einer wachsenden Veräußerlichung und Verflachung unseres deutschen Geisteslebens vorhanden. Aber sollen wir deshalb gleich den Mut verlieren und nach Art des zuletzt zitierten Buches die niederschmetterndsten Parallelen ziehen mit der Zeit, die vor 100 Jahren Deutschlands tiefster Schmach voranging? — Ich meine nicht; denn solange es nicht an Stimmen fehlt, die mit zunehmender Energie das deutsche Volksgewissen wachrufen, ist zu hoffen, daß wir uns auf uns selbst und unsere Eigenart noch rechtzeitig befinden. Tun wir das aber mit dem Ernst und mit der Tatkraft, die als ein hohes Erbteil unserer Väter gilt, so haben wir alle Aussicht, einen neuen Geistesfrühling zu erleben; der guten Keime sind genug dazu vorhanden!

3. Die Presse in Deutschland.

Don Tony Kellen.

In einer kurzen Jahresrundschau können selbstverständlich nur die wichtigsten Erscheinungen im Zeitungsleben berücksichtigt werden, und es müssen dabei in erster Linie die Ereignisse und Fragen behandelt werden, die in der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung von besonderer Bedeutung sind und somit auch noch in späterer Zeit, wenn auch nur in historischer Hinsicht, Beachtung finden müssen.

Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften ist in Deutschland so groß, daß ein beträchtlicher Teil der Neugründungen nach kurzer Zeit wieder eingeht oder höchstens ein kümmerliches Dasein fristet. Nur in besondern Ausnahme-

fällen vermag ein neues Blatt, das mit erheblichem Kapital und tüchtigen Kräften gegründet wird, festen Fuß zu fassen.

Man zählt jetzt in Deutschland rund 10 000 Zeitungen und Zeitschriften in 2000 Verlagsorten. Von den 4000 politischen Zeitungen erscheinen etwa 1500 täglich. Unter letzteren werden viele zweimal, einzelne sogar dreimal und die „Kölnische Zeitung“ als einzige Zeitung der Welt viermal täglich versandt. Diese öftere Erscheinungsweise ist zum großen Teil auf die Bedürfnisse des Handels und der Börse berechnet.

Auch der Umfang der Zeitungen hat beständig zugenommen. Zeitungsnummern von 32 bis 40 Folienseiten sind keine Seltenheiten mehr, und wenn auch ein großer Teil des Raumes durch Anzeigen eingenommen wird, so ist doch der eigentliche Text so umfangreich, daß die meisten Leser sich mit einer Auswahl begnügen müssen. Würde doch der Text der „Kölnischen Zeitung“ ohne die Anzeigen jährlich etwa 112 Oktavbände zu je 500 Seiten füllen, und nicht viel weniger bringt auch die „Vossische Zeitung“, denn sie liefert ihren Abonnenten jährlich 116 Pfund Papier! Die deutsche Reichspost beförderte im Jahre 1906 mit ihren 48 159 Postanstalten 1807 Millionen Zeitungsnummern (im Vorjahr 1667 Millionen)¹. Wenn auch etwa 50 Millionen auf die nach dem Ausland gehenden und aus dem Ausland kommenden Exemplare entfallen, so ersieht man doch aus jener Zahl, wie ungeheuer stark der Zeitungsvertrieb im Inland ist. Dazu kommt übrigens noch die Zahl der am Orte des Erscheinens und in der Umgebung durch Boten verbreiteten Zeitungen. Nach einer früheren Berechnung von Sjalmar Schacht müßte die Zahl dieser Zeitungsnummern doppelt so hoch sein als die der durch die Post verbreiteten Zeitungen, und es ist sehr wohl möglich, daß diese Schätzung zutreffend ist.

Die katholische Presse nimmt sowohl an Zahl der Organe als an Abnehmern zu. Die Zahl der politischen Zeitungen und kirchlich-politischen Zeitschriften ist von 186 im Jahre 1880 auf 480 im Jahre 1907 gestiegen, die der Zeitschriften in den deutschsprachigen Ländern von 191 im Jahre 1890 auf rund 400. Die dreimal täglich erscheinende „Kölnische Volkszeitung“ hat 23 900 Abonnenten, die wochentäglich erscheinende „Essener Volkszeitung“ 53 000. Die Gesamtzahl der Abonnenten der katholischen politischen Zeitungen und Zeitschriften betrug 1880 596 000, 1907 mehr als 2 Millionen. Dazu kommen 1 500 000 Bezahler von Unterhaltungs- und religiösen Blättern.

Die sozialdemokratische Presse zählte im Berichtjahre 172 Organe, von denen 65 Zeitungen täglich erscheinen. Der „Vorwärts“ besaß 1907 138 000 Abonnenten. Was die Presse der andern politischen Parteien betrifft, so ist eine Statistik darüber bisher noch nicht erschienen.

¹ Die Statistik von 1907 steht noch aus.

Der Einfluß der Presse in dem geistigen und wirtschaftlichen Leben der deutschen Nation ist auch im vergangenen Jahre stark hervorgetreten; aber es hat sich auch wieder gezeigt, daß die Presse nicht immer einer Kritik standhalten kann. Es ist zwar begreiflich, daß die Angehörigen der Presse (nicht bloß die Redakteure und Mitarbeiter, sondern auch die Verleger, die zumeist einen viel größeren Einfluß auf den Inhalt der Zeitungen ausüben, als man gewöhnlich glaubt) in der Aufregung über sensationelle Ereignisse und im Drange der Geschäfte nicht immer den richtigen Maßstab anwenden, aber um so mehr ist es Pflicht, bei einem Rückblick die begangenen Fehler offen zu bezeichnen und auf eine Besserung und Gesundung unseres Zeitungswesens bedacht zu sein. Wenn früher die Zeitungen oft wochen- und monatelang Mangel an dankbarem Stoff litten, so ist dies in neuester Zeit völlig anders geworden. In der Politik folgt im Inland wie im Ausland eine Überraschung der andern, und auf den verschiedensten Gebieten drängen sich die sensationellen Ereignisse derart, daß selbst umfangreiche Zeitungen ihre Spalten das ganze Jahr hindurch mit dem Allerneuesten füllen können. Das ist vom geschäftlichen Standpunkt aus für die Zeitungen sehr günstig, denn je aufgeregter eine Zeit ist, desto mehr werden Zeitungen gekauft und gelesen. Die Überfülle der Ereignisse wirkt aber insofern nachteilig auf den Inhalt der Zeitungen ein, als dadurch andere Materien und Gebiete, die in der Presse ebenfalls behandelt werden sollen, zu kurz kommen.

Die Auflösung des Reichstags, die Neuwahlen und die Bildung des Blocks gaben den Zeitungen Stoff in Hülle und Fülle, und es war merkwürdig zu sehen, wie bei der plötzlich veränderten innerpolitischen Konstellation die politischen Leitartikel so schnell einen andern Ton anzuschlagen wußten und kühner Hand die Urteile rektifizierten, die sie noch wenige Wochen vorher gefällt hatten. Diese politischen Spaltungen und Streitigkeiten, die nach der ganzen Entwicklung des öffentlichen Lebens nun einmal unvermeidlich sind, erregen viel Haß und Feindschaft in der Volksseele, und es wird wohl niemand behaupten, daß sie im letzten Grunde segensreich wirken. Man kann es wohl begreifen, daß abgeklärte Geister sich von der Politik abwenden, die so viel unerfreuliche Erscheinungen mit sich bringt. Bei dem unhöflichen und geradezu widerwärtigen Ton und der unehrlichen Haltung vieler Zeitungen ist es wohl erklärlich, daß ein Philosoph unserer Tage es beklagt, daß „die Gegenwart sich durch die niedrigste Gattung der Literatur, durch politische Tageszeitungen, knechten läßt“¹.

Die Prozesse Buttiker, Koeren-Schmidt und Harden-Moltke gaben den Zeitungen wie noch selten zuvor Gelegenheit, sexuelle Dinge, zum Teil der widerwärtigsten Art, zu behandeln. Daß die nur auf Sensation spekulierenden Zeitungen über diese Prozesse ausführlich berichteten und die

¹ M. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie I², Berlin 1902, 147.

unerquicklichen Vorgänge noch in besondern Artikeln breit traten, war bei dem Charakter dieser Blätter zu erwarten. Aber auch Zeitungen, die sonst auf Ehrbarkeit halten, glaubten aus politischen Gründen längere Berichte über diese Prozesse und Leitartikel über die dort erörterten sexuellen Dinge bringen zu müssen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die politische Gegnerschaft hier bestimmend war. Selbst im „Augustinusblatt“ (1908, S. 3) schrieb ein angesehenener Katholik und Parlamentarier: „Es berührt sehr peinlich, wenn man die katholischen Zeitungen erst auf ihren Inhalt revidieren muß, um sie offen auf dem Familientisch liegen lassen zu können.“

Durch die erwähnten Prozesse erhielten — und zwar lediglich durch die Zeitungsberichte und Artikel — Hunderttausende Kenntnis von Verfehlungen und sexuellen Abnormitäten, von denen sie bis dahin nichts wußten und von denen sie auch nichts zu wissen brauchten. Diese Vergiftung des Volkes ist um so schlimmer, als die Abonnenten, die ehrbare Zeitungen zu halten glaubten, sich gar nicht dagegen schützen konnten.

Das gleiche gilt von der ausführlichen Berichterstattung über den Mordprozeß Hau, wobei ebenfalls sehr unerfreuliche sexuelle Einzelheiten erörtert worden sind. In manchen Fällen wird zwar bei Skandalgeschichten am Gericht die Öffentlichkeit ausgeschlossen; da aber die Vertreter der Presse meist der Verhandlung beiwohnen dürfen, kann man doch in vielen Zeitungen Berichte darüber finden. Mit Recht wurde im preußischen Abgeordnetenhaus Klage darüber geführt, daß selbst die bessere Presse nicht glaubt sich der eingehendsten Berichterstattung entziehen zu können, wo sogar im Privatklageverfahren über geschlechtliche Dinge verhandelt wird. Deshalb wird immer mehr gefordert, daß die Öffentlichkeit überall da vollständig ausgeschlossen werde, wo die Sittlichkeit geschädigt werden kann. Namentlich in Privatklagesachen, wo es sich um interne Familienangelegenheiten handelt, sollte die Presse ausgeschlossen werden.

Der protestantische Theologe Professor Dr Pfeleiderer weist in der Schilderung der Eindrücke seiner zweiten Amerikareise (Die Woche 1907, Nr 52) darauf hin, daß die amerikanischen Blätter viel anständiger seien als die deutschen: „Die Zeitungen sind zwar voll von sensationellen Berichten, vermeiden aber alle sexuellen Pikanterien und nehmen keine Ankündigung oder gar Beschreibung von Vorträgen über freie Liebe, Recht auf Mütterchaft, Recht der Homosexuellen oder wie sonst das wüste und tolle Zeug heißen mag, das jetzt bei uns die Spalten so mancher Zeitung füllt, die das moralische Gift in die Häuser tragen, um die Seele unseres Volkes und der Jugend zu vergiften. Während hier kürzlich alle Zeitungen voll waren von dem häßlichen Unrat des Hardenprozesses, haben die New Yorker Zeitungen nur in diskretester Form davon Notiz genommen, indem sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gaben, daß in Berlin so schmutzige Dinge öffentlich verhandelt und in Zeitungen breit getreten werden, deren

Details ihren amerikanischen Lesern mitzuteilen der Anstand verbiete. Ich gestehe, daß ich da mich als Deutscher geschämt und die Amerikaner um ihre puritanische Zucht, die auf Sauberkeit und Ehrbarkeit des öffentlichen Lebens hält, beneidet habe. Hierin vor allem sollten wir von den Amerikanern lernen!“

Von dem breiten Raum, den die Zeitungen für Politik und Sensationsprozesse aufwenden, sollten sie wenigstens einen Teil für allgemein interessierende, unterhaltende, auch wohl belehrende Artikel verwenden. In deutschen Zeitungen ist es nun einmal üblich, daß an der Spitze ein politischer Leitartikel stehen soll. Manche Zeitungen bringen sogar drei oder vier politische Leitartikel in einer Nummer, obschon die große Masse der Leser kaum Kenntnis davon nimmt, viele nicht einmal die Überschriften lesen. Infolge dieser Übersättigung mit Politik wenden viele Leser sich von den ausgesprochenen Parteiblättern ab und bestellen ein mehr oder weniger parteiloses Blatt, das zwar auch alle politischen Ereignisse mitteilt, aber auch für Unterhaltung sorgt. Der einzig richtige Grundsatz ist, denjenigen Artikel an die Spitze zu stellen, der für die meisten Leser von Interesse ist, mag er politisch oder nicht politisch sein. Liegt keine Veranlassung zu einem politischen Leitartikel vor, so lasse man diesen einfach ausfallen; kein Leser wird sich darüber beklagen. Dafür stelle man einen Erinnerungsartikel, einen Auszug aus einem bemerkenswerten Memoirenwerk, eine Skizze oder irgend einen Feuilletonartikel, der vielleicht auch aktuelles Interesse bietet, an die Spitze. Wird die Politik auf den ihr gebührenden Umfang eingeschränkt, so werden die Leser dafür auch empfänglicher sein.

In der Öffentlichkeit und in den maßvollen Blättern werden häufig Beschwerden darüber laut, daß die Beleidigungen in der Presse überhand nehmen und die Ehre nicht genügend geschützt werde. — Der Presse soll selbstverständlich das Recht der freien Meinungsäußerung gewahrt bleiben, aber muß man denn einen politischen Gegner so behandeln, als könne er nur ein Schuft sein? Und soll der Umstand, daß wir aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen mit ihm nicht übereinstimmen, uns berechtigen, alles, was ihn persönlich ärgern oder schädigen kann, in die Zeitung zu bringen? Daß nicht viel mehr Beleidigungsklagen gegen die Presse angestrengt werden, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die im öffentlichen Leben stehenden Personen sich allmählich an Berunglimpfungen gewöhnt haben. Andererseits erscheint es begreiflich, daß diejenigen, die sich nun einmal nicht daran gewöhnen können, einen wirksameren Schutz der persönlichen Ehre verlangen.

Man kann nicht leugnen, daß die Presse sich in Deutschland einer ziemlich großen Freiheit erfreut, und daß diese Freiheit auch häufig mißbraucht wird. Zwischen den persönlichen Streitigkeiten in kleinen Lokalblättern und den offenen oder versteckten Angriffen in großen politischen Zeitungen

besteht der Unterschied oft nur in der Form, und zuweilen ist sogar in großen Zeitungen eine solche persönliche Gehässigkeit anzutreffen, daß bei jedem vorurteilsfrei Denkenden das Ansehen der Presse Schaden leiden muß.

Prof. W. Mittermaier (Gießen) nimmt allerdings einen andern Standpunkt ein¹. Er tritt dafür ein, daß man gegen Beleidigungen weniger empfindlich sein soll. „Mit vollstem Recht empfinden die Richter, daß in der Regel eine geringe Strafe am Platze, daß es in unserer Zeit des raschen, schnellverfliegenden Wortes verkehrt ist, grobe Worte, Schimpfereien, Verdächtigungen schwer zu wägen.“ Er geht sogar so weit zu behaupten, daß „die Presse stark durch die krankhafte Empfindlichkeit und die übergroße Ausdehnung des Ehrbegriffs zu leiden“ habe. Mit dieser Ansicht wird er wohl nur Zustimmung bei solchen finden, die aus Prinzip Opposition treiben.

Mittermaier sagt, der Leser müsse dem Schriftsteller kritisch gegenüber treten. „Jeder Leser weiß doch heute, daß jedes Buch und jede Zeitung nur eine Seite vertreten, keiner will überhaupt die süßlich-verwaschene ‚Objektivität‘, die mancher affektiert. Dann aber müssen wir auch zugeben, daß die Presse in ihren Angriffen oft fehl geht, Unrichtiges vorbringt, verkehrte Interessen vertritt.“ — Ein Leser wird aus Klugheitsgründen nicht alles für bare Münze nehmen, was in seiner Zeitung steht, aber es ist doch Aufgabe der Zeitungen, nur Wahres zu berichten und sich in den Grenzen des Anstandes zu halten. Wenn gerade bei der Hast des modernen Zeitungsbetriebs Irrtümer nie ausgeschlossen sind, so wird doch dadurch die Pflicht des Journalisten nicht aufgehoben, sich der größten Vorsicht zu befleißigen, und man schädigt das Ansehen der Presse, wenn man die von ihr begangenen Irrtümer und Beleidigungen als bedeutungslos hinstellt oder als selbstverständlich hinnimmt.

Über die Wahrung berechtigter Interessen (§ 193 des Strafgesetzbuchs) spricht sich Mittermaier wie folgt aus: „Wir haben keineswegs einen Satz dahin: Wer berechnete Interessen vertritt, darf hierbei ungestraft beleidigen. Nicht einmal den engeren, daß jede Beleidigung, die der Wahrung berechtigter Interessen dient, straflos ist. Wohl aber den andern: daß ein Angriff auf die Ehre dann nicht Beleidigung ist, wenn ohne diesen Angriff die Wahrung eines Interesses nicht möglich und dieses Interesse vom Recht höher anzuschlagen ist als die angegriffene Ehre. Es ist ja selbstverständlich, daß auch der schärfste Angriff berechnigt ist, wenn er gewissermaßen nur ein Gegenangriff ist, um ein durch den Angegriffenen rechtswidrig bedrohtes Interesse zu verteidigen.“

¹ Das Recht des Ehrenschutzes und die Presse: Deutsche Revue, 33. Jahrg., Februar 1908, 129—137.

Im Gegensatz zu den unteren Gerichten, die häufig der Presse das Recht zugestehen, Mißstände zu rügen, hält das Reichsgericht an der Auffassung fest, daß der § 193 nur den *beside*, der eigene oder fremde (auch öffentliche) Interessen vertritt, „die ihn nahe angehen“ oder zu deren Vertretung er ein Recht habe (s. z. B. Entscheidungen in Straffachen XXX 41; XXXIV 216; XXXVI 422). Da nun für die Presse kein Privileg gilt, muß immer geprüft werden, ob der Schriftsteller in derartigen Beziehungen zu dem wahrgenommenen Interesse stehe. Hierdurch soll eine zu weitgehende Beleidigungsfreiheit der Presse eingeschränkt werden.

Das Reichsgericht erklärt, daß ein allgemeines Recht der Tagespresse, vermeintliche Übelstände zu rügen, nicht besteht. Nicht mit Unrecht weist Wittermaier aber darauf hin, daß tatsächlich die Presse als die berufene Vertreterin aller Interessen, die irgendwie in die Öffentlichkeit treten, gilt. Aber trotzdem kann die Presse ihre Aufgabe erfüllen, ohne bei Berichten oder Interessenswahrnehmungen zu beleidigen. Man unterscheidet eben nicht genügend zwischen einem Angriff oder einer Abwehr und einer Beleidigung. Wenn Wittermaier der Presse das Recht zugestehet, „kraftvolle Worte“ und „flammende Ausdrücke“ zu gebrauchen, so verleitet er sie damit zu einem Vorgehen, das ihr geradezu verhängnisvoll werden kann.

In Fällen, wo die Behörden eine Strafverfolgung gegen eine Zeitung eingeleitet haben, wurde schon öfter gegen den Redakteur, der sich weigerte, den Namen des Verfassers des inkriminierten Artikels zu nennen, die Zeugnishaft verhängt. Eine Regelung des Zeugniszwanges der Redakteure in Bezug auf ihre Mitarbeiter ist bei der bevorstehenden Reform der Strafprozeßordnung vorgesehen. Inzwischen hat unterm 9. Dezember 1907 der Reichskanzler an die Bundesregierungen ein Schreiben gerichtet, in dem er darauf hinweist, daß im Strafverfahren von der Befugnis, zur Erzwingung des Zeugnisses die Haft anzuordnen, mitunter in Fällen Gebrauch gemacht wird, in denen die Anwendung des Zwangsmittels nach der Lage des Einzelfalls weder zu der Bedeutung der Sache, noch zu dem voraussichtlichen Ergebnis der Maßregel in dem richtigen Verhältnisse steht. Er betont ferner, daß das Gesetz es dem verständigen Ermessen der Gerichte überläßt, von dem Zwangsmittel Gebrauch zu machen oder nicht, und er wünscht deshalb, daß das niemals ohne gebieterischen Anlaß geschehe. Im Verfolg dieses Schreibens hat das bayrische Justizministerium einen entsprechenden Erlaß an die Behörden der Justizverwaltung gerichtet.

Im Feuilleton der Zeitungen wurde in der neuesten Zeit den Kriminal- und Detektivromanen ein ungebührlich breiter Raum gewährt. Es gab Blätter, die z. B. gleichzeitig einen Kriminal- und einen Detektivroman brachten. Sollten die Leser und Leserinnen sich wirklich so viel für Schaudergeschichten interessieren? Und sollten die Redaktionen sich nicht bemühen, einer ungesunden Mode entgegenzuarbeiten?

Auch im vergangenen Jahre haben wieder eine Anzahl Zeitungen eine Versicherung ihrer Abonnenten eingeführt, in der Regel in der Weise, daß im Falle einer tödlichen Verunglückung den Hinterbliebenen einige Hundert Mark ausbezahlt werden. Eine Zeitschrift ist sogar so weit gegangen, daß sie jedem Abonnenten ein Sterbegeld zusichert. Diese Versicherung wäre gewiß eine sehr löbliche soziale Fürsorge, allein sie dient lediglich als Lockmittel zur Gewinnung neuer Abonnenten, also zur Steigerung der Auflage, die ihrerseits die Anwerbung von Anzeigen erleichtern soll. Deshalb wird mit einer solchen Versicherung und den etwa ausgezahlten Versicherungssummen möglichst viel Reklame gemacht, während die Versicherungsbedingungen, die zahlreiche Einschränkungen enthalten, tunlichst wenig bekannt gegeben werden. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Abonnentenversicherung ein Auswuchs ungesunden Wettbewerbs ist. Viele Zeitungen haben lediglich mit Rücksicht auf ihre Konkurrentinnen die Versicherung eingeführt oder die ursprünglich ziemlich mäßige Summe erhöht. Sobald dies alle in Betracht kommenden Blätter eines Bezirks getan haben, hat keines derselben mehr Vorteil davon, sondern alle haben sich hohe Lasten aufgebürdet, und so sehen sich denn mancherorts die fraglichen Zeitungen veranlaßt, die Versicherungssumme gemeinschaftlich zu ermäßigen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in absehbarer Zeit auch zu einer gemeinschaftlichen Abschaffung jener Einrichtung kommen werden. Es gehört ja auch nicht zu den Aufgaben einer Zeitung, die Hinterbliebenen eines verunglückten Abonnenten zu unterstützen. Eine gut redigierte Zeitung kann und soll sich vielmehr der Allgemeinheit in ganz anderer Weise nützlich erzeigen. Man kann vielfach die Beobachtung machen, daß Blätter, die sich schlecht entwickeln, zur Abonnentenversicherung greifen, um sich über Wasser zu halten. Es wäre bei solchen aber viel richtiger, erhöhte Aufwendungen für ihre Redaktion und ihren geschäftlichen Vertrieb zu machen.

Beim deutschen Zeitungswesen liegt überhaupt ein schwerer Mißstand darin, daß die soziale Lage der Redakteure und Journalisten noch viel zu wünschen übrig läßt. Mit wenigen Ausnahmen besitzen sie weder das Einkommen noch die gesellschaftliche Stellung, die ihnen zukommt. Der Fehler liegt allerdings zum Teil darin, daß sich vielfach ungenügend vorgebildete Kräfte in diesen Beruf eindrängen, und daß sich darunter leider auch solche befinden, die nach ihrer ganzen Vergangenheit und ihrem Lebenswandel eine besondere Achtung in der Gesellschaft nicht beanspruchen können. Es gibt sicher keinen Stand, in dem einzelne minderwertige Elemente so sehr das Ansehen des ganzen Standes herunterdrücken wie im Zeitungsberuf. Um so mehr ist es Pflicht aller Angehörigen der Presse, nicht bloß auf eine eigene tadellose Lebensführung zu halten, sondern auch, wo es möglich ist, diejenigen Kollegen abzuschütteln, die sich ihres Berufes unwürdig zeigen.

Bei dem überaus großen Andrang im Journalistenstand ist es den Verlegern oft sehr leicht, einen leiblich brauchbaren Redakteur anzustellen, der sich für ein geringes Gehalt anbietet. Eine solche Sparsamkeit rächt sich aber später; denn das Ansehen einer Zeitung leidet darunter, wenn die Redakteure ungenügend vorgebildet sind.

Die Verleger sollten es als eine Ehrensache betrachten, ihre Redakteure wirtschaftlich so zu stellen, daß sie sich mit Lust und Liebe ihrem Berufe widmen können. Mit Recht sagt Martin Wend¹: „Wer weiten Volkstreffen ihre einzige tägliche geistige Speise in der Zeitung zubereitet, der darf im Interesse eben dieses Volkes nicht ein von Nahrungsforgen geplagter Mann sein, der gerade nur aus der Hand in den Mund lebt und dadurch jener Arbeitslust, Ruhe, Besonnenheit und Gelassenheit entbehrt, die die Voraussetzung bilden für ein freies, selbständiges Urteilen über die Geschehnisse des öffentlichen Lebens und dessen bewegende Kräfte.“

Außer der ungenügenden Bezahlung und der Unsicherheit der Stellung sind die Beschwerden der Redakteure hauptsächlich folgende: ein Übermaß an Arbeit, ungenügende Hilfskräfte (Redaktionssekretäre), zu lange Arbeitszeit, zu kurzer Urlaub, keine Gewähr für Gehaltszulagen, Mangel an jeder Pensionseinrichtung sowie einer Witwen- und Waisenversorgung. Gewiß gibt es einzelne Zeitungsunternehmen, in denen diese Klagen nicht zutreffen, aber sie sind überaus selten, und eine Besserung wird auch erst zu erreichen sein, wenn einmal die Redakteure so viel Solidaritätsgefühl an den Tag legen werden, wie es andere Berufe besitzen, und wenn einmal die öffentliche Meinung über die soziale Lage der Redakteure und Journalisten aufgeklärt sein wird. Bei dieser Aufklärung muß allerdings das Publikum auch darauf hingewiesen werden, daß nicht die billigsten Blätter die besten sind, sondern daß eine Zeitung, die ihr Personal anständig bezahlt und die nicht um jeden Preis alle Schundanzeigen annimmt, auch einen angemessenen Abonnementspreis fordern muß. Es wäre vor allem zu wünschen, daß die Insertionspreise durchweg erhöht würden, damit die Zeitungen die hohen Ausgaben für Papier zu besseren Zwecken verwenden könnten. In keinem andern Lande sind die Anzeigenpreise verhältnismäßig so billig wie in Deutschland, und es würde gar nichts schaden; wenn die Inserate durchweg auf einem kleineren Raum gedruckt würden, so daß die Verleger bei gleichen Einnahmen weit geringere Ausgaben an Papier hätten.

Das Publikum kann zu einer Besserung wesentlich dadurch beitragen, daß es nicht nach den Sensationsblättern greift, vielmehr nach den Blättern, die nicht lediglich dem Gelderwerb dienen, sondern auch eine ideale Auf-

¹ Zur sozialen Lage der Redakteure und Journalisten: Patria. Jahrbuch der Hilfe, 1908 (herausgegeben von Dr. Fr. Raumann, Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe) 136—146.

gabe im Auge haben und nicht bloß für diesen oder jenen Stand eintreten, um Abonnenten zu gewinnen, sondern eine maßvolle Politik verfolgen und für ihre eigenen Angestellten die Fürsorge an den Tag legen, die sie andern Unternehmungen empfehlen.

Im Sommer 1907 waren zehn Jahre verflossen, seitdem Professor Dr. Adolf Koch das erste journalistische Seminar an der Universität Heidelberg begründet hatte. Aus diesem Anlaß erschien eine reichhaltige Festschrift, deren Beiträge in der gesamten Fachpresse als wertvoll gerühmt wurden¹. — Eine eingehende Monographie über das ältere westfälische Zeitungswesen hat Dr. Karl d'Estér herausgegeben², eine auf breiter Grundlage aufgebaute Darstellung, in der auch die geistigen und andern kulturellen Verhältnisse berücksichtigt werden und die zudem den Vorzug hat, daß sie das reiche, vom Verfasser ermittelte Material nicht in Form trockener Notizen, sondern in anziehender Bearbeitung darbietet und auch auf den Zusammenhang mit dem übrigen Zeitungswesen hinweist. — Einiges Aufsehen erregte die Schrift von Dr. Viktor Kaumann (Pilatus): „Die katholische Presse. Eine kritische Studie“ (Wiesbaden, S. Rauch). Der Verfasser ist Protestant, steht aber der katholischen Presse sehr wohlwollend gegenüber und erteilt ihr manchen gutgemeinten Ratsschlag. Die Kritik, die er an den katholischen Zeitungen übt, ist durchweg berechtigt, obgleich er in manchen Einzelheiten irrt. Er berücksichtigt übrigens hauptsächlich süddeutsche und westdeutsche Verhältnisse, während Eugen Buchholz in seinem Buche „Aus der Praxis eines Redakteurs und Schriftstellers“ (Danzig, Brüning) speziell auf die ostdeutschen Verhältnisse eingeht. Wir gewinnen hier im Anschluß an persönliche Erinnerungen einen Einblick in die Redaktions- und Verlagsverhältnisse ganz kleiner Blätter, die sich durchweg nicht als rentabel erweisen und sich nur dank der Unterstützung von konfessioneller Seite überhaupt am Leben erhalten können. Der Verfasser hat sich aber auch bei andern katholischen Blättern umgesehen und spricht sich offen über die Verhältnisse aus. Er gibt ohne weiteres zu, daß viele katholische Blätter redaktionell nicht auf der Höhe stehen, und deshalb verdient seine Ausführungen wohl von beteiligter Seite beherzigt zu werden, wenn man ihm auch nicht in allem beistimmen kann.

¹ Studien über das Zeitungswesen. Professor Dr. Adolf Koch, dem Begründer und Leiter des journalistischen Seminars der Universität Heidelberg, anläßlich der Vollendung des 20. Seminarssemesters gewidmet von seinen Schülern und Freunden. Frankfurt a. M. 1907, J. Friedrich Meißner.

² Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813. In seiner geschichtlichen Entwicklung und kulturellen Bedeutung dargestellt von Dr. Karl d'Estér (Münsterische Beiträge zur neueren Literaturgeschichte). Herausgegeben von Dr. Schwing, Prof. a. d. Univ. Münster i. W. 1. und 2. Hft., Münster i. W. 1907. Heinrich Schönningh.

Eugen Buchholz bemerkt mit Recht, daß durch die Herabminderung und das Fortfallen der Kulturkampf-Berichterstattung der katholischen Presse der zugkräftigste Stoff entwunden worden ist. Die katholische Presse ist zwar trotzdem seither fortgeschritten, aber sie hat mit dem Anwachsen der nichtkatholischen Presse nicht gleichen Schritt gehalten, weniger der Zahl als der Bedeutung nach. Hierüber schreibt Buchholz: „Zentrumsblätter großen Stils, die auch im Auslande Beachtung finden und zitiert werden, gibt es nur zwei, vielleicht drei. Und doch müßte jede Provinz zum mindesten eine, Westfalen, Rheinland, Bayern mehrere hervorragende katholische Zeitungen aufweisen können, und derartige Hauptorgane sollten die Politik nicht überwiegend den Redaktionskorrespondenzen entnehmen, sondern Originalartikel produzieren und erwerben. Dadurch würden mehr Redaktionskräfte nötig werden, mehr Mitarbeiter lohnende Beschäftigung finden. Die Benutzung der Korrespondenzen überlasse man der kleinen Provinzpresse. Die Uniformierung und Schablonisierung der katholischen Presse ist ein vielbeobachteter Mißstand. Ich wundere mich nicht darüber, daß manche katholische Zeitungen wenig Abonnenten haben, sondern darüber, wie ganz elende Käseblätter — so nennen sie die eigenen Parteigänger — ihre Abonnenten nach Tausenden zählen. Nur das Fehlen einer ernstlichen Konkurrenz und die Gesinnungstüchtigkeit des braven katholischen Volkes, das um jeden Preis ein Zentrumsblatt unterstützen will, machen diese auffällige Erscheinung erklärlich.“

In der Sammlung Götschen in Leipzig sind zwei Bändchen über das Zeitungswesen erschienen: „Das moderne Zeitungswesen“ von Dr Robert Brunhuber und „Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens“ von Dr Ludwig Salomon. Während ersteres die Begriffsmerkmale der Zeitung, die journalistische Tätigkeit, Kultur und Presse, Staat und Presse usw. behandelt, gibt letzteres einen Überblick über die Geschichte des Zeitungswesens in Deutschland und den wichtigsten andern Kulturländern. Diese Werkchen ermöglichen es auch dem Laien, in das Wesen der Presse einzudringen und ihren historischen Werdegang zu verfolgen. Völlig einseitig und unvollständig ist dagegen die Darstellung, die F. J. David von dem Zeitungswesen gab in seiner Schrift „Die Zeitung“ (Frankfurt a. M., Rütten u. Loening). Er schildert im wesentlichen nur die Gestaltung der Presse unter dem Drucke des Kapitalismus, und wenn auch diese Abhängigkeit der redaktionellen Leitung von dem kapitalistischen Verlag in keiner Weise geleugnet werden soll, so hätte der Verfasser die Bedeutung der Presse für die Gesellschaft doch auch nach andern Gesichtspunkten beleuchten müssen. — Die Sammlung Köfel (Rempten) brachte von dem Verfasser dieses Aufsatzes eine Schrift „Das Zeitungswesen“, die sich an weitere Kreise wendet und vorerst eine Geschichte des Zeitungswesens, namentlich in Deutschland, Osterreich, der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden und England, enthält und dann den jetzigen Zustand der Presse in allen Ländern der Welt schildert. — Die Literatur der verschiedenen Sprachen

über das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen habe ich außerdem in einer Bibliographie verzeichnet, die 1618 Titel umfaßt (Börseblatt für den deutschen Buchhandel, [Leipzig] 1907, Nr 184—187 u. 246—252).

Zum Schluß einige allgemeine Notizen: Von größeren Zeitungen, die 1907 ein Jubiläum feierten, ist nur das „Leipziger Tageblatt“ zu erwähnen, das aus Anlaß seines hundertjährigen Bestehens eine umfangreiche Festnummer herausgab. — Seit Herbst 1907 hält der Verleger J. Friedrich Meißner aus Frankfurt Vorlesungen über Fachzeitschriften an der Technischen Hochschule in Darmstadt. — Der „Verein deutscher Zeitungsverleger“ verfolgt in erster Linie wirtschaftliche Interessen, doch sucht er durch sein Organ „Der Zeitungs-Verlag“ auch ideale Ziele zu erreichen, indem er die Verleger an mancherlei Pflichten erinnert, die bei dem einen oder andern in Vergessenheit geraten oder vielleicht gar nie deutlich zum Bewußtsein gekommen sind. Der Verein sucht nach Möglichkeit die Konkurrenzgegensätze zu beseitigen und die geschäftlichen Verhältnisse zu bessern. Daß der „Zeitungs-Verlag“ so oft an die Standesehre appellieren muß, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sich unter den Verlegern manche befinden, bei denen das Selbstbewußtsein fehlt und die ihre Zeitung nur als Geschäft betrachten und jede ideale Bestrebung, die ihnen kein Geld einbringt oder gar ihre Einnahmen schmälert, rundweg ablehnen. Hier wird dem Verein auch in Zukunft noch ausgiebig Gelegenheit geboten sein, erzieherisch zu wirken. — Der „Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse“ hatte Ende 1907 926 Mitglieder, doch befinden sich darunter neben den Redakteuren zahlreiche Verlagsangestellte und Gönner der Presse. — Die „Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller“, die seit 1907 auch eine Witwen- und Waisenkasse besitzt, hat jetzt ein Vermögen von 1 586 193 Mark.

Von bekannten Journalisten und Verlegern sind im Berichtjahre gestorben: am 20. März 1907 der Verleger der „Schlesischen Zeitung“, Dr. Heinrich v. Korn in Breslau; am 12. April Otto v. Leigner in Gr.-Lichterfelde bei Berlin; am 25. Juni der Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung“, Dr. Fedor Mamroth in Frankfurt a. M.

4. Die deutsche Presse in Osterreich.

Don A. Weimar.

Osterreich steht in Bezug auf die Entwicklung seiner deutschen Presse dem Deutschen Reich wesentlich nach. Diese Erscheinung ist die Folge nicht nur der bekannten politischen Verhältnisse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern auch der sozialen und nationalen Struktur des Kaiserstaates. Dazu kommt, daß lange Zeit hindurch — während der ganzen

Herrschaft des Liberalismus — eine einseitige Presse fast ausschließlich dem Lesebedürfnisse entgegenkam und hierdurch sich eine Machtstellung schuf, die es ihr erleichterte, fast jede einer andern Meinung folgende publizistische Tätigkeit unmöglich zu machen. Diese Monopolstellung der liberalen Presse führte geradezu zur Stagnation im Pressewesen und war somit eine der wesentlichsten Ursachen des Zurückbleibens in Bezug auf Zahl und Gediegenheit der Blätter. Der Mangel der Konkurrenz erwies sich eben auch hier als Feind des Fortschritts. Daß aber außerdem die liberale Presse fast ausschließlich herrschte, hing allerdings damit zusammen, daß die Kreise des zeitunglesenden Publikums nahezu gänzlich unter dem Banne der liberalen Idee standen. Dazu kam, daß in den 1860er und 1870er Jahren der Gegenpart des Liberalismus nicht so sehr auf religiöse als auf politische Momente sich stützte. Den Liberalen standen die Konservativen gegenüber. Der konservative Gedanke aber, wie er von seinen damaligen Repräsentanten — meistens Mitgliedern des Hochadels — vertreten wurde, war nicht geeignet, breite Schichten für seine Ziele zu erwärmen. Die antiliberalen Bewegung mußte, um wirksam zu werden, von unten herauf kommen, in den Massen des Volkes sich entwickeln, dort um sich greifen, um so auch den Boden zu schaffen für ein publizistisches Gegengewicht gegen die liberale Pressemacht. Die lange Alleinherrschaft war aber von der liberalen Presse gar gut ausgenützt worden. Nicht nur, daß sie fast alle tüchtigen Kräfte an sich gezogen hatte, war sie auch in der Lage, ihre Organisationen aufs beste auszugestalten und besonders materiell gut zu fundieren. Als dann die politische Herrschaft des Liberalismus infolge seiner Unfähigkeit und infolge der sich aufs empfindlichste fühlbar machenden Mißerfolge auf wirtschaftlichem Gebiete ins Wanken geriet, entstand erst in bescheidenen Anfängen eine antiliberalen Presse. Sie hatte naturgemäß anfangs einen sehr schweren Stand. Erst die politischen Erfolge der Christlich-sozialen vermochten ihr Boden zu gewinnen. Die Christlich-soziale Partei trat als volkstümliche Gegnerin des Liberalismus in die Schranken, warf den Feind an vielen Stellen und besetzte auch solche Positionen, die allgemein für uneinnehmbar gehalten wurden. Im christlich-sozialen Parteiprogramm nahm aber nunmehr auch die Vertretung des religiösen Momentes auf dem Gebiete des politischen Lebens praktische Formen an. Das war um so wichtiger, als in den letzten Jahren diese Partei in einzelnen Kronländern geradezu die Herrschaft antrat und auch im Zentralparlamente als die numerisch stärkste Partei von größter Bedeutung ward. Nun sollte man meinen, daß mit dieser raschen Entwicklung der politischen Machtstellung auch die antiliberalen Presse eine gewaltige Fortentwicklung erfahren hätte. Dem war aber nicht so. An ihr ist jenes rasche Fortschreiten nicht zu bemerken, welches die politische Tätigkeit der Partei kennzeichnet. Wohl hat die christliche Presse in den letzten Jahren zugenommen, nicht nur

quantitativ, sondern auch qualitativ, aber sie vermochte bisher nicht der liberalen Presse die dominierende Position zu nehmen. Ein merkwürdiges Schauspiel: der Liberalismus fast allenthalben geschlagen, in die innersten Titabellen zusammengedrängt, bezimert, entmutigt — die liberale Presse dagegen nach wie vor stark, mächtig und einflußreich. Die Antiliberalen — Sieger auf der ganzen Linie, an Zahl, Einfluß, Macht gewachsen, und ihre Presse noch immer numerisch schwach und hinter den Ziffern der liberalen Blätter weit zurückstehend. Nach wie vor kann keine der christlichen Tageszeitungen Anspruch auf die Stellung eines Weltblattes machen, wie die „Neue Freie Presse“ oder das „Neue Wiener Tagblatt“ sie einnehmen, ja an Verbreitung und Umfang nicht einmal mit dem „Fremdenblatt“, der „Zeit“ oder dem „Neuen Wiener Journal“ konkurrieren. Man könnte diese Gegenüberstellung ungemein drastisch in Ziffern kennzeichnen, doch sei hiervon Abstand genommen, um das trockene Zahlenlesen zu vermeiden. Die Tatsache besteht, daß trotz der Deroute des Liberalismus dessen Presse floriert. Worin liegt das begründet? Teilweise haben wir schon angedeutet, daß die liberale Presse noch von ihrem alten Fett zehrt; und in der Tat ist das Lesepublikum der liberalen Blätter ein verhältnismäßig sicheres. Sie haben vom konfessionellen Standpunkte alle Juden und vom wirtschaftlichen Standpunkte fast alle Reichen für sich — und dadurch auch vielfach die Hochgestellten, die für diese zwei Kategorien eine gewisse Schwäche zeigen. Sie haben also diejenigen Klassen, die die meisten Zeitungsleser überhaupt stellen, fast vollständig auf ihrer Seite. Die antiliberalen Volkspresse dagegen ist angewiesen auf die mittleren und unteren Schichten des Volkes, und diese stellen nicht so viele Leser, weil sie materiell meist nicht so situiert sind, daß sie solche in großer Zahl stellen könnten. Darum die charakteristische Erscheinung, daß in Österreich die Liberalen mehr als viermal so viel Tagesblätter als die Antiliberalen haben, dagegen das Verhältnis der Wochenblätter ein weit weniger ungünstiges (2 : 1) ist; bei dieser Aufstellung haben wir die liberalen Antisemiten außer Betracht gelassen. Der Wohl-situierte hält eben eher noch ein Tagblatt als ein Armer auch nur ein Wochenblatt. Ist also die liberale Presse dadurch, daß sie bei den Bemittelten ihre Abnehmer sucht, von vornherein besser daran, so kommt ihr auch noch dazu die Kraft und Macht des Geldes in organisatorischer Beziehung zu statten. Für ihre Presse haben die Liberalen immer Geld. Auf christlicher Seite hat man erst in den letzten Jahren angefangen, praktisch der Lösung der Pressefrage näher zu kommen, indem der Presse Geld zur Verfügung gestellt wurde. Hierzu mußte, da einzelne Besitzende nicht zum Geben bereit waren, eine große Organisation geschaffen werden, welche die nötigen Geldmittel aus den breiten Schichten in kleinen Beträgen sammelt und gesammelt dem großen Werke zuführt. Diese Organisation besteht im Piusverein, der die katholische Presse subventioniert, aber er

tut noch weit mehr: er propagiert auch die Idee der Notwendigkeit dieser Presse, der Notwendigkeit des Ersatzes der glaubensfeindlichen Presse durch vom christlichen Geiste getragene Zeitungen. Das letzte Jahr hat dem Piusverein, der bereits gegen 200 Ortsgruppen zählt, wieder reichlichen Erfolg gebracht, und dieser drückt sich nicht nur in den Summen aus, die den katholischen Blättern zur Verfügung gestellt wurden, sondern auch in dem Wachstum dieser Blätter, zumal der in Wien erscheinenden. So ist die 1893 in erster Linie durch den damaligen böhmischen Landtagsabgeordneten und Begründer der Christlichsozialen Partei in Nordböhmen, Ambros Dvřik, ins Leben gerufene „Reichspost“ (Chefredakteur Dr. Friedrich Funder) im Herbst 1907 aus einem Abend- in ein Morgenblatt größeren Formates umgewandelt worden, was neben ihrem gebiegenen Inhalt dazu beigetragen hat, die Zahl ihrer Abnehmer zu verdreifachen. — Bei dem seit 1860 bestehenden „Vaterland“ ist an Stelle des langjährigen, um die katholische Sache in Osterreich hochverdienten Chefredakteurs Jakob Inthal der frühere Redakteur des „Bayrischen Kurier“ Paul Sieberz getreten; als Eigentümer des Blattes zeichnet seitdem der Verein „Patria“. Mit diesen redaktionellen Veränderungen Hand in Hand ging auch eine Erweiterung des Blattes nach der Seite, daß ihr eine tägliche Abendblattbeilage „Die Welt“ und drei Wochenbeilagen, „Die Kirche“, „Soziale Rundschau“ und „Literarische Rundschau“, beigegeben wurden. — Außerdem ist in der „Neuen Zeitung“, deren Redaktion zuerst dem Lyriker Franz Eichert übertragen wurde, der katholischen Presse im Berichtjahre ein wichtiger Mißstreiter entstanden. Es ist dies ein allmorgendlich erscheinendes illustriertes Bierhellerblatt, welches dem Lesebedürfnis der weitesten Schichten entgegenkommen soll — wie das im liberalen Lager z. B. durch das „Wiener illustrierte Extrablatt“ oder die „Kronen-Zeitung“ geschieht — und dessen Bestehen und Gedeihen von Wichtigkeit ist. — Anderseits hat ein Organ der Christlichsozialen Partei im Laufe des verflossenen Jahres bedauerlicherweise zu bestehen aufgehört: die 1870 begründete „Deutsche Zeitung“, die mit der „Reichspost“ verschmolzen wurde. — Von sonstigen katholischen Blättern bestehen in Wien nach wie vor das einmal täglich erscheinende „Neuigkeits-Weltblatt“ (begründet 1873, Chefredakteur A. Kirsch), ein besonders in der Provinz stark verbreitetes Blatt, von welchem auch eine Wochenausgabe und eine dreimal wöchentlich erscheinende Ausgabe existieren; dann die an jedem Sonntag herauskommende „Christlichsoziale Arbeiterzeitung“ (begründet 1895, Chefredakteur Leopold Kunschak) mit der Beilage „Illustriertes Unterhaltungsblatt“, die „Wiener Montags-Zeitung“ (begründet 1905, Chefredakteur Ludwig Schwennhagen), die für die Idee „Groß-Osterreich“ eintritt, das Sonntagsblatt „Osterreichische Volkspresse“ (seit 1898, Chefredakteur Hermann Vielohlawek), das seit 1869 vom Klagenfurter St. Josefsverein herausgegebene, dreimal wöchentlich erscheinende „Volkssblatt für Stadt und Land“ (Chefredakteur Franz Eichert)

und die „Erste niederösterreichische Zeitung für Stadt und Land“ (begründet 1891, Chefredakteur F. A. Schner), die das offizielle Organ des Wiener christlichen Frauenbundes ist. — Auf dem rassenantisemitischen Standpunkt steht das 1888 begründete, zweimal täglich erscheinende „Deutsche Volksblatt“ Berganis (Chefredakteur Julius Bagelt).

Auch die christliche Provinzpresse hat im letzten Jahre erhebliche Fortschritte aufzuweisen. So ist u. a. in Innsbruck ein neues Tagblatt geschaffen worden (Tiroler Volksblatt), in Linz und in Graz sind Zweiheller-Tagblätter entstanden, von welchen besonders das in Graz erscheinende sich bedeutenden Erfolges rühmen kann. Auch die Wochenblätter haben an Zahl zugenommen. Was aber weit wichtiger ist: alle Organe der katholischen Presse haben qualitativ einen bedeutenden Aufschwung zu verzeichnen. Das ist in erster Linie der Wirksamkeit der vom Piusverein herausgegebenen Zeitungskorrespondenz zuzuschreiben, welche von Wien aus die gesamte katholische Presse in vorzüglicher Weise mit Nachrichten und Artikeln aus besten Federn versorgt.

Wenn somit konstatiert werden kann, daß auf dem Gebiete der christlichen Presse trotz aller Schwierigkeiten, trotz der übermächtigen Konkurrenz der liberalen Presse Bedeutendes erzielt wurde, so bleibt nichtsdestoweniger im Hinblick auf die oben geschilderten tatsächlichen Verhältnisse noch immer unendlich viel zu leisten. Es müssen immer neue Kreise für die christliche Presse gewonnen werden. Damit dieses möglich sei, müssen die Zeitungen gut redigiert werden, und um wieder dies zu ermöglichen, müssen Kapitalien flüssig gemacht werden, was aber nur dann geschehen kann, wenn die richtige Wertschätzung der christlichen Presse bei den Besitzenden Platz greift. Die Glieder dieser logischen Kette scheinen nach dem Prinzip angeordnet, daß zuerst die am schwierigsten, zuletzt die am leichtesten zu erfüllenden Bedingungen genannt seien. Doch gerade das Umgekehrte ist der Fall. Oben fehlt's am meisten. Wäre erst das Verständnis für Wert und Bedeutung der christlichen Presse bei denen, welche man die *beati possidentes* zu nennen pflegt, vorhanden, so fügten sich die andern Glieder der Kette ganz von selbst an. Vielleicht gelingt dem Piusverein mit der Zeit auch dieses schwere Werk. Dann wird ein künftiger Jahresbericht weit Erfreulicheres melden können.

V. Wissenschaften.

1. Theologie.

Von Dr Ignaz Seipel.

Das Leben der Kirche — dieses größten Reiches, des gewaltigsten sozialen Organismus der Welt — ist vielgestaltig wie kein anderes. Und dem, der die Zeitgeschichte schreiben will und dem keine der Lebensregungen der Kirche entgangen wäre, böte sich bei der Fülle derselben immer noch die ungeheure Schwierigkeit, deren größere oder geringere Bedeutsamkeit abzuschätzen, den Zusammenhang, in dem sie untereinander stehen, zu erkennen, die Richtlinien der Bewegungen, denen sie ihr Dasein verdanken, aufzuzeigen. Alles dies wird erleichtert durch die Betrachtung der theologischen Literatur. Diese stellt den bleibenden, daher wiederholt und gründlich untersuchbaren Niederschlag jener Bestrebungen und Bewegungen dar, die innerhalb der zu würdigenden Zeit das Leben der Kirche beherrscht haben. Gewiß wird keine der wichtigeren unter diesen Bewegungen sein, die nicht in dem einen oder dem andern Buche einen Ausdruck gefunden hätte. Dafür bürgt uns schon die Eigenart unseres Zeitalters. Man hat dieses mit Recht ein papierenes genannt. Fast alles, was heutzutage die Geister beschäftigt, findet alsbald durch die Druckerpresse den Weg in die Öffentlichkeit. Darum wird, wer die Richtungen darstellt, die in der kirchlich-theologischen Literatur des letztverflohenen Jahres zutage treten, dadurch einen nicht unwichtigen Beitrag zur Zeit- und Kulturgeschichte liefern.

Vor mir steht in Reih und Glied eine stattliche Anzahl der Bücher theologischen und populär-religiösen Inhalts, die während des Jahres 1907 im deutschen Sprachgebiete erschienen sind. Wenn wir sie nach dem Inhalte zusammenstellen, so wie sie sich auf den ersten Blick hin präsentieren, ohne daß wir einstweilen auf die Einzelheiten, die sie enthalten, eingehen, so fallen doch schon drei große Richtungen auf, die wie immer so auch im Berichtsjahr in der theologischen Literaturarbeit nebeneinander gingen. Die eine Richtung zeigt uns diese im Bann der Zeitereignisse. Die andere stellt die stille, nur auf die Erweiterung der Erkenntnis gerichtete, stetig fortschreitende

Gelehrtenarbeit dar. Die dritte endlich umfaßt das weite Gebiet jener Schriften, die praktisch-religiösen Zwecken dienen, der Seelsorge, dem Unterricht, der Pflege der Frömmigkeit. Doch greifen diese Richtungen vielfach ineinander. Mitunter finden sich zwei von ihnen fast zu gleichen Teilen im selben Werke. Wie Kette und Einschlag eines Gewebes halten und verstärken sie sich gegenseitig. Trotzdem sei im folgenden eine Abgrenzung dieser Richtungen versucht.

I. Die kirchliche Literatur im Banne der Zeitereignisse.

Was das innerkirchliche Leben betrifft, stand das Jahr 1907 sicher im Zeichen des Kampfes gegen den Modernismus, in welchen die oberste kirchliche Autorität selbst durch eine Reihe bedeutungsvoller Kundgebungen eingriff. Die hierauf bezüglichen literarischen Erscheinungen sind bereits im Abschnitte „Kirchliches Leben“ (S. 10 ff) gewürdigt worden. Es erübrigt nur noch, auf die Hauptschrift in der Schell-Frage, Professor Dr. E. Commer's „Hermann Schell und der fortschrittliche Katholizismus“ (Wien, Kirch), etwas näher einzugehen. Die erste Auflage dieses Buches war drei Monate nach dem Erscheinen vergriffen. Anfang 1908 ist es in zweiter, neu bearbeiteter und bedeutend vermehrter Auflage erschienen. Diese Neuauflage, die eine Übersicht über „Die Schell-Commerfache in der Tagespresse“ von Prälat Dr. M. Gloßner und eine Sammlung von Dokumenten, die für die Beurteilung Schells von Belang sind, enthält und überdies auch im Texte allenthalben auf die Flut von Schell-Büchern und -Aufsätzen Rücksicht nimmt, kann wohl als abschließend bezeichnet werden. Commer zeigt zunächst Schell im Lichte seiner Verehrer, gibt dann eine allgemeine Charakteristik von diesem und bespricht jene seiner Lehren, die vom Standpunkte der katholischen Theologie aus zu beanstanden sind, im einzelnen. Diese sind der neue Gottesbegriff Schells, dessen Konstruktion der Trinität, die ihm eigentümliche Auffassung von der Person und dem Werke des Erlösers, sein unzulänglicher Begriff der Gnade, seine Irrtümer in der Sakramentenlehre und endlich seine eschatologischen Lehren, deren Neuheit und Unhaltbarkeit schon zu Lebzeiten ihres Urhebers mehrere Gegenschriften veranlaßt haben. Des weiteren erörtert Commer Schells Stellung zur kirchlichen Autorität. Dieses Kapitel ist zwar nicht dogmatisch, aber für den oben besprochenen Streit praktisch das Wichtigste im ganzen Buche. Ein eigener größerer Abschnitt befaßt sich mit dem fortschrittlichen Katholizismus in seinen verschiedenen Schattierungen als Reformkatholizismus, fortschrittlicher Katholizismus im engeren Sinne und radikaler Reformkatholizismus. Diesem gegenüber wird am Schlusse des Werkes der wahren katholischen Reform das Wort geredet¹. Der nicht ganz leidenschaftslose, mitunter stark ironische

¹ Reformvorschläge dieser Art, d. h. solche, die nicht in anruchigen „Reformismus“ verfallen, übrigens auch eigentlich nicht auf Reform der Kirche, sondern auf

Ton, in dem Prälat Commers Buch abgefaßt ist, hat auch manchen, die sich sachlich mit ihm einverstanden erklärten, nicht gefallen und vielleicht zur Verschärfung der Gegensätze beigetragen. Was die dogmatische Seite des Werkes anlangt, wird gewiß niemand mit Erfolg gegen dieses etwas einwenden können. Übrigens ist in der neuen Auflage, die auch schon wegen des viel größeren Umfangs nunmehr als alleinmaßgebend anzusehen ist, der Ton, ohne daß sachlich irgend etwas zurückgezogen worden wäre, ein wenig verändert, die Ironie gemildert.

Von Ereignissen der letzten Jahre, die für die äußerlich-rechtliche Stellung der Kirche wichtig sind, ist das bedeutendste die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich. Dies spiegelt sich auch in der theologischen Literatur wider. Freilich handelt es sich dabei zunächst um Vorgänge in einem andern als dem deutschen Sprachgebiete. Da aber die Katholiken des Erdkreises dem bekannten Apostelwort zufolge zusammenhängen wie die Glieder eines Leibes, da übrigens Frankreich gerade so wie in Kunst und Literatur, so auch in sozialen, politischen und kirchenpolitischen Fragen Schule zu machen pflegt, hatten auch die deutschen Theologen Anlaß genug, sich über die Trennung von Kirche und Staat auszusprechen. Professor Dr. Joh. B. Sägmüller in Tübingen hat hierüber eine kanonistisch-dogmatische Studie veröffentlicht, „Die Trennung von Kirche und Staat“ (Mainz, Kirchheim), die er dadurch besonders wertvoll machte, daß er in sie 13 wichtige Aktenstücke aufnahm, angefangen von dem französischen Trennungsgesetz vom 9. Dezember 1905 bis zu den Dokumenten betreffend die Pachtung der französischen Kirchen vom Februar 1907. Der Grazer Professor Dr. Joh. B. Haring hat dasselbe Problem mehr vom historischen Standpunkt aus beleuchtet (Kirche und Staat. München, Münchener Volksschriftenverlag). Beide stimmen in ihrem Endurteile überein: da Kirche und Staat zahlreiche Interessen gemeinsam haben, ist die Trennung beider keine befriedigende Lösung der Frage nach dem besten Verhältnisse zwischen ihnen. Mitunter freilich mag sie als das geringere Übel erscheinen, wenn nämlich die Kirche bisher von der Staatsgewalt geknechtet war.

Über die orientalische Kirchenfrage hat Prinz Max, Herzog zu Sachsen, einen Band Vorlesungen herausgegeben (Freiburg [Schweiz], Schwend). Sie zeichnen sich durch gründliche Kenntnis des christlichen Orients aus, die nicht nur auf jahrelangen Studien, sondern auch auf eigener Anschauung beruht. Sichtlich ist der Verfasser bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen und so hüten und drüben einer vollständigen und dauernden Union Freunde zu gewinnen. Er sucht dies hauptsächlich

Anderungen in der Taktik der deutschen Katholiken abzielen, enthält die Broschüre: „Ein Aktionsprogramm der deutschen Katholiken“ von Pankratiafesz (Samm i. B., Breer u. Thiemann).

dadurch zu erreichen, daß er zeigt, wie sich die heutigen Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben. Dementsprechend füllen nach einleitenden Bemerkungen über die Geographie und die Völker des Orients die Darlegung des Werdens der orientalischen Kirchenfragen und die Geschichte der Unionen den größeren Teil des Buches.

Ein Bild vom gegenwärtigen Stand der katholischen Kirche auf dem Erdenrund zeigt das Prachtwerk „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild“, dessen zweiter und dritter Band in der neu erschienenen Auflage in einen Band zusammengezogen wurden (Bd II: Die katholische Kirche auf dem Erdenrund. München, Allg. Verlagsgesellschaft). Zur Herausgabe haben sich die Prälaten Dr. P. M. Baumgarten (Rom) und Professor Dr. Heinr. Ewoboda (Wien) mit zahlreichen Fachgenossen vereinigt.

II. Die theologische Gelehrtenarbeit.

1. Apologetisches.

Mehr als andere Zweige der theologischen Literatur sind die Schriften apologetischer Art vom herrschenden Zeitgeist in Inhalt und Richtung bestimmt. Jede Zeit bringt ja der Kirche neue Angriffe. In unsern Tagen richten sich diese mit Vorliebe gegen die Moral des Christentums. Die Gesellschaften für ethische Kultur, die anfangs nur denen, die nun einmal religiöser Grundlagen für ihr sittliches Leben entbehren, einen Ersatz für diese bieten sollten, kehren immer mehr eine religionsfeindliche Tendenz hervor. Praktisch betätigt sich diese Gesinnung, indem man immer lauter den Ruf nach „freien Schulen“ erhebt, das ist nach solchen, in denen ein religionsloser Sittenunterricht die Stelle des religiösen Unterrichts ersetzen soll. Fremdgesellschaftlich, lohnfüchtig, weltflüchtig und kulturfeindlich, Leib und Leben verachtend nennt man die christliche Moral und sucht sie durch viele ähnliche Beschuldigungen zu Gunsten einer rein philosophischen Sittenlehre herabzusetzen. Eine wirksame Apologie solchen Angriffen gegenüber ist das schöne Buch P. Viktor Cathreins S. J. „Die katholische Moral in ihren Voraussetzungen und ihren Grundlinien“ (Freiburg, Herder). Es kehrt dabei die apologetische Tendenz nirgends aufdringlich hervor. Einen Wegweiser in die Grundfragen des sittlichen Lebens für alle Gebildeten nennt es sich, und das ist es auch. Durchaus wissenschaftlich fundiert, hält es in der Darstellung zwischen rein gelehrten und volkstümlichen Werken glücklich die Mitte. Stufenweise führt es den Leser zum Heiligtum der katholischen Moral empor. Zuerst verschafft es Klarheit über den Menschen, seinen Ursprung, sein Wesen und sein Ziel, sich dabei ausschließlich an die natürliche Vernunft des Lesers wendend. Dann zeigt es ihm die Möglichkeit einer höheren Erkenntnis, als die natürliche Vernunft sie gewähren kann, mit

Hilfe der übernatürlichen Offenbarung. Die Lehre von der Gottheit Christi und von der Kirche und ihren Eigenschaften, die sich nur in der römisch-katholischen finden, schließt sich daran. „Grundlinien der katholischen Moral“ betitelt sich der dritte Teil. Wieder wird vom Endziel des Menschen gesprochen, nummehr aber vom Standpunkt des Christentums aus. Das natürliche Sittengesetz wird gewürdigt. Die drei fundamentalen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, erscheinen als die erste und wichtigste Aufgabe der sittlichen Ordnung. An ihre Darstellung schließt sich die Erörterung der drei Pflichtkreise des Menschen: gegen Gott, gegen den Nebenmenschen und gegen sich selbst, der wieder die Auseinanderlegung der wichtigsten Standespflichten, nämlich jener des Ehe- und des Ordensstandes, folgt. Die nächsten zwei Kapitel sind die eigentlich der Verteidigung der christlichen Moral gewidmeten. Das eine weist die oben aufgezählten Vorwürfe gegen diese zurück. Das zweite bespricht die Beziehungen zwischen Religion und Moral. Das letzte Kapitel endlich handelt vom Gewissen, von der Pflicht, ihm zu folgen und es zu bilden. — Die modernen Sittlichkeitstheorien unterzog auch Dr. Josef Holzmann der Kritik: „Moderne Sittlichkeitstheorien und christlicher Lebensideal“ (Straßburg, Le Roux). Nachdem er den Begriff und das Wesen des Sittlichen auseinandergesetzt, untersucht er die Sittlichkeitstheorien des materialistischen Utilitarismus, der darwinistischen Entwicklungstheorie, der Naturphilosophie, des pantheistischen Pessimismus und die Kants und entwirft ihnen allen gegenüber am Schluß das Bild des christlichen Lebensideals. — Diesem widmete Dr. Bernh. Strehler eine eigene apologetische Moral-Studie: „Das Ideal der katholischen Sittlichkeit“ (Breslau, Aberholz). Er erweist in ihr die katholische Sittenlehre als theonom und theozentrisch und versucht diese Eigenschaften als Vorzüge, nicht als Fehler, aufzuzeigen. — Strauß und Nietzsche haben das Christentum ein Evangelium der Schwäche und Decadence genannt und ihm jedes Verständnis für die gesunde, starke Persönlichkeit abgesprochen. Mit dem Nachweise, daß dem nicht so sei, beschäftigt sich Professor Dr. Franz Sawicki in seiner Schrift „Katholische Kirche und sittliche Persönlichkeit“ (Köln, Bachem). — Als neues Buch verdient Professor Dr. R. Gutberlets „Die Willensfreiheit und ihre Gegner“ verzeichnet zu werden, obwohl es den Vermerk „Zweite Auflage“ trägt (Zulda, Aktiendruckerei); denn diese zweite Auflage ist gegenüber der im Jahre 1893 erschienenen ersten so bedeutend vermehrt und bringt so viel Neues, daß sie einem neuen Werke gleichkommt. In der Zeit zwischen den beiden Auflagen ist der Kampf um die Willensfreiheit in ein neues Stadium getreten: während er früher philosophisch-theoretisch geführt wurde, liebt man jetzt ein mehr praktisches Vorgehen. Man beobachtet die verschiedenen Arten von Geistesstörungen und untersucht deren Einfluß auf die Willensstätigkeit. Daraus hofft man Waffen für den

Determinismus schmieden zu können. Durch diese Frontänderung der Gegner wurden die neu zugewachsenen Kapitel des vorliegenden Buches veranlaßt. Sie handeln von der Stellung, welche die Willensfreiheit in der Psychopathologie, im Strafrecht, in der protestantischen Theologie einnimmt, und von der sittlichen Freiheit. Eine gründliche Umarbeitung und Erweiterung hat auch das Kapitel über Moralstatistik erfahren. Bei dem großen allgemeinen Interesse, das den dabei berührten Fragen zukommt, sei es mir gestattet, das Ergebnis, zu dem der Verfasser gelangt, mit dessen eigenen Worten hierher zu setzen: „Ich gebe gerne zu, daß fast alles bei menschlichen Entscheidungen auf Charakter, Erziehung und die äußeren Verhältnisse ankommt, in welche uns die Vorsehung gesetzt hat, und also der Spielraum unserer Freiheit meist ein sehr engbegrenzter ist. Nur zum geringeren Teil können wir frei unsere Lebensschicksale bestimmen. Einen mächtigen Widerhall fand z. B. in meinem Innern der schöne Passus über das ‚Nichte nicht‘ in der ‚Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins‘ von Ed. v. Hartmann, und ich bin subjektiv sehr geneigt, die Unfreiheit der Gewohnheitsfünder viel weiter auszudehnen, als es durchweg von unsern Moraltheologen geschieht. Ich begrüße mit Freuden die humanen Bestrebungen der Lombrososchen Schule und der modernen Strafrechtspflege, insofern sie größere Vorsicht und Milde in der Beurteilung und Bestrafung ‚geborener Verbrecher‘ anempfiehlt. Nicht mehr Unwille und Verurteilung wie in jüngeren Jahren, sondern inniges Mitleid ist das Gefühl, das mich auch dem scheußlichsten Verbrechen gegenüber beherrscht. Aber trotz allen diesen dem Determinismus günstigen Stimmungen habe ich den Gründen gegen die Willensfreiheit nicht die mindeste Beweiskraft abgewinnen können. Da also die aus der Natur des geistigen Erkennens und Wollens entnommenen Gründe für die Freiheit unwiderleglich und die Gründe, welche zur Verdächtigung der allgemeinen Überzeugung der Menschheit und des klaren Zeugnisses des Bewußtseins von der Freiheit ins Feld geführt werden, nichtig sind, so muß dieselbe als unumstößliche Tatsache angesehen werden. Diese Tatsache ist aber zugleich so fundamental, daß mit ihrer Leugnung nicht bloß alles sittliche Leben, was jedem Unbefangenen unmittelbar klar ist, sondern selbst das intellektuelle Leben vernichtet wird“ (S. 457). — Zur moral-apologetischen Literatur im weiteren Sinn kann man, wenn es auch nicht von einem zünftigen Theologen verfaßt ist, ein kleines Schriftchen eines süddeutschen Arztes, Dr. H. Moeser, rechnen: „Das kirchliche Fasten- und Abstinenzgebot in gesundheitlicher Beleuchtung“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann). Seine rein medizinischen Auseinandersetzungen gipfeln in dem Satz: Eine zeitweilige mäßige Nahrungsbeschränkung, wie sie die Kirche in ihrem Fastengebote verlangt, ist nicht nur weit entfernt davon, einen nachteiligen Einfluß auf unsere Gesundheit auszuüben, sondern vielmehr durchaus geeignet, sich für diese überaus nützlich zu erweisen, und wir haben

daher alle Ursache, für die uns durch die Kirche gebotene Gelegenheit zur Übung weissen Maßhaltens in Speise und Trank uns dankbar zu erzeigen und klugen Gebrauch von ihr zu machen. Der Verfasser wäre überdies dafür, das Fasten ein wenig auszubehnen, nämlich auch ohne ausdrückliches Gebot der Kirche die Beschränkung oder gänzliche Enthaltung von allen geistigen Getränken als freiwillige Fastenpflicht anzuerkennen.

Nehmen so die Schriften, die der Verteidigung der katholischen Moral dienen sollen, einen ziemlich bedeutenden Raum ein, so fehlt es doch auch an Apologien auf andern Gebieten der christlichen Lehre nicht. In den „Theologischen Studien der Geogefellschaft“ (herausgegeben von A. Ehrhard und Fr. M. Schindler, Wien, Mayer) erschien „Der naturalistische Monismus Haedels auf seine wissenschaftliche Haltbarkeit geprüft“ von Dr. Jos. Engert. Die Schrift, die von der theologischen Fakultät in Würzburg mit einem Preise gekrönt wurde, ist die Lösung einer auf Wunsch Hermann Schells gestellten Frage. Sie legt die Ansichten Haedels in präziser Fassung vor und widerlegt sie. Der Reihe nach kommen die Probleme des Naturlebens, die psychischen Probleme, die der Kosmologie und schließlich das religiöse Problem zur Behandlung. Der naturalistische Monismus, so lautet das Resultat der Arbeit, ist die Frucht der von Descartes und Galilei anfangenden naturwissenschaftlichen, der in Spinoza gegründeten philosophischen Bewegung; befruchtet durch den Entwicklungsgedanken, wie ihn Darwin ausgebildet, hat er sich, stets begünstigt durch die Erfolge der Naturwissenschaft, in der Neuzeit zu imponierender Höhe erhoben. Aber er ist nicht haltbar. Er scheitert an inneren Widersprüchen. Sein Substanzbegriff ruht auf einer logischen *potitio principii*: Denken und Sein decken sich. Er setzt die Erkenntnis als in der Natur der Dinge begründet voraus; diese ist keine Aufgabe, die der Verstand erst zu lösen brauchte. Der Attributbegriff bringt seinerseits einen inneren Widerspruch in die Substanz: entweder sind die Attribute Wesensbestimmtheiten, dann fällt diese in ihre Attribute auseinander; oder sie sind Formen des Verstandes, dann können sie nicht konstitutive der Substanz sein. Das Kausalgesetz auf mechanische Folgeverhältnisse einzuschränken, ist Dogmatismus. Die Entwicklung im Sinne des Monismus selbst fällt in sich zusammen, wenn sie bloß ewiger Kreislauf sich verschlingender Weltzustände ist. Es gibt kein Werden, keine Entwicklung, keine Substanz ohne die Grundlage und ewige Gegenwart eines überräumlichen und überzeitlichen Geisteslebens. Wahrt die Philosophie des Kampfes ums Dasein und der mechanischen Weltentwicklung ihre eigenen Grundsätze, dann gibt es keine idealen Größen. Wenn aber der Monismus festhält an den idealen Prinzipien, dann erkennt er neben dem Reiche der mechanischen, rein äußerlichen Entwicklung im Kampf ums Dasein ein Reich der Ideen an, überfinnlcher, für sich verpflichtender und wertvoller Größen, die ihrerseits wieder einen Halt

brauchen. Haedels Charakterbild zeichnet Engert folgendermaßen: Persönlich liebenswürdig und hilfsbereit, von allen gerühmt, die ihn kennen; in seinem Arbeiten und Denken kraftvoll und energisch, aber dogmatisch abgeschlossen; tief mit ursprünglicher Kraft, dann wieder befangen durch schwere Vorurteile; herb und rücksichtslos, aber ehrlich, dabei eingenommen gegen alles, was nicht zu seiner Fahne schwört; Objektivität des Urteils scheint ihm fremd. Das Christentum kann er nie innerlich in sein Denken und Leben aufgenommen haben, sonst könnte er nicht aus so viel falschen Vorurteilen heraus das Christentum verurteilen (a. a. O. 341 ff). — Ein neues Unternehmen hat Professor Gutberlet begonnen. Er gedenkt im Anschluß an sein Lehrbuch der Apologetik eine Apologie der wichtigsten und schwierigsten Dogmen und Geheimnisse des Christentums herauszugeben. Hierbei soll im Gegensatz zum Lehrbuch das größere Gewicht auf die inneren Kriterien des Offenbarungsglaubens gelegt werden. Die Behandlung soll mehr spekulativ als historisch, die religionsgeschichtliche Methode trotz ihrer derzeitigen Beliebtheit nur in beschränktem Maße angewendet werden. Den Anfang macht ein Band „Gott der Einige und Dreieinige“ (Regensburg, Ranz). Da der Verfasser auch homiletische Zwecke im Auge hat, hat er sich zu gemeinverständlicher Darstellung und breiterer Ausführung entschlossen. — Die Beweise für die Wahrheit, daß „Die katholische Kirche die wahre Kirche Christi“ ist, hat Professor Dr S. Weber in Freiburg i. Br. zusammengestellt (München, Münchener Volkschriftenverlag). — An sonstigen populär-apologetischen Schriften sind eine neue Serie von Bonifazius-Broschüren (38. Jahrgang, Baderborn, Bonifaziusdruckerei), die wie immer eine Anzahl von Tagesfragen apologetisch besprechen, ein Bändchen „Lebensfragen“ von J. Klug (Baderborn, Schöningh) und der erste Band einer „Taschenbuch-Apologie“ von Gennari und Dr Gföllner erschienen (Linz, Presseverein).

In ihrer Art auch eine Apologie der katholischen Kirche, und zwar eine anziehende, sind die „Erinnerungen eines Konvertiten“ von Dr Knud Krogh-Tonning (Trier, Paulinusdruckerei). Der norwegische Theologe gibt in diesem Buche recht ansprechende Schilderungen seiner Kindheit und seiner Jugend, seiner Studien und seines Lebens in Amt und Würden. Auch weiß er durch manchen fein beobachteten Zug für seine nordische Heimat unser Interesse zu wecken. Aber das alles ist nicht die Hauptsache. Diese erblicke ich vielmehr in dem, was er von den Predigten, die er als Pastor der lutherischen Staatskirche hielt, und von seinem literarischen Schaffen erzählt. Immer katholischer wurden seine Predigten und seine Bücher, immer mehr fesselten ihn jene Probleme, die für die Lösung der Kirchenfrage entscheidend werden mußten. Dabei hat Tonning nicht etwa Vorurteile zu Gunsten der alten Kirche gehabt. Im Gegenteil, er suchte bis zum äußersten die lutherische Staatskirche und seine Stellung in ihr zu verteidigen. Ganz eigentümlich berührt es, wenn man beobachtet,

wie nahe er manchmal schon lange vor seiner Konversion der katholischen Wahrheit gekommen war, wie er aber im letzten Augenblick noch eine Schwentung vollzog oder durch künstliche Konstruktionen über Schwierigkeiten hinwegzukommen suchte, die daran waren, ihn aus der Konfession, der er durch Geburt, Erziehung und Amt angehörte, hinauszutreiben. — Mit diesem Buche scheint mir ein anderes ein wenig verwandt zu sein, dem freilich vom Herausgeber ein anderer Platz zugedacht ist, nämlich Johann Heinrich Kardinal Newman's „Ausgewählte Predigten auf die Sonntage des Kirchenjahres und die Feste des Herrn“ (Rempten, Kösel). Die Predigten stammen aus der anglikanischen Zeit des späteren Kirchenfürsten. Der Übersetzer, Dr G. M. Dreves, macht darauf aufmerksam, daß sie schon ganz katholisch seien. Nun, daß ihnen ihre Herkunft gar nicht anzumerken wäre, möchte ich nicht sagen, wenn ich auch gern zugebe, daß sie nichts enthalten, was nicht in katholischem Sinne gedeutet werden kann. Aber gerade das, daß Predigten, die von einem anglikanischen Geistlichen gehalten wurden, allerdings von einem, dem es darum zu tun war, seinen Zuhörern das ganze Christentum zu vermitteln, daß diese Predigten sich mit katholischen nahe berühren und wenigstens in allem Wesentlichen nichts anderes enthalten, als was ein katholischer Prediger seinen Gläubigen auch sagt, das ist eine Apologie für unsere Kirche und ihre Lehre. Als homiletisches Hilfsbuch werden sich diese Predigten sehr gut eignen. Sie stammen freilich aus einer andern Welt als der unsrigen, aber gerade das bewirkt, daß sie sich nicht in ausgetretenen Geleisen bewegen.

2. Forschungsergebnisse.

Das Lieblingsgebiet theologischer Forschung war im abgelaufenen Jahr, nach der Menge der Schriften zu schließen, die Vergangenheit der Kirche, ihres Lebens und ihrer Lehren. Unsere Kenntnis der allgemeinen Kirchengeschichte, der kirchlichen Literatur-, Dogmen- und Sittengeschichte dürfte in manchen Punkten erweitert oder doch berichtigt und befestigt worden sein. Ich will es versuchen, die hierher gehörigen Arbeiten und ihre Ergebnisse kurz zusammenzustellen. An erster Stelle nenne ich den dritten Band der kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen von Franz X. Funk (Paderborn, Schönigh). Der überaus fleißige Gelehrte, dessen Hand am 24. Februar 1907 im Tode die Feder entfunken ist, hat wie in den früher herausgegebenen beiden Bänden auch in diesem eine große Zahl von Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitschriften verstreut erschienen waren, gesammelt. Trotz vielfacher Umarbeitungen, Kürzungen oder Erweiterungen vertritt er, soviel ich sehe, in keinem einen andern Standpunkt, als er ihn beim ersten Abdruck der betreffenden Aufsätze eingenommen. Diese sind meist kritischer Art. Es erschien wohl kaum ein bedeutenderes Buch,

noch wurde eine Quellschrift publiziert, die für die Geschichte der Kirche, namentlich aber des christlichen Altertums, von Wert waren, ohne daß Funk dazu Stellung genommen hätte. Ein Nachtrag zu seiner Abhandlung über die Berufung der allgemeinen Synoden des Altertums war seine letzte Arbeit. — Andr. Frhr v. Dipauli hat „Die Irrisio des Hermias“ zum Gegenstand einer Untersuchung gewählt (Paderborn, Schönningh). Es handelte sich ihm um die Feststellung des Ortes und der Zeit der Abfassung und womöglich des Autors dieser altchristlichen Schrift. Er findet, daß der Boden, auf dem die Irrisio entstand, Kleinasien, das klassische Land der altkirchlichen Apologetik, war. Der Zeit nach setzt er sie zwischen 180 und 220. Der Verfasser, Hermias, über den übrigens auch er nichts Näheres mitteilen kann, erfährt von ihm eine günstigere Beurteilung, als man sie ihm sonst zu teil werden läßt. Er ist ihm nicht der geistlose Schriftsteller, als den ihn einige hinstellen wollen. Im Gegenteil: seine Darstellung ist voll geistreicher Pointen und witziger Einfälle. Eine streng logische Beweisführung sucht man in Hermias' Schrift allerdings vergebens. Er wollte nur das Philosophentwesen seiner Zeit karikieren, und das ist ihm gelungen. — Über den „Kirchenbegriff Tertullians“ veröffentlichte Dr Karl Adam in München eine dogmengeschichtliche Studie (ebb.). Er zeichnet zunächst den zeitgeschichtlichen Hintergrund und gibt dabei eine eingehende Charakteristik Tertullians. Dessen Persönlichkeit, sagt er, belebte die trotzige Willenskraft des Übermenschen, die sprühende Glut des Südens: sie atmet sich aus in beißender Satire gegen die Feinde, in unbändigem Heiligkeitsstürmen gegen das Himmlische. Sein Verdienst war es, daß er mit der rücksichtslosen Faust und dem echten Ungefüm des Karthagens alles heidnische Schlinggewächs vom christlichen Heiligen Geist-Tempel herabriß. Dabei hat er allerdings das Reinigungsgeschäft allzu säuberlich gehandhabt. Manches fiel dem Reformator zum Opfer, was eine gewisse Daseinsberechtigung hatte. Das ersetzte er dann durch phantastisch-rigoristischen Aufpuß. Erschreckende Konsequenz tyrannisierte seine Feder. Sie führte ihn zu seinem übertriebenen Heiligkeitsbegriff. Weil dieser seine Auffassung der christlichen Heiligkeit war, hielt ihn seine starke Individualität auch für den allein richtigen. Schrift und Tradition waren a priori zum Erweise dieser Art Heiligkeit bestimmt, und wenn sie sich sträubten, half rhetorische Kunst nach. Jedoch ist dies nicht innerliche Unaufrichtigkeit, sondern nur ein Ausdruck seines ungefümen Willenslebens, sozusagen das Ausschlagen seiner Individualität gegen alles außer ihr Liegende. Dennoch war er kein Egoist. Dem rauhen, knorrigen Stamm eignete vielmehr ein überraschend weiches Mark und eine tiefe Innerlichkeit, eine mystische Zartheit. Seine ganze gewaltige Selbstkraft arbeitete nicht für sich, sondern für Gott. Aus diesem Charakter erklärt sich die Stellung Tertullians zur Kirche. Der Verfasser unterscheidet im weiteren füglich zwischen dem katholischen und dem montanistischen Ter-

tullian. Doch enthält dessen Kirchenbegriff in der katholischen Zeit schon das im Keim, was in der montanistischen zur Entfaltung gekommen ist. Seine Grundanschauung vom Christentum bestand darin, daß er den innersten Kern des Evangeliums, das letzte zwingende Agens des christlichen Lebens, nicht in der reinen Gottesliebe, sondern in der Gottesfurcht fand. Weil die Gerechtigkeit Gottes erst beim letzten Gericht zur vollen Offenbarung kommen kann, gewinnt das Furchtprinzip fast durchweg eschatologischen Charakter. Tertullians Christentum trägt den Stempel der baldigen Weltkatastrophe. Darum hat es notwendig das Gepräge des Hartenden, Unruhigen und Unfertigen. Es erscheint ihm fast nur als Übergangsstadium. Für eine stabile Kirchenorganisation hatte er daher nie volles Verständnis. Er betont die Heiligkeit der Kirchenglieder so sehr, daß er sie zuletzt sogar als Wesenskonstitutiv der Kirche gefaßt wissen will. Trotzdem faßt er in seiner katholischen Zeit die Kirche sowohl als Lehreinrichtung wie auch als Wächterin der Disziplin und als Mittlerin der Gnade. Was das Subjekt der Lehre anlangt, hat er mit vollster Entschiedenheit das Lehrrecht der Individuen als solcher zurückgewiesen. Die Erscheinungsform der kirchlichen Lehrautorität findet er zunächst in der Glaubensregel der apostolischen Kirchen, in tieferem Grunde im Zusammenklänge der Gesamtkirchenlehre, d. h. in der Glaubensregel der vom Heiligen Geist geleiteten Kirche schlechthin. Dem Range nach unter der Glaubensregel steht die Sittenregel, doch ist auch sie von Gott. Sie begreift alle in der Heiligen Schrift auch nur andeutungsweise enthaltenen sittlichen Vorschriften. Das ganze Leben des Christen ist von ihr beherrscht. Die Christenheit erscheint als eine gutgedrillte, kampfesfrohe Armee. Die Disziplin kann und darf nur Vollkommenstes wirken. Sie ist unwandelbar wie die Glaubensregel. Durch diese und die Sittenregel erscheint die Kirche primär als Gesetzeskirche. Tertullian würdigt sie aber von Anfang an auch als Mittlerin aller Gnaden. Indem die Kirche die Sakramente besitzt und spendet, gelangt ihr Gnadenberuf zu lebendiger Offenbarung. Tauffirmung und Eucharistie sind die gewöhnlichen, gottverordneten Lebensquellen des Christen. Nicht ohne Widerstreben fügt Tertullian diesen als außerordentliches Sakrament noch die Buße hinzu. Aus diesen Anschauungen entwickelten sich nach und nach montanistische. Tertullian empfand Verstimmung gegen die Kirchenregierung. Ihre Diener boten ihm Anlaß zum Tadel. Eine mildere Handhabung der Kirchenzucht, welche die zweite Buße ermöglichte und die zweite Ehe gestattete, machte ihn völlig irre. So empfand er das Bedürfnis, neben der Heiligen Schrift und der Disziplin der Kirche nach einer andern Autorität zu suchen. Diese Autorität fand er in der gemeinen Naturvernunft, ratio. Doch kommt ihm diese nur für die disziplinären Fragen in Betracht, in der Glaubensregel hielt er am Präskriptionsbeweise fest. Die aus den katholischen Tagen verbliebene Scheu gegenüber den übernatürlichen Autoritäten führte ihn

dem Montanismus zu, dessen „neue Prophetien“ mit göttlichem Zeugnisse die Postulate der eigenen Vernunft so glücklich beglaubigten. Als Montanist war Tertullian keineswegs ein grundsätzlicher Gegner der hierarchischen Ordnung. Doch hat die neue Prophetie die apostolische Stellung der Hierarchie um ein Bedeutendes eingeschränkt. Ungleich feindseliger als gegen die Kirche der Lehre und Zucht stellte er sich als Montanist gegen die kirchliche Gnadenanstalt. Die aktive Heilsursächlichkeit der Gnade stellte er jetzt ganz hinter persönliche Kraftentfaltung zurück. Die entraitische Einschätzung des Wertlebens beherrschte ihn. Die Sittlichkeit bemaß er ausschließlich an dem Gegensatz von Geist und Fleisch. Das montanistische Kirchengemeinschaftsverhältnis war ein sehr stufenreiches. Die Kirchengnade lebte nach Tertullians nunmehriger Ansicht in der persönlichen Begnadung auf. Damit wurde wenigstens der Idee nach das spezifische Priestertum durch das allgemeine ersetzt. Die Kirche löste sich ihm allgemach aus einer innerlich organisierten Einheitsmacht zu einer nur äußerlich lose zusammengehaltenen Summe von Einzelkräften auf. Die Heilskirche war im Prinzip für unsichtbar erklärt. Doch führte Tertullian seinen Kirchenbegriff nicht rein durch. So sehr er sich auch bemühte, durch die Betonung des Subjektiven im Heilswirken die objektiven Gnadenkräfte zu beseitigen, so sehr sah er sich andererseits wieder genötigt, trotz allem an objektive Heilsursächlichkeit zu glauben und mit den Sakramenten auch die Kirche selbst anzuerkennen. Darum konnte er auch des spezifischen Priestertums nie völlig entraten. — In der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ (XVII 1—72 u. 319—363) hatte Otto Seeck schon im Jahre 1896 eine Abhandlung veröffentlicht, die den Titel trägt „Untersuchungen zur Geschichte des nicänischen Konzils“. In dieser wollte der protestantische Kirchenhistoriker das gegenseitige Verhältnis der Quellen gründlicher, als es bisher geschehen war, untersuchen, die zahlreichen Fälschungen aussondern und die Chronologie der Ereignisse festlegen. Dabei hat er eine Reihe von Hypothesen aufgestellt, die eine Nachprüfung seiner Aufstellungen von katholischer Seite herausforderten. Dieser hat Dr Sig. Rogala in Belplin seine Schrift „Die Anfänge des arianischen Streites“ gewidmet (Paderborn, Schöningh). Seine Untersuchungen umfassen die Zeit vom Ausbruch der arianischen Wirren bis zu Arius' Tod. Sie kommen zu ganz andern Resultaten als die Seecks. Dieser hatte besonders die Glaubwürdigkeit des hl. Athanasius bestritten, ja den großen Kirchenlehrer überhaupt in schlimmem Lichte erscheinen lassen. Er entschuldigte diesen zwar damit, daß die Moralbegriffe im 4. Jahrhundert andere gewesen seien als die unserigen, und daß er in seiner Zeit ein Mann von imponierender Sittlichkeit gewesen sein könne, wenn er auch unsern moralischen Anforderungen nicht entspreche. Nichtsdestoweniger erscheint Athanasius in Konsequenz der Untersuchungen Seecks als ein Mann, der im Interesse seiner Partei vor keiner Lüge zurückschreckte, selbst nicht vor der offenen Fälschung und der verleumderischen Be-

Schimpfung seines toten Gegners. Demgegenüber hat Rogala bewiesen, daß des Kirchenlehrers historische Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Athanasius hatte allerdings kein rein historisches Interesse an den Ereignissen, die er schilderte; er trug in seine Schriften sehr viel von der Hitze des Kampfes hinein, in dem er stand; deshalb waltet in ihnen auch das apologetische und dogmatisch-polemische Moment vor. Aber wo er ein historisches Faktum berichtet, da können wir ihm unbedingt glauben, wenn er sich auch in der individuellen Beurteilung der einzelnen Personen von einem gewissen Subjektivismus nicht freihielt (a. a. O. 114 f). — In einer umfangreichen patristischen Studie legte Regens Dr Joh. Ev. Niederhuber „Die Eschatologie des hl. Ambrosius“ dar (ebb.). Der Verfasser ist schon durch sein im Jahre 1904 erschienenes Buch „Die Lehre des hl. Ambrosius vom Reiche Gottes auf Erden“ bekannt geworden. An dieses schließt sich das vorliegende neue an. Die ambrosianische Eschatologie charakterisiert er folgendermaßen: Die Grundvorstellungen des Kirchenvaters von den endgeschichtlichen Vorgängen und Zuständen stimmen im allgemeinen mit der Offenbarungslehre vollständig überein. Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß einige Neben- und Gegenbestimmungen abweichender, nämlich chiliastischer, platonischer, origenistischer Art in der patristischen Literatur des Orients, aus der sich die Theologie des hl. Ambrosius größtenteils herleitet, ihren merklichen Rückschlag auf dessen Schriften äußern, seltener freilich in Bezug auf den Inhalt als auf die formale Auffassungs- und Darstellungsweise. Die eschatologischen Lehrstücke, die sich in den Schriften des Heiligen bruchstückweise vorfinden, erweisen sich bei genauerer Prüfung keineswegs als heterogene, mehr oder minder sich widersprechende Trümmer einer auf Grund äußerlicher Reproduktionen und Entlehnungen aus griechischen Quellenwerken entstandenen Theologie, sondern als die genuinen Bestandteile eines Lehrsystems, das im Wissensbereich und Vorstellungskreis des Kirchenlehrers als ein in sich abgeschlossenes, organisch gegliedertes, in seinen Teilen harmonisierendes Ganzes vorgelegen ist. — Zwei Schriften behandeln die Stellung von Kirchenvätern dem Problem der Erziehung gegenüber: Seb. Haidachers „Des hl. Johannes Chrysostomus Büchlein über Hoffart und Kindererziehung“ (Freiburg, Herder), welcher 16 mit Glück ausgewählte Abschnitte aus andern Schriften des Heiligen beigegeben sind, und Franz X. Eggersdorfers „Der hl. Augustinus als Pädagoge und seine Bedeutung für die Geschichte der Bildung“ (ebb.). Professor Haidachers Buch führt sich als eine Festgabe zum 1500jährigen Chrysostomusjubiläum ein. Es hätte dieses nicht leicht schöner gefeiert werden können, als es durch die Neuherausgabe des gegenwärtig so gut wie verschollenen Büchleins „Über Hoffart und Kindererziehung“ geschehen ist. Seit es die Mauriner für unecht erklärt hatten, beachtete man es nicht mehr. Haidacher behauptet die Echtheit und stützt diese Behauptung durch recht solide Gründe. Das

Büchlein hat für unsere Zeit, die für Erziehungsfragen so tiefes Interesse zeigt, um so größeren Wert, als der Heilige in ihm nicht mehr und nicht weniger als einen Abriss der Erziehungslehre, und zwar nicht nur für die Schule, sondern für das Haus bieten wollte. Es ist die einzige geschlossene Darstellung einer allgemeinen, für das Weltleben berechneten Erziehungslehre aus altchristlicher Zeit. Es kann wirklich eine allgemeine Erziehungslehre genannt werden, war es doch nicht nur für Gläubige, sondern auch für Katechumenen bestimmt, ja der Verfasser hatte, wie eine Bemerkung im zwölften Kapitel zeigt, sogar heidnische Leser im Auge. — Eggersdorfer hat sein Thema, das von der theologischen Fakultät München im Jahre 1901/02 als Preisaufgabe gestellt worden war, nach historisch-genetischer Methode bearbeitet. Er unterscheidet zwei Perioden in der Pädagogik des hl. Augustinus, eine philosophische und eine theologische. In der ersten war die neuplatonische Philosophie Quelle, aber auch Ziel seiner Erziehungslehre. Es handelte sich ihm also um Erziehung nach philosophischen Grundsätzen zur Philosophie. In der zweiten Periode trat die Philosophie zurück, dafür beschäftigten ihn wichtige Einzelprobleme: heidnische und christliche Bildung, Erziehung des Klerus, Katechumenat. Dieses bereicherte er um die Symbol- und Paternosterreden. Eggersdorfer schickt seinen Darlegungen eine sehr ansprechende Zeichnung des römischen Bildungsideals und eine Schilderung der öffentlichen Erziehung in der römischen Kaiserzeit, die er an Augustins eigenem Jugendleben vorführt, voraus und schließt sie mit einem umfangreichen Kapitel über den Einfluß des hl. Augustinus auf die Pädagogik der Folgezeit ab. — „Die Lehre des hl. Augustin vom Sakramente der Eucharistie“ betitelt sich eine dogmengeschichtliche Studie Doktor Blanks (Paderborn, Schöningh). Sie behandelt die heiligste Eucharistie als Sakrament, ein zweiter Teil über ihren Opfercharakter soll folgen. Die Veranlassung zu dieser Arbeit gab Adolf Harnack, der in seinem Lehrbuche der Dogmengeschichte (3. Aufl., S. 148) behauptet hatte, der hl. Augustinus habe die realistische Auffassung von der Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente abgewehrt. Blank findet hingegen, daß keine einzige der gegen die reale Gegenwart vorgebrachten Stellen aus den Schriften des Heiligen wirklich die Realität des Leibes Christi notwendig ausschließt, wenn auch zugegeben werden muß, daß manche von diesen leicht mißverständlich aufgefaßt werden können, sobald sie losgelöst aus dem Zusammenhang und ohne Berücksichtigung anderweitiger klarer Aussprüche desselben Kirchenvaters, die sicher zu Gunsten der realen Gegenwart lauten, betrachtet werden (S. 117 f.). — Der Schreiber dieser Zeilen hat „Die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter“ unter Beschränkung auf die Zeit bis Augustinus im Zusammenhang darzustellen versucht (Wien, Mayer). Zu diesem Behufe entwarf er zuerst ein Bild vom römischen Wirtschaftsleben in den ersten Jahrhunderten des Christentums, dann führte er die

Lehre der Väter vom Eigentum, vom Erwerbe und vom Gebrauche der irdischen Güter vor, um dann nach einem Rückblick auf die hieher gehörigen Lehren des Evangeliums die innere Entwicklung der wirtschaftsethischen Anschauungen der Kirchenväter in der apostolischen und nachapostolischen Zeit, ferner in der griechischen und römischen Kirche darzustellen. Das Gesamtergebnis der ziemlich weitläufigen Untersuchung faßte er in den Satz zusammen: Alles in allem können wir die wirtschaftsethischen Lehren der Kirchenväter eine mit der Ausbreitung des Christentums Schritt haltende Entfaltung und Anwendung der Lehren des Evangeliums über denselben Gegenstand nennen. Damit trat er Theo Sommerlad entgegen, der in seinem Buche „Das Wirtschaftsprogramm der Kirche des Mittelalters“ S. 215 (Leipzig 1903, Weber) behauptet hatte: „Der Augustinismus ist, das kann man nicht bestreiten, der denkbar größte Abfall von der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre des Evangeliums.“ — Philipp Prinz von Arenberg und S. Thom haben uns mit dem zweiten Bande eines klassischen patriistischen Werkes der englischen theologischen Literatur beschenkt: „Die Allerheiligste Jungfrau bei den Vätern der ersten sechs Jahrhunderte“ von dem Konvertiten P. Thomas Livius C. Ss. R. (Trier, Paulinusdruckerei. Der erste Band ist 1901 erschienen, das englische Original bereits 1893. Dem ersten Bande hat der Übersetzer eine kurze Biographie des Verfassers beigelegt). Alle wichtigeren Väterstellen der ersten sechs Jahrhunderte, die sich mit der allerheiligsten Jungfrau beschäftigen, findet man hier mit sachgemäßen Erklärungen zusammengestellt. — Über „Die Osterfestberechnung in der abendländischen Kirche vom ersten allgemeinen Konzil zu Nicäa bis zum Ende des 8. Jahrhunderts“ gibt Stiftsdekan Dr. J. Schmid (Freiburg, Herder) Aufschluß. Er hat in einer früheren Schrift (Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa. Wien 1905, Mayer) gezeigt, daß nach dem Konzil von Nicäa, das eine feste Norm für die Berechnung des Osterfestes nicht gegeben hatte, die alexandrinische wie die römische Kirche an ihrem bisherigen Osterzyklus festhielt, was in der Folgezeit zu Differenzen in der Ansetzung dieses Festes zwischen den genannten Kirchen führte. Nun tut er dar, wie auch in der abendländischen Kirche die schon im Jahre 314 von der Synode von Arles beklagte Verschiedenheit in der Zeit des Osterfestes fort-dauerte, da man sich zur Bestimmung dieses Festes verschiedener Zyklen bediente. Erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts siegte der alexandrinisch-bionysische Osterkanon über alle Widersprüche. — Eine kurze Geschichte der Osterberechnung bietet auch der erste Teil von Dr. J. Wachs „Die Osterfestberechnung in alter und neuer Zeit“ (Freiburg, Herder). Der zweite Teil handelt von der technischen Bestimmung des Osterfestes, der Anhang enthält Tabellen. — Zur Kirchengeschichte des Mittelalters leitet uns P. Bonaventura Egger O. S. B. hinüber mit seiner Dissertation „Geschichte der Cluniacenser Klöster in der Westschweiz bis zum Auftreten der Cistercienser“

(Freiburg [Schweiz], Gschwend). Außer der Gründungsgeschichte der Klöster boten deren Beziehungen zum Mutterkloster, zur kirchlichen Hierarchie, zum Weltklerus und zur Seelsorge, zum Landesherrn und zum Adel, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Organisation der einzelnen Priorate und das Leben der Mönche in ihnen, sowie endlich die Baugeschichte viel Stoff zu interessanten Auseinandersetzungen. Da aber die Quellen zum Teil sehr spärlich flossen, konnte noch nicht in allen Punkten volle Klarheit und Gewißheit geschaffen werden. — Von den großen Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum, die sich von den Tagen Gregors VII. bis zum Tode Ludwigs des Bayern hinzogen, erzählt uns einiges die Monographie Dr. F. Tenckhoffs „Papst Alexander IV.“ (Baderborn, Schönigh). Diese umfangreiche und fleißige Quellenarbeit schafft dem Papste, den man freilich, wie der Verfasser sein Urteil über ihn zusammenfaßt, als Politiker nicht loben kann, der aber als Mensch und Priester und auch als Regent der Kirche hohes Lob verdient, ein bleibendes Andenken und ist dabei zugleich auch ein wertvolle Vorarbeit für eine umfassende Geschichte jener Kampfzeiten. — Eine für die Geschichte der Scholastik wertvolle Studie schrieb P. Parth. Minges O. S. Fr., „Der Gottesbegriff des Duns Scotus auf seinen angeblichen exzessiven Indeterminismus untersucht“ (Wien, Mayer). Indeterminismus wird nämlich, wie der Verfasser sagt, der Willenslehre des Duns Scotus von allen Seiten her, von Theologen und Philosophen, Katholiken und Protestanten, vorgeworfen. Er weist nun nach, daß nach Scotus das göttliche Wollen nicht absolut und allseitig indeterministisch ist, d. h. nicht absolut uneingeschränkt und grundlos vor sich geht, daß Scotus vielmehr auch bezüglich Gottes nur mit allem Nachdruck die Freiheit nach außen hin verteidigt, da sonst keine Kontingenz in den Weltdingen möglich wäre. — In das komplizierte päpstliche Unterwesen im 13., 14. und 15. Jahrhundert läßt uns Prälat Dr. P. M. Baumgarten durch sein Buch „Aus Kanzlei und Kammer“ einen Blick tun (Freiburg, Herder). In 13 Abschnitten wird die denkbar gründlichste Untersuchung über das Siegelamt durchgeführt, daneben kommt besonders auch das kuriale Wohnungswesen zur Darstellung. Ein Teil der Kurialen hatte nämlich ein Recht auf freie Wohnung, wo immer der Papst sich aufhielt, während andern von der Apostolischen Kammer der Mietzins gezahlt wurde; für die übrigen endlich wurde die Höhe der Wohnungsmiete amtlich festgesetzt. Ich glaube, der Teil des vorliegenden Buches, der diese Verhältnisse behandelt, wird das größte Interesse finden. Ein reicher Urkundenanhang mit einem geradezu idealen Namens- und Sachregister vervollständigen das Werk. — Einen Beitrag zur Geschichte des berühmten deutschen Kardinals Nikolaus von Cusa liefert die „Geschichte des Armenhospitals zum hl. Nikolaus zu Cues“ von Professor Dr. Jak. Marg (Trier, Paulinusdruckerei). Die Schrift dient übrigens nicht rein historischen Interessen. Durch die Geschichte der Stiftung versucht der Verfasser, und zwar, wie mir scheint, mit Erfolg, deren Rechte zu erweisen. Aus der

Schrift ergibt sich, daß diese gerade jetzt gegenüber Ansprüchen weltlicher Faktoren der Verteidigung bedürfen. — Aus der Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter führt uns Prälat Dr. Ad. Franz drei Bilder vor: „Drei deutsche Minoritenprediger aus dem 13. und 14. Jahrhundert“ (Freiburg, Herder), nämlich Fr. Konrad von Sachsen, Fr. Ludovicus und Oreculus — der erste aus der Mitte, der zweite aus dem Ende des 13., der dritte aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts — zeigen uns die Predigt in ihrem Orden im Aufsteigen und wieder im Niedergange. Zu jener Zeit hat sich gerade der Übergang von der ursprünglichen kunstlosen Bußpredigt, die anfänglich allen Minoriten, nicht nur den Klerikern, gestattet war, zur kunstmäßigen scholastischen Form vollzogen, die natürlich nur mehr eigens von ihren Obern bevollmächtigte Brüder pflegen konnten. Die Predigten der drei hier Genannten gehören bereits sämtlich dieser scholastischen Art an. Am höchsten stehen unter ihnen die Fr. Konrads, der stets sein Thema theologisch zu vertiefen trachtet. Bei Oreculus ist die theologische Begründung dürftig, dafür sucht er durch zahlreich eingestreute Beispiele zu wirken. — Vom Predigtwesen in Straßburg vor Geiler von Kaisersberg, also in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, weiß uns auf Grund eines glücklichen Handschriftenfundes Dr. Luzian Pfleger zu erzählen (Zur Geschichte des Predigtwesens in Straßburg vor Geiler von Kaisersberg. Ebd.). Der Verfasser zeigt, daß die Predigtverhältnisse in der freien Reichsstadt damals nicht ungünstig waren. Erst später trat, hauptsächlich infolge der Zerwürfnisse zwischen dem Welt- und dem Ordensklerus, ein Verfall ein¹. — In der Geschichte der Reformation spielt auf katholischer Seite der päpstliche Geheimkämmerer Karl von Miltitz eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht gerade rühmliche Rolle. Über ihn hat Dr. H. A. Creuzberg eine Arbeit veröffentlicht, „Karl von Miltitz. 1490 bis 1529“ (ebd.), in welcher er dafür eintritt, Miltitz doch im ganzen höher einzuschätzen, als man es derzeit vielfach tut. Daß die diplomatische Mission Miltitzens in der lutherischen Angelegenheit so gar erfolglos verlaufen ist, dafür ist eine Fülle von Ursachen maßgebend gewesen. Sie sind meist der Kurie zur Last zu legen. Nur zum Teil waren es die Zeitverhältnisse, zum Teil freilich auch die Person des Gesandten, die dabei in Betracht kommen. — „Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach in den Jahren 1520—1535“ stellt J. B. Götz auf Grund archivalischer Studien dar (ebd.). Einzelne Partien dieses Stoffes werden hier

¹ Hier sei auch der im Jahre 1907 vollendeten Ausgabe von „Abraham a St. Claras Werken. In Auslese. Im Auftrage des Statrates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien herausgegeben von Professor H. Strigl“ (6 Bde. Wien, Kirsch) gedacht. Sie ist zwar nicht durch theologisches Interesse, sondern durch die Bedeutung Abrahams für die deutsche Literatur und die Volkskunde veranlaßt, mag aber auch die Theologen mit Befriedigung erfüllen.

überhaupt zum ersten Male behandelt, so die Einziehung der Kirchengüter durch den Markgrafen Georg und die Einführung der Reformation in die Klöster des Landes; das übrige war wenigstens noch nie so gründlich und zusammenfassend dargestellt worden. Die Einteilung ist durch die Regierungszeiten der Markgrafen Kasimir und Georg gegeben. Kasimir war der letzte katholische Markgraf. Persönlich ohne tieferes religiöses Empfinden, ließ er sich bei seiner Kirchenpolitik ausschließlich vom Nützlichkeitsprinzip leiten: erst indifferent zusehend, wie sich die Dinge gestalten würden, dann protestantifizierend, solange reiche Klöster einzunehmen waren und geistliche Fürstentümer unter den Schlägen der Bauernrevolution zusammenzubrechen schienen, zuletzt katholisierend, als er politische Isolierung und ernste kaiserliche Ungnade fürchtete. Was unter seiner Regierung gesät wurde, hat sein Nachfolger, Markgraf Georg, zur Reife gebracht: die Protestantisierung des Landes. Das Bild, das der Verfasser von den religiösen und kirchlichen Zuständen vor der Reformation entwirft, ist ziemlich düster, in noch trostloserem Lichte erscheint aber die Zeit nach Durchführung der Glaubensneuerung. — Daß die neue Lehre nicht überall, wie früher von protestantischen Geschichtschreibern so gern behauptet wurde, mit offenen Armen oder gar mit Jubel aufgenommen worden sei, zeigt P. h. Knieb in seiner „Geschichte der katholischen Kirche in der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen von 1525 bis 1629“ (ebb.). Es ist schön, ja geradezu rührend zu lesen, wie sich die Stadt immer wieder und mit allen Kräften gegen die Einführung der lutherischen Lehre wehrte, welche die Fürsten, die sich ihr zu Schutzböggen aufgeworfen hatten, um jeden Preis erzwingen wollten. Kaiser und Reich konnten ihr leider nicht helfen, nur an Herzog Georg von Sachsen fand sie einen Rückhalt. Erst nach dessen Tod konnten Kursachsen und Hessen Mühlhausen das neue Bekenntnis aufzwingen. Aber schon im Schmalkaldischen Krieg stellte sich die Stadt wieder auf seiten des Kaisers und kehrte zum Katholizismus zurück. Die zweite Reformation erfolgte nach dem Augsburger Religionsfrieden auf Drängen des Kurfürsten August von Sachsen. Eine Zeitlang lebten Katholiken und Protestanten nebeneinander, erst in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde auf Betreiben der unbuldsamen Prädikanten das katholische Bekenntnis gänzlich unterdrückt. — Über Leben und Treiben an den geistlichen Fürstenthöfen des ausgehenden 16. Jahrhunderts belehrt uns „Ein Mainzer Domherr der ersztiftlichen Zeit, Wennemar von Bodelschwingh, 1558—1605“ von Dr. Fr. Schneider (ebb.). Das Bild, das uns vor Augen gestellt wird, ist nicht ungünstig. Wennemar von Bodelschwingh erscheint als ein Mann, der unverkennbar einem zum Ernst gewendeten Lebenskreise angehörte und den geistigen Interessen des gebildeten Edelmannes und des geistlichen Standes in nicht geringem Maße zugetan war. — Ein mächtiges Stück Zeit- und Kirchengeschichte hat P. B. Dühr S. J. in seiner „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ erzählt, deren erster

Band, die Geschichte der Jesuiten im 16. Jahrhundert, bisher vorliegt (ebb.). Unter Ländern deutscher Zunge versteht der Verfasser die deutschen und österreichischen Ordensprovinzen. Jedoch nimmt er Böhmen und Ungarn, obwohl jenes eine Zeitlang und dieses immer mit der österreichischen Provinz vereinigt war, aus, bezieht dafür aber Schlesien und Ermland ein, von denen das eine die längste Zeit hindurch zur böhmischen, das andere zu einer polnischen Provinz gehört hat. Inhalt oder Resultate dieses Buches hier wiederzugeben, ist bei der Fülle des Materials, das es verarbeitet, ausgeschlossen. Wenn ich einige Kapitel hervorhebe, so kann das nur die Bedeutung einer rein subjektiven Auswahl haben, die vielleicht im Stande ist, das Interesse anderer zu wecken. Es seien genannt die Kapitel über Schulen und Studien, marianische Kongregationen, Schriftstellerei im Orden, den 50/-Streit und nicht zuletzt die Charakterbilder einzelner berühmter deutscher Jesuiten. — Wie eine Illustration zu Duhrs Kapitel „Bauten“ sieht sich das Buch „Die belgischen Jesuitenkirchen“ von P. Jos. Braun S. J. an (ebb.). Beide, Duhr und Braun, treten mit Entschiedenheit dafür ein, daß es keinen „Jesuitenstil“ gebe. Das Buch Brauns ist übrigens auch stofflich sehr interessant. Die belgischen Jesuitenkirchen bilden eine der bemerkenswertesten Gruppen. Es offenbart sich an ihnen das letzte Ringen der Gotik mit der Renaissance. Das Ergebnis dieses Kampfes war die Ausbildung eines eigentümlichen belgischen Barocks, bei dem bezüglich des Bauystems die mittelalterlichen Traditionen durch den Import aus dem Süden sich nicht verdrängen ließen, die Ausgestaltung des Baubetails aber ganz der Renaissance entnommen wurde. — Ein Buch, das besonders in Osterreich Interesse finden wird, ist Professor Dr R. Hittmairs „Der Josefinitische Klostersturm im Land ob der Enns“ (ebb.). In Oberösterreich hat der Sturm schärfer gewütet als anderswo. Oft gegen den Willen des Kaisers wurden dessen Maßregeln von der Landesregierung aufs rücksichtsloseste angewendet. Das allein schon macht die Geschichte der Klostersaufhebungen in diesem Lande zu einem lehrreichen Kapitel des Josefinitismus überhaupt. Der Verfasser hat sich aber nicht damit begnügt, diese Klostersaufhebungen zu beschreiben. Er suchte vielmehr die ganze Klostergesetzgebung Josephs II. im Zusammenhang darzustellen. Als besonderes Verdienst muß ihm das sichtbare Streben nach Objektivität angerechnet werden, kraft dessen er sich auch, wo er sachlich zu tadeln hat, persönlich wohlwollend verhält. Dies kommt besonders in seiner Beurteilung des Kaisers zum Ausdruck. Das Werk macht den Eindruck einer so gründlichen Materialiensammlung, daß kaum mehr etwas nachzutragen sein dürfte. Um als Geschichte gelten zu können, scheint mir nichts als eine annehmbarere stilistische Verarbeitung zu fehlen. — 1907 waren es 70 Jahre, seitdem die Abführung des Bekennerbischofs Freiherrn von Droste in die Gefangenschaft viel zur Erweckung des religiösen Selbstbewußtseins der deutschen Katholiken beigetragen hatte. Diesen Anlaß benutzte H. Ripper,

um ein zwar ganz kleines, aber doch lesenswertes Lebensbild: „Klemens August Freiherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln“, zu entwerfen (Hamm i. W., Breer u. Thiemann). — Die Erinnerung an die großen Ereignisse der jüngsten Zeit endlich hält der vierte Band von Dr. H. Brück's „Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert“ fest, dessen 1. Abteilung, bearbeitet von J. B. Kippling, in zweiter Auflage erschienen ist (Münster, Aschenborff). Er hat das Vatikanische Konzil und den sog. Kulturkampf in Preußen bis zur Anknüpfung der Verhandlungen mit Rom zum Gegenstand.

H. Delehaye's S. J. „Die hagiographischen Legenden“ hat Professor E. A. Stüdelberg ins Deutsche übersetzt (Rempten, Kösel). Der Verfasser stellt zuerst den Begriff eines hagiographischen Dokumentes fest. Um als solches bezeichnet zu werden, muß es religiösen Charakter haben und einen erbaulichen Zweck verfolgen. Der Ausdruck Legende wird stets auf eine Erzählung oder einen Zug angewendet, der mit der Geschichte nicht übereinstimmt. Volksseele und Gelehrter haben zusammengewirkt an der Entstehung der hagiographischen Legenden, die man gemeinhin „Leben der Heiligen“ nennt. Nun schildert Delehaye den Werdegang der hagiographischen Legende. Er zeigt dabei die Quellen auf, aus denen die Abweichungen von der geschichtlichen Wahrheit hervorzugehen pflegen. Sie fallen teils der sich mit dem Leben der Heiligen beschäftigenden Volksseele, teils der Arbeit der Hagiographen zur Last. Er teilt die hagiographischen Dokumente nach dem Grad der Wahrheitsliebe und der Historizität in sechs Gruppen: 1. offizielle Protokolle des Märtyrerverhörs, 2. Berichte von Augenzeugen, 3. Akten, deren Hauptquelle ein geschriebener Bericht der vorhergenannten Art ist, 4. historische Romane, 5. erfundene Romane, 6. Fälschungen. Zum Schlusse stellt Delehaye die größten Irrtümer zusammen, deren sich die Hagiographen und die Kritiker schuldig gemacht haben, seitdem man sich mit Heiligenleben befaßt. In dem Buche weht ein scharfer kritischer Wind, doch tritt der Verfasser auch gegen Übertreibungen der Kritik entschieden auf. — E. A. Stüdelberg hat auch eine selbständige hagiographische oder vielmehr lipanographische Studie geschrieben: „Die Katakombenheiligen der Schweiz“ (Rempten, Kösel). Katakombenheilige sind Überreste, die in den römischen Katakomben teils mit teils ohne Grabchrift und bestimmte Kennzeichen eines vermeintlichen Martyriums gefunden und, wenn sie nach dem jeweiligen Stand der Kenntnisse als einwandfrei erschienen, zum öffentlichen Kulte zugelassen wurden. Da sehr viele dieser neuen Heiligen ohne Grabchrift gefunden waren, legte man ihnen nach alter Sitte Namen bei. — „Beiträge zur vorreformatorischen Heiligen- und Reliquienverehrung“ hat Dr. Herm. Siebert gegeben (Freiburg, Herder). Sein Zweck ist ein apologetischer: allzulang und allzuschwer lastet auf der Beurteilung des mittelalterlichen Heiligenkultus das konfessionelle Vorurteil.

Man ist mit der Beurteilung schon fertig, bevor man sich nur über die religiös-psychologischen und kulturellen Grundfragen klar geworden ist, die mit der Heiligenverehrung überhaupt und mit der im Mittelalter besonders verknüpft sind. Zur Behebung solcher Vorurteile, und zwar zunächst für das ausgehende Mittelalter, wollte der Verfasser durch seine Ausführungen beitragen. Er tut dies, indem er die in Betracht kommende Literatur, nach Gattungen geordnet, aufzählt und beschreibt. Die von Siebert gelegentlich gemachten Bemerkungen über die Entstehung hagiographischer Legenden stimmen mit den oben erwähnten Ansichten Delehayes ziemlich überein. — Unter den einzelnen Heiligen scheint der hl. Franz von Assisi auch fernerhin den Platz als Lieblingsheiliger unserer Zeit behaupten zu wollen. Professor Dr Gust. Schnürers schönes Buch „Franz von Assisi“ ist in neuer vermehrter Auflage als 6. bis 8. Tausend erschienen (Mainz, Kirchheim). Mit einer neuen Franziskusbiographie hat sich der dänische Konvertit und Dichter Joh. Jörgensen eingestellt (Der hl. Franz von Assisi. Kempten 1908, Kösel). Nach eingehender Sichtung der Quellen zum Leben des hl. Franz von Assisi führt er uns den Kirchenerbauer Franz, den Evangelisten Franz, den Sänger Gottes und den Einsiedler Franz vor, so die Hauptperioden im Leben des Heiligen glücklich charakterisierend. Dabei ist ihm eine merkwürdige Verbindung zweier anscheinend sich widersprechender Behandlungsweisen seines Stoffes gelungen. In den Anmerkungen prüft er kritisch jede Behauptung, die er aufstellt, nach, im Text aber wahrt er sich die Freiheit, die Lücken, welche die Quellen lassen, aus eigenem, dem Heiligen kongenialen Geiste auszufüllen und dessen Leben poetisch-plastisch zu gestalten. Aber auch hierbei verläßt ihn die Gewissenhaftigkeit des Historikers nicht: jedesmal merkt er es an, wenn er konstruiert oder Vermutungen Gehör schenkt. — Streng wissenschaftliche chronologisch-historische Untersuchungen über die Jahre 1219 bis 1221 im Leben des hl. Franziskus hat Dr Herm. Fischer angestellt (Freiburg [Schweiz], Schwend). Diese Jahre waren die Zeit der Krisis für den Franziskanerorden. Etwa Juni oder Juli 1219 reiste der Heilige aus Italien ab, um nach dem Orient zu gehen. Vor dem 29. August desselben Jahres muß er schon im Lager der Kreuzfahrer vor Damiette gewesen sein. Nach der Einnahme der Stadt, d. i. nach dem 5. November, verließ er Ägypten und begab sich nach Syrien. Hier erwartete ihn schon der Bote, der ihn von den Unruhen, von denen die junge Genossenschaft befallen worden war, benachrichtigte. Sofort kehrte Franziskus nach Hause zurück. Noch während des Januars 1220 treffen wir ihn in Bologna, wo neue Konflikte ausbrachen. Von da begab er sich nach Viterbo an den päpstlichen Hof und erlangte dort von Honorius III. die Ernennung des Kardinals Hugolin zum Protektor seines Ordens. Während seines Aufenthalts an der Kurie predigte er vor dem Papste und hatte seine Zusammenkunft mit dem hl. Dominikus. Er begab sich

dann nach Assisi, wo er zur Eröffnung des Generalkapitels vom 17. Mai 1220 eintraf. Als er während der Verhandlungen mit den literarisch gebildeten Brüdern wegen der Organisation des Ordens in Konflikt geriet, vermittelte Hugolin, der gleichfalls dem Kapitel anwohnte. Franz legte die Leitung des Ordens zu Gunsten des Petrus Catanii nieder und wurde beauftragt, die Regel zu überarbeiten. Von nun an nahm die Kurie die Organisation des Ordens in die Hand. Petrus Catanii starb am 10. März 1221; an seine Stelle als Generalvikar rückte sofort Elias Bonbaronne nach. Auf dem Mattenskapitel, das am 13. Mai 1221 bei Portiunkula gehalten wurde, erhielt die Regula prima ihre jetzt vorliegende Gestalt. So stellt Fischer die von ihm erforschte Periode im Leben des hl. Franziskus und seiner Gründung dar. — Aus den Fioretti und andern Sammlungen, die alle dem 13., spätestens dem 14. Jahrhundert angehören, hat P. H. Holzappel O. S. Fr. ein Büchlein „Franziskus-Legenden“ zusammengestellt (Rempten, Kösel), deren Zweck es ist, das Verständnis für den Heiligen und sein einfaches, freudiges Christentum unter dem deutschen Volke zu verbreiten. Übergangen wurden bei der Auswahl solche Kapitel, die voraussichtlich mehr die Ordensgenossen des Heiligen als weitere Kreise interessieren, bezgleichen jene, in denen dem Herausgeber das Wunderbare allzusehr vorzuherrschen schien. — An das 1907 gefeierte siebte Zentenarium der Geburt der hl. Elisabeth erinnert uns wenigstens eine Broschüre des Professors Dr. Fr. Zurbonsen, „Die hl. Elisabeth von Thüringen in der neueren Forschung“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann), eine kurze, jedoch kritische Lebensgeschichte der Heiligen, deren sich Ungarn und Deutschland in gleicher Weise rühmen¹. — Eine ausführliche Biographie erhielt „Die hl. Birgitta von Schweden“ durch Dr. Krogh-Tønning (Rempten, Kösel). Der eigentlichen Lebensbeschreibung hat der Verfasser einen längeren Abschnitt über Mystik im allgemeinen und über die Offenbarungen der hl. Birgitta vorangeschickt. Er setzt sich in diesem mit den modernen Versuchen auseinander, alles Wunderbare im Leben der Heiligen rationalisierend zu „erklären“, betont aber auch wiederholt die Pflicht, Menschliches und Göttliches genau zu scheiden und Mystisches, Wunderbares ohne genaue Prüfung jedes einzelnen Falles nicht anzunehmen. — Schließlich seien an dieser Stelle noch die Biographien einer Dienerin Gottes und eines apostolisch wirkenden Mannes aus unserer Zeit genannt. P. Otto Pfülf S. J. schrieb „M. Clara Fey vom armen Kinde Jesu und ihre Stiftung. 1815—1894“ (Freiburg, Herder). Dieses Buch ist nach den eigenen Worten des Verfassers teils Charakterbild, teils Erbauungsschrift, es steckt aber auch ein beachtenswertes

¹ Das im Format eines Gebetbüchleins gehaltene populäre „Leben der hl. Elisabeth von Thüringen“ von W. Cramer (Paderborn, Bonifaziusdruckerei) erschien in dritter Auflage. Es ist für heranwachsende Jungfrauen geschrieben.

Stück deutscher Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts darin. Die von M. Clara Fey gegründete Genossenschaft mußte nämlich den Kulturkampf mitmachen und die Landesverweisung verkosten. Der Grundton, der dieses Leben einer deutschen Klosterfrau und Ordensstifterin des 19. Jahrhunderts beherrscht, ist der des Liebenswürdigen und Herzerhebenden. Dies zeigt die vorliegende Biographie ebenso im großen als in vielen kleinen Zügen. Einem weitbekannten, besonders um die Hebung des religiösen Lebens in Wien verdienten Volksmissionär verfaßte sein Ordensbruder P. J. Polifka die Lebensgeschichte: „P. Georg Freund C. Ss. R., ein Mann der Tat“ (Wien, Opitz).

„Die liturgische Gewandung im Occident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik“ hat P. Jos. Braun S. J. in einem monumentalen Werk geschildert (Freiburg, Herder). Ein allseitig abgeschlossenes Buch, das in Sachen der liturgischen Gewandung das letzte Wort wäre, wagt er es freilich selbst nicht zu nennen. Schuld daran ist hauptsächlich die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials. Immerhin ist es von allen Bearbeitungen der Geschichte der liturgischen Gewänder, die bisher geschrieben wurden, die an Materialien reichste. Die 316 Abbildungen, die es schmücken, stammen zum größten Teil von photographischen Aufnahmen, die der Verfasser selbst gemacht hat. — Die „Entstehung der Perikopen des römischen Messbuches“ untersuchte P. St. Weiffel S. J. (ebb.). Er konnte sich hierbei auf die erste Hälfte des Mittelalters beschränken. Seit dem 7. bzw. 11. Jahrhundert hat nämlich die römisch-katholische Kirche überall da, wo der lateinisch-römische Ritus befolgt wird, die Evangelien der Messe im wesentlichen nicht mehr geändert, sondern nur durch Hinzufügung neuer Feste vermehrt. Das für den Ausbau der Geschichte der Liturgie wichtige Ergebnis, das der Verfasser gefunden hat, ist: Der Kern der den Evangelien entnommenen Perikopen der Messe wurde von Gregor d. Gr. geordnet; in einigen Handschriften besitzen wir noch die ältere, von Papst Gelasius benutzte Perikopenreihe, deren Wurzeln in den Zeiten der hll. Augustinus und Hieronymus liegen¹.

Die Bibelwissenschaft hat im Jahre 1907 vor allem andern durch die Forschungsreisen des Ulmüher Theologieprofessors Dr. Alois Musil

¹ Meisterwerke der typographischen Technik an liturgischen Büchern hat wieder der Verlag Busket in Regensburg geliefert. Es sei z. B. auf das schöne vierbändige *Breviarum Romanum* in 48° hingewiesen (im Umfang von 12 × 7 cm, bei einer Dicke von 24 mm und einem Gewicht von 155 g des gebundenen Bandes). — Zwei populär-liturgische Schriftchen desselben Verlags, „Die Sakramentalien der katholischen Kirche und in deren Zusammenhang der heiligste Name Jesus und das heilige Kreuzzeichen“ und „Das Licht als Symbol und Sakramentale in der katholischen Kirche“, beide von H. Theiler O. Cist., dienen der Anleitung der Gläubigen zu verständnisvollem Gebrauche der Sakramentalien.

reichen Ruhm geerntet. Die Ergebnisse dieser Reisen liegen nunmehr, allerdings erst zum Teile, in dem großen, von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegebenen Werke *Arabia Petraea*¹ vor, dessen zwei Bände die Untertitel „Moab“ und „Edom“ tragen. Dieses ist freilich nicht eigentlich ein biblisch-theologisches Werk. Da Moab und Edom aber unbestreitbar große exegetische Bedeutung haben, läßt sich von einer systematischen Erforschung dieser Gebiete von vornherein reiche Ausbeute für die Bibelwissenschaft erwarten. Daß Professor Musil diese Hoffnung in hohem Maße erfüllt hat, beweist, was einer der besten Kenner des Alten Bundes und auch des biblischen Schauplatzes, Prälat Dr Hermann Bichofle in Wien, in der „Kultur“ (1908, 1. Hft, S. 3) über Musils Werk geschrieben hat: „Die wissenschaftliche Exegese aller jener Bücher und Kapitel des Alten Testaments, die irgendwie mit Moab und Edom zusammenhängen, bekommt erst durch Musils Forschungen eine reelle Grundlage. Und dies gilt nicht nur von topographischen, sondern auch von religionsgeschichtlichen und kulturellen Stellen.“ Übrigens partizipiert auch die Kirchengeschichte an den Früchten der Reisen Musils. — Die Entscheidung der Bibeldkommission *De mosaica authentia Pentateuchi* vom Jahre 1906 bewog Professor Dr G. Hoberg, in zwei Vorträgen, die er auf dem Hochschulkurs für katholische Priester in Freiburg i. Br. hielt, die alte „Pentateuchfrage“ neu zu behandeln. Diese Vorträge liegen nun gedruckt vor (Über die Pentateuchfrage. Freiburg, Herder). Der Verfasser bespricht zuerst die geschichtliche Entwicklung der Pentateuchfrage und untersucht dann den Ursprung des Pentateuchs, stets in Berücksichtigung der genannten Entscheidung der Bibeldkommission. Das Resultat ist: Im Pentateuch sind Stellen vorhanden, welche die Annahme eines nachmosaischen Ursprungs begünstigen. Andere Stellen wieder lassen keinen Zweifel übrig, daß Moses eine Tätigkeit als Schriftsteller ausgeübt hat, deren Produkt im jetzigen Pentateuch vorliegt. Dieser enthält eine vollständig abgeschlossene Gedankenreihe, die in genauer Gliederung nach Einleitung, Ausführung und Schluß einer Abhandlung dargestellt ist. Die Einheit der Komposition weist auf einen einzigen Autor hin, der nur Moses sein kann. Die erwähnten Bedenken gegen diese Annahme auf Grund einiger Stellen des Pentateuchs schwinden, wenn man diese als erklärende Glossen alter Handschriften ansieht, die mit der Zeit in den Text geraten sind. Steht es fest, daß Moses der Verfasser aller wesentlichen Teile des Pentateuchs ist, dann ist damit auch der

¹ I. Bd: Moab. Topographischer Reisebericht mit 1 Tafel und 190 Abbildungen im Texte. gr. 8° (XXIV und 443) II. Bd: Edom. Topographischer Reisebericht. 1. XI, mit 1 Umgebungskarte von Wädi Mäsa und 170 Abbildungen im Texte (XII und 343) 2. XI, mit 1 Übersichtskarte des Dreiecknezes und 152 Abbildungen im Texte. (X und 300) Dazu: Karte von Arabia Petraea nach eigenen Aufnahmen. Maßstab 1: 300 000. 3 Blatt im Format von je 65: 50 cm Bildfläche. Wien, Hölzler.

historische Charakter des Inhalts erwiesen, soweit ihn Moses selbst erlebt hat. — Gleichfalls eine viel erörterte Frage, nämlich die, wer mit dem Ausdruck der „Knecht Gottes bei Jsaia Kap. 40—55“ gemeint sei, sucht Dr. Fr. Feldmann zu lösen (Freiburg, Herder). Es wurden auf diese Frage verschiedene Antworten gegeben. Bald verstand man unter dem „Knecht Gottes“ den von den Juden erwarteten Messias, bald eine zeitgeschichtliche Person, bald eine abstrakte Idealgestalt mit kollektiver Basis, bald endlich eine Personifikation des Volkes Israel, und wieder entweder des Volkes in seiner Gesamtheit oder eines Teiles, etwa der frommen Minorität oder des Prophetenstandes. Als Vorfrage war die nach der Echtheit der Ebed-Jahve-Stücke zu erledigen. Feldmann entscheidet sich für die Echtheit, d. h. er betrachtet die Ebed-Jahve-Lieder als Bestandteile eines epischen Buches, das er nach der herkömmlichen Weise Deutero-Jesaja nennt. In Beantwortung der Hauptfrage erklärt er, an der messianischen Deutung der genannten Prophetien festzuhalten. — Alois Fuchs hat neue „Textkritische Untersuchungen zum hebräischen Ekklesiastikus“ geschrieben (ebd.). Die seit dem Jahre 1896 gefundenen hebräischen Fragmente des Buches Ekklesiastikus weichen nämlich von der griechischen und syrischen Übersetzung, die beide direkt aus dem hebräischen Text geflossen sind, hinsichtlich des Textumfanges hier und da wesentlich ab. Ein Vergleich der drei Texteszeugen beweist, daß der neugefundene hebräische Text gegenüber den beiden alten Versionen an manchen Stellen ein beträchtliches Plus, an andern aber ein ebenfalls beträchtliches Minus aufzeigt. Was das Plus anlangt, war man bisher geneigt, die hebräische Fassung für die ursprüngliche anzusehen. Fuchs prüft nun Stelle für Stelle und Vers für Vers die Gründe nach, die für die Ursprünglichkeit der einen oder der andern Quelle sprechen. Bezüglich des bedeutendsten Plus, das der hebräische Text zeigt, nämlich des Psalmes nach Kap. 51, Vers 12, findet er, daß dieser nicht als ursprünglich, sondern als eine spätere Einschlebung anzusehen sei. — Das „Hohelied“ hat P. W. Zapletal O. P. kritisch und metrisch untersucht (Freiburg [Schweiz], Schwend). Eben weil es sich ihm in erster Linie um eine kritische und metrische Untersuchung handelt, tritt in seiner Darstellung der Wortlaut und Wortsinne gegenüber dem mythischen, den sonst die katholischen Exegeten mit Vorliebe zu erörtern pflegen, in den Vordergrund. Zapletal lehnt die Ansicht, im Hohelied (der Form nach) ein Drama zu sehen, ab; er hält es vielmehr für eine Sammlung von lyrischen Gedichten. Sehr lehrreich scheinen mir die Parallelen aus der ägyptischen und arabischen Liebesliteratur sowie von den semitischen Hochzeitsgebräuchen zu sein. — Das mosaische Gesetz enthält bekanntlich ein sehr strenges Zinsverbot, allerdings mit Einschränkung auf die Volksgenossen, das auch auf die christliche Buchergesetzgebung nicht ohne Einfluß geblieben ist, wenn auch dieser Einfluß nicht allzu groß sein wird. Immerhin ist er

bedeutend genug, um die Frage, woher denn dieses Verbot des mosaischen Gesetzes stammt, recht untersuchenswert zu machen. Diese Frage hat Professor Dr Joh. Hejcl zu beantworten unternommen (Das alttestamentliche Zinsverbot im Lichte der ethnologischen Jurisprudenz sowie des altorientalischen Zinswesens. Freiburg, Herder). Er kommt zu dem Schlusse, das alttestamentliche Zinsverbot könne weder eine babylonisch-assyrische noch eine ägyptische Entlehnung sein. Im Gegenteil, das durch Jahrhunderte währende konsequente Festhalten der Juden an den von Moses her ererbten Ansichten über Darlehen, Zins und Wucher sei eine ausgesprochene Reaktion gegen Kanaanismus und Assyrimus gewesen. Diese Ansichten seien auch den babylonisch-assyrischen vom Darlehenswesen ethisch überlegen. Dementsprechend sei das biblische Zinsverbot als eine selbständige, ureigene Einrichtung Israels anzusehen. — P. P. Vogt S. J. erbringt den Beweis, daß „Der Stammbaum Christi bei den heiligen Evangelisten Matthäus und Lukas“ (ebd.) die wahre Genealogie Christi biete, und zwar der bei Matthäus die legale, der bei Lukas die wirkliche. Er löst hierdurch wohl endgültig eine Frage, die bisher von den Exegeten sehr verschieden beantwortet worden ist. — Ein biblisch-dogmatisches Thema behandelt Dr Friß Tillmann in „Der Menschensohn“ (ebd.). Es wird die Frage erörtert, aus welchem Grunde und in welchem Sinne sich der Heiland „Menschensohn“ genannt habe. Vorerst führt der Verfasser die Geschichte des Problems in zwei Abschnitten vor, nämlich die Deutung dieses Ausdruckes in der Patristik und der katholischen Exegese einerseits und in der nicht-katholischen Schriftauslegung anderseits. Dann geht er auf die alttestamentliche Wurzel der Selbstbezeichnung Jesu, namentlich auf Daniel, zurück und stellt darauf die neutestamentlichen Stellen, wo diese vorkommt, zusammen. Nachdem er so das Problem von allen Seiten betrachtet hat, zieht er den Schluß, daß nur die messianische Deutung des Wortes „Menschensohn“ im Munde Jesu befriedigen könne. — „Die Briefe des Apostels Paulus an Timotheus und Titus“ (ebd.) hat der Tübinger Exeget Joh. Belsler übersetzt und erklärt. Die moderne Kritik hat die Pastoralbriefe sehr angegriffen: von einigen werden sie ins zweite nachchristliche Jahrhundert verlegt, von andern wenigstens für später überarbeitet erklärt. Belsler versteht die Abfassung des ersten Timotheusbriefes in das Jahr 65, die des zweiten Briefes an denselben in den Spätsommer 66, die des Titusbriefes endlich in den Herbst 65. Er hat für seine Exegese fleißig die Väter benutzt. Im Vergleiche zu den früheren Arbeiten über die Pastoralbriefe bedeutet die gegenwärtige wohl namentlich durch die gründliche Untersuchung der historischen Voraussetzungen dieser Briefe und durch die neue Erörterung der Frage nach dem Wesen und Charakter der in ihnen gekennzeichneten Sonderlehrer einen großen Fortschritt. Bezüglich dieser zeigt der Verfasser, daß sie nicht mit den Gnostikern des 2. Jahrhunderts zusammenzuwerfen, ihre Lehren

vielmehr rein jüdenchristliche Erzeugnisse sind. — In zweiter, vermehrter Auflage (1. Aufl. 1903) ist der erste Band von Leop. Fonck's S. J. „Die Wunder des Herrn im Evangelium“ erschienen (Innsbruck, Rauch). Er handelt von den Wundern überhaupt, dann von den Wundern Christi im allgemeinen und bespricht die Naturwunder im einzelnen.

Außer den oben unter den historischen und biblischen Schriften genannten, die mehrfach dogmatischen oder moraltheologischen Inhalt aufweisen, sind hier noch einige anzuführen, die ausschließlich der systematischen Theologie angehören. Hierher ist die eingehende Darstellung der Lehre von der letzten Dlung zu zählen, die P. Jos. Kern S. J. zur Halbjahrhundertfeier der Innsbrucker Universität veröffentlicht hat (*De sacramento extremæ unctionis tractatus dogmaticus*. Regensburg, Pustet). Er legt Gewicht auf den Nachweis der Sakramentalität der letzten Dlung gegenüber den Protestanten, wobei er besonders den teilweise recht schwierigen Traditionsbeweis, dann die spekulative Lösung jener Fragen, die durch die kirchliche Lehrautorität nicht entschieden sind, berücksichtigt. Abweichend von der gewöhnlichen Meinung der Theologen ist seine Ansicht, daß die letzte Dlung auch in derselben Krankheit ohne Zutritt einer neuen Todesgefahr mehrmals empfangen werden könne. Hervorzuheben ist noch die fleißige Benützung der einschlägigen russischen theologischen Literatur. — Die sieben vorzüglichsten Messopfertheorien hat P. Michael O. Cap. in einer kleinen, durch die eigentümliche Form der Darstellung mitunter etwas sonderbar anmutenden Schrift in Harmonie gebracht (*Harmonie der sieben vorzüglichsten Messopfertheorien*. Mainz, Lehrlingshaus). Zur Veranschaulichung dessen, was er beabsichtigt und zu erreichen glaubt, hat er eine bildliche Darstellung, „Harmonietafel“ genannt, beigegeben. — Eine Würzburger Dissertation, geschrieben von Fr. Jos. Luz, verbreitet sich über „Die kirchliche Lehre von den evangelischen Räten mit Berücksichtigung ihrer sittlichen und sozialen Bedeutung“ (Paderborn, Schöningh). Nicht der Ordensstand oder die Ordensgelübde, sondern einfach die evangelischen Räte als solche bilden das Thema dieser Arbeit. Die Hauptorgfalt hat der Verfasser auf die spekulative Darlegung der sittlichen und sozialen Bedeutung der Räte verwandt. Bei der Begründung der kirchlichen Lehre von diesen begnügt er sich neben den einschlägigen Stellen des Neuen Testaments mit den allerhervorstechendsten Väterstellen. Es ist ihm gelungen, die evangelischen Räte als wahrhaft evangelisch und christlich, als echt menschlich und naturgemäß, echt kulturell und sozial aufzuzeigen: sie stehen im Einklang sowohl mit dem absoluten Vollkommenheitsprinzip des Christentums als auch mit den relativen Normen der für sich betrachteten Menschennatur und freien Persönlichkeit, der Kultur und sozialen Wohlfahrt. Sie sind etwas ganz anderes als Weltentsagung im Sinne bloßer Negation und Außerlichkeit. Nur diese treffen die oft gegen die Räte erhobenen Vorwürfe (a. a. O. 396 f). —

Populärwissenschaftlicher Art ist „Das Verhältnis Christi zu den Dämonen“ von P. A. Polz O. S. B. (Innsbruck, Rauch). Nach einem Überblick über die heidnische und jüdische Dämonologie wird die christliche Lehre von den Dämonen an der Hand der Evangelien, die der Verfasser ungebräuchlicher- und mißverständlicher Weise Evangelienbücher nennt, dargelegt. Der Zweck ist teilweise ein apologetischer: daraus, daß Christus als Bezwiner und Gebieter der Dämonen erscheint, wird ein Beweis für dessen Gottheit gezogen.

Für die Geschichte des Kirchenrechts von Wert sind die „Studien zur Lex Dei“ von Professor Dr Fr. Triebß, von denen 1907 das zweite Heft „Das römische Recht der Lex Dei über das sechste Gebot des Dekalogs“ erschienen ist (Freiburg, Herder). Einstweilen erörtert der Verfasser in der Reihenfolge der Titel der gewöhnlich *Collatio* (nämlich *legum Mosaicarum et Romanarum*) genannten Lex Dei in systematischer und historischer Weise die diesen entsprechenden Rechtsmaterien. Später soll auf Grund dieser Untersuchungen bewiesen werden, daß gerade jene Stellen aus dem römischen Rechte, die in die Lex Dei übergegangen waren, Aufnahme ins kanonische Recht fanden, und daß daher dieses von der Lex Dei abhängig ist. — In einer kanonistisch-bibliographischen Studie bespricht P. Jos. Hilgers S. J. „Die Bücherverbote in Papstbriefen“ (ebd.). Er verzeichnet alle in apostolischen Schreiben ergangenen Bücherverbote. Alle päpstlichen Urkunden, durch die im Laufe der Jahrhunderte Schriften verurteilt worden sind, führt er mit Titel, Datum und Fundort an. Jene Papstbriefe, die sich in keiner der bekannten Sammlungen finden, druckt er vollständig ab. Seine Arbeit hat daher die Bedeutung einer wichtigen Quellenammlung¹.

3. Theologische Lehrbücher.

Ein großer Teil der literarischen Arbeit der Theologen ging naturgemäß in der Erstellung von Lehrbüchern für den akademischen Unterricht auf. Die „Christliche Apologetik“ von Professor Dr S. Weber (Freiburg, Herder) zeichnet sich durch strenges Festhalten am Formalprinzip der Apologetik, der Vernunftkenntnis, und mithin durch scharfe Abgrenzung

¹ In dritter, vermehrter Auflage liegt vor: *Index Romanus*. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher, desgleichen aller fremdsprachlichen Bücher seit dem Jahre 1870. Zusammengestellt auf Grund der neuesten vatikanischen Ausgabe sowie mit Einleitung und Nachtrag versehen von A. Seumer (Osnaabrück, Billmeyer). Dieses Büchlein empfiehlt sich in zweifacher Hinsicht: erstens ist es handlich und billig, reicht dabei aber für den gewöhnlichen Bedarf als Nachschlagewerk sicher aus; zweitens ist der Nachtrag, der die seit dem Erscheinen der letzten Indexausgabe vom Jahre 1900 bis 1. September 1907 von der römischen Indexkongregation verurteilten Werke enthält, selbst für jene nützlich und angenehm, denen eine große und vollständige Ausgabe des *Index Romanus* zu Gebote steht.

des Eigengebietes dieser Wissenschaft von andern verwandten aus. Der Stoff wird in die drei Stufen gegliedert: Theorie der Religion, der Offenbarung, des Kirchentums. Als Anhang ist eine Kontroverse des Verfassers mit Dr. E. Hofses, betreffend die Textfrage im Gottesbeweis aus der Bewegung bei Thomas von Aquin, *Summa contra gentiles* 1, 13, beigegeben. — Ein neues, auf zwei Bände berechnetes „Lehrbuch der Dogmatik“ gibt Professor Dr. Th. Specht heraus (Regensburg, Manz). Einstweilen erschien der erste Band, der die Lehre von Gott, von der Schöpfung und der Erlösung umfaßt. Das Streben des Verfassers ist dem Zwecke des Buches entsprechend vor allem auf Kürze und Klarheit gerichtet. Unterstützt wird er hierbei durch den schönen übersichtlichen Druck. — Zahlreich vertreten sind die Lehrbücher der Moralthologie, da neben dem neuen von Hofrat Dr. F. W. Schindler ihrer mehrere sich in neuer Auflage präsentieren. Schindlers „Lehrbuch der Moralthologie“ (Wien, Verlag der Reichspost) wird mit drei Bänden vollständig sein; der erste, der bereits vorliegt, behandelt die allgemeine Moralthologie mit absichtlicher, durch den Studienplan der österreichischen theologischen Lehranstalten veranlaßter Einbeziehung zahlreicher moralphilosophischer Partien. Verhältnismäßig viel Raum ist bei verschiedenen Abschnitten der Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Sittlichkeitstheorien gewidmet. Der Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender: Im ersten Abschnitte wird die Frage nach dem Endziel des Menschen abgehandelt und dabei dessen Ausrüstung zur Erreichung dieses Zieles dargelegt. Der zweite, weit größere Abschnitt führt die allgemeinen Erfordernisse des christlich-sittlichen Handelns vor. Sittlichkeit und Sittlichkeitsnorm, Objekt, Zweck und Umstände als Wesensmomente des sittlichen Handelns, die Zurechenbarkeit der Handlungen und ihrer Folgen, das Sittengesetz als äußere und das Gewissen als innere Richtschnur des sittlichen Handelns, das sittlich Gute und sein Gegensatz und endlich Wesen und Erfordernisse des übernatürlich guten und verdienstlichen Handelns: diese Schlagworte bezeichnen die Marksteine im Vortwärtsschreiten des vorgetragenen Lehrstoffes. In der Frage um das sog. Moralsystem steht der Verfasser auf der Seite des einfachen Probabilismus. — Von älteren Lehrbüchern der Moralthologie sind neu erschienen das von Professor Dr. A. Koch in einem Bande in zweiter Auflage (Freiburg, Herder), die *Casus conscientiae* von P. Aug. Lehmkühl S. J. in zwei Bänden in dritter (ebd.), und der dritte und letzte Band der von P. J. Bierbaum O. M. herausgegebenen *Theologia moralis per modum conferentiarum* von P. B. Eibel O. M. ebenfalls in dritter Auflage (Paderborn, Bonifaziusdruckerei). Dieser Band enthält die Lehre von den Sakramenten. — Neu in jeder Beziehung ist die „Christliche Asketik“ von Dr. F. X. Muz (Paderborn, Schöningh). Eine deutsch geschriebene, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute systematische Darstellung der Lehre

von der Vollkommenheit und den Mitteln zu deren Erlangung gab es nämlich bisher überhaupt nicht. Die wissenschaftlichen Grundlagen bilden die Dogmatik und die Psychologie. Zweck war, den Zusammenhang zwischen christlicher Lehre und christlichem Leben nachdrücklich herauszuheben und das Übernatürliche als etwas auszuweisen, das sich lebensvoll mit der Natur verbindet und diese erhöht. Eine der schwierigsten Aufgaben war, das weitläufige Gebiet gehörig abzugrenzen, namentlich von der nah verwandten Moral. Wie weit dies dem Verfasser gelungen ist, möge eine kurze Inhaltsübersicht zeigen. In der Einleitung spricht er vom letzten und nächsten Ziel des Menschen, von der Verderbnis und Wiederherstellung der menschlichen Natur, ferner von der Notwendigkeit und Aufgabe der Askese, sowie von der Asketik, ihrem Verhältnis zu Moral und Mystik und ihrer Geschichte. Dabei scheidet er die Asketik von der Moral in der Weise, daß er dieser als Pflichtenlehre jene als Tugendlehre gegenüberstellt. Der erste Teil handelt dann von der christlichen Vollkommenheit, der zweite von den Hindernissen der Vollkommenheit und den Gegenmitteln wider dieselben, der dritte vom Gebet und der vierte von der Übung der christlichen Tugenden. Als Hindernisse der Vollkommenheit erscheinen die Versuchungen, als Gegenmittel gegen sie die Abtötung, die in die Abtötung der Sinne und der Sinnlichkeit, die Abtötung der inneren Seelenkräfte und die Regelung der Leidenschaften zerfällt. In dem Teile, der das Gebet zum Gegenstand hat, werden das Gebet im allgemeinen, besondere Andachtsübungen, nämlich die Verehrung Christi, der Heiligen und der Mutter Gottes, und weiterhin der Empfang der heiligen Sacramente der Buße und der öfteren Kommunion erörtert. Die Tugenden sind in der gewöhnlichen Weise in die göttlichen und die sittlichen eingeteilt, von den sittlichen werden neben den Kardinaltugenden Gehorsam, Geduld, Keuschheit und Demut besonders abgehandelt. Die eigentliche Mystik wurde als eine von der Asketik verschiedene Wissenschaft mit Absicht ausgeschlossen. — Ein anderes neues Lehrbuch ist „Die Psalmen des Breviers“, nebst den Cantica zum praktischen Gebrauche übersetzt und erklärt von Professor Dr. Ad. Schulte (Baderborn, Schöningh). An trefflichen Psalmenkommentaren fehlt es allerdings nicht. Aber ein Buch, das Vorlesungen im Priesterseminare über jene Psalmen, die der Priester so oft beten muß, zu Grunde gelegt werden kann, gab es nicht. Bei jedem Psalm oder Canticum wird in wenigen Sätzen über Verfasser, Entstehungszeit, Zweck u. dgl. Auskunft gegeben, dann folgt der lateinische Text, hierauf die Übersetzung sowie eine Erklärung aller schwierigeren Ausdrücke. Endlich gibt der Verfasser die liturgische Verwendung an. Eventuell vorhandene Parallelstellen aus andern Psalmen oder auch aus andern Büchern der Heiligen Schrift sind anmerkungsweise beigegeben. — Die Pastoraltheologie ist durch den zweiten Band der „Wissenschaft der Seelenleitung“ von Professor Dr. C. Krieg vertreten (Freiburg, Herder). Dieser

Band — eine Festgabe zu Alban Stolz' 100. Geburtstag — enthält die „Katechetik oder Wissenschaft vom kirchlichen Katechumenate“. Soweit ich die Literatur überblicke, ist das vorliegende Buch dem Umfange nach die größte Katechetik, die wir haben. Es kommt dies teilweise daher, daß der Abschnitt über „die Wissenschaft vom kirchlichen Katechumenate“ eine ziemlich ausführliche Geschichte der Katechese enthält und daß am Schlusse eine Sammlung von Lehrproben aus den katechetischen Werken von Gruber, Knecht, Mey, Huch und Stieglitz und aus der „Katechetischen Monatschrift“ angefügt ist. Auf die Einzelheiten des Buches einzugehen, ist hier nicht der Platz. Lobend hervorheben möchte ich nur die starke Betonung der Persönlichkeit des Katecheten, die dem Werke das Gepräge verleiht. Die Stellungnahme des Verfassers in eigentlich methobischen Fragen hat in der fachlichen Kritik nicht durchwegs Anerkennung gefunden. — In fünfter, abermals vermehrter und verbesserter Auflage erschien das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ von F. X. Funk (Baderborn, Schönigh). Die an früherer Stelle genannten „Kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen“ desselben Verfassers dienen diesem Lehrbuche als Ergänzung, insofern sie eine Reihe von Punkten, die hier nur in Kürze behandelt werden konnten, weiter ausführen und begründen und dadurch zugleich den Studierenden Anregung und Anleitung zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten geben. — Das Regularenrecht, *Ius regularium speciale*, bearbeitete als zweiten Band eines *Manuale iuris ecclesiastici* P. D. M. Prümmer O. Pr. (Freiburg, Herder). Der erste Band, der *De personis et rebus ecclesiasticis in genere* handeln soll, wird erst später ausgegeben werden. Das Buch ist durchaus auf die Praxis angelegt. Es enthält sich daher aller Erörterung solcher Materien, die nur mehr geschichtliches Interesse beanspruchen können, um das in der Gegenwart geltende Recht kurz und klar zur Darstellung zu bringen. — Diesen theologischen Lehrbüchern sei ein vortreffliches Nachschlagewerk angeschlossen, das Lehrenden und Lernenden gute Dienste leisten wird, nämlich das „Kirchliche Handlexikon“, das in Verbindung mit den Professoren R. Hilgenreiner, J. B. Riffius S. J. und J. Schlecht Dr. M. Buchberger herausgibt (München, Allg. Verlagsanstalt). Im abgelaufenen Jahre wurde der erste Band, der von A bis H reicht, zum Abschluß gebracht.

III. Praktisch-religiöse Literatur.

Nach diesem Überblick über die wissenschaftlich-theologische Arbeit des Jahres 1907 erübrigt noch jener Teil der kirchlich-religiösen Literatur, der durch die kirchliche Praxis im engeren Sinne, das ist also durch die Seelsorge, veranlaßt und ihr dienstbar ist. Es ist, als ob gerade die eifrige Beschäftigung mit den ersten Zeiten des Christentums, die wir feststellen konnten, den Blick für das geschärft hätte, was in der Gegenwart vom

Ideal kirchlicher Tätigkeit entfernt zu sein scheint. Wenigstens zeigt die Betrachtung jener Schriften, die sich mit der Seelsorge und einem der wichtigsten Zweige dieser, dem religiösen Unterricht der Jugend, beschäftigen, offensichtlich das Bestreben, die Arbeit der Geistlichen den eigentümlichen Verhältnissen unserer Zeit anzupassen und dadurch umfassender und erfolgreicher zu gestalten. Das Problem, wie die Seelsorge in den Industrieorten, diesen Produkten des modernen Wirtschaftslebens, am besten zu gestalten sei, hat Jos. Schinzel, Religionsprofessor in Mährisch-Ostau, zu lösen und die Lösung als durchführbar zu zeigen unternommen (Seelsorgliches Wirken in Industrieorten der Gegenwart. Wien, Opig): gestützt auf eine vierzehnjährige Praxis, gibt der Verfasser hier eine ganze Pastoraltheologie, angewendet auf die Sonderart der Seelsorge in den modernen Industrieorten. Sein Werk setzt sich zusammen aus praktischen Ratschlägen für die Predigt, den Gottesdienst, die Sakramentspendung, hauptsächlich aber für die soziale Wirksamkeit des Seelsorgers Arbeitern und Arbeitgebern gegenüber. Der Grundton ist die ernsteste Mahnung zu unermüdlicher und unverdrossener Seelsorgsarbeit gerade in den Industrieorten¹.

„Unser Religionsunterricht. Seine Mängel und deren Ursachen“, nennt sich eine kritische Schrift des Wiener Katecheten und Katechetikers — er ist beides — Wilh. Pichler (Wien, „St Norbertus“-Verlag). Der Hauptsache nach auf den Religionsunterricht der Volksschule gerichtet, wirft sie doch auch auf die Mittelschule einen Blick. Der Katechismus, die Biblische Geschichte, das Schülergebetbuch, die Anschauungsmittel, die Lehrpläne und die Unterrichtsmethode werden untersucht, und leider finden sich allenthalben Mängel. Die Ursachen dieser Mängel werden gefunden in der Schwierigkeit des elementaren Unterrichts, der Geringschätzung der katechetischen Tätigkeit, der Unterschätzung der natürlichen Hilfsmittel, der ungenügenden Vorbildung der Katecheten, den Hindernissen der katechetischen Fortbildung, dem Inspektionsystem, der unzureichenden literarischen Tätigkeit der Katecheten und dem katechetischen Dilettantismus. Wahrlich, Gelegenheit zum Tadeln genug! Es wird in dem Buche auch viel getadelt; trotzdem ist es kein Werk negativer Kritik, sondern im tiefsten Grunde positiv und aufbauend. Auch beherrscht den Verfasser, wenn er auch das Leid über die Mängel im Religionsunterricht und die Sorge um die Religion und Sitte der Jugend nicht verbirgt, kein finsterner Pessimismus. Er predigt, daß es besser werden müsse, und er ist überzeugt, daß es besser werde. Wie er sich den Weg der Besserung vorstellt, will er

¹ Ein Buch, das in anderer Richtung der „modernen“ Seelsorge dienen soll, nämlich der Seelsorge an jenen, die an der Modestranke der Neurasthenie leiden, ist, aus dem Französischen übersetzt, in zweiter Auflage erschienen: P. Fr. B. Raymond O. Pr., Der Freund der Nerven und Strupulanten. Mit einer Einleitung von Dr med. Bonnamy (Münster, Alphonsebuchhandlung).

in einer eigenen Schrift zeigen. Daß seine Streiflichter, wie manche befürchteten, ernstlich anstoßen und Verstimmung erregen könnten, glaube ich ein für allemal nicht. Wer so viel Liebe zur Kirche und zur Jugend gesät hat, wird nicht Haß ernten. — Ein wenig verwandt mit diesem Buche ist des Münchener Katecheten Joh. Bapt. Hartmann „Anschaulichkeit im Religionsunterricht“ (Rempten, Kösel). Auf den Titel hin darf man dabei freilich das Buch nicht beurteilen. Es hält viel mehr, als es verspricht. Der Verfasser führt zuerst Stimmen für und gegen den Religionsunterricht an und erörtert dann die Forderung der Anschaulichkeit dieses Unterrichts. Des weiteren bespricht er die „wunden Punkte“ der Katechese der Gegenwart. Es sind dies die Katechismusfrage und die Methodenfrage. Er bekennt sich zur sog. Münchener Methode, gesteht aber zu, daß diese noch der Verbesserung bedürfe. Er sieht ihren Wert in der Betonung der Formalkufen. Die von Anhängern dieser Methode vertretene Forderung der Einheit der Anschauung scheint ihm weniger wichtig zu sein. Im nächsten Abschnitt, der dem biblischen Unterrichte gewidmet ist, interessiert besonders, was über den Religionsunterricht der Protestanten beigebracht wird. „Singe, wem Gesang gegeben!“ ruft der Verfasser den Katecheten zu, wobei er die Verwertung der Gesangbuchlieder, aber auch anderer religiöser und profaner Gesänge im Religionsunterricht empfiehlt. Die Verwendung der eigentlichsten Veranschaulichungsmittel, der Bilder, findet natürlich eingehende Behandlung. Dem Skioptikon gegenüber äußert sich Hartmann ziemlich reserviert. Besonders lesenswert, weil praktisch, ist, was über Katechetenpsychologie und über Phonetik bzw. Hygiene der Stimmittel gesagt wird. Der Rest des Buches handelt endlich vom Zeichnen und dessen Bedeutung für die Kinderpsychologie, dem Zeichnen im Religionsunterricht im besondern und von Kinderzeichnungen in Land- und Münchener Stadtschulen. Eine zum mindesten amüsante Serie von 55 Tafeln Kinderzeichnungen macht den Beschluß. Von Pichlers Streiflichtern unterscheidet sich Hartmanns Arbeit dadurch, daß trotz aller Vielfältigkeit des darin Enthaltenen doch die Betonung der Anschaulichkeit vorherrscht, sowie durch den mehr gemüthlich-feuilletonistischen Ton, der weniger rügt als klagt, mehr rät als fordert. — Weil hier von der Anschaulichkeit im Religionsunterricht die Rede ist, sei sogleich eines prächtigen Werkes gedacht, das den Kindern die Lebensgeschichte des Heilandes recht anschaulich machen soll: „Vom göttlichen Heiland. Bilder aus dem Leben Jesu“, gemalt von Ph. Schumacher, der Jugend erklärt von Fr. X. Thalhofer (München, Allg. Verlags-Gesellschaft). Die zahlreichen, teils farbigen teils schwarzen Bilder, die nicht nur die Hauptscenen aus dem Leben des Herrn darstellen, sondern auch seine schönsten Gleichnisse illustrieren, sind von einem stimmungsvoll und pädagogisch bedacht geschriebenen Texte begleitet. Neben der evangelischen Geschichte sind hierzu alte Legenden und

schöne ältere religiöse Dichtungen verarbeitet. Jedesmal wird aber — was sehr wichtig ist — genau zwischen Geschichte und Dichtung unterschieden und dieser Unterschied auch schon den Kindern klar gemacht. Praktische Anwendungen aus der Kindesmoral machen Bild und Text auch direkt sittlich fruchtbar. Der Maler hat am Schreiber hier wirklich einen Interpreten gefunden; denn dieser leitet die Kinder an, wie sie das Bildwerk betrachten und deuten müssen.

Von Unterrichtsbüchern für höhere Lehranstalten liegen Lese- und Lehrbücher vor. Ein „Historisch-apologetisches Lesebuch für den Religionsunterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung“ hat der Aachener Stiftsherr Joh. W. Arenz verfaßt (Freiburg, Herder). Die 111 Lesestücke aus Märtyrerakten, den Schriften von Kirchenvätern, Geschichtschreibern, Philosophen, asketischen Schriftstellern, Dichtern, Naturforschern, Staatsmännern, Predigern sowie aus Papsturkunden und der kirchlichen Liturgie sind im stande, die Anschaulichkeit im Kirchengeschichtsunterrichte mächtig zu fördern und die Argumente, deren sich die Apologetik bedient, zu unterstützen. Im Vorwort setzt der Verfasser den Gedanken, für den Religionsunterricht ein Lesebuch zu verwerthen, auseinander. Er kann sich dabei auf Autoritäten berufen, wie Kardinal Ropp, August Reichenperger und Virgil Grimmich. Mir scheint die Frage eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu haben. Ein Lesebuch, freilich anderer Art, das namentlich im kirchengeschichtlichen Unterrichte nicht nur verwendet, sondern zu Grunde gelegt werden könnte, dürfte in dem methodisch neugestalteten höheren Religionsunterricht, dem wir hoffentlich entgegengehen, eine nicht geringe Rolle spielen. — Ein „Lehrbuch der Kirchengeschichte für Mittelschulen“ in Form eines Vortragskizzen- und Memorierbuches stammt von dem Feldkircher Religionsprofessor und Bezirksschulinspektor Anton Ender (ebb.). Es enthält den wichtigsten kirchenhistorischen Lehrstoff in 82 Lehrseinheiten sorgfältig disponiert. 8 Tafeln bieten 25 Abbildungen zur kirchlichen Archäologie und Kunstgeschichte nach photographischen Aufnahmen¹. — Das sehr brauchbare „Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen höherer Lehranstalten“ von Jak. Schumacher hat den dritten und Schlußteil, „Der kirchliche

¹ In zweiter Auflage erschien der „Grundriß der christlichen Sittenlehre mit besonderer Berücksichtigung der sozialen Frage und der wichtigsten Rechtsgrundsätze über Kirche und Staat“ (Freiburg [Schweiz], Schwend), bearbeitet für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten von J. Jung, Professor an der Kantonschule St Gallen. Die soziale Frage ist in diesem verhältnismäßig kleinen Lehrbuch in einem Ausmaße berücksichtigt, wie ich es sonst noch nirgends gesehen habe. — Ebenfalls in zweiter Auflage liegen die „Katechetischen Skizzen. Methodische Anleitung zur Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts in der Volksschule“ (Troppau, Bucholz u. Diebel), ein Schulbuch für österreichische Lehrerseminarien von Religionsprofessor Fr. Pinlava in Olmütz vor.

Gottesdienst“ überschrieben, erhalten (ebb.). — Zur Vollenbung gebieh auch das Katechetenwerk für die Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger und für die Mittelstufe mehrklassiger Schulen von Joh. Ev. Bichler, Redakteur der „Christlich-pädagogischen Blätter“ in Wien (Katholische Volksschulkatecheten. Wien, St Norbertus-Verlag. 3. Tl u. 4. Tl). Der dritte Teil behandelt die Lehre von den Gnadenmitteln, der vierte die Lehre vom Gebet. Die Methode, die der Verfasser dieser Katecheten einhält — eine Art der entwickelnden Analyse, beeinflusst, aber nicht beherrscht von den vielen Anregungen zur Methodenreform, die in den letzten Jahren so viel Leben in die katechetische Bewegung gebracht haben — scheint sich zu einer allgemein-österreichischen Methode zu entwickeln. Gerade der neu vorliegende dritte Band enthält wieder einen Beitrag zur genaueren Kenntnis dieser Methode in den „Katechetischen Stundenbildern“, die im Anhang stehen. Beigegeben ist der „Kürzeste Erstbeichtunterricht“ desselben Verfassers, 26 Fragen auf 4 kleinen Seiten. — Eine anspruchslöse Sammlung von Exzerpten zu den Katechismusfragen, die meistens aus den katechetischen Werken von Deharbe, Mey, Oberer, Bichler, Schmitt, Schnorr, Spirago, Wächtler, Wiedemayr, Fröhlich und Jägers, sowie aus dem Catechismus Romanus stammen, ist die „Erklärung des vom österreichischen Gesamt-Episkopat approbierten Mittleren Katechismus“ von P. Silv. Luggler O. Cap. in Brigen (Innsbruck, Rauch).

Das homiletische Feld findet immer Webauer. Es zwingt ja den Seelsorger sein Predigtamt, auf diesem Gebiete stets fortzuarbeiten, und es wäre merkwürdig, wenn nicht aus den vielen Predigten, die gehalten werden, alljährlich manche Serie das Licht der Druckwelt erblickte. Aus dem Nachlasse des durch sein vierbändiges Werk „Der Rosenkranz“ und zahlreiche andere homiletische Schriften bekannten und beliebten Dechant's Dr Ph. Hammer werden „Predigten für die Feste des Herrn“ herausgegeben (Baderborn, Bonifaziusdruckerei). Bisher erschien die erste Abteilung, enthaltend 40 Predigten für Weihnachten, 23 für Neujahr, 12 für Epiphanie und 2 auf das Namen-Jesufest. — Von den „Religiösen Vorträgen für die reifere katholische Jugend“, die Professor Franz Horacek erscheinen läßt, besitzen wir nun den dritten Zyklus (Graz, Moser). Die Themen wachsen jeweils aus der evangelischen Perikope heraus. Vorbild sind die klassischen französischen Homileten. — Vier Hefen „Entwürfe zu Herz-Jesu-Predigten“ enthält das 3. Heft der „Predigtstizzen“ von P. S. Hurter S. J. (Innsbruck, Rauch)¹. Sie behandeln die Gefinnungen des göttlichen Herzens Jesu, dann dieses Herz als königliches und priesterliches, endlich die Schule

¹ Derselbe Verlag konnte die „Winkel, Themen und Stizzen zu Herz-Jesu-Predigten“ des bekannten Herz-Jesu-Apostels P. Fr. Ser. Sattler S. J. in zweiter Auflage herausgeben.

des heiligsten Herzens. — Das 4. Heft derselben Sammlung bilden „Entwürfe und Betrachtungen für achttägige geistliche Übungen“, 25 bzw. mit der Einleitung 26 Betrachtungen (ebb.)¹. — Ein älteres französisches Werk, „Vorträge über geistliche Themata“, von P. Jude S. J. hat Abbé Lenoir-Duparc wiederaufleben lassen und der Pustetsche Verlag (Regensburg) dem deutschen Leserkreise zugänglich gemacht. Diese Vorträge sind jetzt fast 200 Jahre alt. Es war daher eine auf die Zeitverhältnisse Rücksicht nehmende Überarbeitung notwendig. Sie sind zunächst für Religiösen beiderlei Geschlechtes, und zwar auch als Lesung geeignet. — „Ansprachen für christliche Müttervereine“ (Freiburg, Herder) legt Militär-Oberpfarrer Dr. Ant. Leinz in Metz vor, eine Auswahl aus dem reichen Material, das sich der Verfasser als Leiter eines christlichen Müttervereins während zehn Jahren gesammelt hat. Auf jeden Monat des Jahres entfallen drei Predigten².

Von der ästhetischen Literatur des abgelaufenen Jahres verdienen vor allem genannt zu werden einige Neuauflagen klassischer Werke. „Die Bekenntnisse des hl. Augustinus“, die Georg Frhr v. Hertling ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen hat, sind in zweiter und dritter Auflage herausgekommen (ebb.). Obgleich dieses Buch in erster Linie erbaulichen Zwecken dienen wird, so kommt doch auch der Philosoph nicht ganz um sein Recht. Diesen wird interessieren, was Freiherr v. Hertling in der „Einführung“ über den hl. Augustinus als Platoniker und über das Verhältnis des Platonismus zum Aristotelismus sagt. — „Die Regel des hl. Benediktus“ hat im Jahre 1901 einen ungenannt bleiben wollenden Übersetzer ins Französische und Erklärer gefunden, der bei seiner Erklärung auf die geschichtlichen Zusammenhänge der Regel besonderes Gewicht legte und diese als eine auch jetzt noch höchst wertvolle Richtschnur für das geistliche Leben würdigte. Dessen Buch ist im Berichtsjahre auch ins Deutsche übertragen worden (ebb.). — Auf Anregung Kardinal

¹ Ein älteres Werk, das ebenfalls Betrachtungen für Exerzitionen, und zwar für Priesterexerzitionen, enthält, ist das in zweiter Auflage erschienene „Ecce panis angelorum! oder das allerheiligste Altarsakrament und der Priester“ von P. Andr. Samerle C. Ss. R. (Regensburg, Pustet). Demselben Verlage gehört eine gleichfalls zum zweiten Male aufgelegte Serie von Marienpredigten an: „Maria in ihren Vorbildern“ von P. Peter Vogt S. J.

² Hier seien noch zwei Neuauflagen homiletischer Schriften genannt: Wilhelm Becker S. J., Die christliche Erziehung oder die Pflichten der Eltern (Freiburg, Herder). Es sind dies Predigten in edler, eindringlicher Sprache, die nun bereits zum dritten Male den Gang in die Öffentlichkeit unternehmen. Sie bilden den ersten Band der „Standeslehren“ desselben Verfassers. — Rupertus Müller O. F. M., Kampf um die Palme der Keuschheit. 7 Predigten, besonders für die Fastenzeit brauchbar (2. Aufl. Münster i. W., Alphonusbuchhandlung.) In einem einleitenden Kapitel „Ein Thema für die Fastenpredigten“ handelt der Verfasser von der Theorie, hauptsächlich aber von der Berechtigung und Notwendigkeit solcher, ihrem Stoffe nach besonders schwieriger Predigten.

Fischers von Köln gibt P. Aug. Lehmkuhl S. J. eine Bibliotheca ascetica mystica heraus (ebb.). Ein Band, der 1907 erschienen ist, enthält unter dem Titel Manuale vitae spiritualis ausgewählte asketische Werke von Ludw. Blosius S. J. Der Aufnahme wurden folgende Schriften dieses Asketikers würdig erachtet: Canon vitae spiritualis, Piarum precularum cimeliarchion, Tabella spiritualis, Speculum spirituale und Monile spirituale. — Von Thomas' von Kempen „Vier Büchern der Nachfolge Christi“ erschien die Übertragung von J. B. Weigl in neuer Bearbeitung von Alph. M. Scheglmann (Regensburg, Pustet).

Einen neuen und sehr ansprechenden Versuch, gebiegene asketische Bildung zu vermitteln, machte Fr. Keller mit einem Büchlein „Das neue Leben. Der Epheserbrief des hl. Paulus für gebildete Christen dargelegt“ (Freiburg, Herder). Der Verfasser will durch diese Schrift, die aus Vorträgen entstanden ist, welche er vor einem kleinen, allsonntäglich zur Betrachtung der Paulusworte versammelten Kreise wirklich gehalten hat, in seiner Art suchende Menschen in den Wahrheitsgehalt der Heiligen Schrift einführen. Er entspricht dadurch der Mahnung des Trienter Konzils, zu sorgen, damit nicht etwa jenes Himmelsgut, das der Heilige Geist in übergroßer Freigebigkeit der Menschheit schenkte, vergessen und wertlos für viele beiseite liegen bleibe. Diese Worte führt er selbst in der „Vorbemerkung“ an. — Ebenfalls die Schätze der Schrift und namentlich der Paulusbriefe sind es, die uns der greise Emauser Abt Benedikt Sauter O. S. B. darbietet in seinen „Sonntagssepisteln im Anschluß an die „Sonntagschule des Herrn““ (ebb.). Wie in der „Sonntagschule des Herrn“ bewegt sich die asketische Auslegung der Sonntagssepisteln in der Form eines Zwiegesprächs zwischen Meister und Schüler. Sie fußt auf den Heiligen Vätern und ist voll von praktischen Anwendungen. — Ein anderer Jünger des hl. Benedikt von der Beuroner Kongregation, der den Lesern innerlich anregender Bücher nicht fremd ist, P. Seb. v. Der, hat in einem Duodezband „Unsere Tugenden“ seinem älteren Büchlein „Unsere Schwächen“ ein Seitenstück gegeben (ebb.). Innerhalb desselben Jahres konnte es in zwei Auflagen erscheinen. — Aus dem Englischen übersehte P. Jos. Janßen S. J. seines Ordensgenossen P. Rud. Meyer „Erste Unterweisung in der Wissenschaft der Heiligen. Der Mensch so, wie er ist“ (ebb.). Dieses Buch hat schon vorher seinen Weg ins Italienische gefunden, eine französische Übersetzung wird vorbereitet. Der angebornen verdorbenen menschlichen Natur die Mittel der Heilung zu zeigen, ist sein Zweck. Alles, was es sagt, ist aus dem Leben gegriffen und für das praktische Leben berechnet. — „Die Vereinigung der Seele mit Christus“, geistliche Abhandlungen vom hl. Alfons Rodriguez, Laienbruder der Gesellschaft Jesu, ließ Prinz Max, Herzog zu Sachsen, aus dem Französischen übersezen (ebb.). Er hat sie auch mit einem Geleitworte versehen. Gesunde Askese und

mancher vorzügliche Gedanke sind dem Büchlein eigen. Die Schwächen, auf die der Herausgeber selbst aufmerksam macht, besonders der Mangel an streng logischem Zusammenhange der Teile, fallen dagegen nicht zu sehr ins Gewicht.

An Büchern, die bestimmten Andachten dienen, ist ein neues Herz-Jesu-Buch von P. Fr. S. Hattler S. J. vorhanden: „Der Weg zum Herzen Jesu“ (Innsbruck, Rauch). Zum heiligsten Herzen führt er die Seele hin. Die Stationen auf diesem Wege sind durch Ereignisse aus dem Leben des Herrn von der Krippe bis zu seiner Verherrlichung bezeichnet. — „Die Nachfolge Mariä“ heißt ein kleines Schriftchen, das, ursprünglich lateinisch geschrieben, vor 1764 von einem Prämonstratenser der reichsunmittelbaren Abtei Ober-Marchtal a. D. verfaßt und von P. Leo Schlegel O. Cist. wieder ans Licht gezogen wurde (Baderborn, Bonifaziusdruckerei)¹. In 22 Kapiteln stellt es die seligste Jungfrau als Vorbild in der Übung der allen Christen notwendigen Tugenden vor. — Ein größeres Gebet- und Andachtsbuch zu Ehren der Gottesmutter schrieb P. Jos. Hilgers S. J.: „Maria der Weg zu Christus“ (Freiburg, Herder). Der erste, dogmatische Teil handelt von der ewigen Vorherbestimmung, der zweite, praktische von der Nachfolge Marias, der dritte enthält Gebete.

Bei asketischen Büchern muß auf die Verschiedenheit des Lebensstandes Rücksicht genommen werden. Naturgemäß kommt da in erster Linie der geistliche Stand in Betracht. Priester schreiben gern für Priester. „Fürs Priesterherz“ betitelt sich eine Sammlung von Aufsätzen, die P. Aug. Köstler C. Ss. R. im Verlag der Alphonsebuchhandlung in Münster erscheinen ließ. Sie sind sämtlich zuerst in der Korrespondenz des Wiener Priestergebetsvereins *Associatio perseverantiae sacerdotalis* veröffentlicht und nun vom Verfasser leicht überarbeitet worden. Sie wenden sich zunächst an den Seelsorgeklerus. — Ein wichtiger Teil der priesterlichen Frömmigkeit besteht in der treuen und verständnisvollen Erfüllung der liturgischen und klerikalen Gebetspflichten. „Prim und Komplet des römischen Breviers“ hat uns Dr. Nik. Gühr in seiner von früheren Werken her bekannten Weise liturgisch und asketisch erklärt (Freiburg, Herder). Gerade das kirchliche Morgen- und Abendgebet ist reich an tieffinnigen Gedanken und kraftvollen Anregungen. Diese zu heben, trägt Gührs Buch sicher bei.

Nächst den Dienern der Kirche sind es die Eltern und die Jugend, an die sich asketische und erbauliche Schriften mit Vorliebe wenden. Ein „Geistliches ABC für christliche Familien“, das als Geschenk für angehende

¹ Ferner ist erschienen: Jos. Reiter, Die Mariandacht oder die Verehrung der allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter im Monate Mai und auch im Oktober zum Gebrauche bei öffentlichen und privaten Andachten (Mainz, Lehrlingshaus).

Eheleute recht praktisch zu sein scheint, stellte Joh. S. Keim zusammen (ebb.)¹. — Speziell die studierende Jugend hatte P. Jos. Frey S. J. bei der Abfassung seines Lehr- und Gebetbuches im Auge (Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet. Paderborn, Junfermann). Die Belehrungen gliedern sich in drei Kapitel: Wovor soll der studierende Jüngling sich hüten? — Worin soll der studierende Jüngling sich besonders üben? — Welche Pflichten soll der studierende Jüngling besonders beobachten?

Hiermit glaube ich meine Übersicht über die theologische und kirchlich-religiöse Literatur des Jahres 1907 schließen zu können. Auf Vollständigkeit mußte ich freilich bei der Kürze der Zeit, die diesmal zur Verfügung stand, verzichten. Immerhin hoffe ich, das eingangs gegebene Versprechen erfüllt zu haben, nämlich zu zeigen, wie sich die Vielseitigkeit der kirchlichen Arbeit in der Literatur widerspiegelt. Die Kirchenregierung und Kirchenpolitik, die Verteidigung der Kirche gegen innere und äußere Feinde, die Forschungen der vielverzweigten theologischen Wissenschaft, die Ausübung des kirchlichen Lehramtes, die Seelsorge und die Förderung der Frömmigkeit, alles das sahen wir in den Büchern, die wir betrachteten, zum Ausdruck kommen. Es muß uns dies den Lebensreichtum unserer Kirche neu zum Bewußtsein bringen. Was aber die Einschätzung des abgelaufenen Jahres für die theologisch-literarische Tätigkeit anlangt, so war es, meine ich, kein ganz unruhmlisches.

2. Philosophie.

Don Dr A. Michellitsch.

In diesem Aufsatze sollen hauptsächlich die Arbeiten der Katholiken deutscher Zunge auf dem Gebiete der Philosophie im Jahre 1907 berücksichtigt werden; alle Werke in Betracht zu ziehen, war selbstverständlich unmöglich. „Wir müssen“, sagt Krauß, „den katholischen Standpunkt als den modernsten betrachten. Aber zur Vollenbung und Ausführung eines solchen Programmes ist unsere volle Energie vonnöten“ (Kulturfragen S. 11). . . . „Wir sind

¹ In dritter Auflage erschien J. Dießel C. Ss. R., Praktische und wohlgemeinte Ratsschläge für die gläubige Menschheit. Ein Hausbuch für alle christlichen Familien (Münster i. W., Alphonusbuchhandlung). Hierher gehören auch die „Missionsandachten für christliche Eheleute bzw. für Jünglinge und Jungfrauen“. Großenteils aus den Schriften des hl. Alphonus von Liguri gezogen (ebb.). — Die Jünglinge vor der Unkeuschheit zu warnen, ist der Zweck eines recht warmherzig geschriebenen Büchleins eines westpreussischen Lehrers: „Der Jünglinge Führer zum Himmel“ von S. Kaminski (Paderborn, Bonifaziusdruckerei). — „Religiös-pädagogische Leitsterne, auf alle Tage des Jahres verteilt“, sammelte für Lehrende und Lernende Franziska Josepha Wierisch (Mainz, Lehrlingshaus).

nicht die Unmodernen, die Rückständigen, die Inferioren, sondern im Gegenteil, mit uns ist die Garantie des Fortschrittes und seines Bestandes“ (ebd. S. 32).

1. Einzeldarstellungen. — Von Einzeldarstellungen sei zuerst erwähnt die 1906 begonnene Sammlung „Kultur und Katholizismus“ (herausgegeben von M. Spahn. Mainz, Kirchheim). Sie enthält die Lebensbilder der Philosophen Rosmini von Dyroff, Deutinger von Endres, Willmann von Seidenberger, und des Künstlers Steinle von Popp. Die Bedeutung der Sammlung setzt Mausbach ausführlich auseinander (Theol. Revue VI 1 f). — In „Graf L. N. Tolstois Leben und Wirken“ (Rempten, Köfel) schildert R. J. Staub die Entwicklung und Weltanschauung des „Philosophen von Jasnaja Poljana“. Tolstoi sieht im Landleben ein Ideal. Das höchste Gesetz ist die Liebe. Die positiven Gesetze sind Gewalttaten. Das Eigentumsrecht ist gegen die Liebe. Der Staat ist eine unnötige Institution, die unsittliche Forderungen stellt, wie Militärdienst und Eid. In religiöser Beziehung ist Tolstoi Pantheist: der Mensch ist nach ihm eins mit Gott. Tolstois Ideen sind einseitig; in der Erkenntnislehre, Metaphysik und Ethik wird er durch Schopenhauer stark beeinflusst; darum findet er seine Ideen auch in der indischen und chinesischen Religion verwirklicht. — D. Flügel, der die Lehren Herbarts schon oft dargestellt hat, bietet eine neue Darstellung in „Herbarts Lehren und Leben“ (Leipzig, Teubner). Rehrbach-Flügels „Gesamtausgabe der Werke Herbarts“ ist bis Band XIII geblieben und dem Abschlusse nahe. — J. Bessmers Aufsatz über „Rosmini und Rosminianismus“ (Stimmen aus Maria-Laach LXXII 416—436) bietet eine gute Übersicht über die Lehre Rosminis, die leider in Ontologismus und Pantheismus ausmündet, während H. Haan über die Organisation des „deutschen Monistenbundes“ (ebd. S. 299—310) Aufschluß gibt. — Sehr wertvoll ist Lessen-Węsierskis Monographie über den „Autoritätsbegriff in den Hauptphasen seiner historischen Entwicklung“ (Paderborn, Schöningh). Als noëtisches wie als soziales Prinzip zeigte die Autorität ihren Einfluß auf den höchsten Gebieten des menschlichen Denkens und Wirkens. Daher die Achtung der bedeutendsten Denker alter und neuer Zeit vor der Autorität. „Die Autorität ist nicht selbständig, sondern befindet sich als besondere qualitative Beschaffenheit im Besitze des Autoritätsträgers (die Superiorität des Autoritätsinhabers). . . . Das wesentliche Merkmal der besondern qualitativen Beschaffenheit des Autoritätsträgers liegt in seiner Berechtigung, als kausales Wirkprinzip real tätig sein zu dürfen (die Legitimität)“ (S. 133 f). — Kraliks Aufsätze „Ein katholisches Kulturprogramm“ und „Die Aufgaben katholischer Wissenschaft und Kunst den modernen Problemen gegenüber“ (Kulturfragen 1 f 12 f) befassen sich mit dem Kulturproblem. In der „Philosophie als Begriffswissenschaft“ (S. 83 f) findet der Wiener Philosoph „einen Stoff der Philosophie, der ihr durchaus von

keiner andern Wissenschaft streitig gemacht werden kann“; dieser „einzige und rechtmäßige Stoff der Philosophie sind die Begriffe“. — Eine historisch-kritische Studie von Steumer bespricht den „Geisterkult in alter und neuer Zeit“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann), den Spiritismus. Dieses Wort haben wir von den Franzosen übernommen. Der Spiritismus ist Aberglaube und Betrug. „Wenn man sich mit der spiritistischen Frage und mit der Literatur der Spiritisten befassen will, so muß man sich auf den Standpunkt des Irrenarztes stellen, der sich von seinen Patienten eine möglichst genaue Schilderung ihrer Wahnvorstellungen geben läßt“ (Ed. v. Hartmann bei Steumer S. 29). — Den „deutschen Materialismusstreit im 19. Jahrhundert und seine Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann) schildert Fr. Klimke S. J. Dieser Streit um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zwischen R. Wagner und R. Vogt, Liebig und Moleschott „hat der Wahrheit eine neue Stütze gebracht, denn er hat die Welt von der Unhaltbarkeit des Materialismus überzeugt“ (S. 28). Am Schlusse kommt Klimke auf Haeckels materialistischen Dogmatismus zu sprechen, über den der Physiker Schwolson das Urteil gefällt hat: „Haeckels ‚Welträtsel‘ sind typisch für jene Werke, deren Autoren das zwölfte Gebot verachten: ‚Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst.‘“ — Darauf weist auch Hoffmanns Aufsatz „Welträtsel und Materialismus“ hin (Stimmen aus Maria-Laach LXXII 361—379): die roheste und plumpste Form des Monismus ist der Materialismus. — Gegenschriften gegen Haeckels „naturalistischen Monismus“ verfaßten Brandner und Engert; beide wurden durch eine 1903 von Schell gestellte Preisaufgabe veranlaßt (vgl. Theol. Revue VII 15—18). Haeckel will einerseits alles mechanisch erklären, andererseits aber stützt er seine Atome mit — Liebe und Haß aus! Das hat seinem oberflächlichen Systeme das Grab geschaufelt. Denn Liebe und Haß leisten keine mechanische Arbeit und haben kein mechanisches Äquivalent (Engert, Der naturalistische Monismus Haeckels, auf seine wissenschaftliche Haltbarkeit geprüft. S. 76; Wien, Mayer u. Co.). Das Haeckelsche Substanz-„Gesetz“ gewährleistet nicht den Monismus einer einheitlichen Weltklärung. „Den wahren Monismus vertritt einzig und allein der Theismus, und insbesondere bietet der christliche Gottesbegriff jene Einheit, welche zugleich Vollbesitz, Urgrund, Quelle und Zielpunkt alles Seins ist“ (Brandner, Der naturalistische Monismus der Neuzeit oder Haeckels Weltanschauung systematisch dargelegt und kritisch beleuchtet. S. 39; Paderborn, Schöningh). „Die Art und Weise, wie Haeckel den Unsterblichkeitsglauben angreift und als unvernünftigen Aberglauben brandmarkt, hat ihm selbst von seiten überzeugter Monisten (Aldrich, Kant contra Haeckel S. 92 f) scharfen Tadel eingetragen“ (Brandner S. 302). — Eine klassische, im edelsten Sinne moderne Studie ist die von Klimke über die „Philosophie des Monismus“ (Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, herausgegeben von

Commer, XXI 42—61 178—208 334—364 415—436). Der Monismus ist nichts weniger als monistisch, da er die verschiedensten Geistesrichtungen bezeichnet: 1. den materialistischen, 2. den spiritualistischen, 3. den transzendenten, 4. den erkenntnistheoretischen Monismus. Der Monismus vermag weder „die Identität des Physischen mit dem Psychischen, noch die Identität von Welt und Gott mit stichhaltigen Gründen nachzuweisen. . . . Mehr hat mir keine Philosophie versprochen, weniger keine gehalten“ (S. 435).

2. Gesamtdarstellungen. — Gut orientiert „über den gegenwärtigen Stand der Philosophie“ L. Baur (Philosophisches Jahrbuch, herausgegeben von Gutberlet, XX 1—21 156—177). Die Überschätzung des Spezialistentums, besonders in der Naturwissenschaft, hat einer richtigeren Wertschätzung der Philosophie Platz gemacht: „Nachdem wir die naturwissenschaftliche Weltanschauung als eine Decke kennen gelernt haben, die zu kurz ist und außerdem noch einige Löcher hat, haben wir uns notgedrungen zur Philosophie zurückgewandt“, sagt witzig Fr. Nagel (bei Baur S. 1). Weltanschauung ist der verschämte moderne Ausdruck für — Metaphysik! Das Erträgnis der heißen Arbeit entspricht nicht der aufgewandten Mühe und der Quantität der Produktion (S. 3), weil Neukantianismus, Positivismus, Empiriokritizismus, Idealismus, Sensualismus verfehlte Systeme sind. Darüber kann die Moderne nicht hinweghelfen. Bei Anerkennung des Realismus scheint mir der Streit, ob Scholastik, ob moderne Philosophie, ziemlich überflüssig, da die Wahrheit immer modern ist. Der Wunsch aber, daß die rechte Sache auch in der rechten Sprache erscheine, ist berechtigt. Le Roy (Scholastik und Philosophie, im nunmehr eingestellten modernistischen Demain vom 15. Juni 1907), L. Günter (Natur und Offenbarung LII 95—113 170—180), Kiefl (Hochland 1908, Januarheft), Ehrhard (Internationale Wochenschrift II Nr 3) möchten die Scholastik zum alten Eisen werfen. Allein sie hat eisernen Bestand, weil sie den Gesetzen des Seins und Denkens entspricht. Sie ist darum nicht bloß im Mittelalter, sondern auch jetzt noch modern und kann mit Recht verlangen, unter der Bezeichnung „moderne Philosophie“ mitverstanden zu werden. Willmann ist sicher ebenso modern wie Wundt. Günters Anklagen gegen die Scholastik lauten: „Der Geist der Scholastik ist ein Geist der Unselbständigkeit; der Geist der Scholastik ist ein Geist der Außerlichkeit und der Abstraktion; der Geist der Scholastik ist ein Geist der Abneigung gegen die Erfahrung.“ Doch ist diese dreifache Geistesbeschwörung Gespensterfurcht, wie J. Besmer in dem trefflichen Aufsatz: „Scholastik und moderne Philosophie“ (Stimmen aus Maria-Laach LXXII 125—142) zeigt. Die erste Beschuldigung ist unwahr, weil die Scholastik den Aristoteles nicht kritiklos hingenommen, sondern ihn korrigiert hat und in nicht wenigen Punkten, z. B. in der spekulativen Behandlung des Wesens, der Eigenschaften und der Tätigkeit Gottes, über ihn hinausgegangen ist.

Bei Wahrheiten, die auch in der Kirchenlehre vorhanden sind, hat sie sich deren wissenschaftlichen Nachweis nicht erspart. Auf die zweite Behauptung ist zu erwidern: Die Psychologie, das Lieblingskind der modernen Philosophie, hat auch die Scholastik behandelt, allerdings nicht im selben Umfange wie jetzt, sie freut sich aber dessen, wie Gutberlets Schriften und Seyfers eben erschienene vortreffliche „Allgemeine Psychologie“ zeigen. Die dritte Behauptung ist sehr kühn, da kein Grundsatz der Scholastik das systematische Experiment verbietet. Das Ziel und die Methode der realistischen Scholastik sind die jeder gesunden Philosophie: Erkenntnis unser selbst und der uns umgebenden Welt auf Grund der letzten Ursachen. Die Scholastik hat durch sieben Jahrhunderte ihre Lebensfähigkeit erwiesen, und bedeutende Talente haben sich ihr gewidmet bis in die Gegenwart. Interessant ist die Tatsache, daß nach Leo XIII. auch sein Nachfolger Pius X. die Pflege der scholastischen, besonders der thomistischen Philosophie nicht nur warm empfohlen, sondern für die kirchlichen Institute direkt vorgeschrieben hat: „Was die Studien angeht, so wollen und verordnen Wir in aller Form, daß die scholastische Philosophie zur Grundlage der kirchlichen Studien gemacht werde.“ Spitzfindigkeiten, Unüberlegtheiten, Widersprüche mit sichern Ergebnissen einer späteren Zeit oder in irgendwelcher Weise Unbegründetes will der Papst so wenig wie sein Vorgänger unserer Zeit zur Nachahmung empfehlen. „Die Hauptsache ist diese: wenn Wir die Beibehaltung der scholastischen Philosophie vorschreiben, so ist vor allem die gemeint, welche der hl. Thomas von Aquin gelehrt hat; was hierüber von Unserem Vorgänger bestimmt worden, das, so wollen Wir, soll alles in Kraft bleiben, und soweit nötig, erneuern und bestätigen Wir es und befehlen, daß es von allen genau beobachtet werde.“ . . . „Die Lehrer sollen daran festhalten, daß man, besonders in metaphysischen Fragen, nie ohne großen Schaden vom Aquinaten abweicht“ (Enzyklika Pascendi vom 8. Sept. 1907).

Den ganzen Wirrwarr der atheistischen Philosophie, die „naturgemäß (!) kein einheitliches System“ bildet und deren Widersprüche euphemistisch „Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Spiegelungen und Brechungen des ‚Weltbildes‘“ genannt werden, fängt in einem Hohlspiegel auf die von den „bedeutendsten gegenwärtigen Vertretern der Philosophie“ zusammengewürfelte „Systematische Philosophie“ (Leipzig, Teubner). — Eine kürzere Gesamtdarstellung, die in dritter Auflage vorliegt und der thomistischen Richtung folgt, lieferte Reinstadler (*Elementa philosophiae scholasticae*. 2 Bde. Freiburg, Herder). — Eine ausführlichere Bearbeitung der modern-scholastischen Philosophie suarezischer Richtung stammt von Willems (*Institutiones philosophicae*. Trier, Paulinusdruckerei). Es ist wohl unrichtig, „daß die Prinzipien des hl. Thomas mehr die molinistische Meinung zu empfehlen scheinen“ (II 631), doch ist Willems im Hauptpunkte tolerant gegen den

Thomismus. Es ist historisch nachweisbar, daß die Thomisten auch schon vor den molinistischen Streitigkeiten an den Prinzipien des hl. Thomas festgehalten haben, z. B. Capreolus, der „Fürst der Thomisten“ (gest. 1444); darum ist die Zählung der Thomisten erst von Bañez an historisch unrichtig. Willems' Lehrbuch ist eine Leistung, auf welche die theistische Philosophie stolz sein kann, sowohl wegen der Reichhaltigkeit der benützten Literatur als auch wegen der Allseitigkeit der behandelten Probleme. H. Schultes, der Willems vom thomistischen Standpunkt beurteilt, lobt an ihm „die nahezu vollständige Verührung aller modernen Fragen, die reiche und oft wortgetreue Wiedergabe der gegnerischen Ansichten und nicht zuletzt den unermüdblichen Forschergeist des Verfassers“ (Jahrb. für Philos. u. specul. Theol. XXI 214). Bemerkenswert ist, daß Willems die Deszendenz auch der Wasmannschen Modifikation ablehnt (II 197), während andere teleologische Naturforscher und Philosophen sie zugeben.

3. Philosophiegeschichte und Geschichtsphilosophie. — Willmanns umfangreiche klassische „Geschichte des Idealismus“ (3 Bde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn) hat erfreulicherweise trotz ihrer Bekämpfung durch Paulsen und andere eine zweite Auflage erlebt. Dieselbe ist vermehrt durch ein Namen- und Sachregister sowie einen terminologischen Anhang, wodurch die Brauchbarkeit des vorzüglichen Wertes noch bedeutend erhöht worden ist. — Harald Höffdings „Lehrbuch der Geschichte der neueren Philosophie“ (Leipzig, Reisland) ist sachlich gehalten, in flüssiger und verständlicher Darstellung geschrieben und brauchbar zur ersten Orientierung wie zur Repetierung (vgl. Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos. und Soziologie XXXI 376). — Gießweins treffliche geschichtsphilosophische Studie „Metaphysische Geschichtsauffassung“ (Die Kultur VIII 129—155) zeigt, daß auch das empirische Material der Geschichte von Gesetzen und Ideen beherrscht wird, hauptsächlich von der religiösen, ethischen, sozialen und der Kulturidee.

4. Logik und Erkenntnislehre. — Von Benno Erdmanns umfangreicher „Logik“ erschien der erste Band in zweiter Auflage (Halle, Niemeyer); Erdmann teilt die Logik in die Elementar- und Methodenlehre und zeigt manche Übereinstimmung mit Wundt. — H. Eislers „Einführung in die Erkenntnistheorie“ (Leipzig, Barth) orientiert gut über die verschiedenen erkenntnistheoretischen Richtungen und bringt viel historisches Material; Eisler steht auf monistischem Standpunkt mit der Schattierung eines „voluntaristischen Kritizismus“ (vgl. Literarische Rundschau XXXIII 313). — Als ersten Band seines „Lehrbuches der Philosophie“ (Paderborn, Schöningh) gab A. Steuer die Logik und Noetik heraus. Das Werk verrät philosophische Begabung und gehört jener neueren Richtung an, welche an den klassischen theistischen Denkern zu ihrem Schaden vorbeigeht. In der Erkenntnislehre bekennt sich Steuer zum kritischen Dogmatismus, der „seine

Axiome freimütig in den Vordergrund rückt, um sie absichtlich als Zielscheibe für alle möglichen Angriffe hinzustellen und sie gerade dadurch ihre Feuerprobe bestehen zu lassen" (S. 188). An der Subjektivität der „sekundären“ Sinnesqualitäten hält Steuer im Sinne des Sinnesidealismus fest, lehrt aber die Objektivität der Quantität, weil sie durch mehrere Sinne bezeugt werde. Aber wenn zwei Lügner einzeln lügen, so lügen sie zusammen nicht die Wahrheit. Die Lockesche Unterscheidung schwebt vollständig in der Luft (Th. Schulze), und wenn man die einen subjektiviert, kann man die andern nicht für objektiv halten. Hierin hat Berkeley unzweifelhaft recht. — Die Objektivität der Sinnesqualitäten ist „eine Frage, bei der auch manche Freunde der christlichen Philosophie eine Konnivenz gegen den modernen Irrtum zeigen, die nur von Halbdenkern herrühren kann, da mit der Subjektivierung des Erkenntnisinhaltes der Sinne auch der des Geistes hinfällig wird“, sagt D. Willmann (Literar. Rundschau XXXIII 573). Es ist eine Halbheit, nur qualitative Eigenschaften der Dinge als Schein zu erklären, die quantitativen Verhältnisse aber als das einzig Objektive beizubehalten (Philos. Jahrb. XX 17). „Auf schiefer Ebene zum Idealismus“ wandert ohne Fragezeichen der Physiker Fröbes (Stimmen aus Maria-Laach LXXIII 153—165 283—294), der die Subjektivität der Sinnesqualitäten als Postulat der modernen Physik hinstellen möchte. Sein philosophischer Grundirrtum ist, daß reine Bewegungszustände zur sinnlichen Wahrnehmung genügen. Aber Bewegung ist ohne Qualitäten, dieses ons superfluum bei Fröbes, überhaupt nicht möglich. Die physikalischen Beispiele Fröbes' beweisen gar nichts für die Subjektivität. Als Physiker hält er natürlich an der Objektivität der Quantität fest, die nicht besser bezeugt ist als die Objektivität auch der Qualität, widerspricht sich also selbst. Die Sinne als angebliche Transformatoren der Bewegung in Qualitäten wären spiritistische Zauberer, wie ein anderer Physiker sagt. Dieser andere ist kein Geringerer als G. Th. Fechner. Fechner hat sich von der „Nachtansicht“, nach welcher um uns herum kein Licht, sondern Nacht ist, zur „Tagesansicht“ bekehrt, gewiß kein Zeichen, daß die Nachtansicht ein Ergebnis der modernen Physik ist. Fechner sagt bezüglich der Subjektivität der Sinnesqualitäten (bei Willems, Die Erkenntnislehre des modernen Idealismus 34 f): „Wie aber konnte ich auf solch absurde Gedanken kommen? . . . Ich kam nur darauf, daß man darauf gekommen ist. — — Licht und Ton . . . sind nur blinde, stumme Wellenzüge, die . . . wenn sie an den Einweisknäuel unseres Gehirns . . . antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Mediums in leuchtende, tönende Schwingungen umsetzen. — — Zwar der natürliche Mensch wehrt sich gegen diese Weisheit. Er glaubt, daß . . . die Sonne nicht erst hinter seinem Auge zu leuchten anfängt. . . Aber er läßt sich von der Wissenschaft belehren. — — Steht das Wissen, daß es eine Illusion ist, wohl ebenso fest und ist es nicht viel mehr wohl selbst eine

Illusion?" „Die Subjektivierung der Empfindungsinhalte war eine große und verhängnisvolle Übereilung der Physiker, welche in dem Stolze, den mechanischen Vermittlungen der Empfindungen auf die Spur gekommen zu sein, den dadurch vermittelten Tatbestand, der in der Empfindung ergriffen wird, übersahen und damit diesen zu einem Zustande des Subjektes herabdrückten. Sie verfuhrten also, als wenn man die Süßigkeit des Honigs aus dem Schwirren der Bienen um den Bienenstock erklären wollte" (Willmann bei Willems S. 34). — Die beiden von der Berliner Akademie im Jahre 1907 herausgegebenen griechischen Kommentare zu Aristoteles behandeln die zweite Analytik und die Kategorien.

5. Psychologie. — Eine Pierde der psychologischen Arbeit sind die beiden Werke von Mercier, übersetzt von Habrich, und das „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie" von Geyser (Münster, Schöningh). Merciers „Psychologie" (2 Bde. Rempten, Kösel) trägt scholastisches Gewand, steht aber durchaus auf dem Boden der modernen psychologischen Forschung. „Es ist geradezu ein Genuß zu sehen, wie geschickt und fleißig hier ein Lehrgebäude aufgebaut ist, welches das bewährte Alte und die haltbaren Ergebnisse der neueren Wissenschaft in gleicher Weise birgt" (Kneib). — Geyser hat eine enorme psychologische Arbeit bewältigt; es ist eine Freude, sein Buch zu lesen. Zunächst sammelt er die durch die methodisch vertiefte Selbstbeobachtung und das rastlos arbeitende psychologische Experiment festgestellten seelischen Erfahrungstatsachen. Aus den nicht lückenlos zusammenhängenden Geschehnissen schließt er auf deren unbenutzte Realprinzipien, insbesondere auf die einheitliche Seele und deren spezifische Energien. Damit stellt sich Geyser in glücklichen Gegensatz zur Psychologie ohne Psyche. Der künstlich geschaffene Gegensatz Substantialität oder Aktualität der Seele besteht nicht. In der Auffassung der Substantialität der Seele dürfte Geyser nicht allgemeine Zustimmung finden. Die Annahme der Seelenvermögen ist die logische Konsequenz der seelischen Aktivität. Die Seele als Entelechie des Leibes ist die einzige befriedigende Lösung des anthropologischen Problems. Es gibt kaum eine schönere Bestätigung des dauernden Wertes der aristotelischen Seelenlehre als das Geständnis Wundts am Schlusse seiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (bei Mercier I xxvii): „Die Ergebnisse meiner Arbeit stimmen weder mit dem Materialismus noch mit dem platonischen oder kartesianischen Dualismus überein; nur der aristotelische Animismus, welcher die Psychologie an die Biologie anknüpft, ergibt sich als annehmbare metaphysische Schlußfolgerung aus der experimentellen Psychologie." Wegen kantianischer Vorurteile konnte Wundt diese Schlußfolgerung nicht ziehen. — Ein ebenso scharfsinniges wie geistvolles Werk ist das von Gutberlet über „Die Willensfreiheit und ihre Gegner" (Zulda, Aktiendruckerei), das in bedeutend vermehrter zweiter Auflage erschienen ist. — Mit der Psychologie des Willens befaßt sich auch Ude (Die

Psychologie des Strebevermögens. Graz, Styria). Die Frage der Willensfreiheit löst Ude im thomistischen Sinne: Mit dem Freiheitsbegriff ist die praemotio oder praedeterminatio physica durchaus verträglich, ja ein notwendiges Postulat derselben (S. 38 f). — Besjmers interessante psychiatrische Schrift „Störungen im Seelenleben“ (Freiburg, Herder) ist aufgebaut auf den Ergebnissen der Neuro- und Psychopathologie. — Aug. Hubers Schrift über die „Hemmnisse der Willensfreiheit“ ist in zweiter Auflage erschienen (Münster, Schöningh). Nach einer philosophischen Einleitung behandelt der Verfasser die individuellen, sozialen und pathologischen Hemmungen der Willensfreiheit. Durch den Blick in die Nachteile des Lebens muß sich die Schrift vielfach auch mit psychiatrischen Problemen befassen, wobei sich Huber auf die besten Fachmänner stützt. Eine humane und christlich-milde Beurteilung der Handlungsweise der Menschen ist das Ergebnis der sehr gründlichen und fleißigen Studie, die reifen Lesern nur bestens empfohlen werden kann. — Möbius' „Hoffnungslosigkeit aller Psychologie“ (Halle, Marhold) ist ein Warnungsruf vor dem Kleinram der extrem subjektivistischen, metaphysischen Psychologie.

6. Naturphilosophie. — Es ist erfreulich, daß ein so umfangreiches naturphilosophisches Werk wie die „Großen Welträtsel“ von Tilmann Pesch eine dritte Auflage erleben konnte (2 Bde. Freiburg, Herder). Das zeigt seinen inneren wissenschaftlichen Wert und seine gleichbleibende Bedeutung auch für die heutige Zeit. — Ein gefährlicher Konkurrent für das monistische Monopol in Deszendenztheorie und Verwandtem ist der Jesuit Erich Wasmann. Er tritt in seiner bedeutend erweiterten „Modernen Biologie und Entwicklungstheorie“ (3. Aufl. Ebb.) für eine teleologische Deszendenz ein, wie er auch die Verträglichkeit von Deszendenz und Schöpfungslehre in Berlin siegreich versuchten hat (Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin. Ebb.). — Eine kleinere, aber nicht minder wertvolle antidarwinische Schrift ist die von Gander (Darwin und seine Schule. Einsiedeln, Benziger). — Im Aufsatz „Über eine Folgerung aus dem Satze von der Erhaltung der Energie“ (Natur und Offenbarung LIII 483—495) wendet sich der verdiente Physiker und Philosoph A. Linsmeier gegen den Mißbrauch des Energiegesetzes; aus demselben folge weder die Leugnung eines Lebensprinzips in den Pflanzen und Tieren, noch weniger die der menschlichen Seele. — Die Schriften Karl Ernst v. Baers, des hervorragenden Naturforschers und antidarwinischen Deszendenztheoretikers, der kurze Zeit vor dem Tode auch den Gottesglauben seiner Jugend wiedergefunden hat, sind in Auswahl von Stölzle herausgegeben worden (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). — Dressels Aufsatz „Die neuere Entwicklung des Massenbegriffes“ (Philos. Jahrb. XX 129—143 289—305) zeigt die gewaltige Erregung, in welche die Welt der Physiker durch die Entdeckung der Ionen versetzt worden ist.

7. Metaphysik. — Laffon hat eine neue Übersetzung der Metaphysik des Aristoteles herausgegeben (Jena, Diederichs). — Avicennas Metaphysik erschien gleichfalls in deutscher, noch nicht vollständiger Übersetzung (Leipzig, R. Haupt). — Über Udes „Monistische oder teleologische Weltanschauung?“ (Graz, Styria) sagt Gloßner (Jahrb. für Philos. und spek. Theol. XXI 494): „Die Schrift erreicht durch die klare und lebendige Darstellung sicherlich ihren Zweck, die Berechtigung der Teleologie und des davon unzertrennlichen Theismus zu erweisen.“ Der Verfasser ist Fachmann in der Naturwissenschaft, weshalb sein Eintreten für die teleologische Deszendenz alle Beachtung verdient. — E. L. Fischers „Überphilosophie“ (Berlin, Gebr. Paetel, — der Titel ist nicht besonders glücklich gewählt) ist eine Ergänzung zu dessen wertvollem „Triumph der christlichen Philosophie“. — Die kleine, sehr interessante Schrift von Davind: „Christliche Weltanschauung“ (Heidelberg, Winter) zeigt die durchgängige Harmonie zwischen Natur und Übernatur.

8. Religionswissenschaft. — D. Flügel gibt das Sammelwerk „Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen“ (Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne) heraus. Die 13 bisher erschienenen Hefte enthalten die Religionsphilosophie von Kant, Jacobi, Drobisch, Hartenstein, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Schleiermacher, Descartes, Malebranche, Spinoza, Leibniz. — „Ob wir ihn finden“ (Luzern, Räber u. Co.), Gott nämlich, beantwortet der redegewandte Meyenberg an der Hand der Beweise mit Ja. Es ist eine achtunggebietende Apologie des Gottesglaubens, reizvoll originell in der Verarbeitung des Beweismaterials, in frischer, fesselnder, nicht selten ergreifend schöner Sprache, hervorgequollen aus lauterer Liebe zur Wahrheit und begeisterter Überzeugungskraft (J. Schulte: Theol. Revue VI 310). — Deuffens umfangreiche Quellenwerke (Die Geheimlehre des Beda. Leipzig, Brockhaus; Einleitung und Philosophie des Beda bis auf die Upanishads, 2. Aufl. ebd.; Philosophie der Upanishads, 2. Aufl. ebd.) führen uns hinab in die phantastische pantheistische „Frömmigkeit“ der Indier. Deuffen folgt der Schopenhauerschen Richtung. — L. Zeller beleuchtet in einem Wort zu A. Drews' Religionsphilosophie den „Dienst des Unbewußten“ (Jahrb. für Philos. u. spek. Theol. XXI 227—242). Die Philosophie des Unbewußten ist der letzte dürre Zweig am Baume der Bewußtseinsphilosophie. „Das Hartmannsche System entspricht als solches seinem Inhalt; es fängt mit unlogischen Voraussetzungen an, spinnst diese aber logisch weiter, um im Unlogischen zu enden“ (S. 242). — Braigs in rascher Folge in zweiter Auflage erschienene akademische Arbeit „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie“ (Freiburg, Herder) wendet sich teils gegen den Modernismus teils gegen die Religionspsychologie Wundts u. a. L. Feuerbach, F. A. Lange und W. Wundt „sind wohl die drei namhaftesten deutschen Kritiker neuerer Zeit, welche die religiöse Vorstellung aus der

Phantasietätigkeit des Menschen herzuleiten versucht haben“ (S. 141). „Vom richtigen strengen Denken als Phantasiegestalten erkannt, schwinden sie (die Phantasie-Abgötter) gleich Rebelschwaben vor der Kraft und Herrlichkeit der einen Sonne. Das ist das Los aller Abgöttereien. Die Abgöttereien der Lebensarten, die Worte hypostasiert, die das Hypostasierte personifiziert, die im Personifizierten Himmlisches ‚apperzipiert‘ haben will, ist auch dem Lose der Phantome verfallen“ (S. 150). — Zu den „Grundlinien einer neuen Lebensanschauung“ (Leipzig, Zeit) rechnet R. Eucken mehr Innerlichkeit und eine kosmische Vernunft, bietet also nichts Neues; zur Unsterblichkeitsfrage stellt sich Eucken wie sein Jenenser Kollege Haackel (vgl. Literar. Zentralblatt LVIII 1205), was noch weniger neu ist.

9. Ethik. — „Das Problem der Persönlichkeit bei Kant“ erörtert Samwicki (Katholik LXXXVII 44—66). Die Fortbildung des metaphysischen Begriffes der Persönlichkeit zum ethischen ist ein Fortschritt. Fehlerhaft ist sowohl der rein formale Charakter der Persönlichkeit bei Kant als besonders die Verschiebung des Verhältnisses derselben zur Gottheit. Das „höchste Ideal der Geistesgröße, die gotterfüllte Persönlichkeit“ ist Kant verhüllt geblieben. Dieses Ideal hat in anziehender, ja meisterhafter Art derselbe Verfasser in seiner Schrift „Katholische Kirche und sittliche Persönlichkeit“ (Köln, Bachem) geschildert. — Jung (Grundriß der christlichen Sittenlehre. Freiburg i. Schw., Universitäts-Buchhandlung) berücksichtigt die ethischen Prinzipien besonders in ihrer Anwendung auf die soziale Frage. — Auch der geistreiche holländische Schriftsteller Frederik van Eden, der sich vom Materialismus zur Gotteserkenntnis — der freilich noch viele Schladen anhangen — durchgerungen hat, beschäftigt sich mit soziologischen Fragen (Die freudige Welt. Übers. von E. Otten. Berlin, Schuster u. Loeffler). Größte Freiheit ist nur unter Gottes Autorität möglich (S. 246). Der Endzustand der menschlichen Gesellschaft ist der Sozialismus als „totale antiparasitische Gruppierung“ (S. 240). — H a s e r t beleuchtet in seiner trefflichen Schrift „Der Mensch“ (Graz, Moser) auch die Frauenfrage, und zwar im antifeministischen Sinne. „Durch fortgesetzte Übung und Züchtung den weiblichen Verstand in einen männlichen verwandeln zu wollen, ist nur ein mißverständener Darwinismus. Die Quälerei des Magens, der Leber und Lunge durch das Zusammenschnüren ist lange nicht so gefährlich als die Quälerei des Gehirnes durch das Studium der Mädchen. Der letzte und höchste Beruf des Menschen ist aber für beide Geschlechter derselbe“ (S. 77 f.). — R a n d l i n g e r bespricht in seiner anmutigen Monographie „Die Feindesliebe nach dem natürlichen und positiven Sittengesetz“ (Baderborn, Schöningh) die Feindesliebe zuerst in ihrem geschichtlichen Auftreten in der Volksmoral und in der Morallehre der Philosophen. Das Volk kennt dem Feinde gegenüber nur Haß und Rachsucht. Unter den Philosophen schwangen sich die Stoiker auf die höchste Stufe, allein das Herz fröstelt vor dem kalten

Gauche des Egoismus, der aus der stoischen Weisheit entgegenwehrt. Im Alten Testament wird diese hohe Tugend angebahnt, um im Gottmenschen das höchste Ideal zu erreichen und zu verwirklichen. Zusammenfassend und abschließend führt Thomas von Aquin diese lebendige Apologie der theistisch-christlichen Moral in ihrer ganzen inneren Schönheit vor. — Von Viktor Cathrein erschien unter dem Titel „Die katholische Moral in ihren Voraussetzungen und ihren Grundlinien“ (Freiburg, Herder) ein „Wegweiser in den Grundfragen des sittlichen Lebens“. Die Schlagworte: Autonomie, Unterdrückung der Persönlichkeit, Lohnsucht, Weltflucht, Kulturfeindlichkeit der katholischen Moral werden darin in gebührende Beleuchtung gerückt.

10. Allgemeine Pädagogik. — Gymnasialdirektor Toischer schrieb eine kurze, objektiv gehaltene und gut orientierende „Geschichte der Pädagogik“ (Kempten, Kösel), in welcher Kant und sein Imperativ aber zu hoch bewertet sein dürften. — Deutschlands Lehrerinnen wird die Schrift ihrer Kollegin Herber: „Das Lehrerinnenwesen in Deutschland“ (Kempten, Kösel) viel Wissenswertes bieten. „Die Ausbildung der Lehrerinnen für den Schuldienst soll gleichwertig derjenigen des Lehrers, jedoch in Rücksicht ihrer weiblichen Eigenart nicht durchaus gleichartig geregelt werden“ (S. 205). — Eggersdorfers gründliche Studie zeigt uns den „hl. Augustinus als Pädagogen und seine Bedeutung für die Geschichte der Bildung“ (Freiburg, Herder). Beeinflusst vom Platonismus urteilte der große Kirchenlehrer zu gering von der sinnlichen Erkenntnis; er betrachtete dieselbe als Vorstufe, nicht als Grundlage der höheren Erkenntnis. — Steeger (Wilder aus der Geschichte der katholischen Pädagogik des 19. Jahrhunderts. Baderborn, Schöningh) führt eine Reihe tüchtiger katholischer Pädagogen aus dem 19. Jahrhundert auf, u. a. Sailer, Stöckl, Kehrein, Overberg, Kellner, Felbiger, Gruber, Milbe, Willmann. — Der über das Mittelmaß hinausragende tüchtige Pädagoge Fr. W. Förster bekämpft in „Schule und Charakter“ (Zürich, Schultheß u. Co.) die bloße Lernschule und den pädagogischen Intellektualismus, und hebt die Notwendigkeit der Pädagogik des Gehorsams und der sittlichen Bildung hervor. — Schreibers feine Studie über die „Geschichtliche Entwicklung der Anschauung“ (Baderborn, Schöningh) findet in Willmanns, des „bedeutendsten Pädagogen der Jetztzeit“, Darlegungen ihren Höhepunkt. — Lockes „Gedanken über die Erziehung“ (Baderborn, Schöningh) wollen einen Gentleman, nicht einen vollendeten Menschen bilden. Vorzüge seiner Pädagogik sind, daß er der körperlichen Erziehung großen Wert beimißt und die Erziehung höher stellt als den Unterricht. Nachteile sind: die Vernachlässigung der Religion bei der Erziehung, zu geringe Ausbildung der Phantasie und des Gemütes, Voranstellung des Nützlichkeitsprinzips (Wattendorf). — L. Gurlitt veranstaltete eine Auswahl der Schriften Pestalozzis (Bücher der Weisheit und Schönheit. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer), des „gedankenreichen Vaters“ deutscher

Schulmeister, aber wirtschaftlich äußerst unpraktischen Mannes. Pestalozzi enthält manches Vortreffliche, aber es fehlt ihm das positive Christentum; er spricht vom Dienst der Pfaffheit, vom Katechismusstram, dürfte also der Hochschon „Freien Schule“ teilweise entsprechen. — Martin Spahn behandelt die französischen und deutschen Schulkämpfe (Der Kampf um die Schule in Frankreich und Deutschland. Rempten, Kösel); er ist für möglichstes Nachgeben gegenüber dem Staate und will dadurch die konfessionslose Schule in Deutschland vermeiden. Es wurde bezweifelt, ob dieses Unglück auf dem genannten Wege verhindert werden könne und ob die Gründe für die konfessionslose französische Schule nicht tiefer liegen. — Der Mensch darf nicht nach Herbart erzogen werden, weil dieser große Pädagoge trotz seiner erzieherischer Beobachtungen die Bedeutung der Religion übersehen hat, wie Krings in seinem tüchtigen Aufsätze (Philos. Jahrb. XX 22—32 144 bis 155) zeigt. — Denn die Religion muß, wie Cathrein ausführt (Stimmen aus Maria-Laach LXXIII 166—178 295—305), die Grundlage auch der modernen Schule sein, weshalb die Bestrebungen der Bremer Lehrerschaft nach Beseitigung des Religionsunterrichts unpädagogisch sind. — Meschler schildert (ebd. LXXII 489—505) in seiner anziehenden Weise den Einfluß der Phantasie auf den Menschen und begründet darauf die Notwendigkeit, die Phantasie zu regeln und zu erziehen. — Das vielbehandelte Thema der sexuellen Aufklärung der Jugend behandeln außer dem bereits an anderer Stelle berücksichtigten Werke Försters¹ unter andern eine Schrift von F. Walter, „Die sexuelle Aufklärung der Jugend“ (Donaumörth, Auer), und Thalhofers „Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen“ (Rempten, Kösel), in welcher gezeigt wird, daß dieses Thema schon zur Zeit der Philanthropen durch 25 Jahre erörtert wurde; hätte man die damals gewonnenen Erkenntnisse nicht vergessen, so stünde man heute nicht wieder auf dem gleichen Fleck. — Wenn an die Berufenen der Fall einer notwendigen Aufklärung herantritt, so wird ihnen die populär gehaltene „Elternpflicht“ (3. Aufl. Revelaer, Buchon u. Bercker) der Erzieherin Ernst beste Dienste leisten. Ernst will „nur einer von religiös-sittlichem Geiste getragenen, stufenmäßig vermittelten, dem Bedürfnisfalle angepassten wohlüberdachten Aufklärung, zunächst durch die natürlichen Erzieher des Kindes, das Wort reden“ (S. 106 f.). — In behaglichen Stunden ein behagliches Buch (vgl. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik XIV 349) ist Paul Langs „Bezopfte Pädagogik“ (Leipzig, Wunderlich), die den Schäden der Pädagogik zu Leibe geht. Unter anderem drückt der Verfasser den Wunsch aus, es möge sich jemand der Methodik des katholischen Religionsunterrichtes annehmen: das ist bereits von Spirago, Widmar, Mey, Pichler, Grimnich, neuestens von Katschner geschehen.

¹ Vgl. „Unterrichts- und Bildungsweisen“ S. 131.

11. Ästhetik. — Günther Jacoby (Herders und Kants Ästhetik. Leipzig, Dürr) zeigt, daß Kant mehr für die formale, die Oberflächen-Schönheit eintrat, während Herder die inhaltliche Schönheit betonte. — Gredt polemisiert (Jahrb. für Philos. u. spek. Theol. XXI 30—42) gegen ästhetische Ansichten von Gietmann, Jungmann und Krug. Gietmanns Definition: „Die Schönheit ist die strahlende Vollkommenheit eines Dinges“, gibt den eigentümlichen Grund der Schönheit nicht an (S. 41). Jungmanns Begriffsbestimmung der Schönheit als „Gutheit, insofern sie geeignet ist, das Wohlwollen und das Wohlgefallen des Willens zu erregen“, bezeichnet nicht das Wesen der Schönheit, sondern nur deren eigentümliche Wirkung (S. 41). Krugs Definition der Schönheit als „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ vernachlässigt die Beziehung des Gegenstandes zum Erkennen. Mit Unrecht macht Krug dem hl. Thomas den Vorwurf des Pleonasmus (S. 41). Nach thomistischen Prinzipien ist die Schönheit das Verhältnis der Angemessenheit eines Gegenstandes zur Erkenntnis, welche sich auf die harmonische Zusammenordnung der Teile gründet (S. 37). Th. Lipps' Ästhetik, die als Charakteristik der modernen ästhetischen Anschauungen gelten kann, stimmt, abgesehen von der subjektivistischen „Einfühlung“, in den Grundanschauungen mit der thomistischen überein.

Arbeit gibt es reichlich auf allen Gebieten der Philosophie; darum mutig zugegriffen auch von katholischer Seite, damit die Überlegenheit der realistischen, theistischen, christlichen Weltanschauung auch praktisch zur Geltung komme!

3. Geschichte.

Von Dr. E. Hildebrand.

Das Gebiet der Geschichtschreibung ist so außerordentlich groß, die Unterabteilungen und Einzeldisziplinen, die zu ihr gerechnet werden, sind so zahlreich und mannigfaltig, daß es heute einem einzelnen fast unmöglich ist, das ganze weite Feld zu überschauen, noch weniger, es kritisch zu verfolgen: ein Bericht darüber muß also — dies sei den nachfolgenden Ausführungen vorangeschickt — entweder sich einfach referierend verhalten oder sich auf die Besprechungen solcher Autoritäten stützen, die als Fachleute auf den bezüglichen Einzelgebieten gelten und als solche über die zu besprechenden Neuererscheinungen bereits Urteile abgegeben haben¹. Aber auch von den Neben-

¹ Zu Rate gezogen und vielfach benutzt wurden bei dem obigen Berichte insbesondere die Anzeigen der Literaturblätter (Allgemeines Literaturblatt, Literarische Rundschau, Literarischer Handweiser, Literar. Weil. zur Köln. Volkszeitung, zur Augsburger Post-

disziplinen und Hilfswissenschaften der eigentlichen Historiographie abgesehen, ist der Umfang dessen, was die reine Geschichtschreibung umspannt, schon so groß und breit geworden, daß auch hier die Kraft des einzelnen verfaßt: der deutlichste Beweis hierfür liegt wohl darin, daß seit langem schon kein Gelehrter mehr den Mut gefunden hat, eine Weltgeschichte in größerem Umfange selbst zu schreiben — einer der letzten war der 1899 zu Graz verstorbene Professor Joh. Bapt. v. Weiß, dessen „Weltgeschichte“ in vierter und fünfter Auflage, von Dr Ferd. Wodenhuber besorgt, bis jetzt zu 22 Bänden gediehen ist, die bis zum Wiener Kongreß reichen und deren Fortsetzung, einer Bekanntgabe der Verlags-handlung Styria in Graz zufolge, der Innsbrucker Universitätsprofessor Dr Mich. Mayr übernommen hat —, sondern daß fast alle das Ausmaß eines Kompendiums übersteigenden universalhistorischen Werke unserer Zeit sich als Sammelunternehmungen einer ganzen Reihe von Gelehrten darstellen, von denen jeder eine bestimmte, mehr oder minder eng umgrenzte Abteilung des gewaltigen Stoffes bearbeitet. Schon vor achtzig Jahren, im Jahre 1829, war ein Unternehmen dieser Art ins Leben gerufen worden, das auch gegenwärtig noch nicht abgeschlossen vorliegt, obwohl schon die dritte Herausgebergeneration unermülich an seiner Vollenbung tätig ist: die große Heeren-Wertische „Geschichte der europäischen Staaten“, von deren einzelnen im Berichtjahre zur Ausgabe gelangten Teilen später noch die Rede sein wird. Daß die bekannte „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ (herausgegeben von Duden) sich aus einer Reihe von Spezialarbeiten (von Bezold, Brückner, Dahn, Erdmannsdörfer, Flath, Geiger, Herzberg, Hommel, Hopp, Lehmann, Philippson, Prutz, Stabe u. a.) zusammensetzt, ist schon im Titel dieses Unternehmens angezeigt; aber auch die große, eigenartig angelegte achtbändige „Weltgeschichte“, die H. F. Helmolt seit 1899 herausgibt (Leipzig, Bibliographisches Institut) — der letzterschienene Band IV kam 1906 zur Ausgabe, ein Ergänzungsband IX ist in Aussicht gestellt —, ist eine Kompagnieunternehmung des Herausgebers mit Achelis, Adler, Brandis, v. Zwiédineck-Südenhorst †, Friedjung, Egelhaaf, Mich. Mayr, Wenke, Tille, v. Scala, Zimmerer †, Pauli, Bretholz, v. Wislodi †, Graf Ed. Wilczek zc. — Katholischerseits ist ein Unternehmen ähnlicher Art 1907 zum Abschlusse gebracht worden: die „Illustrierte Weltgeschichte in vier Bänden“, herausgegeben von Dr S. Widmann, Dr B. Fischer und Dr W. Felten (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft). Nachdem zuerst (1905) mit dem letzten (vierten) Band, der die Geschichte der neuesten Zeit behandelte, das Werk eröffnet worden war, folgte 1906

zeitung, zur Germania zc.) sowie des Histor. Jahrbuchs der Görres-Gesellschaft, der Histor. Zeitschrift (München, Döbenbourg), der Historischen Mitteilungen aus dem Gebiete der Histor. Literatur u. a.

der dritte Band (Geschichte der neueren Zeit, von der Entdeckung Amerikas bis zur französischen Revolution 1789), und 1907 sind die Bände I und II — jener das Altertum, dieser das Mittelalter umfassend — fertiggestellt worden. Daß der Standpunkt, den die Verfasser einnehmen, der der katholischen Welt- und Lebensanschauung ist, wurde bereits betont; macht sich dabei auch nirgends eine konfessionell polemische Auffassung in der Darstellung geltend, so entbehrt das Werk dafür andererseits auch jener lebhaften Töne, welche nur ein starkes Temperament einem Stoffe einzuhauchen vermag. Neue Forschungsergebnisse zu zeitigen, war bei der Abfassung des Buches ebensowenig beabsichtigt, wie die Gegenstände und das Detail in eine gänzlich neue Beleuchtung zu rücken; es sollte ein populär geschriebenes Buch geschaffen werden, das die durch eine katolikfeindliche oder ganz glaubenslose Geschichtschreibung oft tendenziös entstellte Wahrheit dem Volke wieder näher zu bringen geeignet wäre. Diese Aufgabe darf man denn auch als durchaus gelungen bezeichnen; und die prächtige illustrative Ausstattung des Werkes mit mehr als 1300 Textabbildungen und 132 Tafelbildern und Beilagen wird ebenso wie der angenehm lesbare Text dazu beitragen, daß es in weite Volkstreife dringe. In Oesterreich hat der vierte Band mehrfachen Widerspruch gefunden; in einem Artikel der Wiener „Reichspost“ wurde die Stellungnahme des Verfassers in der Darstellung der Verdienste des Erzherzogs Karl in den Franzosenkriegen, der Begebnisse des Jahres 1866 und anderes als nicht hinlänglich objektiv bezeichnet.

• Der Verlag hat sich daher entschlossen, die letzten beiden Bände des Werkes — die bei der Kontroverse allein in Betracht kommen — auch in einer speziell für Oesterreich berechneten Bearbeitung herauszugeben, und hat dafür den tirolischen Historiker P. May Straganz, Professor am Gymnasium in Hall bei Innsbruck, gewonnen; die österreichische Ausgabe dieser beiden Bände soll bereits im Laufe dieses Jahres (1908) erfolgen. — Von der „Weltgeschichte seit der Völkerwanderung“ von Professor Theodor Lindner ist im Berichtjahre der fünfte Band erschienen (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.), der „die Kämpfe um die Reformation“ und den „Übergang in die heutige Zeit“ zur Darstellung bringt. Die Stellung, die Lindner dabei einnimmt, ist von ihm in einem eigenen Werke „Geschichtsphilosophie“ (ebd., 2. Aufl. 1904) dargelegt worden: Geschichte ist ihm „das Verhältnis zur Beharrung, zur Veränderung“; zu Veränderungen geben den Anlaß die „Ideen“, die er definiert als „ins Bewußtsein tretende und auf Befriedigung drängende Gefühle des Bedürfnisses“. Urheber und Durchführer der Ideen sind „die Masse“ und die Individuen in ihren Wechselwirkungen. Den Verlauf der Menschheitsgeschichte stellt er sich ähnlich vor wie die gesetzmäßigen Vorkommnisse in der Natur nach darwinistischem Muster: man kann ihm dabei insoweit beistimmen, als es sich um eine großenteils zutreffende Veranschaulichung ohne wesentliche innere Übereinstimmung handelt,

da der Verfasser die geistige Seite der Menschennatur gebührend in Rechnung zieht. Im vorliegenden Bande macht sich der protestantische Standpunkt naturgemäß stärker als in den vorhergehenden vier Bänden bemerkbar, doch ist die Auffassung durchaus maßvoll und nirgends verlegend; die Geschichte der Gründung des Jesuitenordens z. B. und dessen Wirksamkeit sind mit wohlthuender Objektivität erzählt; der Verfasser erkennt das Gute, wo er es findet, gern an und bemüht sich, das, was ihm im Schatten zu stehen scheint, ohne Gehässigkeit erklärend zur Darstellung zu bringen. — Ein neues, weitausschauendes Unternehmen ist die „Weltgeschichte. Die Geschichte der Menschheit, ihre Entwicklung in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben“. In Verbindung mit den Professoren J. Beloch, E. Bezold, R. Brandi u. a. (im ganzen 23 Gelehrten) herausgegeben von Dr. F. v. Pflugk-Hartung (Berlin, Ullstein u. Co.), von der zu Weihnachten 1907 der vierte Band — als erster in der Reihenfolge des Erscheinens — zur Ausgabe gelangt ist. Er enthält den Beginn der Neuzeit: das religiöse Zeitalter bis zum Abschluß des Dreißigjährigen Krieges — an siebenthalbhundert Quartseiten mit 44 Tafeln und Beilagen und zahlreichen Textabbildungen; eröffnet wird der Band durch eine vom Herausgeber stammende Entdeckungs- und Kolonialgeschichte; Kunst, Literatur und Kulturverhältnisse der Renaissance schildert der durch sein großes Werk über die Renaissance in Florenz und Rom bekannte Göttinger Professor R. Brandi. Daß die Darstellung der Glaubensspaltung durch den Geh. Kirchenrat Professor Theodor Brieger in Leipzig und jene der Gegenreformation in Süd- und Westeuropa durch Professor M. Philippson in Berlin eine ausgesprochen protestantische Färbung tragen, ist nicht zu verwundern; eher befremdet dieser Standpunkt bei dem (latholischen) Bearbeiter der deutschen und österreichischen Gegenreformationsbewegung, dem Grazer Universitätsprofessor Dr. F. v. Zwiabinek-Südenhorst. Als Ganzes verdient der Grundgedanke dieses Unternehmens, soweit er bisher erkenntlich zutage tritt, die vollste Anerkennung: die starke Betonung des Kulturlebens in der Darstellung des geschichtlichen Werdeganges der Menschheit, die Aufweisung der geistigen Kräfte, von denen gezeigt wird, daß sie auf das Schicksal der Nationen und Staaten von stärkerem und ausschlaggebenderem Einflusse waren, als gemeinlich angezekt wird. — Ein Werk von ganz eigentümlicher Anlage ist „Die Geschichte der Menschheit“ von Kurt Breyfig, von der im Jahre 1907 der erste Band: „Die Völker der ewigen Urzeit. 1. Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens“ erschienen ist (Berlin, G. Bondi). Der Verfasser stellt sich ein dreifaches Ziel: erstens eine Geschichte „der wirklichen, ganzen, großen Menschheit, nicht der europäischen nur oder der europäisch-vorderasiatischen“ zu schaffen; zweitens „eine alle Seiten geschichtlichen Lebens umfassende Darstellung“ zu geben, die auf Staat, Recht, Wirtschaft, Sitte und Familie, Glauben und Kunst,

Wissenschaft, „auf Seele und Gebärde, das Verhältnis des Ichs zur Gemeinschaft, zur Umwelt“ eingeht; und endlich soll nicht eigentlich „die Geschichte der Sachen, der Einrichtungen und Gedanken, kurz der einzelnen Handlungen, sondern die Geschichte der Handlungsweisen, nicht die Geschichte der Persönlichkeiten, auch nicht der großen Einzelnen, sondern „die Geschichte der Menschenformen, die Geschichte des großen Einzelnen, der Persönlichkeit selbst in lange Sichten, in weite Zusammenhänge geordnet werden“ (S. VII f). — Es ist nicht möglich, hier alle die, zum Teil in nicht leicht verständlicher, phantastievoller Sprache vorgetragenen Gedanken und Prinzipien darzulegen. Neben genialen, vielfach den Kern der Sache blickartig beleuchtenden Ausführungen finden sich solche von fast kindlicher Unbeholfenheit, und es fällt dem kritischen, nüchternen Leser manchmal nicht leicht, den Verfasser auf seinen hohen Gedankenflügen zu begleiten; jedenfalls aber ist es ein interessanter Versuch, der hier vorliegt, und man darf die weiteren Darbietungen mit Spannung erwarten. — Ähnliche Ziele, wenn auch nicht auf Bahnen, die von den bisher begangenen so gründlich und grundsätzlich abweichen, verfolgt „Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit“, ein Sammelwerk, von dem der erste Band: „Kultur und Denken der alten Ägypter“ von Dr Hermann Schneider, vorliegt (Leipzig, Voigtländer). Auf gründlicher Kenntnis der überlieferten Denkmale und Kenntnisse fußend, baut der Verfasser mit feinem Verständnis das gesamte Kulturleben des alten Ägypten auf; eine starke geschichtsphilosophische Veranlagung bietet ihm die Handhabe zu oft überraschend glücklichem Erfassen ägyptischen Geistes, — freilich verleitet sie ihn öfters auch zu kühnen Flügen in das Reich der Annahmen, für welche die Unterlagen fehlen, und zu „divinatorisch hingeworfenen“ Betrachtungen, welche der prüfende Verstand nicht allemal gutheißen kann, — es sei hier besonders auf das Schlußkapitel „Die ägyptische Religion und das Christentum“ hingewiesen, dessen Leitgedanken oft wohl weit in die Irre gehen.

Eine nicht unbeträchtliche Ausbeute lieferte das Jahr 1907 an Werken geschichtsphilosophischen und allgemein-historischen Charakters. Der Greifswalder Professor Ernst Bernheim, dem wir nebst vielem andern ein ausgezeichnetes Lehrbuch der historischen Methode (4. Aufl. 1903) verdanken, hat einen im Jahre 1901 veröffentlichten „Entwurf eines Studienplans für das Fach der Geschichte“, ein dünnes Heftchen von 14 Seiten, zu einem sechsmal so umfangreichen Büchlein: „Das akademische Studium der Geschichtswissenschaft“ (Greifswald, Abel) erweitert, einem unentbehrlichen Arbeitsbehelf für jeden, der sich mit Universitätspädagogik, speziell auf dem historischen Gebiete, befaßt. — Eine anregende Schrift, der man in fast allen Punkten unbedingt beipflichten kann, ist die Programmarbeit von Dr Otto Kaulfuß: „Die Grundprobleme der Geschichtsphilosophie mit besonderer Berücksichtigung der Hegelschen Anschauungen“ (Bromberg,

Mittler), der im Gegensatz zu Hegel nachweist, daß die Methode der Geschichtsphilosophie die genetische, ihre Grundlage die feststehenden Ergebnisse der objektiven Geschichte seien, daß sie von dieser aber zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntnis ihres objektiv vorhandenen inneren Zusammenhanges gelangen müsse. Entschieden tritt er der oben (bei der Besprechung von Lindners „Weltgeschichte“) erwähnten naturwissenschaftlichen Richtung entgegen, welche in der Geschichte nur einen Naturprozeß und auch in ihr dieselben eisernen Gesetze sieht, mit denen die Naturwissenschaft operiert, und wahrhaft dieser Anschauung gegenüber der Willensfreiheit des Menschen ihr Recht. In der Frage nach der Bedeutung der Individualitäten und der Massen, die auch Lindner anspricht (s. oben), ist er der Überzeugung, daß beide Faktoren, das Volk und die Individualität, zusammen die „Geschichte machen“, und zeigt, daß, während das Mittelalter größere Freiheit zur individuellen Entwicklung gegeben habe, die Neuzeit mehr auf Massenentwicklung hinbränge (Hirsch in den Mitt. aus d. hist. Lit. XXXVI 1). — Die „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung“ von Albert Poetzsch (Leipzig, Voigtländer) bilden nur das erste Kapitel einer noch nicht erschienenen größeren Arbeit, in der die sozialen und politischen Anschauungen der Frühromantik, namentlich Fr. Schlegels, im Zusammenhang mit der Welt- und Geschichtsanschauung, durch die sie bedingt sind, gewürdigt werden sollen. — Der bisher allein vorliegende erste Band der „Geschichte der Autobiographie“ von Georg Misch (Leipzig, Teubner) beschränkt sich auf das Altertum und weist „die unsichtbaren Bedingungen und Zusammenhänge“ nach, die auf dem Gebiete der Autobiographie wirken und „wesentlich auf den Verlauf der europäischen Selbstbestimmung und Individualisierung zurückführen“. Der vorliegende erste Band schließt mit der Würdigung der Blütezeit der autobiographischen Literaturgattung im 4. und 5. Jahrhundert, wobei die Lyrik Gregors von Nazianz und die Bekenntnisse Augustins eingehende Würdigung finden. — Von der Autobiographie führt der nächste Weg zur Biographie. Auf diesem Gebiete hat das vergangene Jahr eine hervorragende Leistung aufzuweisen in J. Jung's „Julius Ficker (1826 bis 1902)“, einem schönen Denkmal, das die Pietät eines Schülers dem verstorbenen Meister historischer Forschung gesetzt und in dem er zugleich einen wertvollen Beitrag der jeweiligen Landesgeschichte bietet (J. Ficker, geb. 1826 in Paderborn, gest. 1902 als Professor i. R. der Universität in Innsbruck); interessant ist, daß Ficker, zuerst als „Amerikaner“ angefeindet und noch 1877 von Windthorst im preussischen Abgeordnetenhaus als „katholischer Historiker“ bezeichnet, später sich immer mehr der liberalen Gruppe von Historikern in Wien, München und Innsbruck anschloß und in der Affäre Döllinger nur durch die Rücksicht auf seine damals noch lebende fromme Mutter sich von offener Stellungnahme abhalten ließ. —

D. Umfried, der zweite Vorsitzende der Deutschen Friedensgesellschaft, schrieb einen „Anti-Treitschke“ (Eßlingen, Langguth), worin als Grundfehler im Gedankengang Treitschkes die Betrachtung des Staates als Selbstzweck bezeichnet wird. „Daraus folgt mit Notwendigkeit die Sanktionierung des Gewaltsystems und des Krieges, der Widerspruch gegen die Aufrichtung einer weltumspannenden Ordnung.“

Von dem frisch pulsierenden Leben innerhalb der die Geschichtswissenschaft pflegenden Kreise Deutschlands gibt ein gutes Bild der „Bericht über die neueste Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart, 17. bis 21. April 1906“ (Leipzig, Duncker u. Humblot). — Mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis hat Fr. Zurbonsen sein „Quellenbuch zur Geschichte“ zusammengestellt; von dem auf drei Teile berechneten Buche liegt der erste Teil, der dem Altertum gewidmet ist, vor (Münster i. W., Schönningh), während zu Dahlmann-Waiß' „Quellentunde der deutschen Geschichte, herausgegeben von Erich Brandenburg“ (7. Aufl. 1906), im Jahre 1907 ein schon früher in Aussicht gestellter „Ergänzungsband“ erschienen ist (Leipzig, Dieterich), der für alle Abschnitte des Hauptwerkes die dort vielfach nur bis Anfang 1904 verzeichnete Literatur auf eine einheitliche Zeitgrenze, den Schluß des Jahres 1906, bringt, nebst einer Anzahl von Nachträgen und Berichtigungen, auf die seit der Ausgabe des Handbuchs von Benüßern und Kritikern aufmerksam gemacht worden ist. — Eine gründliche, auch im Tone und der literarischen Zubereitung musterhafte Arbeit ist von Rudolf Beer, Kustos 1. Kl. an der Wiener Hofbibliothek, ediert worden unter dem Titel: „Die Handschriften des Klosters Santa Maria de Ripoll. I.“ (Wien, Hölder.) Mit der Liebe eines echten Gelehrten ist Beer den Handschriften aus der Bibliothek einer der bedeutendsten Kulturstätten Spaniens nachgegangen und prüft mit der wohlthuenden Bescheidenheit eines die Materie souverän beherrschenden Forschers die Arbeit seiner Vorgänger, mit dem Lob nicht kargend, mit dem Tadel vorsichtig. — Alois Meister gibt in Gemeinschaft mit einer Anzahl Kollegen in einer zunächst für Studenten wertvollen Form einen „Grundriß der Geschichtswissenschaft“ (Leipzig, Teubner) heraus, der, nach dem Urteile Spahn's (im Literar. Ratgeber), die Grundzüge der historischen Methode, der Quellenkunde, der Hilfswissenschaften, der Wirtschafts-, Verfassungs- und Rechtsgeschichte sowie der Kirchenverfassung zur knappen Darstellung bringen soll. — Als ein grundlegendes und für lange hinaus maßgebendes Werk darf die „Urkundenlehre“ von W. Erben, L. Schmitz-Kallenberg und D. Neblich gelten, von welcher der erste Teil (Allgemeine Einleitung zur Urkundenlehre von D. Neblich; Die Kaiser- und Königsurkunden des Mittelalters in Deutschland, Frankreich und Italien von W. Erben. München, Oldenbourg) ausgegeben wurde; das Buch bildet in gewissem Sinne die Ergänzung zu H. Breßlaus „Handbuch der Urkundenlehre für Deutsch-

land und Italien“, indem es der dort gebotenen allgemeinen Urkundenlehre eine spezielle an die Seite stellt und einen Führer durch die Königsurkunden gibt, wie er auf den ersten Wurf nicht besser hätte gelingen können. — Zum Schluß seien diesem die allgemein-geschichtliche Literatur betreffenden Absatz zwei populären Zwecken dienende Sammelwerke angereicht, welche in lesbarer Form Lebens- und Charakterbilder hervorragender geschichtlicher Persönlichkeiten oder passende Einzelkapitel aus der Geschichte darzubieten bestimmt sind; es ist dies einerseits die „Illustrierte Geschichtsbibliothek für jung und alt“ (Graz, Styria), von der bisher folgende acht Bändchen erschienen sind: Leo Smolle, Prinz Eugen von Savoyen; P. Macherl, Karl d. Gr.; Leo Smolle, Napoleon I.; H. Brentano, Peter d. Gr.; H. v. d. Sann, Feldmarschall Graf Radetzky; R. Fuchs, Erzherzog Karl; Jos. Rießen, Maximilian I., der letzte Ritter; Ath. Zimmermann, Alfred d. Gr., König von England, — anderseits die „Geschichtliche Jugend- und Volksbibliothek“ (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz), die bereits auf zehn Bände angewachsen ist: H. Sickenberger, Wiederherstellung des katholischen Bekenntnisses in Deutschland; Simon Widmann, Die Ursachen der großen französischen Revolution; R. v. Landmann, Die deutsche Erhebung im Jahre 1813; F. Falk, Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter; Gabr. Meier, Der hl. Benedikt und sein Orden; Patr. Schlager, Die deutschen Franziskaner und ihre Verdienste um die Lösung der sozialen Frage; F. Kemper, Mexiko und Kaiser Maximilian I.; Jos. Rießen, Bonifatius oder der Sieg des Christentums bei den Deutschen; Alf. Steinberger, Rudolf von Habsburg und Albrecht von Osterreich; Heinr. Wals, Ägypten und seine Kultur.

Verhältnismäßig wenig wurde das Gebiet der alten Geschichte bebaut, soweit die Griechen und Römer in Betracht kommen, während sich die Forscher mit erhöhtem Interesse der Erforschung der Geschichte der altorientalischen Völker zuwandten. Der erste Band der Neuauflage von Ed. Meyers „Geschichte des Altertums“ (Stuttgart, Cotta Nachf.) behandelt die vorgeschichtlichen Fragen mit solcher Gründlichkeit und so intimer Vertiefung in die frühesten Zeiten des Auftretens des Menschen auf der Erde, mit so weitgehenden Darlegungen über die grundlegenden Vorfragen aller Geschichte, daß das Buch mehr als Handbuch der Anthropologie denn als Geschichtswerk im engeren Sinn bezeichnet werden kann. — Als Nachschlagewerk empfehlenswert ist das „Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer“ von Robert Forrer (Berlin, Spemann), welches die Objekte bis herab ins 6.—7. Jahrhundert berücksichtigt und mit Hilfe einer überaus großen Zahl von Illustrationen — gegen 3000 — dem Verständnis näher bringt. Als erster Versuch dieser Art trägt es mancherlei an sich, was der Verbesserung fähig wäre

und in einer etwaigen Neuauflage gewiß auch verbessert werden wird; aber auch in dieser ersten Form wird es besonders Studierenden der Philologie ein erwünschter Behelf sein. — Aus der griechischen Geschichte schöpft W. Dittberner, der mit seinem Buche „Iffos. Ein Beitrag zur Geschichte Alexanders des Großen“ (Berlin, Rauch) die doppelte Bedeutung dieser Schlacht klarlegt: einmal sicherte sie endgültig die Befreiung der Griechen in Kleinasien und war somit Ende und Krönung der panhellenischen Aufgabe Alexanders d. Gr., und andererseits führte sie in ihren unmittelbaren Folgen zur Vernichtung der persischen Seemacht; so wurde sie Anfang und Grundstock zur Eroberung des Perserreiches. — Gleichfalls in erster Linie nach Kleinasien führen E. Ziebarth's „Kulturbilder aus griechischen Städten“ (Leipzig, Teubner); der Verfasser behandelt eine Reihe von „Ruhmesstätten deutscher Ausgrabungsarbeit“, welche in neuester Zeit zugänglich gemacht worden sind. — Halb in das Gebiet der Theologie schlägt das Werk „Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum“ von Dr P. Wendland (Tübingen, Mohr), worin mit Aufwand großer Gelehrsamkeit der Nachweis geführt werden soll, daß „die alte Kirche, wie sie in Glauben und Lehre, Sitten und Kultformen, Literatur und Kunst geworden ist, das Produkt eines Kompromisses zwischen Urchristentum und römischer Kultur“ darstelle. Bei allem Streben nach Objektivität in den Darlegungen vermag der Verfasser die Tendenz seiner Schrift, die sich in letzter Linie doch gegen die Göttlichkeit der Stiftung und des Stifter's der Kirche richtet, nicht ganz zu verhüllen. — Über die römische Kaiserzeit liegen einige wertvolle Publikationen vor, unter welchen das von Max Pannwitz aus dem Italienischen übersezte große Werk von Guglielmo Ferrero „Größe und Niedergang Roms“ — erschienen sind bisher die ersten beiden Bände (Stuttgart, Hofmann) — hervorragende Berücksichtigung verdient. Das Werk soll Entstehung, Entwicklung und Verfall des römischen Reiches darlegen; der erste Band behandelt in 18 Abschnitten, nach einer kurzen Zusammenfassung der Geschichte Roms seit den frühesten Anfängen bis zum Tode Sullas, die Einzelheiten der Ereignisse, die sich in den Jahren 78—59 v. Chr. abspielten. Führt dieser Band daher mit Recht den Untertitel „Wie Rom Weltreich wurde“, so gibt auch der Untertitel des zweiten Bandes „Julius Cäsar“ mit diesem Namen zugleich einen ungefähren Begriff seines Inhalts: in gleichfalls 18 Kapiteln, die von „Cäsars erstem Fehler und erstem Erfolg in Gallien“ bis zu den „Iden des März“ reichen, wird berichtet, wie das Land der Kelten von den Legionen Cäsars erobert wurde, und welche unmittelbaren Folgen diese Eroberung in der politischen Welt Roms und in der italischen Gesellschaft hervorrief; es wird dargelegt, durch welches eigenartiges Zusammenwirken von Ereignissen der Gallische Krieg den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus herbeiführte und welche schreckliche Schicksalsschläge über Cäsar und das

römische Volk hereinbrachen. Der Gallische Krieg erscheint dabei in einem ganz neuen Lichte, und man versteht, wie diese Eroberung die Zivilisation Europas eigentlich erst möglich machte. — Von Einzeluntersuchungen auf dem Gebiete der römischen Geschichte seien insbesondere hervorgehoben: die von der Sektion der Görresgesellschaft für Geschichte des Altertums herausgegebene Abhandlung „Der Senat unter Augustus“ von Th. A. Abele (Paderborn, Schöningh), worin die staatsrechtliche und politische Stellung des Senats unter Augustus einer gründlichen und wohl für lange Zeit abschließenden Untersuchung unterzogen wird. Eine endgültige Lösung der schwebenden Fragen ist aber kaum zu erwarten, da die Hauptquelle, das Geschichtswerk des Dio Cassius, erst aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. stammt und gerade der hier in Betracht kommende Teil desselben (von Buch 55 an) nur in Fragmenten und in Auszügen eines byzantinischen Mönches des 11. Jahrhunderts auf uns gekommen ist. — Die gelehrten Quellenanalysen und geschichtlichen Untersuchungen von D. Th. Schulz: „Das Kaiserhaus der Antonine und der letzte Historiker Roms“, nebst einer Beigabe: „Das Geschichtswerk des Anonymus“ (Leipzig, Teubner), wollen auf dem Wege einer sorgfältigen Einzelkritik die Bestandteile der in Betracht kommenden Vitae nachweisen und untersuchen, welchen historischen Wert die Nachrichten des rekonstruierten sachlichen Bestandes besitzen. — Der im Berichtjahre erschienene zweite Band von William Gordon Holmes' *The age of Justinian and Theodora. A history of the sixth century a. d.* (London, G. Bell and sons) bietet eine halb mehr halb minder eingehende Darstellung der Hauptereignisse der Regierung Justinians in chronologischer Folge mit gelegentlicher Erwähnung des Anteils, welchen seine Gemahlin an denselben gehabt hat, sowie des Wirkens des Kaisers auf einigen Gebieten der Staatsverwaltung, besonders seiner gesetzgeberischen Tätigkeit und seiner Kirchenpolitik. Leider hat der Verfasser die gerade in der jüngsten Zeit so reich und tief ausgebaute Literatur über die byzantinische Kunst und Literatur — man braucht nur die Namen Krumbacher und Strzykowski zu nennen — nicht verwertet und sich dadurch viel brauchbares Material entgehen lassen. — Als Beitrag zur byzantinischen Kaisergeschichte ist die fleißige Arbeit *De imperio Constantini III 641—668* von J. Raefner (Leipzig, Teubner) willkommen, die sich die eingehendere Schilderung der Regierungszeit Konstantins III. zum Ziele gesetzt hat. — Auf dem Gebiete der Limesforschung steht der Wissenschaft noch eine gewaltige Arbeit bevor, so sehr auch eine Anzahl von Gelehrten in Deutschland und Oesterreich sich um die Aufhellung der hier zutage tretenden Probleme bemüht. Das vergangene Jahr hat außer den Berichten der für die Limesforschung eingesezten Korporationen — „Der obergermanisch-rhätische Limes des Römerreiches“ (Im Auftrage der Reichs-Limeskommission herausgegeben von den Dirigenten Generalleutnant z. D. Oskar v. Sarwey und

Professor Ernst Fabricius, 28. Lieferung. Heidelberg, Betters), und „Der römische Limes in Osterreich“ (Herausgegeben von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, 8. Heft. Wien, Hölder) — besonders über die Feste Aliso mehrere Untersuchungen zutage gefördert; ich erwähne das Heft von C. Dünzelmann: „Aliso bei Hunteberg“ (Bremen, Winter), die „Neuen Forschungen und Vermutungen“ dazu von Pfarrer D. Brein: „Aliso bei Oberaden“, Nachtrag (Münster, Aschenborff), die „Neuen Beiträge zu einer Geschichte der Römerkriege in Deutschland“ von F. Knoke (Berlin, Weidmann), eine erneute Fehdebeschrift vornehmlich wider F. Koepf und C. Schuchardt, deren Arbeiten, besonders über Aliso, bei ihm keine Gnade finden. E. Seyler glaubt in der im Selbstverlage erschienenen Schrift „Der Römerforschung Leistungen und Irrtümer“ (Nürnberg) der bisherigen Limesforschung eine Reihe von Irrtümern nachweisen zu können, während er in einer zweiten Schrift, „Die Mönchsabel von der Fossa Carolina“ (Nürnberg, Selbstverlag), den Nachweis zu liefern sucht, daß die Dämme bei Grönhart, in denen man die Reste eines von Karl d. Gr. 793 begonnenen Verbindungskanaals zwischen Rezat und Altmühl erblickt hat, in Wahrheit dazu dienen, „die jungen, für das (römische) Auenlager bei Weißenburg bestimmten Pferde mit dem Wasser vertraut zu machen, solange sie sich noch auf der Agrarie befanden“.

Im Gegensatz zu der alten Geschichte hat das Studium des Mittelalters — und besonders des deutschen Mittelalters — so zahlreiche Publikationen gezeitigt, daß es ganz unmöglich ist, auch nur im Wege einer kurzfristigen Betrachtung auf alle diese zum Teil sehr bedeutamen literarischen Erscheinungen einzugehen; es können nur einige davon hier genannt werden. „Die Dauerformeln in den Urkunden Ottos I. bis III. in ihrer Bedeutung für die Geltungsdauer der Urkunden“ untersucht die Greifswalder Dissertation von D. Bleek (Greifswald, Abel); ihr Resultat ist, daß die Privilegien des 10. Jahrhunderts als gegeben für alle Zeit gemeint seien, sofern nicht das Gegenteil ausdrücklich verfügt wurde, wenn auch die Anwendung der Dauerformeln selbst nur Sache des Stils gewesen sei. — In der Vatiffolschen Sammlung *Bibliothèque de l'enseignement de l'histoire ecclésiastique* behandelt — vom katholischen Standpunkt aus — Louis Bréhier in *L'Église et l'Orient au moyen-âge: les croisades* (Paris, Lecoffre) die uralten Beziehungen zwischen der Kirche und dem Orient, die Sehnsucht nach den heiligen Stätten, die Wallfahrten dorthin bis herein ins 11. Jahrhundert, die Entstehung des französischen (fränkischen) Protektorats, die (großen und kleinen) Kreuzzüge, endlich das Abschwellen der Begeisterung bis zur Türkeninvasion und zum Fall Konstantinopels. — Die wertvolle Sammlung der „Jahrbücher der deutschen Geschichte“ hat einen weiteren Zuwachs erfahren durch die „Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V.“, herausgegeben von G. Meyer

von Rnonau (4. Band: 1106—1116) (Leipzig, Duncker u. Humblot). In der bekannten ruhig abwägenden Art der „Jahrbücher“ werden hier die wichtigen Jahre der Auseinandersetzung Heinrichs V. mit Paschalis II. und die zahlreichen Fehden inner- und außerhalb der Reichsgrenzen, an denen Heinrich Anteil hatte, behandelt. Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Gefangennahme des Papstes vor der Krönung sowie des Konzils vom folgenden Jahre; der Verfasser, der sich hier leider einer oft schwerverständlichen altertümelnden Sprache bedient, beherrscht das große Material mit umfassender Gelehrsamkeit und zeigt im ganzen eine lobenswerte Objektivität in der Beurteilung. — In den Investiturstreit führt die Schrift von A. Brebeck: „Papst Gregor VII., König Heinrich IV. und die deutschen Fürsten im Investiturstreit“ (Münsterer Dissertation 1907), eine trotz mancher zum Widerspruch reizenden Einzelheit gebiegene und ergebnisreiche Leistung. — Dagegen ist die Schrift des Gymnasial-Oberlehrers Dr A. Dammann „Der Sieg Heinrichs IV. in Canossa“ (Braunschweig, Goeritz) ein Denkmal unglaublichsten Dilettantismus: Heinrich IV. habe in Canossa nicht im Bußgewande den Papst um Lossprechung gebeten, sondern „an der Spitze einer unermesslichen Heeresmacht im königlichen Waffenschmuck mit der Faust am Degengriffe dem Papst die Zurückziehung des Bannes anbefohlen und von ihm als seinem Untergebenen den schuldigen Gehorsam gefordert“. Woher dem Verfasser diese Weisheit gekommen, verrät er leider nicht.

In noch höherem Maße fand die Pflege der neueren Geschichte literarischen Ausdruck. Und es ist ja begreiflich, daß, je mehr der Stoff answillt, je reichlicher die Quellen fließen, je näher unserer eigenen Interessensphäre die Vorgänge liegen und je bequemer die Unterlagen zu verschaffen und zu benutzen sind, in um so intensiverer Weise die Beschäftigung mit dem Gegenstande zutage tritt. Da ist vor allem R. Lamprecht zu nennen, von dessen „Deutscher Geschichte“ der neunte Band (3. Abteilung: Neueste Zeit. Zeitalter des subjektiven Seelenlebens. Zweiter Band. Berlin, Weidmann) vorliegt. Es mögen hier die knappen Worte Platz finden, die Martin Spahn diesem bedeutamen Werke widmet: „Es gibt keine Seite des öffentlichen wie des ins Bereich gelehrter Beobachtung fallenden Privatlebens, die er nicht ins Auge faßte, um daran den Fortschritt der nationalen Entwicklung und deren Wandlungen festzustellen. Daraus haben sich von Anfang an bestimmte, leicht erkennbare Schwächen der Arbeit ergeben; denn trotz allen Bemühens konnte die Sachkenntnis nicht auf allen Gebieten zureichend sein, und das Detail wurde oft ungenau. Solang sich der Verfasser auf dem ihm innerlich fremden Felde mittelalterlichen Kirchen- und Seelenlebens bewegte, konnten ihm sogar sehr erhebliche Einwände gemacht werden. Dagegen wird er in den letzten Bänden mit jedem Schritt, den er unserer Zeit entgegen tut, sicherer und freier, und es ist seitdem von außerordentlichem Nutzen und vielfacher

Anregung, seinen Beobachtungen wie seinen Konstruktionen zu folgen.“ — Am Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit stehen einige Werke, die hier flüchtige Erwähnung finden mögen. Wilh. Stolze veröffentlicht Untersuchungen über „Entstehung und Verlauf des Bauernkrieges“ (Halle, Niemeyer), die sich gegen die herrschende Ansicht wenden, daß der Bauernkrieg von 1525 eine soziale Bewegung gewesen sei; vielmehr habe derselbe einen kirchlich-religiösen Charakter getragen und sei hervorgerufen worden durch die prinzipiellen Erörterungen, die die Reformation heraufführte. — Gleichfalls in die Zeit der Reformation führt das Buch von Dr. S. A. Kreuzberg: „Karl v. Miltiz 1490—1529. Sein Leben und seine geschichtliche Bedeutung“ (Freiburg, Herder); der Verfasser schildert das Leben und den Bildungsgang seines Helden, dessen Aufenthalt in Rom und Tätigkeit an der Kurie, hierauf gelangen die kirchlichen Maßnahmen gegenüber dem Lutherstreit bis zur — bekanntlich ergebnislosen — Sendung von Miltiz mit wohlbegründetem und selbständigem Urteil zur Darstellung. Miltiz war, wie Kreuzberg zeigt, in keiner Weise seiner Aufgabe gewachsen, und an ihm liegt ein gut Stück Verschulden an der Gestaltung der Dinge, wie sie sich allmählich herausbildete. — Ein gewaltiger Sprung führt aus dem Jahrhundert der Reformation und der Bauernkriege herüber bis ins Zeitalter Friedrichs d. Gr., dessen Leben von drei Historikern im Jahre 1907 zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht wurde: der Direktor des kgl. Staatsarchivs in Magdeburg, G. Winter, bietet ein Lebensbild „Friedrich der Große“ (Berlin, Hofmann u. Co.), das besonders dem Kriegshelden gerecht wird; die Partien, die dem Friedensfürsten gewidmet sind, lehnen sich stark an Kosers Darstellung an, nur die Beziehungen Friedrichs zur Literatur seiner Zeit hat Winter aus Eigenem gut verarbeitet. Des „Schlachtenmalers“ R. Heibtreu „Preußen gegen Europa — Friedrich der Große 1757“ (Berlin, Stille) beschränkt sich in der Hauptsache auf die Darstellung der Schlachten von Prag, Rolin, Rossbach und Leuthen; wo der Verfasser tiefer geht, zeigt sich alsbald seine Unkenntnis der Geschichte, so z. B. wenn er den Siebenjährigen Krieg als eine Art Religionskrieg hinstellt, den der fanatisierte süddeutsche Katholizismus gegen den protestantischen Norden unternommen habe. A. Rohut stellt in „Friedrich der Große als Humorist“ (Leipzig, Graackauer) alles zusammen, was auf Friedrich als Lustspiel- und satirischen Dichter, als witzigen Verfasser von allerlei Skizzen und Briefen, als amüsanten Causeur Bezug hat. — Deutschland und Preußen im Zeitalter der großen Revolution schildert R. Eisner in dem Buche „Das Ende des Reiches“ (Berlin, Buchhandlung des Vorwärts) und will an dem reichsdeutschen und preussischen Zusammenbruch der Jahre 1789—1807 zeigen, „wie Deutschland unterhalb der großen Revolution zurückblieb, wie es von ihr, indem es sich vor ihr zu verkröchen bemüht war, auf der Flucht eingeholt und niedergeschlagen ward, wie sich eine Annäherung an die vorgeschrittenste

europäische Entwicklung gerade in dieser Katastrophe durchsetzte, die aber dann mit dem militärischen Siege der absoluten Monarchie und der feudalen Grundbesitzerklasse wieder rückgängig gemacht wurde“. Einen noch immer unererschöpflichen Vorn für geschichtliche Arbeiten, Erinnerungen und Rückblicke bildet der Krieg von 1870/1871. „Der deutsch-französische Krieg“ von F. Regensberg (Stuttgart, Franck) schildert im bisher erschienenen ersten Band die Ereignisse bis Spichern mit großer Unparteilichkeit. Th. Krokisius veröffentlicht (Berlin, Gebr. Paetel) seine „Erinnerungen aus dem Feldzug von 1870/1871“ (Schlacht bei Gravelotte, Belagerung von Metz, Zernierung von Paris, Operationen um Lonjumeau und im Jura). Das „Kriegstagebuch 1870“ des fanatischen Chauvinisten P. Déroutède, das in autorisierter Übersetzung im Verlage von G. Grimm in Budapest erschienen ist, reicht von der Kriegserklärung bis zu Déroutèdes Gefangenschaft in Breslau, aus der er entkam, um sich aufs neue in die französische Armee einzustellen. Das Buch hat vielleicht nicht so sehr historische als dichterische, literarische Qualitäten. Koch-Breuberg will in: „Die Bayern im großen Kriege 1870/1871“ (Regensburg, Habel) das große Generalstabswerk über den Krieg in populärer Form und geeigneter Spezialisierung dem bayerischen Volke mundgerecht machen. Doch gibt der Verfasser, der den Krieg mitgemacht hat, manches interessante Detail aus den eigenen Erinnerungen hinzu.

Eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntnisse stellt das Buch von A. Hepner vor: „Der Schutz der Deutschen in Frankreich 1870/1871“ (Stuttgart, Diez Nachf.), das den erklärenden Nebentitel führt „Briefwechsel des außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der Vereinigten Staaten für Frankreich E. W. Washburne in Paris vom 17. Juli 1870 bis zum 29. Juni 1871. Aus den diplomatischen Akten der Regierung der Vereinigten Staaten ausgewählt, übersetzt und mit einer Einleitung versehen“. Bekanntlich hatte die norddeutsche Bundesregierung ihre in Frankreich lebenden Untertanen für die Dauer des Krieges unter den Schutz des Vertreters der Vereinigten Staaten gestellt, während Bayern und Baden ihre Untertanen schweizerischem, Württemberg die Seinigen russischem Schutz anvertrauten. Eine Reihe hochinteressanter völkerrechtlicher Fragen ergab sich begreiflicherweise aus diesen Verhältnissen und fand in Washburnes Korrespondenz — deren offizielle (englische) Ausgabe vom Jahre 1878 neu in den Handel gekommen ist — einen Niederschlag. — An die Werke über den deutsch-französischen Krieg schließen sich in natürlicher Folge die über den Helden jener Zeit, über Bismarck. Das Jahr 1907 brachte wieder über ein halbes Duzend Bismarckschriften, von denen hier erwähnt seien: Wolf, „Bismarcks Lehrjahre“ (Leipzig, Dieterich), das des Staatsmannes Leben bis zu seinem Eintritt in die politische Laufbahn und seine Tätigkeit in den Revolutionsjahren behandelt. An dem bekannten Werke von Moriz Busch, „Bismarck und seine Leute“, hatte Bismarck selbst, dem das Manu-

skript vorgelegt worden war, mancherlei geändert; diese Redaktionsarbeit schildert, unter Beigabe von Handschriftproben, G. Böttcher in „Bismarck als Zensor“ (Leipzig, Grunow). Der unermüdbliche Joh. Penzler hat eine auf 19 Bände berechnete „Geschichte des Fürsten Bismarck in Einzeldarstellungen“ (Berlin, Trewendt) zu veröffentlichen begonnen, von der im Berichtjahr (als erste) die Bände XIII und II, beide vom Herausgeber bearbeitet, erschienen sind; Bd XIII behandelt „Bismarck und die Hamburger Nachrichten“, die vom Reichskanzler beeinflussten Artikel in den „Hamburger Nachrichten“ aus den Jahren 1890 bis 1898. Bd II enthält die Jugendgeschichte des Fürsten Bismarck bis 1851. Vierteljährlich soll ein Band dieses politisch jedenfalls sehr wertvoll sich gestaltenden Unternehmens erscheinen. — Interessant ist das durch seine Objektivität ausgezeichnete, zwar in den Bahnen des politischen Liberalismus wandelnde, aber gut geschriebene Werk von P. Matter: Bismarck et son temps (Paris, Alcan), von dem bisher zwei Bände vorliegen, ein dritter, die Friedensjahre nach 1871 schildernd, soll noch folgen. — Wichtig und aufschlußreich ist die Biographie „Ludwig Windthorst“ von Ed. Hüsgen (Köln, Bachem), die formell allerdings mehr eine Materialiensammlung als eine abgerundete Lebensbeschreibung im eigentlichen Sinne ist, aber auch so ein plastisches Bild der Kulturkampfzeit gibt und schon deshalb die Beachtung des Politikers wie des Historikers verdient. — Hier sei auch des kleinen, aber inhaltsreichen Büchleins von M. Spahn: „Das deutsche Zentrum“ (München, Kirchheim) gedacht, in dem Spahn in vornehmer, ruhiger Kritik den ursächlichen Konnex und die Folgen des Ideenkampfes in der Entwicklung des Deutschen Reiches aufweist, soweit das Zentrum daran beteiligt war, — sowie des aus dem Nachlasse von Otto Kopp (von Professor Dr Leo König S. J.) herausgegebenen Buches „Deutschland und die Habsburger“ (Graz, Styria), das in überzeugender Weise die immer wieder vorgebrachte Behauptung widerlegt, daß die Habsburger nur auf Erweiterung ihrer Hausmacht bedacht gewesen seien und darüber das gesamtdeutsche Interesse in den Hintergrund gestellt hätten.

Was speziell die Geschichte Preußens (und Norddeutschlands im weiteren Sinne) betrifft, so liegen auch hier zahlreiche Publikationen vor, von der ältesten Zeit (z. B. die Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, von denen im Berichtjahre erschienen die Bände XXVIII: „Jülich-bergische Kirchenpolitik am Ausgange des Mittelalters und der Reformationszeit. 1. Band: Urkunden und Akten 1400—1553“, von O. K. Redlich, und XXIX: „Quellen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der rheinischen Städte. Bergische Städte. I. Siegburg“, bearbeitet von Fr. Lau. Bonn, Hanstein) bis herab in unsere Tage. Stark bebaut ist die durch die Jahrhundertenerneuerung wieder lebendiger auftauchende Zeit der napoleonischen Kriege, da Deutschland und Preußen in

ihrer „tiefften Erniedrigung“ schmachteten. Hierher gehören z. B. Bücher wie: „Aus Preußens schwerer Zeit“ von M. v. Eberhardt (Berlin, Eisen- schmidt), die Schrift Fr. Neubauers „Preußens Erhebung und Fall“ (Berlin, Mittler u. Sohn). In dieselbe Zeit und die nachfolgende führt auch das Werk „Vom Leben am preussischen Hofe 1815—1852“ (ebd.), worin die Aufzeichnungen von Caroline v. Rochow geb. v. d. Marwitz und von Maria de la Motte-Fouqué durch Luise v. d. Marwitz weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. — Den „Polenaufstand 1806/1807“ erzählt R. Schottmüller (Lissa i. P., Ebbede) und bespricht dabei namentlich die Pläne preussischer Staatsmänner für die Rückeroberung und künftige Verwaltung der Provinz sowie die Tätigkeit Radziwills, dem der Verfasser vorwirft, daß er „verschwommenen Menschheitsidealen gehuldigt“ habe. — Das populäre Büchlein „Die Belagerung von Breslau“ von G. Höcker (Rattowitz, Siwinna) ist zur Wiederkehr der Tage vom November und Dezember 1806 und Januar 1807 geschrieben, da die Stadt opferwillig die Belagerung Jérômes ein Vierteljahr lang aushielt, ehe die Not sie zur Übergabe zwang.

Auch über die Staaten Süddeutschlands ist eine Anzahl von Einzeluntersuchungen und Darstellungen ans Licht getreten. A. Chroust begann die Herausgabe von „Chroniken der Stadt Bamberg“ (Leipzig, Quelle u. Meyer), deren vorliegende erste Hälfte die Chronik des Bamberger Immunitätsfreites von 1430 bis 1435 mit einem Urkundenanhang enthält. — Ulm findet eine eingehende Berücksichtigung in E. Müblings „Die Reichsstadt Ulm am Ausgange des Mittelalters 1378—1556“ (2 Bde. Ulm, Gebr. Mübling). — Die „Politischen Bewegungen in Nürnberg 1848/1849“ schildert L. Brunner im 17. Heft der Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte (Heidelberg, Winter), hauptsächlich auf Grund von gleichzeitigen Zeitungsberichten. — Nach Baden führt die Schrift „Der Breisgau unter Maria Theresia und Josef II.“ von E. Gothein (ebd.), deren Hauptgewicht in der Darstellung der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung jener Zeit liegt. — Die Ereignisse des Revolutionsjahres 1848 in diesem Lande schildert Leonh. Müller in: „Die politischen Sturm- und Drangperioden Badens“ (Mannheim, Haas) mit wohlthuender Wärme und gestützt auf eine reiche Belesenheit sowie auf urkundliches Material.

Die österreichische Geschichte ist im letzten Jahre um einige hervorragende Werke bereichert worden. Vorerst sei — um die historische Zeitfolge einzuhalten — der jüngst erschienenen Schrift von W. Bauer: „Die Anfänge Ferdinands I.“ (Wien, Braumüller), gedacht, die als Vorläufer zu der in Vorbereitung stehenden Ausgabe der Korrespondenz dieses bisher allzuwenig beachteten und für Österreich so hochwichtigen Kaisers gute Dienste leisten wird. — In die Zeit Kaiser Josefs II. führt das Buch

des Linzer Theologieprofessors Dr. R. Hittmair: „Der Josefianische Klostersturm im Lande ob der Enns“ (Freiburg, Herder), von dem früher (S. 169) schon die Rede war. — Nicht auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung und Darstellung steht das zweibändige Werk von Ferd. Strobl v. Kavelberg: „Metternich und seine Zeit 1773—1859“ (Wien, Stern), das Gründlichkeit des Quellenstudiums ebenso vermessen läßt wie eine dem Gegenstande angemessene literarische Form. — Den „Krieg 1809“ behandelt ein groß angelegtes Unternehmen, das, vom österr. k. u. k. Kriegsarchiv herausgegeben (in der Folge „Geschichte der Kämpfe Österreichs“), den Major Eberh. Mayerhoffer v. Bedropolje zum Verfasser hat und im vorliegenden ersten Bande (Wien, Seidel u. Sohn) den Donaufeldzug lebendig erzählt. Die Tage von Aspern wird der nächste Band zur Darstellung bringen. — A. Fournier gab unter dem Titel „Genz und Wessenberg“ die Briefe heraus (Wien, Braumüller), die Genz im Jahre 1809 an den ob seiner „liberalen“ Gesinnung bei Metternich später in Ungnade geratenen Freiherrn Joh. v. Wessenberg schrieb; da die Briefe meist die politischen und finanziellen Tagesfragen betreffen, sind sie für die Kenntnis jener Zeit von hervorragendem Interesse. — In der „Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848—1849“ gibt uns der greise (im 88. Lebensjahre stehende), hochverdiente Verfasser Dr. Jos. Alex. Frhr. v. Helfert gewissermaßen die Summe seiner vielfachen, auf dieses Thema bezugnehmenden bisherigen Arbeiten (Band I: Bis zur österreichischen Verfassung vom 25. April 1848. Freiburg, Herder). Freiherr v. Helfert, der im Sturmjahre 1848 vom jungen Krakauer Kirchenrechtslehrer zu der verantwortungsvollen Stellung eines Unterstaatssekretärs und Leiters des Ministeriums für Kultus und Unterricht emporstieg, hat die bewegte Zeit von hoher Warte aus miterlebt und ein reiches, gesegnetes Leben lang an den Materialien für die pragmatische Erforschung dieser Zeit gesammelt und gearbeitet. Was er hier bietet, ist daher in jeder Hinsicht, was die essentielle Unterlage, den freien, weiten Blick, die Tiefe staatsmännischer Erfassung, endlich die reife Kunst der Darstellung anlangt, ein Geschichtswerk von höchster Bedeutung. Man darf dem zweiten Bande dieses wertvollen Buches mit den höchsten Erwartungen entgegensehen. — Als Vorläufer einer größeren Arbeit, welche die Geschichte von 1848 bis 1860 umfaßt (inzwischen erschienen: Österreich von 1848 bis 1860. 1. Bd. Stuttgart, Cotta Nachf.), gibt H. Friedjung in „Der Krimkrieg und die österreichische Politik“ (ebd.) eine interessante Studie über die unglückliche österreichische Politik während des Krimkrieges, wobei er die diplomatischen und politischen Fähigkeiten des damals die österreichischen Geschicke lenkenden Staatsmannes Grafen Buol in helles Licht stellt. — Zwei 1907 erschienene Teile der oben (S. 203) erwähnten Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte befassen sich mit der historischen Darstellung einzelner Teile Österreichs.

§. Widmann bietet den ersten Band der „Geschichte Salzburgs“ bis 1270 (Gotha, Berthes) und schildert, ausgehend von der prähistorischen Periode, die Römerzeit, die Einwanderung der Bayern in das Gebiet und deren Christianisierung; den größeren Teil des Werkes umspannen die beiden Abteilungen: Salzburg als Erzbistum und Salzburg auf dem Wege zum Territorialfürstentum; gelegentliche Nebenhiebe auf kirchliche Dinge verzieren leider die fleißige Arbeit. Von Professor R. F. Kaindl's „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ liegt der zweite Band vor (ebd.; der erste erschien 1906), der die Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774 bringt; ein großes Quellenmaterial und eine umfangreiche Literatur sind hier mit Geschick und guter Auswahl verwertet.

Die Kirchengeschichte fällt mit ihren wesentlichsten und wertvollsten Neuerscheinungen in das Gebiet der Theologie und hat dort (s. S. 159 f) ihre Berücksichtigung gefunden; hier muß nur eine kleine Anzahl von Büchern erwähnt werden, bei welchen das profanhistorische Moment gegenüber dem kirchlich-apologetischen überwiegt. Da ist in erster Linie der Genugtuung Ausdruck zu geben, daß ein Werk, auf welches die deutsche Geschichtschreibung stolz zu sein die gegründetste Ursache hat, rüstig vorwärts schreitet: an L. Pastors „Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters“ ist auch im Berichtsjahre wieder ein Band zugewachsen (4. Bb., 2. Abteilung), der „Die Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung von der Wahl Leos X. bis zum Tode Klemens' VII. (1513 bis 1534)“, und zwar die Pontifikate Adrians VI. und Klemens' VII. zum Gegenstande hat (Freiburg, Herder). In geradezu dramatisch bewegter Darstellung führt uns Pastor hier das Konklave vor, in dem ein fast ganz italienisches Kardinalskollegium seit 461 Jahren zum erstenmal wieder einen Mann deutscher Abstammung zur höchsten Würde berief, die er um seiner Tugenden willen verdiente wie kaum ein anderer. Glänzend ist die Schilderung des leider nur kurzen Wirkens Adrians VI., der nicht bloß mutig die Schäden aufdeckte und den redlichen Willen bekundete, sie zu heilen, sondern auch mit klarer Erkenntnis die Mittel dazu angegeben und mit rascher Entschlossenheit die „Reform von oben“ begonnen hat. Gleiche Anerkennung verdient auch die Darstellung des Pontifikates Klemens' VII., der, Papst geworden, weder die Römer noch die kaiserliche Partei recht befriedigte und in eine zweideutige Stellung geriet. Den unter seiner Regierung hereingebrochenen Sacco di Roma — die Einnahme und Plünderung Roms durch das deutsch-spanische Heer 1527 — schildert Pastor in seiner ganzen Entschiedenheit, aber er weiß auch auf die heilsamen Folgen desselben für den Katholizismus hinzuweisen. — A. Eitel legt in „Der Kirchenstaat unter Klemens V.“ (Leipzig, Rothschild) mit sicherer Analyse der Quellen die Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens in den Provinzen des Kirchenstaates dar, wobei

manches neue Ergebnis gezeitigt wird. — Auf protestantischem Boden steht das populäre Buch von Professor Dr G. Krüger „Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger“ (Tübingen, Mohr), das mit Vermeidung von Namen- und Datenaufzählung die einzelnen Vertreter aus den Strömungen und den Richtungen ihrer Zeit heraus zu verstehen und zu erklären sucht. — In der Quellsammlung zur Deutschen Geschichte gab Joh. Haller „Die Quellen zur Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates“ heraus (Leipzig, Teubner), worin er nebst Auszügen aus dem Liber pontificalis und andern italienischen und fränkischen Quellen hauptsächlich Briefe aus dem Codex Carolinus in historischer Abfolge mit einer historisch-kritischen Einleitung darbietet. — Die Studie E. Vacandards: *L'Inquisition. Étude historique et critique sur le pouvoir coercitif de l'église* (Paris, Blond) bietet keine eigentliche Geschichte der Inquisition, sondern einen Versuch, ihre Entstehung und Entwicklung darzulegen und aus dem ganzen Charakter der Zeit heraus zu erklären.

Die Menge des Stoffes zwingt den Referenten, sich in den Mitteilungen über die Literatur der Auslandsgeschichte kurz zu fassen. — Ein nachahmungswertes Beispiel für alle größeren Archive hat der Archivar der Pariser Archives nationales, Charles Schmidt, aufgestellt in seinem Buch *Les sources de l'histoire de France depuis 1789 aux archives nationales* (Paris, Champion), einem Leitfaden und Orientierungsmittel für alle Benutzer der neueren Bestände der genannten Archive, mit einer alphabetischen Liste der einzelnen Aktenserien. — Einer der gründlichsten Kenner Frankreichs unter Richelieu, G. d'Avenel, läßt uns in *Prêtres, Soldats et Juges sous Richelieu* (Paris, Colin) tiefe Blicke in das innere Leben der damaligen Gesellschaft tun. Die Minister, die Intendanten, die Steuerernehmer verbinden sich zur Bedrückung des Volkes, und die Richter sind dabei ihre getreuen Helfershelfer; die Einkünfte der Kirche werden von den weltlichen Abbes und Laien aufgezehrt, ohne daß die katholische Reformation durch den Hof gehindert wurde. — Der zweite (Schluß-)Band von Adalb. Wahls „Vorgeschichte der französischen Revolution“ (Tübingen, Mohr) behandelt die erregte, stürmische Zeit vom Januar 1787 bis 1789, die Notabelnversammlung von 1787, die Kämpfe des französischen Königtums mit den Parlamenten 1787 und 1788, den Zustand der Provinzen und der öffentlichen Meinung im Jahre 1787, die Finanzreformversuche Neckers, die zweite Notabelnversammlung (Ende 1788) und die Wahlen zu den Generalständen (Anfang 1789) mit besonderer Berücksichtigung der jetzt meist vergessenen Flugschriftenliteratur jener Zeit. — Ein verwandtes Thema hat E. Horquardt de Turtot in *Le Tiers-état et les privilèges* (Paris, Perrin u. Cie.) bearbeitet: die Lage des dritten Standes hinsichtlich der Vorrechte und die Bemühungen der Staatsregierung, Mißbräuche abzuschaffen und Reformen einzuführen, Bemühungen, die an dem Widerstande der Parla-

mente scheitern sollten. — Mitten hinein in die Revolution führen uns zwei aus dem Französischen übersezte Werke: das „Tagebuch über die Vorgänge im Turm des Temple während der Gefangenschaft Ludwigs XVI. von dem Kammerdiener des Königs, Clerg, übersezt von L. Koehler. Nebst einem Bericht über die letzten Stunden dieses Königs von seinem Beichtvater Abbé Edgeworth de Firmont und wichtigen Mittheilungen über die vier Gefangenen, welche Ludwig XVI. überlebt haben“ (Leipzig, Schmidt u. Günther), eine Quelle, die, wenn sie auch wenig historisch Bedeutungsvolles bringt, für die Geschichte Ludwigs XVI. und seiner Familie an Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit nicht zu übertreffen ist, — und „Das Drama von Varennes“ von G. Lenotre, deutsch von A. Baderle (Wien, Hartleben), in dem die an physischen Qualen wie an Demütigungen so reiche Rückkehr des Königs, die sich „zum Leichenbegängnis der Monarchie“ gestaltete, ergreifenden Ausdruck findet. — Besonders reich ist die Literatur über Napoleon I. Unter dem Titel „Napoleons Glück und Ende 1806—1815“ erschienen die Erinnerungen von E. D. Pasquier (Stuttgart, Luz), worin die Zeitgeschichte den wesentlichen Hauptbestandteil bildet, von dem sich die Gestalt des Kaisers scharf abhebt. Besonders wird der Anteil Talleyrands und Fouchers an der Herbeiführung der Katastrophe Napoleons sowie die Bedeutung der kirchlichen Wirren, die Rolle, die Zar Alexander als Wiederhersteller der bourbonischen Dynastie und als Schutzherr Frankreichs spielt, hervorgehoben. — Eine kleine, populär gehaltene Schrift ist Leo Smolles „Napoleon I.“ (Graz, Styria), während der erste Band von Oskar Klein-Hattingsens „Napoleon I. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt“ (Berlin, Dümmler), erst bis zum Kriege gegen die vierte Koalition reicht und die Schrift „Napoleon im Frühjahr 1807“ von dem Burggrafen und Grafen Hannibal zu Dohna (Leipzig, Wigand) sich nur als Vorläufer eines umfangreichen Werkes über den korsischen Imperator darstellt und speziell die Nachrichten enthält, die sich auf Napoleons Aufenthalt in Fındenstein beziehen. — Eine wertvolle Einzeluntersuchung bietet ein geistvolles Buch des Vicomte Jean d'Uffel, *Études sur l'année 1813. La défection de la Prusse, Décembre 1812 à Mars 1813* (Paris, Plon), der den Hauptfehler Napoleons darin sieht, daß er trotz der Erfahrungen in Spanien nicht an die Erhebung der Völker, zumal des deutschen Volkes, glauben wollte. Das war gewissermaßen seine tragische Schuld, die er mit dem Verluste des Thrones büßte. — Napoleon III. behandeln E. Bourgeois und E. Clermont in dem Werk *Rome et Napoléon III., 1849 à 1870* (Paris, Colin), das von dem Gedanken ausgeht, daß Rom für Frankreich zum Unglück geworden sei: die Vernichtung der römischen Republik 1849 habe Napoleon den Weg zum Thron gebahnt, und er habe diesen Thron wieder verloren, weil er 1870 Rom den Italienern vorenthielt und damit die Tripelallianz mit Italien und Osterreich verhinderte, die dem großen

Krieg vielleicht eine andere Wendung gegeben hätte; das Buch enthält manches neue Detail und viele fruchtbare Anregungen. — Für die Bibliothèque socialiste hat G. Bourgin eine Histoire de la Commune geschrieben (Paris, Publications de la Société nouvelle), die zwar stark parteimäßig gefärbt, aber doch nicht wertlos ist, da sie primäre Quellen benutzt und die Vorgeschichte übersichtlich darstellt. — Der im Berichtjahre ausgegebene zweite Band von Gabriel Hanotaux' großangelegter „Geschichte des zeitgenössischen Frankreich“ (Berlin, Grote) umfaßt die Jahre 1874—1877 und handelt vornehmlich von der Konstitution von 1875.

Zur Geschichte des heutigen Italien liegen in P. Poupardins Les institutions politiques et administratives des principautés lombardes de l'Italie méridionale, X^e et XI^e siècle (Paris 1907) Regesten der Fürsten von Benevent und Capua seit dem Jahre 774 vor, während der darstellende Teil übersichtlich zusammenfaßt, was die Quellen über Verfassung und Verwaltung von Benevent, Salerno und Capua berichten; für die Erkenntnis der Eigenart des späteren normannisch-sizilischen Staatswesens ist die Arbeit von wesentlichem Belange. — Von der „Geschichte Belgiens“ von H. Pirenne ist der dritte Band ausgegeben worden (als Teil der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte), der die Zeit von 1477 bis 1567 umschließt. Besonders liebevoll schildert der Verfasser die Entwicklung der niederländischen Kultur, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, Kunst, Wissenschaft und Religion im 16. Jahrhundert. — Vom protestantischen Standpunkt aus schrieb Ed. Heyck über „Wilhelm von Oranien und die Entstehung der freien Niederlande“ (Bielefeld, Velhagen u. Klasing). Wilhelm gehört nach Heycks Auffassung zu den machtvollsten Persönlichkeiten, „durch deren individuelle Schöpferkraft Geschichte wird und die wir in der Demut, die uns vor aller Größe des Geschehens befällt, als die Werkzeuge der höchsten, schicksalstragenden Fügungen verehren“. — Das Leben der „Maria Stuart, Königin von Schottland, 1542—1587“, ist „nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven“ von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden, dargestellt worden (Rempten, Küssel); die Verfasserin versteht es, besonders Porträte unglücklicher Frauen zu zeichnen, und weiß unser Mitleid durch ihre gefühlvolle Darstellung rege zu machen. Das ist nicht ein Lob für den Historiker, wohl aber für den Schriftsteller, und dieses letztere Lob strebt Lady Blennerhassett doch wohl in erster Linie an. — Der Biographie „Cromwell“ von W. Michael (Berlin, Hofmann u. Co.) wird „volle Beherrschung der Quellen und der Literatur, übersichtliche Gruppierung des Stoffes, Unbefangenheit des Urteils, geschmackvolle Art der Erzählung“ nachgerühmt (Histor. Zeitschr. IC 418 f), — freilich muß hinzugefügt werden, daß die Unbefangenheit des Urteils bei konfessionellen Fragen öfters versagt. — Eine Publikation von hoher Bedeutung ist „Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter“ von A. Benson und Lord Escher. Autori-

fierte Überfetzung von Admiral Plüddemann (2 Bde. Berlin, Sigismund). Aus den Papieren der Königin, die 500—600 Bände füllen, haben die Herausgeber solche Stücke aus dem Zeitraum von 1821—1861 ausgewählt, „die dazu dienen konnten, die Entwicklung des Charakters und der natürlichen Fähigkeiten der Königin zur Darstellung zu bringen und typische Beispiele ihrer Art und Weise, in der sie politische und soziale Angelegenheiten behandelte, vorzuführen“. — Eine große Danmarks Riges Historie hat im Berichtjahre mit der Veröffentlichung eines Halbbandes über die Zeit von 1852—1864 von N. Neergaard ihren Abschluß gefunden. — Wie die oben erwähnte Geschichte Belgiens von Pirenne, ist auch der dritte Band von Joh. Dierauers „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ in Heeren-Werts Sammelwerk erschienen, der die Vorzüge der früheren Bände: sachliche Genauigkeit, fließende Darstellung, vollständige literarische Orientierung in hohem Maße besitzt; der Objektivität besleißt sich der Verfasser auch in religiösen Dingen, wenngleich gelegentlich eine gewisse Unbulsamkeit gegenüber den Katholiken durchbricht. — Fr. Jacq. lins „Materialien zur Standes- und Landesgeschichte gem. III Bände (Graubünden) 1464—1803. Erster Teil: Regesten“ (Basel, Geering) ist ein wertvolles Quellenwerk von vorzüglicher Anordnung und Wiedergabe des reichhaltigen und interessanten Stoffes und dem Historiker ganz unentbehrlich. — Der erste Band von R. Wackernagels „Geschichte der Stadt Basel“ (Basel, Helbring u. Lichtenhahn) reicht noch über das Baseler Konzil hinaus; ein großes, inzwischen erschlossenes Quellenmaterial bildet die Grundlage der Darstellung, die im Zusammenhange mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen Zustand und Entwicklung der Heimat zu betrachten, die dort sich bietenden Probleme hier im Lokalen zu erproben bestrebt ist. — Einen Abschnitt aus der Geschichte Rußlands bietet, zwar nicht auf neuen Quellen fußend, aber das vorhandene gedruckte (auch russisch geschriebene) Material in allem Wesentlichen erschöpfend, das Büchlein von H. Brentano: „Peter der Große und seine Zeit“ (Graz, Styria), das sich wie eine fesselnde Erzählung liest und in frischer Lebendigkeit die Gestalt des genialen Zaren und sein bahnbrechendes Wirken zur Darstellung bringt. Gleichfalls H. Brentano verdanken wir eine gründliche und objektive Darlegung „Zur Geschichte des Katholizismus in Rußland“, welche über jene wenig gekannte Partie der Kirchengeschichte Licht verbreitet (Wien, Verlag der Leogefellschaft). — Der (ursprünglich in finnischer Sprache erschienene) „Versuch einer Darstellung der anfänglichen Beziehungen der russischen Regierung zu ihren polnischen Untertanen“ von U. L. Lehtonen, übersetzt von Gust. Schmidt unter dem Titel „Die polnischen Provinzen Rußlands unter Katharina II. in den Jahren 1772—1782“ (Berlin, Reimer), führt zu erfreulichen Resultaten; besonders die fünf Abschnitte, die die Neuorganisation Weißrußlands behandeln, geben ein lebendiges Bild und tragen auch, zumeist

auf Rohmaterial gegründet, viel zur Charakteristik der Kaiserin Katharina II. und ihrer Helfer bei. — Die beiden 1906 und 1907 erschienenen Bände IV und V des groß angelegten Werkes des Großfürsten Nikolai Michailowitsch: *Les relations diplomatiques de la Russie et de la France d'après les rapports des ambassadeurs d'Alexandre et de Napoléon 1808—1812* (St Pétersbourg, Manufacture des Papiers de l'État) umfassen die Briefe und Berichte Caulaincourts an Napoleon, Champagny und seinen Nachfolger Maret vom 17. Juli 1809 bis zum 12. Mai 1811 und bieten eine wichtige Bereicherung unserer Kenntnisse von den Beziehungen Rußlands und Frankreichs, insbesondere in der Polenfrage. — Dem Berliner Gelehrten Th. Schieman brachten Freunde und Schüler zum 60. Geburtstag eine von D. Höpisch redigierte Festgabe dar unter dem Titel „Beiträge zur russischen Geschichte“ (Berlin, Duncker), die u. a. einen Aufsatz des Großfürsten Nikolai Michailowitsch über die Legende vom Tode Kaiser Alexanders I. in Sibirien in der Gestalt des Einsiedlers Fedor Kusmitsch, und Beiträge von P. v. Osten-Sacken über den Hanshandel mit Pleskau bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, von D. Höpisch über die historischen Grundlagen eines konstitutionellen Lebens in Rußland enthält. — Die Schilderung der „Neun Jahre in russischen Diensten unter Kaiser Alexander II.“ (Leipzig, Engelmann) von Rich. Graf v. Pfeil gibt ein mit warmer Anteilnahme gemaltes Bild dieses „hervorragendsten, echt russischen Zaren, den Rußland seit Peter d. Gr. und Katharina II. gehabt hat“. Ganz aktuell ist das anonym erschienene (von Th. Schieman mit einem Geleitwort versehene) Werk „Die Lettische Revolution“ (Berlin, Reimer), dessen zweiter Band (1907): „Die Sozialdemokratie. Die Katastrophe“, dem Nachweise gewidmet ist, daß die Revolution in den Ostseeprovinzen von der Sozialdemokratie vorbereitet und geleitet wurde.

In den Orient führt F. Stähelins „Geschichte der kleinasiatischen Galater“ (Leipzig, Teubner), das in der vorliegenden zweiten Auflage bis in die Kaiserzeit hinein fortgesetzt ist und ein interessantes Bild der Kultur dieser Zeit gibt. — Hugo Winkler faßt in „Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit“ (Leipzig, Quelle u. Meyer) seine schon öfters populär behandelten Ansichten über das System der altorientalischen Weltanschauung und Religion zusammen, als deren Entstehungsort ihm Babylon gilt. — Professor Dr R. Rathgen bietet in „Staat und Kultur in Japan“ (Bielefeld, Velhagen u. Klasing) ein lebensvolles Bild der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes der Kultur und des Staatslebens in Japan von der Urzeit durch die verschiedenen Zwischenstadien bis zum Sturz des alten und zum Aufbau des neuen Japan. — Jos. Weiß' „Die deutsche Kolonie an der Sierra Morena und ihr Gründer Johann Kaspar von Thürriegel, ein bayrischer Abenteurer des 18. Jahrhunderts“ (Köln, Bachem)

ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte unseres Volkstums im Auslande, der aus den entlegensten Quellen sein Material zur Geschichte des merkwürdigen Mannes zusammenträgt. — Über seine Tätigkeit in der Neuen Welt richtete Ferd. Cortez, der Eroberer von Mexiko, fünf eigenhändige Berichte an Karl V., die zu den wichtigsten Quellen der mexikanischen Geschichte gehören und von denen drei (Nr 2—4) in „F. Cortez, Die Eroberung von Mexiko“, bearbeitet von E. Schulze (Hamburg, Gutenberg-Verlag), abgedruckt sind; leider hat der Herausgeber gerade die seltener zu findenden Berichte 1 und 5 nicht berücksichtigt und sich auf die öfters gedruckten drei andern Berichte beschränkt, wodurch seine Arbeit sehr an Wert verliert. — „Die Heldentaten des Dom Christoph da Gama in Aethiopien“, von denen der gleichzeitige portugiesische Bericht des Miquel de Castanhoso erzählt, gehören den Jahren 1541—1543 an; der Sohn Vasco da Gamas rettete in Aethiopien ein christliches Reich vor dem Untergange. Der Bericht Castanhosos wurde 1907 in deutscher Übersetzung von Enno Littmann herausgegeben (Berlin, Curtius). Castanhoso war einer der wenigen Teilnehmer an der Expedition, die in die Heimat zurückkehren konnten.

Einen großen Raum nehmen jene Forschungen und Darstellungen ein, welche die Kulturgeschichte entweder unmittelbar zum Gegenstande haben oder Erscheinungen des geschichtlichen Werdens vom kulturellen Standpunkt betrachten. Von Werken ersterer Art ist vor allem die in zweiter Auflage vorliegende „Allgemeine Kulturgeschichte“ von Joh. Nikel (Paderborn, Schöningh) zu nennen, die sich gegen die materialistische Geschichtsauffassung wendet und die gesamten kulturellen Äußerungen der Völker aller Zeiten und Zonen wie in einem Brennspiegel zu allgemein gültigen Kulturdokumenten zusammenzieht. Systematische und klare Anordnung des ungeheuern Stoffes und Einfachheit in Darstellung und Ausdruck sind wertvolle Vorzüge des auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehenden Werkes. — Dasselbe gilt von Georg Grupp's „Kulturgeschichte des Mittelalters“, deren erster Band gleichfalls in zweiter, vollständig neubearbeiteter Auflage vorliegt (ebb.) und von der staunenswerten Belesenheit und der Kunst des Verfassers, das weitwichtige Detail übersichtlich zu ordnen und überall die der Kulturentwicklung zu Grunde liegenden höheren Ideen aufzuweisen, ein glänzendes Zeugnis ablegt. — Auch das kleine Büchlein von Reinhold Günther „Deutsche Kulturgeschichte“ (Leipzig, Bötschen) gibt in einfacher, knapper Form alles Wesentliche über die Kulturentwicklung des deutschen Volkes. — Ein vorzüglicher Behelf für den kulturgeschichtlichen Anschauungsunterricht bildet der 1760 Nachbildungen alter Kupfer- und Holzschnitte aus dem 15. bis 18. Jahrhundert enthaltende Atlas „Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern“, mit einer kurzen textlichen Einführung von H. Rienzle (Band I, Jena, Diederichs), an dem auch zu loben ist, daß bei der Aus-

wahl des reichen Bildermateriales auf den Gebrauch des Buches in Familien gebührend Rücksicht genommen ist. — Von Einzelarbeiten auf dem Gebiete der Kulturgeschichte wären zu nennen: Jos. Machmann, Das Krankenwesen der Stadt Hildesheim bis zum 17. Jahrhundert (Münster, Coppenrath), eine weit über das lokale Interesse hinaus für die Geschichte der Medizin, des Apothekerwesens, der Krankenpflege und der sich ihr widmenden geistlichen Orden wichtige Arbeit. — Das zweibändige Werk „Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert“ von M. Goos (Hamburg, Gutenberg-Verlag) enthält eine gekürzte, populäre Fassung der bekannten, für die Sitten- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts wichtigen Aufzeichnungen des Bürgermeisters Barth. Saftrow und des Ritters Hans v. Schweinichen. — Ein interessantes — leider durch bei den Haaren herbeigezogene Ausfälle gegen katholische Einrichtungen verunziertes — Buch ist U. Wendts „Kultur und Jagd. Ein Birschgang durch die Geschichte. I. Das Mittelalter“ (Berlin, Reimer), das im ersten Teile eine Art von Geschichtsphilosophie, im zweiten eine Geschichte der Jagd enthält. — In „Aus dem Leben einer Florentinerin des 16. Jahrhunderts“ (Leipzig, Veit u. Co.) schildert A. Wiedemann Einzelheiten aus dem Leben Marias, der Tochter Jacopo Salviatis, der Gemahlin des 1526 gestorbenen Kriegshelden und Führers der „schwarzen Bande“ Giovanni de' Medici. — Den Seeverkehr nördlich und westlich von Europa bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der Wikingerfahrten und der technischen Schilderung der Seeschifffahrt und der Fahrzeuge hat W. Vogel in „Nordische Seefahrten im frühen Mittelalter“ (Berlin, Mittler u. Sohn) zum Gegenstand einer fleißigen kleinen Arbeit gemacht. — In „Seemacht in der Ostsee“ (Kiel, Cordes) legt Vizeadmiral z. D. Kirchhoff die Bedeutung der Seemacht für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der umgrenzenden Länder, speziell für die Ostsee, in klarer Weise dar. — Eine in neuerer Zeit öfters verwertete Seite der Kulturgeschichte hat R. E. Schmidt in „Deutschland und die Deutschen in der französischen Karikatur seit 1848“ (Stuttgart, Müller) behandelt und den etwas heikeln Stoff in würdiger Weise zur Darstellung gebracht. — R. Bruß hebt in „Die geistlichen Ritterorden“ (Berlin, Mittler u. Sohn) die Verdienste dieser Orden um die soziale Kultur hervor und rühmt die Organisation ihrer Liebestätigkeit, um dann ihren allmählichen Verfall seit der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts darzulegen. — In der „Sammlung Kösel“ (Rempten) gibt G. Neuhaus eine kurze „Deutsche Wirtschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert“, die einen klaren Einblick in den Werdegang der deutschen Volkswirtschaft im vorigen Jahrhundert ermöglicht. — R. Zeiß schildert „Die Entstehung der Handelskammer am Niederrhein während der französischen Herrschaft“ (Leipzig, Duncker u. Humblot) und bietet damit einen Beitrag zur Wirtschaftspolitik Napo-

leons I., indem er zeigt, daß „das staatsmännische Genie Napoleons auch uns Früchte gebracht“ hat. — Über „Die Anfänge der Fugger bis 1494“ berichtet M. Janßen (ebd.) und leitet damit eine Reihe von „Fugger-Studien“ ein. — Die Zeit der Hanfa wird in zwei Schriften bearbeitet: G. A. Kesselbach untersucht „Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hanfa und die Handelsstellung Hamburgs bis in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts“ (Berlin, Reimer), und G. v. d. Ropp schildert in „Kaufmannsleben zur Zeit der Hanfa“ (Leipzig, Dunder u. Humblot) das Leben des hanseatischen Kaufmanns von der Geburt bis zum Tode. — Mit musterhafter, knapper Gründlichkeit gearbeitet erscheint G. Juritsch „Handel und Handelsrecht in Böhmen bis zur hussitischen Revolution“ (Wien, Deuticke), ein Werk, das um so wertvoller ist, da bisher der Handel Böhmens im Mittelalter ein von der historischen Forschung arg vernachlässigtes Gebiet war. — Auch G. Büdlich verwertet in „Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege“ (Leipzig, Dunder u. Humblot) mehrfach ungedrucktes Material, weiß aber leider seinen Stoff nicht klar zu disponieren, so daß die nicht unwichtigen Ergebnisse seiner Studien nur schwer ersichtlich werden. — R. Pöbiam unterzieht sich in seiner großzügigen „Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740 bis 1860. Band I: 1740—1798“ (ebd.) der Aufgabe, den gewerbegehistorischen Teil des österreichischen Wirtschaftslebens der Vergangenheit in übersichtlicher Weise darzustellen. — Rechtsgeschichtlichen Inhalts sind die vier folgenden Schriften: „Die Sendgerichte in Deutschland I“ von A. M. Koeniger (München, Lentner); der Verfasser erblickt die Wurzel dieser Institution in den bischöflichen Visitationen und verfolgt ihre Entwicklung bis zur Wende des 10. und 11. Jahrhunderts. „Das Ministerialenrecht der Grafen von Tecklenburg“ von R. Freffel (Münster, Cöppenrath), eine Spezialuntersuchung zur Geschichte des Hofrechts und der Münsterschen Amtsverfassung von prinzipiellem Werte. „Das Moselländische Volk in seinen Weistümern“ von B. Markgraf (Gotha, Perthes) behauptet ein für die Rechts- und Kulturgeschichtsschreibung ungemein ergiebiges Feld leider in einer Weise, daß der wirkliche Ertrag, dank der „psychologischen Methode“ der Lamprechtischen Schule, recht gering ist. Was der Verfasser als Ergebnisse zur Erkenntnis der Psyche des Moselländers erschließt, sind vage Allgemeinheiten, — an dem schönen und fruchtbaren Material ist er vorbeigegangen. Jos. Vormoor untersucht „Die soziale Gliederung im Frankenreiche“ (Leipzig, Quelle u. Meyer), ausgehend von den charakteristischen Zügen des altgermanischen Freienstandes, und würdigt vornehmlich die verschiedenen Arten der Freilassung, bespricht ferner die rechtliche Stellung der herrschaftlich abhängigen Personen und verfolgt endlich den nationalen Gegensatz zwischen den Freien zu römischem und zu germanischem Recht. — Zum Schlusse sei eines Wertes von hoher Bedeutung für verschiedene Disziplinen der Wissenschaft gedacht,

der „Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460 bis 1656“ von Professor Dr. H. Mayer (Freiburg, Herder), das als eine reiche Fundgrube für die Kultur-, Literatur- und Kirchengeschichte wie speziell für die Gelehrten- und Diözesangeschichte bezeichnet werden muß. Der vorliegende erste Band enthält außer einer umfangreichen Einleitung, die von den alten Freiburger Matrikelbüchern, von den Vorschriften über Immatrikulation, Eidleistung, Gebührenzahlung, Ausschließung von der Universität, von Zahl, Heimat, Stand und Alter der 21 000 Inskribierten dieses Zeitraumes handelt, über deren Studiengang und weitere Schicksale die Notizen vielfach Aufschluß geben, den Matrikeltext für die Jahre 1460—1656; der zweite Band soll Register und Tabellen bringen.

4. Sprachwissenschaft.

A. Klassische Philologie.

Von Dr. Josef Bick.

Häufig begegnet man der Ansicht, daß in einer so alten Wissenschaft wie in der klassischen Philologie wohl kaum noch Neues geleistet werden könne, daß dort von wirklichen Fortschritten und von der Gewinnung neuer Gesichtspunkte überhaupt, geschweige denn gar in einem Berichte über das wissenschaftliche Leben eines einzigen Jahres, wohl kaum gesprochen werden könne. Wie ganz anders steht es aber in Wirklichkeit! Ein Wort muß selbst den aufmerksamen Zeitungsleser befehlen: literarische Papyrusfunde. Und gerade das Jahr 1907 kann sich mit seinen herrlichen Funden wohl mit Stolz an die Seite selbst der ergebnisreichsten Vorjahre stellen; es hat uns so großartige und wichtige literarische Denkmäler geschenkt, daß allein ihre endgültige Verarbeitung noch Generationen von Philologen vollauf beschäftigen wird.

Zu den Funden, die am meisten Aufsehen erregten, gehören unstreitig die Bruchstücke der Komödien des Menander, deren Ausgabe uns kürzlich der glückliche Finder selbst unter dem Titel: *Fragments d'un manuscrit de Ménandre découverts et publiés par M. Gustave Lefebvre* (Leipzig, Hiersemann) vorlegte. Als nämlich Lefebvre im Jahre 1905 in Ägypten weilte, erhielt er die Kunde von einem großen Papyrusfunde, welchen Fellachen aus dem am mittleren Nil gelegenen Kom Iskau, dem alten Aphroditopolis, bei der Herstellung eines Grabes gemacht, doch in törichter Furcht größtenteils vernichtet hatten. Er begab sich sofort dorthin und stellte Grabungen an, die ihn bald in dem Boden eines antiken, aber neu überbauten Hauses ein mit Papyrusblättern gefülltes, sonst ziemlich gut

erhaltenes Gefäß heben ließen. In diesem Gefäße waren gegen 150 zusammengerollte Testamente, Verträge, Briefe u. dgl. aus byzantinischer Zeit enthalten, über welche gleichsam zum Schutze oben darauf ein Papyrusbuch aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. gelegt war. Dies Buch, dessen Blätter heute im großen Museum von Kairo unter Glasplatten sorgfältig aufbewahrt werden, birgt einen für die gelehrte Welt kostbaren Schatz, nämlich bisher gänzlich unbekannte Stücke von vier Lustspielen des griechischen Komikers Menander (342—291 v. Chr.), des *Ἡρώς*, der *Ἐπιτρέποντες*, der *Περιχειρομένη* und der *Σαμία*. Während von dem ersten nur 52 Verse, ein Sklavenzwiegespräch, erhalten sind, hat uns das Schicksal von den *Ἐπιτρέποντες* mehr als die Hälfte gerettet, 532 meist ganz vollständige Verse, die bald nach dem Anfange des Stückes einsetzen. Von diesem Stücke des Menander waren uns bereits 13 Bruchstücke, wovon sieben uns auch den Titel angaben, bekannt. Auch von dem folgenden Stücke, *Περιχειρομένη*, waren bisher schon zwei Szenen durch Funde der letzten Jahre erhalten, die aber dem Schlusse des Lustspiels angehören, während die jetzt von Lefebvre gefundenen 178 Verse dem Anfange desselben entnommen sind, so daß wir nun in der glücklichen Lage sind, uns mit ziemlicher Sicherheit die Gesamthandlung des verlorenen Stückes zu rekonstruieren, und dies um so eher, als wohl ein Teil der von Lefebvre irrtümlicherweise der *Σαμία* zugeleiteten Verse noch diesem Stücke zuzuweisen ist. Noch kostbarer ist für die Philologen die große Zahl von Versen, die das erwähnte Papyrusbuch wahrscheinlich aus dem Lustspiele *Σαμία* enthält, da uns bisher aus dieser Komödie nur ein einziger Vers bekannt war.

Philologisch ist der Fund Lefebvres von ungemein großer Bedeutung, und mit Sehnsucht wurde die vor kurzem erfolgte Ausgabe des Schatzes erwartet. Sie bietet neben der genauen Wiedergabe des gefundenen Textes eine Umschrift, Ergänzung und Übersetzung desselben mit einleitenden paläographischen und kritischen Anmerkungen. Dieser Papyrusfund gibt uns Aufklärung über die verschiedenen Arten Menandrischer Prologe, läßt uns die Bedeutung des Chores in den Stücken Menanders und die Handhabung der verschiedenen Versmaße sicherer erkennen und beurteilen und gibt endlich einmal Gelegenheit, den Aufbau und den Umfang der Komödien Menanders zu verfolgen und mit den Nachbildungen der Römer zu vergleichen, wobei wohl das Genie des Terenz verlieren und das des Plautus gewinnen dürfte.

Herrliche neue Funde bringt uns auch der soeben erschienene fünfte Band der *Oxyrhynchuspapyri* (*The Oxyrhynchus Papyri, Part V, edited with Translations and Notes by Bernh. P. Grenfell and Arthur S. Hunt, with seven Plates. London 1908, Egypt Exploration Fund*), der uns mit den Ergebnissen der letzten Ausgrabungen der Engländer Grenfell und Hunt in Oxyrhynchus (Ägypten) in sorgfältiger und umfassender Bearbeitung bekannt macht. Besonders verdienen hervorgehoben zu werden

große Reste aus einer *Ἑλληνικά* (griechischen Geschichte) eines gewiß bedeutenden Historikers. Dieser Text, der aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammt, steht auf der Rückseite einer langen Urkunde, die bei der Auffindung in 230 Stücke zerfallen war. Es werden uns darin die Ereignisse des Jahres 396 und 395 v. Chr. erzählt. Die Darstellung dieses neuen, bis jetzt gänzlich unbekanntem Historikers kommt am nächsten den Berichten Diodors und ist ausführlicher als Xenophon, ja steht sogar im Gegensatz zu letzterem. Der Name des Verfassers dieses bedeutamen Geschichtswerkes ist nicht überliefert und steht noch keineswegs fest; die Entdecker und Herausgeber Grenfell und Hunt lassen die Wahl zwischen Theopompos, Kratippos und Ephoros und möchten am liebsten den Theopompos als den Verfasser betrachten.

An derselben Stelle zogen die Engländer ungemein wichtige literarische Dokumente ans Licht, nämlich Bruchstücke von etwa 750 Versen aus den Páanen (Chorgesängen auf den Heilgott Apollo) des Pindar (522 bis 442 v. Chr.) Sie stammen aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. und stehen auf der Rückseite einer Urkunde. Unter den wertvollen philologischen Beigaben, die dieser Papyrus bietet, verdienen jene hervorgehoben zu werden, die eine Streitfrage der neueren Zeit überzeugend lösen, nämlich daß nicht erst Aristophanes von Byzanz (257—180 v. Chr.), sondern schon Zenodot (gest. um 260 v. Chr.) die erste Ausgabe des Pindar veranstaltet hat.

Für den Theologen wie für den Sprachforscher dürfte von gleich großem Interesse sein ein in demselben Bande der Oxyrhynchuspapyri an erster Stelle sich findendes Blatt aus einem schön geschriebenen Pergamentbuche des 4. Jahrhunderts n. Chr. mit den Resten eines unbekanntem Evangeliums, und zwar eines Gespráches zwischen Jesus und einem Phariseer über das Wesen der Reinigung. Andere in demselben Bande enthaltene neu gefundene Texte, etwa das halbe Symposion Platons und große Teile aus dem Panegyrikos des Sokrates, waren bereits bekannt und bestätigen nur die gute Überlieferung unserer Handschriften.

Das Erscheinen des neuesten (zweiten) Bandes der Tebtunis-papyri (*The Tebtunis Papyri, Part II, edited by Bernh. P. Grenfell and Arthur S. Hunt, with the Assistance of Edg. J. Goodspeed. London, Frowde*) wurde mit großer Freude begrüßt, bietet er uns doch als wichtigstes Dokument Reste aus dem vierten Buche des griechischen Originals des Trojanischen Krieges von Diktys (1.—2. christl. Jahrhundert), der uns bisher nur in der lateinischen Überetzung des Septimius, *De bello Troiano* (Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr.), bekannt war. Die vorliegenden Bruchstücke, die dem 3. Jahrhundert n. Chr. angehören, enthalten Achills letzte Kämpfe, seinen Tod, die Vergung seiner Leiche und sein feierliches Begrábnis und legen beredtes Zeugnis dafür ab, daß die lateinische Überetzung mit Sorgfalt aus dem griechischen Original angefertigt wurde. Ferner ist damit über allen Zweifel bewiesen, daß die Ausgabe des Sep-

timius wirklich nur eine Übersetzung vorstellt. — Außer dem Trojanischen Kriege des Diktys Kretensis enthält der genannte zweite Band der Tebtunis-Papyri, der den zweiten Teil jener von den Engländern im Winter 1899/1900 zu Tebtunis (Ägypten) ausgegrabenen Schriftmasse der Öffentlichkeit bekannt macht, noch zwei Iliaspapyri, allerdings ohne maßgebenden Wert, ein kleines Stück einer Demosthenesrede, Bruchstücke eines alten unbekanntem Philosophen, Reste eines Wörterbuches der homerischen Sprache, Teile wahrscheinlich der Kataloge Hesiods, einer vorgalenischen medizinischen Schrift, Stücke von Rezepten, eines ägyptischen Kalenders, einer magischen Tafel, zweier astrologischer Werke, ein Buchstabenorakel und große Mengen von Urkunden größtenteils aus der Kaiserzeit, die uns hauptsächlich die ägyptischen Priester in ihrem amtlichen und privaten Leben anschaulich zeichnen.

Manchen wertvollen Einblick in das antike Privatleben gibt uns auch der von F. G. Kenyon und B. J. Bell im Jahre 1907 herausgegebene dritte Band der Greek Papyri in the British Museum (London), der fast nur griechische Briefe und Urkunden aus allen Jahrhunderten der Römerzeit enthält.

L'apologie d'Antiphon ou *λόγος περί μεταστάσεως* d'après des fragments inédits sur papyrus d'Égypte par Jules Nicole (Genf, Kündig) betitelt sich die neueste Veröffentlichung, womit der Entdecker des Menandrischen „Georgos“ die Philologenwelt überrascht. Es sind Reste eines schönen Papyrus des 2. christlichen Jahrhunderts, auf denen sich die Fragmente einer bisher unbekanntem altattischen Rede fanden, die Jules Nicole mit Recht als die von Thukydides so bewunderte Selbstverteidigung des Antiphon (gest. 411 v. Chr.) bei dem gegen ihn anhängig gemachten Hochverratsprozesse bezeichnete.

Als last not least unter den Mitteilungen über die neuesten Papyrusfunde bespreche ich das umfangreiche 5. Heft der Berliner Klassiker-Texte, herausgegeben von der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin (Berlin, Weidmann). Die Masse des hier zu Veröffentlichenden war derart angewachsen, daß sich die Herausgeber, Schubart und Wilamowitz-Möllendorff, veranlaßt sahen, das Heft in zwei Hälften zu teilen, in eine erste, welche die epischen und elegischen, und in eine zweite, welche die lyrischen und dramatischen Fragmente enthält. Die hier veröffentlichten Texte sind entweder im Handel erworben oder durch Ausgrabungen gewonnen und teils auf Pergament teils auf Papyrus geschrieben. Die Entzifferung, Wiedergabe, Ergänzung und literarische Einordnung nebst den reichhaltigen Ausführungen ist geradezu muster-gültig zu nennen. Aus der Fülle des in diesem Hefte von deutschem Fleiße Gebotenen hebe ich vor allem jene Texte hervor, die der klassischen Philologie neu zugewachsen sind: unter den epischen und elegischen Fragmenten bereiten uns zunächst große Überraschung

und reichen Gewinn aus dem 2. bis 4. christlichen Jahrhundert stammende Bruchstücke des Katalogs von Hesiodos (um 700 v. Chr.). Dem 5. Jahrhundert n. Chr. angehörende Fragmente aus Euphorion (um 250 v. Chr.) zeigen uns dessen Abhängigkeit von Kallimachos und Lykophron; ein Blatt aus einem gegen 400 n. Chr. geschriebenen Papyrusbuche bietet uns ein schönes frühhellenisches Epos eines unbekanntem Verfassers; ein noch dem 1. Jahrhundert n. Chr. zuzuweisendes Bruchstück einer Papyrusrolle enthält ein vordem unbekanntes Liebesepigramm aus dem „Kranz“ des Meleagros (um 80 v. Chr.); dunkel bleibt uns noch ein frühptolemäisches Papyrusblatt mit Teilen eines Epigrammes auf eine geweihte Statue; einen Blick in die Schule von Berytos lassen uns zwei interessante und lehrreiche Trauergebichte auf Professoren von Berytos tun; zu den interessantesten neuen Texten gehört gewiß auch das panegyrische Gedicht an einen gewissen Johannes (der wahrscheinlich die Würde eines praefectus praetorio orientis bekleidete). — Unter den bisher unbekanntem lyrischen und dramatischen Fragmenten stehen unstreitig an erster Stelle die Lieder der Rivalin des großen Pindar, der Korinna, aus einem gelehrten Buche des 2. christlichen Jahrhunderts, das mit Randnotizen versehen war. Leider ist kein Gedicht vollständig oder wenigstens sicher im Umriß erkennbar, doch sind die Reste immerhin umfangreich und lesbar genug, um sich eine Vorstellung von dieser eigenartigen Frauenpoesie böotischer Mundart machen zu können. Geschichtlich bedeutungsvoll ist ein großes Papyrusblatt, das eine Art Liederbuch, und zwar eine Anzahl lyrischer und elegischer Verse enthält, die sich ein in Elephantine stationierter Söldner zum eigenen Gebrauche aufgezeichnet hatte. — An den neuen Tragikerfragmenten (Sophokles, Achäerversammlung; Euripides, Kreter und Phaeton) ist besonders die ausgezeichnete philologische Behandlung durch Wilamowitz hervorzuheben. Wertvolle Vermehrung des Erhaltenen, aber große Schwierigkeiten für die Kritik bieten zwei umfangreiche Bruchstücke aus der neuen Komödie. — Eine wichtige Erweiterung des überkommenen literarischen Bestandes liefern uns einige Florilegienblätter, ferner eine größere Anzahl schwülstiger Anapäste eines gelehrten Dichters, mehrere in Hexametern abgefaßte Regeln über Metrik, ein Zauberspruch gegen Kopfschmerzen und ein Hymnus an Tyche.

Von den zahlreichen außerdem noch in diesem Hefte abgedruckten Veröffentlichungen, auf die näher einzugehen zu weit führen würde, ist der eine Teil, der bereits früher in Akademieschriften zc. herausgegeben war, in verbesserter, oft auch erweiterter (Raub der Persephone, Sappho und Alkaios) Bearbeitung wiederum vorgelegt, der andere Teil aber, der zwar bis jetzt noch nirgends publiziert ist, enthält Texte, die uns auch in andern Handschriften überliefert sind. Diese letzteren bieten außer dem Papyrus mit den Dionysiake des Nonnos für die Textkritik der betreffenden Autoren wenig oder gar nichts Neues, eine Tatsache, die nur bestätigt, was Funde von

Papyrus uns erhaltener Autoren fast stets gelehrt haben. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick zwar befremdenden, aber sehr beruhigenden Tatsache liegt in der uns besonders für die Homerkritik hinreichend bekannten Tätigkeit der Philologen des Altertums, die die besten Handschriften ihren Ausgaben zu Grunde legten und für eine gute, feste Tradition sorgten. Gewiß werden vereinzelte, im Laufe der Zeit eingetretene Schäden und Zusätze mit Hilfe des neu gefundenen Materials erkannt und geheilt, aber die großen Hoffnungen, die man beim Erscheinen der ersten Papyri hegte, haben sich in dieser Hinsicht nicht erfüllt. Doch darin liegt nicht ein Grund zur Trauer, sondern eher zur Freude, ist doch diese Tatsache ein bereedtes Zeugnis für die Güte unserer handschriftlichen Überlieferung! So ist durch die in diesem Jahre veröffentlichten Papyrusfunde das Alte nicht nur bestätigt, sondern auch um einen ganz unerwartet großen Teil vermehrt worden. Welche Unmenge von neuen Problemen ist der klassischen Philologie nur durch den Zuwachs dieses einen Jahres gestellt worden, welche Fülle von neuem Wissen und neuen Eindrücken hat sie zur Verarbeitung erhalten!

Doch nicht nur die vom Flugande der Wüste bedeckten Archive und die Gräber Ägyptens tun sich auf, um uns neue Schätze zu spenden, sondern auch aus längst bekannten Bibliotheken weiß das kundige Auge des Forschers neue Texte ans Licht zu ziehen: ich meine jene ursprünglich zwar beschriebenen, aber in Zeiten der Not aus Rücksichten der Sparsamkeit abgeschabten und mit andern Texten neu überschriebenen Pergamentblätter, die der Philologe mit dem Ausdruck „Palimpsest“ bezeichnet. In einem solchen Palimpseste, der in der Bibliothek des Metrochions des Klosters τοῦ παναγίου τῶρου zu Konstantinopel aufbewahrt wird, entdeckte F. V. Heiberg (*Hermes* XLII 235—303) als unteren Text (10. Jahrhundert) neben andern bereits in griechischen oder lateinischen Texten bekannten Werken des Archimedes (287—212 v. Chr.) eine bisher gänzlich unbekannte Schrift desselben mit dem Titel: Ἀρχιμήδους περὶ τῶν μηχανικῶν θεωρημάτων πρὸς Ἐρατοσθένην ἔφοδος. Diese Schrift ist nicht nur für den Mathematiker, sondern auch für jeden Gebildeten deshalb ganz besonders interessant, weil sie zum erstenmal authentische Aufzeichnungen eines griechischen Mathematikers über die Methode (die in diesem Falle tatsächlich mit der Integralrechnung identisch ist) mitteilt, mit Hilfe deren er zu seinen Resultaten gelangt ist.

Hier und da kommt es zwar noch vor, daß ein glücklicher Zufall eine versprengte, wertvollere Handschrift aus dem Orient uns in die Hände spielt, aber wohl selten hat eine solche derartiges Aussehen erregt wie der jetzige Codex Berol. gr. oct. 22. Es ist ein aus Mazedonien stammendes Pergamentmanuskript des 11.—12. Jahrhunderts, das Geheimrat Valentin Rose vor einigen Jahren für die Berliner Bibliothek angekauft hat, und enthält den bis jetzt größtenteils unbekanntem Anhang des Lexikons des Photios

(820—891 n. Chr.) lückenlos vom Prologe bis zum Worte *ἄπαρος*, ein bei dem Umfange des Buchstabens A sehr bedeutendes Stück, das im Jahre 1907 von R. Reizenstein durch eine Ausgabe (Leipzig, Teubner), welche ungeteilten Beifall fand, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Reich ist der darin enthaltene Gewinn an neuen Fragmenten sowohl der griechischen Tragiker wie der Komiker und Prosaiter; besonders Sophokles, Ion, Nikomachos, Aratinoß, Eupolis und Aristophanes sind stark beteiligt; im ganzen kann man etwa 300 kürzere und längere neue Fragmente zählen. Wesentlich neu ist auch der durch diesen Fund gebotene Einblick in die unmittelbaren Quellen und in die Arbeitsweise des Photios.

Doch würde der Fortschritt, den die klassische Philologie im Jahre 1907 genommen hat, nur in dem Zuwachs von neuen Texten bestehen, so wäre dies nur ein zufälliger Gewinn, ja es wäre nicht einmal ein Gewinn für die ganze klassische Philologie, sondern höchstens nur für die griechische Literatur, da sich ja gezeigt hat, daß der Boden Ägyptens für die römische Literatur bisher so gut wie unfruchtbar geblieben ist. Die Fortschritte aber, die die ganze klassische Philologie zu verzeichnen hat, liegen zunächst auf dem Gebiete der Textkritik.

Die modern-philologischen Anschauungen bezüglich der Textrezension begnügen sich nicht mehr mit einer Auswahl der besten Handschriften, auf Grund deren Übereinstimmung dann der Text festgelegt wird, sondern sie verlangen eine Feststellung womöglich des gesamten Handschriftenmaterials, eine genaue und gewissenhafte Beurteilung des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Quellen, eine Sonderung derselben womöglich nach landschaftlichen Gruppen, eine Rechenschaft über die Existenzbedingungen, unter denen sich der betreffende Autor sowohl im Altertum wie im Mittelalter (infolge seines Inhaltes) fortgepflanzt hat, eine Nachforschung über die Möglichkeiten der Verderbnis, welchen er ausgesetzt war, kurz das Ideal der heutigen Textuntersuchung ist die Zurückführung unseres Textes auf eine Urhandschrift (Archetyp) und die Beurteilung dieser Urhandschrift hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Urtext des Dichters, ist ferner die Gliederung der Handschriften in Familien und die Feststellung der Textgeschichte. Zwei Umstände nun ermöglichten es uns, diesem vorgesteckten hohen Ziele in neuerer Zeit näher zu kommen: der große Aufschwung des Bibliothekswesens und die glänzende Entfaltung des Verkehrs. Denn mit dem ersteren hängt eng zusammen einerseits die Fertigstellung von Handschriftenkatalogen, die streng philologischen Anforderungen Genüge leisten, andererseits der geregelte Leihverkehr und die Erleichterung photographischer Nachbildung von Handschriften; infolge der Entwicklung des Verkehrs ist es dem Forscher möglich, auch weitentfernte Bibliotheken zu bereisen, selbst besonders ängstlich bewachte und vom Leihverkehr ausgeschlossene Schätze durch Autopsie kennen zu lernen oder gar neue Handschriften aufzufinden. Von größter Wichtigkeit für die Fortschritte

der klassischen Philologie auf vielen Gebieten ist ferner ein dritter Faktor: die Assoziation der Akademien, die in unserem Zeitalter der Truste und Ringe endlich zustande gekommene internationale Vereinigung der Gelehrten zu gemeinsamer Arbeit. Und gerade in dieser Hinsicht wird das Jahr 1907 ein denkwürdiger Markstein bleiben, kann man es doch sozusagen als das eigentliche Geburtsjahr des *Corpus medicorum antiquorum* bezeichnen; denn auf Grund der bereits geleisteten Vorarbeiten wurde der dritten Generalversammlung der Assoziation der Akademien, die im Mai 1907 in Wien stattfand, ein vollständig ausgearbeiteter Plan bezüglich der Neuherausgabe sämtlicher antiken Mediziner in einem großen Corpus zur Begutachtung vorgelegt. Bis jetzt war nämlich die Geschichte der antiken Philosophie, der antiken Mathematik, der antiken Astronomie und ebenso auch der antiken Medizin hauptsächlich von den Vertretern der betreffenden modernen Wissenschaften behandelt worden. Aber da diese, wie es ganz natürlich ist, nur selten hinreichende philologisch-historische Schulung besaßen, so wurde hier auch nur selten das höchste Ziel wissenschaftlicher Forschung erreicht. Man wird deshalb sicherlich den lichtvollen Ausführungen von Geheimrat Hermann Diels beipflichten müssen, der in dieser Hinsicht auf dem Baseler Philologentag am 25. September 1907 ungefähr folgendes äußerte: Es ist leichter für den Philologen, sich die antiken Fachkenntnisse in Mathematik, Astronomie, Medizin usw. dazu zu erwerben, als für den modernen Naturforscher, sich das ganze Rüstzeug der philologisch-historischen Wissenschaft anzueignen. Ausgerüstet mit diesen Spezialkenntnissen, darf es die philologische Wissenschaft wohl wagen, Hand anzulegen an eine geschichtliche Rekonstruktion der antiken Medizin, auf der die mittelalterliche und moderne Heilkunde aufgebaut ist. Nicht bloß das Interesse für die Sprache, den Dialekt, den Stil der antiken Ärzte, sondern nicht zuletzt auch gerade für den Inhalt hat die Philologen zur Inangriffnahme dieser Aufgabe gedrängt. Haben doch die Schriften der alten Ärzte die innigsten Beziehungen zu den gleichzeitigen Strömungen der Philosophie und der ganzen Antike überhaupt, deren totale Erfassung ja als Ziel von der klassischen Philologie angestrebt wird. Die historische Darstellung der medizinischen Wissenschaft, auf welche die Philologie am letzten Ende hinzielt, bedarf aber dazu eines doppelten philologischen Unterbaues, ohne den die ganze Mühe der Geschichtskonstruktion, wie die bisherigen Versuche zeigen, vergeblich ist, und zwar 1. einer kritischen Ausgabe der erhaltenen antiken Mediziner, 2. einer darauf beruhenden Fragmentensammlung der wichtigsten nicht erhaltenen ärztlichen Schriftsteller.

Die Akademien der Wissenschaften der verschiedenen Länder haben nun versucht, die erste Aufgabe in Angriff zu nehmen. So beschloßen zunächst die Berliner und die Kopenhagener Akademie gemeinsam die Herausgabe des *Corpus medicorum antiquorum* und gingen vor allem daran, einen Katalog der medizinischen Handschriften zusammenzustellen. 29 Gelehrte aus Deutsch-

land, Osterreich-Ungarn, Dänemark, Großbritannien, Frankreich und Italien haben die Bibliotheken der verschiedenen Länder durchforscht und so zu dem umfangreichen Katalogwerk beigetragen. Die oben erwähnte Wiener Generalversammlung der Assoziation der Akademien genehmigte nun den auf Grund dieser Vorarbeiten vorgelegten Plan zur Herausgabe des Corpus und ernannte eine eigene autonome Kommission für dieses Unternehmen. Außerdem schlossen sich in Wien die Berliner, Kopenhagener und Leipziger Akademie zur Ausführung des Corpus medicorum antiquorum endgültig zusammen, und die Göttinger, Münchner und Wiener Akademie erklärten sich bereit, später in der einen oder andern Weise sich zu beteiligen. So hofft nun die vereinigte Philologie, das Corpus, von dem 32 Bände allein für die griechischen Ärzte in Aussicht genommen sind, mit einem Kostenaufwande von rund 200 000 Mark in 16—20 Jahren fertigzustellen. Die Ausgabe wird ein Beispiel modern großzügigen philologischen Zusammenarbeitens sein und gleichzeitig dartun, daß die alte Philologie sich nicht weltverloren in ihre stille Studierstube einschließt, und daß unsere Gelehrten, wie Geheimrat Theodor Heigel in der Dezemberfestigung der Münchner Akademie so schön sich ausdrückte, nicht nur in den Büchern ihrer Bibliothek, sondern auch im Buche der Welt zu lesen verstehen.

Die Wiener Tagung der Akademien war auch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll und für die Fortschritte besonders der historischen und sprachwissenschaftlichen Forschung von einschneidender Wichtigkeit, ich meine die Erleichterung der direkten Handschriftenversendung. Die Assoziation der Akademien ist bestrebt, den schon seit 1860 in sehr beschränktem und seit 1891 in etwas erweitertem Maße zwischen einzelnen Staaten Europas bestehenden und durch spezielle Vereinbarungen zwischen den Regierungen und Bibliotheken organisierten Leihverkehr der Handschriften durch ein festes Reglement einheitlich festzulegen und auszubauen. Die preussische Regierung hat im Verlaufe der letzten Jahre bei den dafür besonders in Betracht kommenden Staaten angefragt, ob sie bereit wären, auf Grundlage des in Paris 1901 gefaßten Beschlusses der Assoziation der Akademien sich an der direkten internationalen Verleihung von Handschriften und Druckwerken, soweit staatliche Bibliotheken in Frage ständen, selbst zu beteiligen, soweit es sich um andere Bibliotheken ihres Landes handle, auch diese zu gleicher Beteiligung anzuregen. Die Frage ist grundsätzlich bejaht worden von Belgien, Dänemark, Italien, den Niederlanden, Norwegen, Osterreich-Ungarn, Schweden, der Schweiz, den Vereinigten Staaten von Amerika und den beteiligten deutschen Bundesstaaten. Eine ablehnende Stellung haben dagegen eingenommen Agypten, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Spanien. Dies Ergebnis ist von der Wiener Generalversammlung mit dankbarer Genugtuung zur Kenntnis genommen worden, und sie hat eine aus sieben Mitgliedern zusammengesetzte ständige Bibliothekskommission

gebildet, welche alle weiteren Anordnungen in die Hand nehmen soll. Es ist nun bereits ein „Entwurf für die Grundzüge des direkten internationalen Leihverkehrs“ ausgearbeitet und die Vermittlung der preussischen Regierung für die erforderlichen Verhandlungen mit den beteiligten Regierungen erbeten worden. Wir sind also zu den besten Hoffnungen berechtigt, daß es in Kürze in den meisten Fällen nicht mehr wie früher nötig sein wird, um authentischen Aufschluß über die Originale zu erlangen, zahlreiche kostspielige und zeitraubende Reisen zu unternehmen oder einen schwerfälligen Apparat fremder Hilfskräfte in Bewegung zu setzen, sondern daß man in Ruhe und Muße die Studien an dem Originale in der Bibliothek seiner Heimatstadt wird betreiben können. Unermeßlicher Gewinn besonders für die paläographische Forschung und für die Sicherheit und Gründlichkeit der Textrevision steht aus diesem Vorgehen der Assoziation der Akademien zu erhoffen. Fehlen uns doch noch für manchen Autor ausreichende kritische Ausgaben, wie sie uns beispielsweise Otto Keller in seiner Horazausgabe zum Muster gegeben hat, Ausgaben, die den heutigen philologischen Anforderungen in jeder Hinsicht standhalten.

Auch auf dem Gebiete der Textbehandlung hat das Jahr 1907 manchen wichtigen Erfolg zu notieren. Bleibenden Wert muß man sicherlich der großen wissenschaftlichen Homerausgabe von Arthur Ludwig¹ zusprechen, die durch den 1907 erschienenen vierten Band ihren Abschluß fand; ebenso der vorzüglich bearbeiteten Neuherausgabe der Fragmente des Cäcilius von Kallakte², der auf Grund der neueren Untersuchungen und Ergänzungsvorschläge hergestellten Ausgabe des Philodemos *Περὶ οἰκονομίας* von Chr. Jensen³, der den heutigen Forderungen der Textkritik entsprechenden Neubearbeitung der beiden ersten Bücher der *Materia medica* des Dioscurides von Max Wellmann⁴ und des ersten Teiles der Schrift Galens *De usu partium* von G. Helmreich⁵, ebenso der den Philologen, Archäologen, Historikern und Geographen in gleicher Weise willkommenen Ausgabe der *Graeciae descriptio* des Pausanias von Hitzig⁶ und Blümner. Ferner seien hervorgehoben die mit Umsicht und Gelehrsamkeit bearbeiteten *Sententiae ad intelligibilia ducentes* des

¹ *Homeri carmina recensuit et selecta lectionis varietate instruxit A. Ludwig* (4 Bde. Leipzig 1889—1907, Teubner).

² *Caecilii Calactini fragmenta collegit Ernest. Ofenloch* (edd.).

³ *Philodemi περὶ οἰκονομίας qui dicitur libellus. Edidit Christ. Jensen* (edd.).

⁴ *Pedanii Dioscuridis Anazarbei de materia medica libri V. Edidit Max Wellmann. Vol. I, lib. I et II* (Berlin, Weidmann).

⁵ *Galenus de usu partium libri XVII. Ad codicum fidem recensuit Georgius Helmreich. Vol. I, libros I—VIII continens* (Leipzig, Teubner).

⁶ *Pausaniae Graeciae descriptio. Edidit . . . Herm. Hitzig. Commentarium germanice scriptum . . . edd. Herm. Hitzig et Hugo Blümner. III. 1: Arcadica, Boeotica* (Leipzig, Reißland).

Neuplatonikers Porphyrios¹ von B. Mommert und das für alle weiteren Forschungen über die Alexanderfrage von W. Kroll nach des Verfassers, Adolf Nussfeld, Tod herausgegebene grundlegende Buch: „Der griechische Alexanderroman“; sie alle bedeuten einen wesentlichen und erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiete der Kritik der betreffenden Autoren.

Ebenso haben die lateinischen Texte eine Reihe hervorragender Ausgaben dauernden Wertes zu verzeichnen. Es sei hier vor allem des ersten Bandes der von Hyginus Funaioli unter der Anerkennung der Fachgenossen herausgegebenen Sammlung der *Grammaticae Romanae fragmenta* (Leipzig, Teubner), der von Th. Breiter mit eingehender Sachkenntnis neu bearbeiteten *Astronomica* des M. Manilius², der die Überlieferung des Quintilian zum erstenmal befriedigend und gewissenhaft behandelnden kritischen Ausgabe der ersten sechs Bücher der *Institutio oratoria* von L. Radermacher³ und der sich durch richtige Bewertung der Handschriften auszeichnenden „Kaiserbiographien“ des Suetonius Tranquillus von Max Ihm⁴ rühmende Erwähnung getan.

Die in neuerer Zeit überaus rege gewordene Beschäftigung mit den mittelalterlichen Autoren hat neben andern Erfolgen zwei willkommene Erstausgaben zu verzeichnen: die des *Viaticus* von Egidius Corboliensis durch Valentin Rose⁵ und der *Porcaria* des Horatius Romanus durch M. Lehnerdt⁶. Valentin Rose hat nämlich drei Handschriften des verloren geglaubten *Viaticus* entdeckt, auf Grund deren hier die erste moderne und kritische Ausgabe eines Werkes des Egidius und die erste vollständige des *Viaticus* überhaupt vorliegt. Großen Wert besitzt gleichfalls die sorgfältige Ausgabe der *Porcaria* des Horatius Romanus von Lehnerdt, die einen doppelten Bericht in Versen (von Horatius Romanus) und in Prosa (von Petrus de Godis) über die Verschwörung Porcaris gegen Papst Nikolaus V. enthält.

Natürlich ist mit der Anführung der bereits genannten Werke die Reihe der bedeutenderen textkritischen Leistungen des Berichtjahres noch lange nicht

¹ *Πορφυρίου ἀφορμαὶ πρὸς τὰ νοητά*. Porphyrii sententiae ad intelligibilia ducentes. Praefatus . . . B. Mommert (Leipzig, Teubner).

² M. Manilii *Astronomica*. Edidit Th. Breiter. Vol. I: Carmina (Leipzig, Dieterich).

³ M. Fabi Quintiliani *institutionis oratoriae libri XII*. Edidit L. Radermacher. Pars I, libros I—VI continens (Leipzig, Teubner).

⁴ C. Suetonii Tranquilli opera. Ex recensione M. Ihm. Vol. I: De vita Caesarum libri VIII (ebb.).

⁵ Egidii Corboliensis *Viaticus de signis et symthomatibus aegritudinum*. Nunc primum ed. Val. Rose (ebb.).

⁶ Horatii Romani *Porcaria seu de coniuratione Stephani Porcarii carmen* . . . primum ed. M. Lehnerdt (ebb.).

zu Ende; es wäre noch eine Anzahl von Textbehandlungen griechischer und lateinischer Autoren lobend hervorzuheben, doch der Raummangel verbietet dieses.

Nicht allein durch neue kritische Ausgaben, sondern auch durch Veröffentlichungen anderer Art hat die Textkritik reiche Förderung erfahren. So erregte vor etwa fünf Jahren die Gemüter der Philologen die Nachricht, daß eine neue Handschrift von Tacitus' *Agricola* in Jesi in der Bibliothek des Grafen Balleani gefunden worden sei. Nun liegt eine genaue Beschreibung und kritische Bewertung der Handschrift, die den *Diktys Eretensis*, den *Agricola* und die *Germania* des Tacitus enthält, vor unter dem Titel *L'Agricola e la Germania di Cornelio Tacito nel ms. lat. n. 8 della biblioteca del Conte G. Balleani in Jesi. Con prof. del N. Festa*, veröffentlicht von Cesare Annibaldi (Leipzig, Harrassowitz). Der wertvollste Teil des Inhalts ist natürlich Tacitus' *Agricola*, und wenn sich der vom Herausgeber aufgestellte Stammbaum der *Agricola*-Handschriften als richtig erweist, so würde unsere gesamte Kritik des *Agricola* auf dieser neuen Handschrift beruhen. — Unter den zahlreichen Einzelbeiträgen zur Textkritik, die teils selbständig teils in Zeitschriften erschienen sind, hebe ich J. W. Beck's „*Horazstudien*“ (Haag, Nijhoff) und „*Die Überlieferungsgeschichte der vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs*“ von Konr. Ziegler (Leipzig, Teubner) als Ergebnis reifer Überlegung und philologischen Verständnisses rühmend hervor.

Wenn sich die heutige philologische Textkritik im allgemeinen in ausgesprochen konservativen Bahnen bewegt, so ist das meines Erachtens nicht allein die Folge einer natürlichen Reaktion auf die blühende Konjekturenjägerei früherer Zeiten, sondern es hat dazu sicherlich viel beigetragen die Erkenntnis, daß nicht in erster Linie ästhetische Gründe, sondern vielmehr eine sorgfältige Analyse und Interpretation des Zusammenhangs und eine genaue Untersuchung des Sprachgebrauchs des Autors und seiner Zeit erst zur Änderung berechtigen. Damit wird aber zugleich großes Gewicht auf die Erklärung des betreffenden Autors gelegt und deren erhöhte Bedeutung hervorgehoben. Die heutige Erklärung begnügt sich nun nicht mehr mit der Darlegung des Sinnes der einzelnen Worte und Kapitel, sondern sie will den Autor im Zusammenhange mit seinen Vorgängern und als Individualität im Rahmen seiner Zeit dargestellt wissen unter besonderer Berücksichtigung der literarischen Kunstgattung, der das zu behandelnde Werk angehört. Daß auch im verflossenen Jahre die Philologen diesen erhöhten Anforderungen der Erklärung gerecht zu werden verstanden, zeigen gut gelungene Kommentare. Als Beispiel eines solchen nenne ich die von Fr. Bläß meisterhaft erklärten „*Eumeniden*“ des Aischylus (Berlin, Weidmann). Dieses Werk, das erst nach dem Tode des bewährten Kenners des griechischen Altertums erschienen ist, zeigt allerorts

gründliche Gelehrsamkeit, besonnenes Urteil und feines Gefühl für die Eigenart des Dichters.

Im engsten Zusammenhange mit der Erklärung steht natürlich die Geschichte der Literatur, und es ist erfreulich zu beobachten, wie gerade sie in neuerer Zeit immer mehr Bearbeitung und Interesse findet. Ein neuer Beweis für diese Tatsache liegt meines Erachtens schon darin, daß der Teil in Hinnebergs „Kultur der Gegenwart“ (Leipzig, Teubner), der die griechische und lateinische Literatur und Sprache (von Wilamowitz, Krumbacher, Wadernagel, Leo, Korden, Skutsch) behandelt, schon ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage zur Ausgabe gelangt, daß ferner die erste Hälfte des ersten Teiles von Schanz' „Geschichte der römischen Literatur“ (München, Beck) uns im Berichtjahre schon in dritter, umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage vorgelegt wurde. Die beiden ausgezeichneten Werke können auch in diesem neuen Gewande nur ihren guten Ruf bestens rechtfertigen. — Als vortrefflicher Leitfaden ist wegen seiner scharfen und klaren Gliederung des Stoffes und der praktischen Einrichtung des Ganzen der „Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie vom Anfang bis zur Gegenwart“ von A. Gudeman (Leipzig, Teubner) zu begrüßen. Auch „Das Buch bei den Griechen und Römern“ von W. Schubart (Berlin, Reimer) und „Die Buchrolle in der Kunst“ von Th. Virt (Leipzig, Teubner), eine interessante Ergänzung seines „Antiken Buchwesens“, sind in diesem Zusammenhange zu nennen als Beiträge zur Geschichte der Literatur von allgemeinerem Charakter. — Groß ist die Zahl der speziellen Untersuchungen, die reichen Gewinn für die Beurteilung manches antiken Schriftstellers brachten. So untersuchte D. Gilbert in umfassender und gelehrter Weise „Die meteorologischen Theorien des griechischen Altertums“ (ebd.), so gibt uns Rud. Helm in seiner interessanten Untersuchung „Lucian und Menipp“ (ebd.) einen Einblick in das literarische Verhältnis Lucians zu Menipp und in die schriftstellerische Tätigkeit Lucians, so suchen Karsten und Loercher in gelehrten Arbeiten, der erstere zu Donat (De commentis Donatiani ad Terentii fabulas origine et compositione. Leiden, Brill), der letztere zu Cicero (De compositione et fonte libri Ciceronis, qui est de fato. Halle, Niemeyer) die Quellen und den Aufbau dieser Schriften aufzudecken. — Die unermessliche Bedeutung der Antike für die neuere Literatur hat E. Stempelinger in seinem herrlichen und lebensvollen Buche „Das Fortleben der horazischen Lyrik seit der Renaissance“ (Leipzig, Teubner) und E. Hille in seiner verdienstlichen Abhandlung „Die deutsche Komödie unter der Einwirkung des Aristophanes“ (Leipzig, Quelle u. Meyer) in überzeugender und schöner Weise aufgezeigt.

Wichtige Vorteile wird die Textkritik auch aus den Fortschritten auf dem Gebiete der Grammatik und Lexikographie für ihren Teil ziehen.

Das rege und allseitige Interesse für die Papyrustunde hat uns eine eigene „Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit mit Einschluß der gleichzeitigen Ostraka und der in Ägypten verfaßten Inschriften“ von E. Maspero (Leipzig, Teubner) gebracht. Der vorliegende umfangreiche erste Teil enthält die Laut- und Wortlehre. — Eine für das Studium der eigenartigen Sprache der griechischen Papyrustexte der ersten christlichen Jahrhunderte sowie für die paläographische Forschung wichtige Sammlung von literarischen und theologischen Fragmenten hat der bekannte Wiener Papyrustforscher E. Wessely veröffentlicht unter dem Titel: *Les plus anciens monuments du christianisme écrits sur papyrus* (Paris, Firmin Didot), eine Sammlung, die für den Theologen wie für den Philologen gleich interessant ist. — Als wertvollstes Hilfsmittel für das Studium der *κοινή* wurde auf der letzten Philologerversammlung zu Basel die „Grammatik der Septuaginta“ (Laut- und Wortlehre) von Rob. Helbing bezeichnet. — Auch einzelne Formen und Erscheinungen der griechischen Sprache haben eingehende und willkommene Bearbeitung gefunden. R. Witte hat unter dem Titel „Singular und Plural“ (Leipzig, Teubner) den sog. poetischen Singular und Plural und dessen ursprüngliche und sekundäre Bildungen bis Aristophanes scharfsinnig untersucht, während J. M. Stahl in seiner „Kritisch-historischen Syntax des griechischen Verbuns der klassischen Zeit“ (Heidelberg, Winter) auf Grund langjähriger Studien die syntaktische Entwicklung der griechischen Sprache bis auf Aristoteles verfolgt. — Als Ersatz für einen wohl noch lange nicht zu erhoffenden neuen Thesaurus linguae graecae ist bei der Unvollständigkeit unserer heutigen griechischen Lexika das „Repertorium griechischer Wörterverzeichnisse und Speziallexika“ von Herm. Schöne (Leipzig, Teubner) freudigst zu begrüßen.

Unter den Arbeiten auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik hebe ich vor allem die vielgenannte und mit gründlicher Gelehrsamkeit bearbeitete *Syntax of Plautus* von W. Lindsay (Oxford, Parker) und die für das Studium des Spätlateins wichtige Schrift des Schweden Einar Löfstedt: „Beiträge zur Kenntnis der späteren Latinität“ (Upsala, Akademische Buchhandlung) rühmend hervor. Der große Strom, in den schließlich alle diese Bächlein münden, ist natürlich der Thesaurus linguae latinae, der selbstverständlich auch im Berichtjahre recht erfreuliche Fortschritte gemacht hat.

Ein verführerisches und in den widersprechendsten Resultaten sich bewegendes Gebiet der philologischen Forschung ist die Metrik der Griechen und Römer. Seit Westphals eingehender und umfassender Darstellung der gesamten Metrik und seit dem Erscheinen des vortrefflichen Handbuchs von W. Christ ist der Kampf um die metrischen Probleme in neuen Handbüchern und zahlreichen Einzeluntersuchungen nur mit um so größerem Eifer weitergeführt worden, ohne daß bis heute in gewissen Fragen eine

Einigung hätte erzielt werden können. In Einzeluntersuchungen hat sich besonders D. Schröder für die Erklärung manches schwierigen Problems den Dank der Fachgenossen verdient. Anknüpfend an Böckh und Westphal hat er in seinen beiden Abhandlungen *Aeschyli Cantica* und *Sophoclis Cantica* (Leipzig, Teubner) eine bis ins Detail vordringende Analyse der Singverse des Aeschylus und Sophokles gegeben und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Sophokles als der unerreichte Meister der Strophentkomposition zu gelten hat.

Die Paläographie, die Kenntnis des Schriftwesens und seiner Entwicklung im Altertum und im Mittelalter, hat in den letzten Dezennien einen ungeahnten Aufschwung genommen, und obwohl eine Reihe von Lehrbüchern mit dem Aufblühen dieser für den Philologen so wichtigen Hilfsdisziplin Schritt zu halten und die zahlreichen Einzelbeiträge in neuen Auflagen zu verarbeiten versuchte, so fehlt uns doch bis heute noch besonders für die griechische Paläographie eine ausreichende systematische Darstellung. Denn die „Griechische Paläographie“ von B. Gardthausen (1879) ist veraltet, und die neue, dritte Auflage des *Handbook of Greek and Latin Palaeography* von E. M. Thompson (1906) hat gewiß Vorzüge der Darstellung, ist aber immer noch unzureichend wie die übrigen deutschen, französischen und russischen Bearbeitungen dieser Art. Besser steht es mit der lateinischen Paläographie; das beste Lehrbuch auf diesem Gebiete ist gewiß die „Lateinische Paläographie“ von F. Steffens (Trier, Schaar u. Dathe), deren erste Abteilung vor kurzem in zweiter Auflage vorgelegt wurde. Außerdem hat Steffens für die Besitzer der ersten Auflage ein besonderes Supplementheft, ferner zur ersten Einführung für Philologen und Historiker 18 Separatabzüge aus seiner Paläographie als „Proben aus Handschriften lateinischer Schriftsteller“ erscheinen lassen. Doch die Hauptfortschritte liegen wie in andern Gebieten so auch hier weniger in den zusammenfassenden Lehrbüchern als in den Einzelbeiträgen. In erster Linie kommt hier des leider allzufrüh verstorbenen L. Traube gelehrtes Werk *Nomina sacra* (München, Beck) in Betracht als eines der bedeutendsten Werke, die die Philologie überhaupt im Jahre 1907 der Wissenschaft geschenkt hat. Ausgehend vom hebräischen Tetragramm für den Namen Gottes (Jave) und von der Sitte der Juden, die Gottesnamen von dem übrigen Texte durch Goldschrift abzuheben, bespricht Traube unter Beihilfe mehrerer Mitarbeiter in umfassender Gelehrsamkeit die christliche Sitte der Abkürzung heiliger Namen im Griechischen, Lateinischen, Koptischen, Gotischen, Armenischen, im Mittelalter und in neuerer Zeit, verfolgt diese Sitte im Altkirchenslavischen, Angelsächsischen, Althochdeutschen und in den biblischen Druckwerken und gibt damit ein grundlegendes Werk über den Ursprung und die fast zweitausendjährige Geschichte der Kürzung, eine Darstellung, die geradezu eine Geschichte der Völkercultur

genannt werden kann. — Ein anderes für die Kenntnis des alten Schriftwesens gleichfalls wichtiges Werk, die *Monumenta palaeographica*, „Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters“, herausgegeben von A. Chroust (München, Bruckmann), hat nun seine seit 1901 laufende erste Serie durch die 24. Lieferung abgeschlossen und plant als Ergänzung und Vervollständigung zu dieser eine zweite, gleich große Serie, die vor allem die Entwicklung der Schrift im Westen und Südwesten Deutschlands, in Köln, Trier und in den schwäbischen und Schwarzwaldklöstern, zur Anschauung bringen soll. Die genannte 24. Lieferung enthält eine Anzahl größtenteils ungedruckter Briefe und Urkunden, die in der Zeit von 1361 bis etwa 1525 zu Nürnberg geschrieben wurden. Überaus reich und gewinnbringend ist der Inhalt der abgeschlossenen ersten Serie, welche Dokumente der verschiedensten Schreibschulen des Mittelalters von der ältesten bis zur jüngsten Zeit in vorzüglicher Darbietung und mit guten Erklärungen dem Studium bequem zugänglich macht.

Der Brand der Turiner Nationalbibliothek vom 26. Januar 1904, der fast die Hälfte der dortigen lateinischen und griechischen Handschriften vernichtete, hat aufs neue den Wert der photographischen Nachbildungen ganzer Handschriften oder doch wichtiger Proben aus denselben augenfällig dokumentiert und manche Bibliotheksverwaltung in dieser Hinsicht zu größerer Bereitwilligkeit angeregt. Denn nur so sind uns wenigstens Proben eines Teiles der in Turin verbrannten Codices in den *Codici Bobbiesi della biblioteca Nazionale universitaria di Torino* von E. Cipolla (Mailand, Hoepli) glücklicherweise noch erhalten; diese mit einem begleitenden Textbande im Frühjahr 1907 erschienene Sammlung ist natürlich in erster Linie für die Geschichte des berühmten Klosters Bobbio, dieses mächtigen Kulturzentrums Oberitaliens, aber ebenso auch in paläographischer Beziehung ungemein wichtig. — Eine große Erleichterung für den Paläographen und Handschriftenforscher bilden die Reproduktionen ganzer Handschriften, besonders aber jener, die wegen ihres unbezahlbaren Wertes oder infolge ihrer Gebrechlichkeit vom Leihverkehr ausgeschlossen sind. So ist die schöne große Sammlung der *Codices graeci et latini photographice depicti duce Scatone de Vries* (Leyden, Sijthoff) um einen 11. Band und um ein 4. Supplement vermehrt worden. Der erstere gibt den berühmten Livius der Wiener Hofbibliothek (cod. 15) mit einer eingehenden und trefflichen Vorrede von E. Bessely in getreuer Nachbildung wieder. Die Einleitung würdigt diese wertvolle aus dem 6. Jahrhundert stammende Handschrift, die besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie weder überschrieben noch abgeschrieben wurde, nach der historischen, paläographischen und textkritischen Seite in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit. Das erwähnte Supplement reproduziert den sog. *Codex Perizonianus* aus Leyden, der den Tacitus, *De oratoribus dialogus* und *Germania*, sowie den

Suetonius, *De viris illustribus*, enthält. Diese Handschrift, die für die Textkritik und Textgeschichte des Tacitus und Suetonius Bedeutung hat, ist paläographisch wichtig als Probe einer Schrift, die im 15. Jahrhundert die frühe Minuskel kopiert; sie zeigt anschaulich die Arbeitsweise der Humanisten, ihre Art abzuschreiben, zu verbessern, zu glossieren und zu interpolieren. Die Vorrede von G. Wissowa gibt in gefälliger Darstellung die Geschichte des Textes bis zur Entstehung der Handschrift und die der Handschrift selbst. — Auch die zweite große Sammlung von Handschriftennachbildungen, die *Codices e Vaticanis selecti, phototypice expressi iussu Pii P. P. X., consilio et opera curatorum bibliothecae Vaticanae*, ist um zwei neue Werke erweitert worden. Das erste enthält den dritten Teil des Alten Testaments aus dem griechischen Codex Vaticanus 1209 [cod. B] (Mailand, Hoepli), das den ersten Teil des vierten Bandes der ganzen Sammlung ausmacht, und das zweite bietet den Vaticanus graecus 1613 [Menologio di Basilio II] (Turin, Fratelli Bocca) als achten Band der Sammlung mit einer genauen Beschreibung, einer Geschichte der Handschrift und einer eingehenden kunsthistorischen und textkritischen Würdigung. — Eine sehr willkommene Faksimilierung hat Rirsopp Lake in seinem *Hermas, Facsimiles of the Athos Fragments of the Shepherd of Hermas* (London, Frombe) den Philologen und Theologen zur Verfügung gestellt; ihr Wert wird durch die beigefügten Erklärungen noch wesentlich erhöht.

Enge verknüpft mit der Paläographie ist die Epigraphik, die Lehre von der wissenschaftlichen Behandlung der Inschriften. Oft stützt sich die Paläographie auf die Epigraphik, oft wird aber auch die Epigraphik mit Nutzen die Ergebnisse der paläographischen Studien zur Lösung ihrer Probleme heranziehen. Groß ist vor allem der Gewinn, welcher der Epigraphik durch die Ausgrabungen zufließt; zahlreich sind auch die im Berichtjahre erschienenen epigraphischen Beiträge, aber zumeist nur in den verschiedenen Fachzeitschriften verstreut. — Das lange gewünschte „Handbuch der griechischen Epigraphik“ von Wilh. Larfeld (Leipzig, Reisland) hat nun nach 5 Jahren zum zweiten Band den ersten erhalten; leider steht zu fürchten, daß es doch nicht ganz das bietet, was man erwartet hatte; es soll aber dem Buche deswegen sein Wert nicht abgesprochen werden.

Ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Epigraphik und Paläographie herrscht zwischen Epigraphik und Archäologie, der Kunde von den Altertümern privaten und staatlichen Charakters. Letztere ist eigentlich diejenige Wissenschaft, die den Nichtphilologen unserer Zeit am meisten interessiert, vielleicht hauptsächlich wegen der von allen Nationen, vom Staate und von Privatpersonen mit Eifer betriebenen Ausgrabungen. Die archäologische Literatur des Jahres 1907 ist ebenfalls zum größten Teil in Zeitschriften verstreut und behandelt fast nur Themen rein historischen

oder kunsthistorischen Inhalts. Ich muß mich hier darauf beschränken, aus diesem großen Gebiete nur einen kurzen Bericht über die zahlreichen Ausgrabungen zu geben. Daß hier in erster Linie die Stätten altgriechischer Kultur für die Altertumsforscher der verschiedensten Nationen den Hauptanziehungspunkt bildeten, ist selbstverständlich. Das deutsche Institut in Athen hat unter der trefflichen Leitung von Wilh. Dörpfeld im Frühjahr 1907 Grabungen in Olympia und Tiryns zur genaueren Untersuchung der ältesten Schichten beider Orte, und in Bylos zur Aufdeckung des Palastes Nestors vorgenommen. In Tiryns setzte man das Werk Schliemanns fort und deckte unter dem mykenischen Palaste wiederum Reste einer älteren Burg auf; auch einige kleine Steingräber mit monochromen Vasen, mehrere Tonfiguren und verschiedene Gegenstände aus Bronze und Eisen sind sehr beachtenswert. Unter den in Olympia zahlreich gefundenen Scherben von Vasen ist eine Reihe prähistorischer Topfscherben wichtig, die Dörpfeld der ursprünglichen Keramik der Achäer zuteilt. Seine Ansicht, daß die ursprüngliche Topfware der Achäer nicht die reich bemalte mykenische, wie Furtwängler und andere bisher lehrten, sondern die monochrome Keramik mit eingeritzten Ornamenten sei, findet Dörpfeld bei seinen Ausgrabungen in Triphylien wiederum bestätigt. Dort, nämlich zwischen Samikon und Lepreon, hatte er infolge eines besonders glücklichen Fundes das so lange vergeblich gesuchte homerische Bylos mit der Burg des Nestor und drei Kuppelgräbern mykenischer Zeit entdeckt. Eine Anzahl Gefäße, Bernsteinperlen und kleiner Gegenstände aus Bronze, Gold und Elfenbein, die er dort zutage förderte, ließen ihn jetzt die Form der Gefäße, die Bestattungsarten und das Verhältnis der Kultur jener Siedelung zur mykenischen deutlich erkennen. Es ist zu erwarten, daß neue überraschende Funde auf diesem Ausgrabungsgebiete in nächster Zeit bevorstehen. Reiche Ergebnisse für die Datierung dieser nämlich als archaisch bezeichneten einfarbigen Topfware hatte Dörpfeld auch bei der Fortsetzung seiner Grabungen auf der Insel Leukas, seinem Ithaka, im Juni und Juli 1907 zu verzeichnen. — Die englische archäologische Schule unternahm Grabungen in Sparta, wo eine Anzahl schwarzgefirnishter Tongefäße gefunden wurde, und im Artemision, wo Bleifiguren, Grabsteine mit Inschriften, Vasenscherben, Bronzegegenstände, ein Frauenkopf, Figuren der Dioskuren und mehrere kleine Figürchen ans Licht kamen, Funde, die zum Teil ins 8. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden; bei Grabungen in der Nähe des Artemisions fanden die Engländer Mauerreste und Fundamente des römischen Theaters, hellenistische, geometrische Vasen, Bronzefiguren und Marmortafeln mit Inschriften, ebenso am Südbahge der Akropolis eine Reihe Gräber und Goldmünzen. — Die Grabungen in Thessalien ergaben in der alten Stadt Pagasai eine Reihe bunt bemalter Grabstelen mit sehr interessanten Darstellungen (besonders aus dem Privatleben) und in Volo ein Marmorgrabmal mit wichtigen

Inskriften. In Rhodis wurde eine wichtige antike Straße aufgedeckt. Auf Delos legten die Franzosen die sog. Löwenterrasse frei, ein Baudenkmal, das sie noch dem 6. Jahrhundert v. Chr. zuweisen.

Italien wurde wie bisher von den Archäologen eifrigst durchforscht. Unter Leitung von Professor Dante Baglieri entdeckte man in Rom bei Ausgrabungen auf dem Palatin Gräber, Zisternen und Mauern verschiedener Epochen. Baglieri glaubt, daß sich von den ältesten Gräbern (die ausgeraubt waren, so daß man nur ganz unbedeutende Vasenfunde machte) nicht sagen lasse, ob ihre Zerstörung auf die Etrusker oder auf andere Elemente zurückzuführen sei. Eine spätere Gräberschrift sei zweifellos von den Galliern profaniert worden; infolgedessen sei dann zur Verteidigung des Palatins quer über die älteren baulichen Anlagen eine doppelte Mauer gezogen worden, die so lange bestanden habe, bis die Weltmacht Roms jeden Gedanken eines feindlichen Angriffes auf die Hauptstadt ausschloß. Mit der Feststellung aber, daß sich auf dem Palatin Gräber ältester Zeit befinden, erhält zugleich Mommsens Ansicht über die älteste Besiedelung des römischen Stadtgebietes eine glänzende Bestätigung. — Von den übrigen Grabungen in Italien zu Ravenna, Ancona, Pästum, Gela und Girgenti sind besonders die beiden sizilischen zu Gela und Girgenti wichtig. Von den Funden in Gela hat vor allem der einer Polygnotvase großes Aufsehen erregt: nach der als echt erkannten Signatur ist nämlich die Malerei einer dort gefundenen rotfigurigen Vase das Werk des Polygnot, des bedeutendsten Malers des 5. Jahrhunderts v. Chr., von welchem man bisher nur drei Originalwerke besaß. Die Ausgrabungen des Angelo Mosso bei Girgenti im Frühling 1907 sind hauptsächlich deshalb wichtig, weil die dort zutage geförderten Schalen, Vasen und andern Gegenstände Ähnlichkeit und Beziehungen zu den in Kreta gefundenen aufweisen. — In Kreta selbst bestanden die letzten Funde zu Knossos, Phaiestos und Primia in Schwertern, Tonvasen, Götterfiguren, antiken Mauerresten und Gräbern. — Die deutschen Grabungen in Milet und Pergamon hatten als bemerkenswertestes Ereignis eine abermalige Untersuchung und genauere Bestimmung der merkwürdigen Hochdruckleitung, durch welche die Königspaläste und die Heiligtümer der Burg von Pergamon mit Wasser versorgt wurden.

Ergebnisreich waren auch die Funde in Ägypten. Theodor Davis fand dort das Grab und die Mumie der Königin Tii, der Gemahlin Amenhoteps III., und zugleich eine große Menge Goldplatten und Edelsteine. Schreiber förderte Köpfe, Masken, Statuetten, Lampen, Geräte und Figuren aus Bronze und interessante koptische Webereien (in Alexandria) ans Licht.

Die Grabungen in Deutschland und Osterreich galten mit Ausnahme jener von Trier, wo eine römische Töpferei freigelegt wurde, hauptsächlich der Einzelforschung bezüglich der kriegerischen Herrschaft der Römer daselbst. So wurden in Weinsberg ein bisher unbekanntes römisches Kastell und ein

großes Bad an einer wichtigen Heerstraße ausgegraben, zwischen Xanten und Haltern ein römisches Lager und in Xanten selbst das älteste Römlager mit Münzen aus augusteischer Zeit, in Remeting bei Salzburg eine römische Heißluftheizungsanlage, in Carnuntum unter der Leitung von Oberst Groller weitere Mauerreste und Gebäude, bei Mauer-Öhling ein römisches Kastell und im Legionslager Lauriacum das Quästorium und der übrige Teil des Prätoriums.

Auch in der Schweiz wurden mit regem Interesse und recht gutem Erfolge Ausgrabungen zu Frgenhausen (Kanton Zürich), in Vignières (Kanton Neuenburg), in Bern und in Solothurn vorgenommen.

Sieht man von Grabungen in Luxemburg, Palästina, Südrußland und in Tunis und andern weniger wichtigen ab, so wäre schließlich nur noch der Ausgrabungen in Spanien zu gedenken, wo die Erforschung und Freilegung der Lager Scipios vor Numantia im Vorbergrunde des Interesses steht.

Von Berichten über Ausgrabungen früherer Jahre ist zunächst die übersichtliche und reichhaltige Zusammenstellung zu erwähnen, die Gabriel v. Finaly im zweiten Hefte des „Jahrbuches des Kaiserl. deutschen archäologischen Instituts“ 1907, 102—222 gibt über die archäologischen Funde im Jahre 1906 in der Türkei (Kleinasien), Griechenland, Italien, Südrußland, Ägypten, Nordafrika, Frankreich, Belgien, Schweiz, Deutschland und Österreich-Ungarn. In demselben Jahrbuche findet sich im ersten Hefte auch der Bericht über die Ausgrabungen in Numantia und im dritten Hefte derselben Zeitschrift ein solcher über die neueren Ausgrabungen in Palästina. Eingehende Berichte über die von Wilh. Dörpfeld geleiteten Ausgrabungen zu Pergamon in den Jahren 1904 und 1905 liegen jetzt im zweiten und dritten Hefte der „Mitteilungen des Kaiserl. deutschen archäologischen Instituts (Athenische Abteilung)“ 1907 mit zahlreichen Bildern und Skizzen vor. Paul Verdrijet stellte in einem lichtvollen Vortrage auf der Baseler Philologenversammlung „Die Hauptergebnisse der Ausgrabungen in Delphi“ (abgedr. in den „Neuen Jahrb. f. d. Klass. Altertum“ zc. 1908, Heft 1) zusammen, B. Graindor bespricht in seiner Abhandlung *Les fouilles de Tenos en 1905* (Löwen, Peeters) die wichtigen Funde (bes. Inschriften) von Tenos im Jahre 1905, und C. Winkler gibt uns einen interessanten Bericht über seine Forschungen in den Jahren 1898—1906 hinsichtlich der topographischen Festlegung des Feldzuges Cäsars gegen Ariovist und der diesen entscheidenden Schlacht im Elsaß (58 v. Chr.) unter dem Titel: „Der Cäsar-Ariovistische Kampfplatz.“ Winkler hat nämlich schon in früheren Schriften zu erweisen gesucht, daß die Entscheidungsschlacht zwischen Cäsar und Ariovist in der Gegend zwischen Epfig, Stohheim, Eichhofen und Ittersweiler (Unter-Elsaß) stattgefunden habe. Nun hat er durch Ausgrabungen den Beweis erbracht, daß die

fog. „Asterburg“ wirklich ein römisches Lager gewesen ist, dessen Umriß und wichtigste Punkte nunmehr freigelegt sind. Auch hat sich gezeigt, daß die topographischen Verhältnisse und die Entfernungen genau den Angaben Cäsars entsprechen, so daß wir nirgends gezwungen sind, heute in dem vor 2000 Jahren geschriebenen Bericht eine Korrektur vorzunehmen.

In einem kurzen Rückblick über das Ganze möchte ich hervorheben, daß sich der alte Satz wiederum bestätigt hat, daß der eigentliche Fortschritt weniger in den zusammenfassenden Lehrbüchern als in den eindringenden Spezialuntersuchungen liegt. Die Zahl dieser ist aber groß, und eine Übersicht, zumal eine kurze, ist schon deshalb bedeutend erschwert, wenn nicht fast unmöglich gemacht, weil das Wissensgebiet der klassischen Philologie zu umfangreich ist, und weil die behandelten Fragen gar zu mannigfaltig sind. Jedenfalls gewährt der Eifer, mit dem auf den verschiedensten Gebieten gearbeitet wird, ein recht erfreuliches Bild und ist ein bereitetes Zeugnis dafür, daß frisches, pulsierendes Leben herrscht in den Adern der alten Philologie.

B. Altdeutsche Philologie.

Von Anton C. Schönbad.

Alles in alles gerechnet, wird man das Jahr 1907 in unserem Fache zu den Zeitabschnitten zählen dürfen, die durch fruchtbare Bewegung sich auszeichnen, nicht gerade Epochenmachendes auf die Bahn fördern, aber auch nicht still und tatenlos zu ihren Vorgängern hinabgleiten. Immerhin ist die Masse der Erscheinungen, welche der gelehrte Betrieb der altdeutschen Philologie während eines Jahres hervorruft, so groß, daß sie auf den folgenden Blättern auch nur annäherungsweise nicht überblickt werden kann. Bedarf doch der „Jahresbericht der germanischen Philologie“ (Leipzig, Reissland) durchschnittlich 500 Druckseiten, um ein paar tausend Büchertitel unterzubringen und mit kurzen Bemerkungen zu geleiten. Dieser vortreffliche „Jahresbericht“ ist übrigens arg ins Stocken geraten und steht heute noch bei 1904, was sich verwunderlich ausnimmt, zumal unmittelbar nach dem Jubel, mit dem das Erscheinen des 25. Bandes begrüßt worden war. Unter solchen Umständen kann es sich hier nur darum handeln, aus der Hochflut der wissenschaftlichen Produktion Schriften hervorzuheben, die etwas eigenartig Förderndes besitzen oder eine neue Kenntnis vermitteln; bestenfalls wird doch der Zufall die Wahl beeinflussen, die Mängel der Lektüre des Darstellers werden sich schädlich geltend machen, was alles die sachkundigen Leser wohlwollend entschuldigen mögen.

Die altdeutsche Philologie geht in ihren verschiedenen Zweigen von einer sichern Grundlage aus, wenn sie die Entwicklung der mittelalterlichen Kultur

Deutschlands nach rückwärts bis dorthin verfolgt, wo ihre Wurzeln sich in das Gemeinleben der Indogermanen verlieren. Auf diesem weiten und schwierigen Gebiete sich ausreichend zu unterrichten, ist heute nicht leicht, und es muß als ein Glücksfall bezeichnet werden, daß eben jetzt Otto Schraders ausgezeichnetes Werk „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ (Jena, Costenoble) mit dem zweiten Abschnitte seines zweiten Teiles „Die Urzeit“ in dritter Auflage abgeschlossen worden ist. Die seltene Vereinigung von Kenntnissen, über die der Verfasser gebietet, macht ihn zu einem zuverlässigen Führer, auch in dem Sinne, daß er durch die selbständige Art seines Forschens voranschreitet. Wenden wir uns von diesem Ausgangspunkte dem Sonderleben der germanischen Völker zu, so dürfen wir zunächst festlegen, daß die älteren Vorstellungen, nach denen der Sturz des römischen Reiches mit der Varusschlacht begann und ebenso anscheinend unvermittelt mit dem Emporkommen Odoakars abschloß, heute völlig beseitigt sind. Schon durch den fünften Band von Th. Mommsens „Römischer Geschichte“ wurde klar gemacht, wie ganz allmählich, im Rahmen der Heeresorganisation und der Verwaltung Roms, die Germanen in die durch die zunehmende Unkraft des Staates frei gewordenen Stellen einrückten und so allgemach den riesigen Bau in dem Maße erfüllten, daß nur an den äußeren Formen noch die Tradition des Weltimperiums haftete. Wie dieser große historische Prozeß im einzelnen sich vollzogen hat, fängt erst während der letzten Jahrzehnte an sich aufzuhellen, und zwar hauptsächlich durch das große Corpus Inscriptionum Romanarum, das nun allerdings nicht bequem zu handhaben und für den Germanisten auszunutzen ist. Darum muß es als höchst dankenswert bezeichnet werden, daß zwei jüngere Gelehrte in Dresden, L. Schmidt und D. Fiebigler, sich zu dem Unternehmen vereinigt haben, die römischen Inschriften, welche Mitteilungen über Germanen enthalten, zusammenzustellen und zu erklären; begonnen soll das Werk werden mit den Ostgermanen, und der Zeit nach soll es bis ungefähr zur Mitte des 6. Jahrhunderts reichen (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XXXII [herausgeg. von W. Braune] 129—135). Von dieser Publikation läßt sich eine ausgiebige Mehrung unseres Wissens in germanischer Ethnographie, Geschichte, Mythologie, Sprachkunde mit Sicherheit erwarten.

Käme ein solches Werk vorzüglich den Goten zu gute und dem Erforschen ihrer Schicksale, so träte es damit auf ein Interesse, das heute noch in der deutschen Philologie ebenso bedeutend hervortritt wie in ihren Anfängen vor nahe 100 Jahren. Ernste Beschäftigung mit der gotischen Sprache und ihrem einzigen Behälter, der Bibelübersetzung, wird von dem wissenschaftlichen Studium des Altdeutschen vorausgesetzt und muß andauernd gepflegt werden, gleichviel welchem besondern Abschnitt der einzelne sich zuwendet. Diese allgemeine Auffassung drückt sich auch darin aus, daß die Hilfsmittel zum Erlernen des Gotischen immer mehr vervollkommenet werden; wir sind mit ihnen

besser daran als bei der Sprache irgend eines andern germanischen Stammes: Braunes „Grammatik“ bedarf des Lobes nicht mehr; Streitbergs „Elementarbuch“ ist bei der zweiten Auflage (Heidelberg 1906, Winter) mit größtem Erfolg verbessert worden; von der Leyens „Einführungsbuch“ (München, Beck) empfiehlt sich bestens durch Bequemlichkeit und Klarheit; der ersten Auflage von Stamm-Heynes „Ufiflas“ (Baderborn 1908, Schönningh) hat die Sorgfalt Bredes noch bestimmtere Verlässlichkeit verliehen, die Ausstattung durch den Verleger hat das Benutzen angenehm gemacht. Deshalb darf die überraschende Entdeckung, welche dem Numismatiker E. Schumberger in Paris und dem Altertumsforscher Professor R. Henning in Straßburg verdankt wird (Zeitschrift für deutsches Altertum XLIX 146—154), auf das Interesse weiter Kreise zählen: es ist ein Bronzestempel von ansehnlicher Größe bekannt geworden, der aus der Zeit des Ufiflas stammt, den Namen des Bischofs in der Gestalt *Ὀύφιλα* und das Prädikat *δογητικου*, aus den Bergen, Montanensis, enthält, während der Griff des Siegels einen Wolf darstellt. Es muß als sehr hohe Wahrscheinlichkeit gelten, daß dieses kostbare Stück auf den großen Gotenbischof zu beziehen ist, daß er es vielleicht selbst gebraucht hat, mithin wäre darin eine Reliquie von höchstem Werte zu erblicken.

An Überraschungen fehlte es auch sonst im Berichtjahre nicht. So faßt F. Jostes in Münster die wohlbekannte und vielberufene Stelle eines Kapitulares Karls d. Gr. von 789, worin den Nonnen eines Klosters verboten wird, Liebeslieder aufzuschreiben und zu verschicken, ganz anders als bisher und meint, die *Wini Leodos* seien Sicherheitsmänner, und den Nonnen werde verboten, in ihre nunmehr befestigten Klöster männliche Wächterposten aufzunehmen; die Vorschrift wird erlassen, um Blutvergießen zu vermeiden. Scheint die neue Erklärung anfangs befremdend, so mag man sich doch bald mit ihr befreunden, und jedenfalls verschwindet mit ihr ein zwar wichtiges, aber seltsames Zeugnis aus der Geschichte der althochdeutschen Poesie.

Bevor wir uns dem Zeitalter des Mittelhochdeutschen zuwenden, muß den Werken Beachtung geschenkt werden, die uns den Wortvorrat der deutschen Sprache übermitteln, deren Laute und Formen verstehen lehren. Unter den Wörterbüchern befindet sich das Nationalwerk der Brüder Grimm im langsamen, aber stetigen Fortschritt, der durch die hingebende Tätigkeit der Herren Wunderlich und R. v. Bahder vorläufig gesichert scheint. Des übrigen herrscht in der Lexikographie rühriges Schaffen. Martin und Lienhart haben ihr „Elsässisches Wörterbuch“ mit einem mächtigen zweiten Bande (Straßburg, Trübner) abgeschlossen, das „Schwäbische Wörterbuch“, welches durch die Kraft Herm. v. Fischers allein begründet und getragen wird, schreitet mit gleichmäßiger Rüstigkeit vor (Tübingen, Laupp), auch die sehnlich erwarteten Hefte des „Schweizerischen Biotikons“ (Frauenfeld, Weber) haben sich eine gewisse Pünktlichkeit angewöhnt. Dem trefflichen „alten

Beigand" steht eine Erneuerung bevor, die von Herm. v. Hirt mit R. Kant und R. v. Bahder besorgt wird (Gießen, Töpelmann); des dahingegangenen D. Schade Sohn stellt eine neue Auflage des nützlichen und umfassenden „Altdeutschen Wörterbuches" in Aussicht; nur das große „Mittelhochdeutsche Wörterbuch", das wir alle brauchen, will nicht kommen, und es meldet sich auch niemand, der die dankbare Last auf sich nehmen möchte. Besser steht es im Neuhochdeutschen, wo sich F. Kluge mit staunenswerter Energie auf eine bisher ganz unbebaute Spezialität verlegt hat und in fünf Hefen eine deutsche „Seemannssprache" (Straßburg, Trübner) in Form eines Wörterbuches ins Leben schickt. Auch H. Pauls „Deutsches Wörterbuch" hat sich bereits fest etabliert, der erste Halbband der neuen zweiten Auflage (Halle, Riemeyer) wurde erst kürzlich ausgegeben.

Die vorzüglichsten Behelfe grammatischer Studien, welche wir zumeist der Leipziger Schule verdanken, finden stets sich erweiternden Absatz; so ist W. Braunes zweckdienliches „Althochdeutsches Lesebuch", das hierher gerechnet werden darf, soeben in sechster Auflage erschienen (ebd.). Ein neues Unternehmen: „Grammatiken der althochdeutschen Dialekte" (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht), beginnt verheißungsvoll mit einer „Altbayerischen Grammatik" von Professor Dr. Jos. Schach. In dieser soliden Arbeit wird das Material der Laute und Formen des Altbayerischen vollständig aufgenommen, sorgfältig gesichtet und erklärt, womit das Buch sowohl die Sammlungen von Holzmann als auch zum Teil die einst so förderliche „Bayerische Grammatik" Weinholds der heutigen Sachlage gemäß ersetzt. Unter den gern und erfolgreich gepflegten Studien über deutsche Mundarten kommt der „Grammatik der Nürnberger Mundart" von Aug. Gebhardt unter Mitwirkung von D. Bremer (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) eine bedeutende Stelle zu, nicht bloß weil eine Menge theoretisch wichtiger Probleme hier angechnitten und behandelt wird, sondern auch weil die Nürnberger Mundart im späteren Mittelalter besonders einflußreich war; die Darstellung ihres lebenden Standes in der Gegenwart wirkt somit aufklärend für ihre älteren Verhältnisse.

Innerhalb der Studien, welche die deutsche Philologie in sich begreift, gebührt dem Mittelhochdeutschen im engeren Sinne, der klassischen Ausbildung von Sprache und Literatur während des 12. bis 14. Jahrhunderts, der wichtigste Platz, und da steht wieder in vorderster Reihe das Unternehmen der Berliner Akademie der Wissenschaften, die „Deutschen Texte des Mittelalters". Davon sind 1907 die Bände VIII und IX erschienen (mehrere befinden sich im Druck) mit dem Untertitel: „Dichtungen des Deutschen Ordens" I und II, d. i. Heinrichs von Hesler „Apokalypse", herausgegeben von R. Helm, und Tilos von Kulm „Gedicht Von siben Ingefign", herausgegeben von R. Kochendörffer (Berlin, Weidmann). Solchen Publikationen gegenüber werden auch jene Philologen,

welche am nachdrücklichsten die Forderung vertreten, daß die Texte mittelhochdeutscher Gedichte nur kritisch bereinigt in Druck zu geben sind, davon absehen und vorerst froh sein, die bisher so gut wie unbekanntem Dichtungen in der Gestalt zu empfangen, wie die Ausgaben der Berliner Akademie sie darbieten. Zumal gerade an diese jüngsten Bände ist erhebliche Arbeit gewendet worden. R. Helm, der den Beruf für seine Aufgabe schon durch Untersuchungen und Ausgaben von Gedichten Heinrichs von Hesler (Burg und Kloster Hesler im Raumburgischen) nachgewiesen hat, liefert jetzt die mehr als 23 000 Verse der Beschreibung der Apokalypse desselben Dichters kaum viel anders, denn eine „kritische“ Edition sie darstellte. Auch des samländischen Domherrn Tilo von Kulm um 1330 verfaßte Verdeutschung eines theologischen Traktates, des Libellus septem sigillorum, in etwas über 6000 Versen (Ausg. Kochendörffer) ist uns hochwillkommen, schon wegen der seltenen Worte, die hier begegnen. Vor allem jedoch vermögen wir uns jetzt von der Deutschordenspoesie, einer wichtigen und eigentümlichen Gruppe historischer und geistlicher Dichtwerke des 14. Jahrhunderts, aus eigener Lektüre eine Vorstellung zu bilden, während wir sie bisher nur nach gewissen Besonderheiten der Technik ganz ins Allgemeine hin charakterisieren konnten. Es fängt mit diesen Ausgaben nun tatsächlich an hell zu werden in Partien der altdeutschen Literatur, die bisher im Dunkeln lagen. Freilich schafft jeder veröffentlichte Text neue Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Arbeit (gleich z. B. bei den zuletzt erwähnten Bänden werden Quellenstudien alsbald vorgenommen werden müssen), aber der rüstige junge Nachwuchs wird solche Pflichten gern übernehmen und ihnen gewiß mit Erfolg genügen.

Der fast entgegengesetzten Richtung wissenschaftlichen Betriebes gehört ein Buch an, das jedenfalls eine der bedeutendsten Erscheinungen des Berichtjahres bildet, „Der hl. Georg“ von Reinbot v. Durne, herausgeg. durch R. v. Kraus (Heidelberg, Winter). Nach der in verschiedenem Betracht mißlungenen Bearbeitung dieses Gedichtes durch Ferd. Wetters (1896) bildet der jetzt erstellte Text gewissermaßen die Probe auf die energischen und einbringlichen „Metrischen Untersuchungen“ des neuen Bearbeiters, ja diese, deren letzte Basis manchem vielleicht etwas schmal und daher unsicher vorkommen möchte, werden durch die Umsetzung in die Praxis als richtig zu erweisen unternommen. Sicher stellt v. Kraus seinen Text mittels einer Ausbeutung und Verwertung der Handschriften in einer solchen Schärfe und Strenge her, wie sie bis jetzt nicht gefordert wurde, in Zukunft dagegen gewiß gefordert werden wird. Ferner ist auch die Form der einzelnen Worte mit größter Sorgfalt und Überlegung bestimmt worden, man wird sie nicht leicht übertreffen können. In Bezug auf diese Hauptpunkte muß die Ausgabe als mustergültig angesprochen werden, und ich zweifle nicht, daß sie alsbald ihre vorbildliche Wirkung üben wird, wenn auch vorerst etwa nur dadurch, daß

sie unreife Ausgaben vom Erscheinen abschreckt. Daß neben dem Problem, welches v. Kraus gestellt und gelöst hat, noch andere Bedürfnisse für die moderne Edition eines mittelhochdeutschen Textes in Betracht kommen, wird sich der Autor selbst nicht verhehlen: er hat diesmal die Pflichten des Herausgebers vorerst nach der formalen und ästhetischen Seite definieren wollen, der sachlichen und historischen Erklärung bleibt darum ihre Stelle doch gewahrt. So darf dieses Werk als ein wichtiger Fortschritt dankbarst begrüßt werden, es erschwert die Arbeit, fördert sie jedoch gerade deshalb nachdrücklich. Rühme ich an dem Bande noch die Ausstattung durch den Verleger, den saubern, klaren, für die Augen erfreulichen Druck, so will ich gleichzeitig darauf hinweisen, daß der Wintersche Verlag in Heidelberg für die Zukunft ein Mittelpunkt des Wirkens vornehmlich der Wiener Gruppe von Germanisten und Romanisten zu werden verspricht, wie dies Niemeyers Buchhandlung in Halle a. S. für die Leipziger Schule längst geworden ist. Eine „Germanische Bibliothek“ hebt mit dem Buche des Professors v. Kraus an, die außer einer Reihe kritischer Texte (z. B. Zwierzinas lang erwartete *Margareta von Wezel*) auch literarhistorische Darstellungen zu veröffentlichen unternimmt; so wird durch Steinmeyer, v. Kraus und Zwierzina eine Geschichte der alt- und mittelhochdeutschen Literatur geliefert werden. Damit spannen sich die Erwartungen ungemein, die vorzüglichen altdeutschen Elementarbücher desselben Verlags bereiten günstig den Boden dafür.

Metrik und Rhythmus stehen zurzeit im Vordergrund des Interesses. In Leipzig lehrt Ed. Sievers in aller Stille, aber mit weitreichendem Erfolge Scharen wissensdurftiger Schüler die schwere Kunst des Vortrags altdeutscher, ja altgermanischer Dichtungen überhaupt, das heißt in seinem Sinne das Treffen der Tonlage, in welcher das einzelne Dichtwerk geschaffen wurde und in der allein es richtig rezitiert werden darf. Es läßt sich hoffen, daß die Tatsachen, auf denen ohne Zweifel Sievers' Entscheidungen über Höhe und Tiefe der Dichtungen, ihre Zonen, ihr Verhältnis zu den Verschlüssen beruhen, so weit objektiviert und allgemein zugänglich gemacht werden können, damit sie abgelöst von der unvergleichlichen Redekunst des vortragenden Meisters auch von andern anderwärts sich nachprüfen und erweisen lassen. Einstweilen bietet die „Deutsche Verslehre“ von Professor Fr. Saran (München, Beck), dem vertrauten Schüler von Sievers, als ein Teil des vorzüglichen „Handbuches des deutschen Unterrichtes“ erschienen, das Geheimrat Matthias unter Mitwirkung vieler Gelehrten herausgibt, auch dem Fernerstehenden einen verständlichen Überblick der neuen Theorien, welche die früheren Auffassungen des altdeutschen Versbaues von Grund auf zu beseitigen unternehmen (Fr. Kauffmanns Neugestaltung von Vilmaris „Deutscher Metrik“ [Marburg, Elwert] kann hier nur erwähnt werden).

Ein längst gehegter Wunsch erfüllt sich, wenngleich nicht zu rückhaltloser und allseitiger Befriedigung, durch die Ausgabe, die R. Marold von der Tristanichtung Gottfrieds von Straßburg veranstaltet hat (Leipzig, Venenarius). Jedenfalls bedeutet das Werk einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der Textgestalt, die bisher zur Verfügung stand, indem die wichtigsten Handschriften neu verglichen und konsequenter ausgenutzt wurden, so daß man sich einstweilen wird beruhigen dürfen. Von den versprochenen weiteren Bänden, einem Kommentar und einem Spezialwörterbuch, läßt sich bestimmt hoffen, daß sie das Verständnis von Gottfrieds Tristan fördern werden, einer Dichtung, die man insgemein für leicht lesbar hält, die aber noch vielfach ungelöste Schwierigkeiten aufweist, wie Heinzel sehr wohl wußte und Wurdach erst vor kurzem dargelegt hat. Die Sage von Tristan und Isolde, einer der wenigen großen Stoffe der Weltliteratur, und ihre poetischen Bearbeitungen vornehmlich im Mittelalter bilden seit einem Jahrzehnt ungefähr den Gegenstand tiefgreifender Studien, die jetzt zu einem gewissen Abschluß gediehen sind. Ausgezeichnete französische Philologen haben nach langer Vorbereitung die Bruchstücke der bedeutenden altfranzösischen Tristanepen kritisch herausgegeben und mit ganz vortrefflichen Untersuchungen begleitet, die das Verhältnis dieser Reste zu den deutschen, englischen und nordischen Umdichtungen und Übersetzungen endgültig klarlegen. So hat E. Muret für den Tristan des Béroul gesorgt (1903), Jos. Bédier, dem wir auch eine glänzende Modernisierung verdanken, für Thomas. Sind schon diese feinen und sachlichen Arbeiten den Gaben und der Leistung Gottfrieds von Straßburg gerecht geworden, so tritt ein besonderes Buch von Fr. Piquet (1905) den älteren, etwas chauvinistischen Urteilen französischer Forscher entgegen und würdigt objektiv nachempfindend Verdienst und Persönlichkeit des deutschen Meisters („Heinrich von Freiberg“ liegt seit 1906 in einer besondern Ausgabe von A. Bernert vor, Halle, Niemeyer). Durch den Veteranen des Studiums der deutschen Literatur in Frankreich, den verdienstvollen A. Boffert, der schon vor mehr als 40 Jahren mit einer wohl gelungenen Detailuntersuchung hervorgetreten war, hatten wir (1902) ein Buch erhalten, das zusammenfassend das Schicksal des Tristanstoffes und der Tristanichtungen bis auf unsere Zeit klar und durchsichtig erzählt. Ein starker Band von dem als Sagenforscher und Mythologen wohl akkreditierten Wolfg. Goltzer: „Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der neuen Zeit“ (Leipzig, Hirzel), widmet sich derselben Aufgabe, berichtet über die gesamte Entwicklung der älteren Tristanpoesie und analysiert auch die modernen Dichtungen, am eingehendsten natürlich die große Neuschöpfung von R. Wagner, die sich eben jetzt, wo durch H. v. Wolzogen ein älterer Entwurf zum Vorschein kommt (Leipzig 1908, Siegel), noch besser wird verständlich machen lassen. Durch die Reihe dieser aufgezählten Werke hat der Tristanstoff vor den andern großen Themen, z. B.

der Gralsage, einen ansehnlichen Vorsprung in der wissenschaftlichen Behandlung gewonnen.

Es scheint mir ein Zeichen der Gesundheit der deutschen Philologie, daß die Publikation eines neuen oder erneuten Textes sofort eine Fülle von Problemen aufruft, die nach Lösung drängen, besteht doch das Leben der wissenschaftlichen Arbeit darin, daß sie neue Aufgaben stellt, indem sie ältere erlebigt. Das ist, wie die Theorie es verlangt, bei der bedeutenden Leistung der Fall, die wir einem jungen katholischen Theologen aus Württemberg verdanken. K. Bihlmeyer besichert uns in einem Bande von nahezu 800 Seiten (Stuttgart, Kohlhammer) die „Deutschen Schriften“ von Heinrich Seuse. Das Nachwirken dieses hervorragenden Mystikers war mit dem Ausgange des Mittelalters noch nicht erschöpft, es ist im Zeitalter der deutschen Romantik wieder lebendig geworden und hat zu den Studien und Forschungen von Heinrich Denifle geführt, der seinem Namenspatron, Lehrer und Meister einen ansehnlichen Platz in der modernen Erbauungsliteratur vornehmster Art erwirkte, ihm aber zugleich eindringlichste und erfolgreichste Forschung widmete. Was Denifle, von Aufgaben und Pflichten überbürdet, fallen lassen mußte, ist durch Bihlmeyer aufgenommen, ausgeführt und vollendet worden. Nun liegt der schön gedruckte Text, die saubere Bearbeitung aus den Handschriften, bequem vor uns, ausgestattet mit einleitenden Untersuchungen und einem hilfreichen Glossar, mit reichen Quellennachweisen und Erklärungen. Der Dank, den wir diesem vorzüglich gelungenen Werke großer Mühe und Hingebung schulden, läßt sich nicht besser abtragen, denn indem alsbald darauf hingewiesen wird, wie wir nun vermittelt dieser grundlegenden Texte dazu gelangen können, die Kunst und die Persönlichkeit, die Schriftstellerei und das Leben des seligen Heinrich Seuse historisch vollkommener zu würdigen, als bisher möglich war, und sie in jedem Bezuge fruchtbar zu machen.

Nicht von jedem neuen Buche kann eine solche fördernde Wirkung ins Weite ausstrahlen, die Philologie muß viel Kleinarbeit in Schriften bescheideneren Umfangs leisten, deren Ergebnisse uns in ihrer Wichtigkeit erst vors Auge treten, wenn wir sie ins Ganze rechnen. Es gibt auf dem Gebiete unseres Faches eine Anzahl von Serien, in denen sich die Anfängerarbeiten, Dissertationen, Habilitationsschriften u. dgl. zusammentun, durch welche strittige Punkte in Ordnung gebracht werden, in denen die Probleme zur Behandlung gelangen, welche die Lehrer in den Vorlesungen stellen, und wo die Abhandlungen aus den Büchersälen der Seminare ans Licht der Öffentlichkeit gelangen. Freilich stehen noch immer drei große wissenschaftliche Zeitschriften offen, deren Manuskriptbedarf zu versorgen ist, aber manche dankenswerten Studien sind zu umfangreich oder fügen sich nicht in die vorhandenen Rahmen, und so ist es gut, daß sie immer sonst Unterkunft finden können. So bestehen an vielen deutschen und österreichischen

Universitäten derartige Reihen von philologischen Untersuchungen; stockt eine ältere oder erlischt, so stehen neue auf (zuletzt in Prag, wo R. v. Kraus und Aug. Sauer die Studien leiten), und die erste Ernte wird dann in der Regel gut. Unmöglich lassen sich hier alle die Einzelstudien, Untersuchungen und Texte aufzählen, die in solcher Weise erscheinen; ich will nur einiges nennen, was mir zur Hand kommt. So nehmen die „Germanistischen Abhandlungen“, welche Weinhold erst in Breslau begründet hatte und die dann Friedrich Vogt weiterführte (Breslau, Marcus), einen angesehenen Platz ein; aus unserem Berichtjahre wären zu erwähnen: Alfred Heinrich, Johannes Rothes Passion; Baesecke, Der Münchener Dzwalb; Max Leopold, Die Vorsilbe ver- und ihre Geschichte. Aber auch außerhalb dieser Sammelchriften (die sich jetzt mit einladenden Titeln schmücken, wie Albert Röstlers „Probefahrten“, Philipp Strauchs „Germanica“) bezeugen die überaus zahlreichen Doktorschriften, mit welchem Eifer an dem Ausbau der deutschen Literaturgeschichte gearbeitet wird. Es seien als besonders lehrreich und fördernd genannt: (Berlin) Arthur Müller, Das niederrheinische Marienlob; Max Hering, Über die mitteldeutsche Jubith; Ferdinand Hanke, Über Thomassin Wälschen Gast; Wilhelm Michel, Sirventes und Spruchdichtung; (Bonn) Arnold Schiller, Der Minnesang als Gesellschaftspoesie; Willy Kauff, Biterolf und Dietleip; (Göttingen) Karl Hörscheidt, Studien zur Kaiserchronik; (Halle, wo mit Vorliebe deutsche Mystik studiert wird) Otto Simon, Schwester Kätrei; Alfred Loze, Meister Eckhart; (Rostock) Wilhelm Stahl, Ulrich von Singenberg usw.

Schließen wir diese Liste von Titeln, die nur dem sachkundigen Leser etwas nützen, rasch ab, so muß noch festgestellt werden, daß meines Erachtens ein nicht geringeres Verdienst, als solchen aufhellenden Spezialuntersuchungen zukommt, diejenigen Forscher sich erwerben, die neue Quellen aufschließen, d. h. ungedruckte Texte veröffentlichen, sofern sie nämlich zugleich dafür sorgen, daß diesen vorher unbekanntem Stücken der gehörige Platz in der historischen Entwicklung angewiesen wird. Letzteres ist in tüchtiger Weise geschehen durch Friedrich Wilhelm (München) in seinem Buche: „Deutsche Legenden und Legendare“ (Leipzig, Hinrichs). Der Verfasser stellt spätere Thomaslegenden in den Mittelpunkt seiner Arbeit (der er schon 1906 eine gute Studie über St. Afra vorausgeschickt hatte: *Analecta Germanica*. Amberg, Böes), greift aber aus zu einer Untersuchung deutscher Legendare und ihrer Quellen, wobei er recht lehrreich zeigt, daß die Mühe, welche nunmehr auf solche jüngere Texte in derselben Weise gewandt werden muß, wie sie bisher den älteren zuteil wurde, in den Ergebnissen auch ihren Lohn findet.

Dem Aufdecken bis jetzt verborgener Denkmäler unserer alten Literatur geht die Erweiterung der Handschriftenkunde notwendig voran. In dieser

Sinſicht wird eine neue Epoche für die Forſchung beginnen, ſobald die von der Berliner Akademie energiſch in Betrieb geſetzte Aufnahme des Inhaltes sämtlicher altdeutſchen Handſchriften vollendet und den Fachgenossen zugänglich gemacht ſein wird. Bis dahin wird man noch jeden Zuwachs unſerer Kenntnis freudig begrüßen dürfen. Profeſſor Dr Joſef Strobil, der jezt die Schätze der Bibliothek des Grafen Wilczel zu Kreuzenſtein a. d. Donau durchſchürft (ihm danken wir auch die Aufſindung der hiſtoriſch bedeutſamen *Translatio s. Deliciane* des Gutolf von Heiligentreu), berichtet in ſeiner kleinen Schrift „Aus der Kreuzenſteiner Bibliothek“ (Wien, Holzhaufen) über ſeine Entdeckung der wertvollen Fragmente eines alten fränkischen Paſſionsſpieles und macht uns dann in förderlichſter Weiſe mit dem Inhalt einer Handſchrift lateiniſch aufgezeichneter Predigten Bertholds von Regensburg bekannt. Möge ſein Finderglück ihm treu bleiben! Als koſtbare Spende der Univerſitätsbibliothek zu Baſel veröffentlichte auf dem dort 1907 abgehaltenen Philologentag Bibliothekar und Profeſſor Dr G. Binz den erſten Teil einer Beſchreibung der deutſchen Handſchriften, der eine Menge intereſſanter Stücke, namentlich aus der geiſtlichen Literatur der ſpäteren Jahrhunderte des Mittelalters, verzeichnet und ſorgfältig beſchreibt.

Eine Überſicht altdeutſcher Studien ſchiene ganz unzureichend, wofern nicht auch der lateiniſchen Literatur des Mittelalters hier gedacht würde, die ſo viel des beſten Gutes der Deutſchen jener Zeit umfaßt. Es braucht uns ja nur der Waltharius manuſcriptis Ekkehard's von St Gallen in den Sinn zu kommen, von dem Karl Streckler jezt nach des verſtorbenen Hermann Althof weitschichtigen Bemühungen eine handliche Ausgabe (Berlin, Weidmann) nebst den angelsächſiſchen und mittelhochdeutſchen Bruchſtücken veranſtaltet. Freilich hat die langſam ſich emporringende Wiſſenſchaft der lateiniſchen Philologie des Mittelalters außer mit mancherlei Ungunſt der Menſchen auch mit der Tücke des Schickſals zu kämpfen. So traf ſie der allerſchwerſte Schlag, als ihr Ludwig Traube entriſſen wurde, deſſen glänzendes Buch *Nomina sacra* (München, Beck) uns die Größe des Verlustes erſchütternd würdigen lehrt. Ein wenig darf uns tröſten, daß der eigentliche Begründer der Diſziplin, der ſie auch zuerſt an einer deutſchen Univerſität vertrat, Profeſſor Wilhelm Meyer in Göttingen, mit gleichmäßiger Friſche und Rüſtigkeit (fünf Abhandlungen aus den Nachrichten der Königlich Geſellſchaft der Wiſſenſchaften allein aus dem Jahre 1907 halte ich in Händen) am Werke ſchafft. Seine jüngſten Studien gelten hauptſächlich der Vagantenpoeſie — er hat den berühmten Primas in dem Magiſter Hugo von Orléans gefunden —, aber auch der älteren Zeit, wie ſeine Unterſuchung der Mahnbüchlein und -verſe des Abtes Smaragdus an Mitglieber des Karolingiſchen Königsſchloſſes beweist. Auf Veranlaſſung Meyers unterſucht Bernh. Lundius (*Zeitchr. für deutſche Philologie* XXXIX 330—493)

höchst eingehend die Form der lateinischen und deutschen Bagantenlieder in der berühmtesten Handschrift (den *Carmina Burana*), die einst in den Händen von Katharern sich befunden hat oder gar aus ihnen hervorgegangen ist. Eine sehr wichtige Sammlung von Bagantenliedern, die im 14. Jahrhundert zu St Jakob in Lüttich zusammengeschrieben wurde, hat zu Herdringen (Kreis Arnberg) A. Börner entdeckt und untersucht sie (*Zeitschr. für deutsches Altertum* XLIX 161—238). Es gelingen also sogar auf diesem Gebiete noch neue Funde.

Freuen wir uns mit Recht der Erweiterung unserer Kenntnis durch die Betriebsamkeit unserer Zeitgenossen, so ziemt es sich (Pietät ist kein besonderes Merkmal der Gegenwart), uns dankbar der Forscher zu erinnern, die unserer Vortrefflichkeit die Wege bereitet haben. Eine überlieferte Form dafür ist die Sammlung von kleineren Schriften aus der Hinterlassenschaft bedeutender Gelehrter, die sonst ohne solches Zusammenfassen unbeachtet und unwirksam blieben. Doch ist bei solchen Publikationen Vorsicht zu gebrauchen, denn nicht immer gedeihen sie dem Andenken eines Verstorbenen zum Segen (wie ist es z. B. Adolf Holtzmann ergangen!). Unbedenklich allerdings durfte Albrecht Dieterich sein, als er den geplanten Bänden der „Kleinen Schriften“ Herm. Useners einen schmalen Band „Vorträge und Aufsätze“ (Leipzig, Teubner), geschmückt mit dem Jupiterhaupte des Meisters, vorausschickte. Das Buch muß hier genannt werden, obzwar es aus dem Schaffenskreise der klassischen Philologie hervorgegangen ist, weil Usener mehr als irgend ein anderer dazu getan hat, die Volkskunde zu einem wissenschaftlichen Betrieb zu erheben und sie aus der Mißachtung, die vom Dilettantismus der Sammler und Deuter her ihr anhaftete, zu gebührendem Ansehen emporzuleiten. Diese Reden und Aufsätze wenden sich an ein größeres Publikum, sie werden aber auch in dem engeren Kreise der deutschen Philologie den neuen Zielen und Methoden Nachstrebende erwecken. Bestärken mag uns in dieser Auffassung, daß jetzt auch bei uns (Wien 1908, Ludwig) „Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde“, herausgegeben von E. K. Blüml, zu erscheinen beginnen. — Dem wichtigen Bande „Gesammelte Abhandlungen“ von dem Dichter und Gelehrten Wilh. Herz (Stuttgart 1905, Cotta Nachf.), worin die Summe seines Lebenswerkes gezogen war, ist nun eine Sammlung seiner populären Aufsätze: „Aus Dichtung und Sage“ (Stuttgart, Cotta), besorgt durch Karl Vollmöller, gefolgt. Naturgemäß trägt dieses Buch den Charakter der Nachlese; mag aber auch manches Stück darin seinem Inhalt nach bereits überwunden sein, so bleibt doch noch die Form zu genießen, die Herz meisterlich handhabte. Viel stärker durch den Gehalt will die Sammlung „Kleine Schriften“ von Rich. Heinzel (Heidelberg, Winter) wirken, die zwei der ihm nächststehenden Schüler, die Professoren M. S. Fellinek und R. v. Kraus, herausgegeben haben. Da kommen Aufsätze wieder ans Licht, die mit Unrecht

schon vergessen waren; Feinzels Anteil an der Entwicklung unserer Wissenschaft wird deutlich gemacht (verschiedene Prioritätsfragen beantworten sich jetzt zu seinen Gunsten), und über den Wert für die Geschichte des Faches weisen andere Stücke hinaus, wie die Abhandlung „Mißverständnisse bei Homer“. So wird auch dieses Buch dazu beitragen, das Gedächtnis des bedeutenden Forschers und Charakters dauernd wert zu halten.

Überblicke ich am Schlusse diese meine vorstehenden Blätter, so wird mir das Unzureichende des ersten Versuches nochmals vollkommen klar. Wie vieles ist unerwähnt geblieben, das nicht bloß der Vollständigkeit halber hätte hervorgehoben werden müssen. Es muß mir eben für diesmal genügen, die Richtungen zu kennzeichnen, den allgemeinen Stand der Forschung zu charakterisieren, damit ein im allgemeinen zutreffendes Bild von der wissenschaftlichen Arbeit des Berichtjahres auf dem Gebiete des Altdeutschen gewonnen werden könne. Für mich darf ich doch tatsächlich den Schutz des Propertischen Wortes in Anspruch nehmen: in magnis et voluisse sat est.

5. Literaturgeschichte.

Von B. Stein.

Daß auch auf katholischer Seite die hohe Bedeutung der Literaturgeschichte als Hüterin des Geisteschatzes der Nation und Führerin zu den Quellen echt menschlicher, sittlicher und nationaler Bildung anerkannt wird, zeigen zwei hochbedeutende Werke: „Die Geschichte der Weltliteratur“ von P. Baumgartner S. J. und die „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur“ von P. A. Salzer. Von der ersteren sind fünf Bände bei Herder in Freiburg erschienen. Der fünfte Band, „Die französische Literatur“, hat manchen Widerspruch erfahren. Daß bei einem Manne, der sich der Riesenaufgabe unterzogen hat, eine Geschichte der Weltliteratur zu schreiben, das Hineinarbeiten in die einzelnen Literaturen keine solch exakten Leistungen zeitigen konnte wie bei einem Forscher, der seine Kreise enger gezogen hat, ist nur natürlich. Gleichwohl hat der Autor seine Aufgabe mit großem Fleiße bewältigt und eine wertvolle Arbeit geleistet, indem er deutlich gezeigt hat, wie die literarische Entwicklung Frankreichs im letzten Jahrhundert fast stets neben der Kirche oder im Gegensatz zu ihr vor sich gegangen ist. — Ein großartiges Unternehmen, auf das wir stolz sein können, weil es auf der Höhe steht und den Leistungen anderer Richtungen ebenbürtig ist, bietet P. Salzer (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft). Die äußere Ausstattung ist glänzend, die Illustrationen und Proben aus den alten Handschriften sind mit allen Künsten der Technik hergestellt. Dazu kommt die große Klarheit und Gründlichkeit der Darstellung sowie die gewaltige Fülle

von Quellenmaterial. Das tüchtige Buch soll ein Schatz des deutschen Hauses und ein Führer für den Forscher werden. — Neben diesen Neuerscheinungen werden auch die älteren Werke noch fleißig gekauft. Der alte „Vindemann“ (Geschichte der deutschen Literatur. Freiburg, Herder) behauptet in seinem neuen Gewande, das ihm Max Ettlinger gegeben hat, einen hervorragenden Platz und bleibt wegen seiner Reichhaltigkeit, der Sicherheit des Urteils und der Klarheit der Form empfehlenswert.

Nur in sehr beschränktem Maße brauchbar ist dagegen E. Engels „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig, Freytag). So frisch und frei sich der Verfasser gibt, so unparteiisch sein Urteil klingt, von Dichtern, die eine positiv christliche Weltanschauung vertreten, und gar von katholischen, weiß er nichts. Zu diesem absichtlichen und bewußten Totschweigen der christlichen Literatur paßt seine aufdringliche Art der Emporhebung einflußreicher Tagesgrößen, deren Dank sich in einer ziemlichen Anzahl lobender Zeitungsreferate auswies.

Die erste nach katholischen Gesichtspunkten geschriebene Literaturgeschichte stammt von Eichendorff. Wilh. Rosch hat durch die Neuherausgabe derselben in der „Sammlung Kösel“ (Rempten) uns einen großen Dienst geleistet. Das Werk ist keine Literaturgeschichte im landläufigen Sinne, denn von dem ganzen üblichen Apparate findet man darin nichts; es ist vielmehr ein großes Seelengemälde der deutschen Literatur, das mit dichterischem Blick erfasst und ausgeführt ist, das echte Produkt eines Dichters. Die Einleitung von Rosch orientiert gut über die historische Stellung des Buches und seine Bedeutung für unsere Zeit, denn Eichendorffs Werk ragt wie ein kühner Bau des Mittelalters unverfehrt in unsere materialistischen Tage hinein.

Wir leben in einer Zeit literarischer Ausgrabungen; selten sind so viele Neudrucke von Werken der Vergangenheit erschienen wie in unsern Tagen¹. Vor allem tritt hierbei eine Vorliebe für die Mystik und die Romantik immer deutlicher hervor; sie macht sich in Kunst und Literatur auffällig bemerkbar. So wird der einseitigen Verstandeskultur die Pflege des Gemütes gegenübergestellt.

Freudig zu begrüßen ist die von Alf. Weinrich besorgte und vom Herberschen Verlage geschmackvoll ausgestattete Ausgabe der „Truznachtigall“ von P. Fr. Spee S. J., ein verbesserter Abdruck der sehr selten gewordenen von 1817, die Kl. Brentano anonym bei Ferd. Dümmler hatte erscheinen lassen.

Die Bedeutung der Romantik für unsere Zeit beginnt man allmählich zu erfassen und zu würdigen. Seit Ricarda Huch's bedeutamen Büchern über „Die Blütezeit der Romantik“ (2. Aufl. Leipzig, Haessel) und über

¹ Näheres über Klassikerausgaben unter „Gesamtwerke“ S. 360 f.

„Ausbreitung und Verfall der Romantik“ (ebb.) wendet sich ihr immer mehr das Interesse zu. Allerdings konnte Ric. Such in ihren Büchern der Romantik nicht gerecht werden, weil sie die katholischen Elemente der romantischen Schule nicht sieht oder entstellt. Das Gute an ihren Büchern wird durch tendenziöse Stellen beeinträchtigt und dadurch schließlich das Ganze entwertet. Unter den Werken, welche die Ideen der Romantik am besten klarlegen, nenne ich zuerst „Die Weltanschauung der deutschen Romantik“ von Marie Joachimi (Jena, Diederichs). Abgesehen von Einzelheiten, in denen wir der Verfasserin nicht zustimmen, ist das mit ernstem Fleiß unter Benützung reicher Quellen tief angelegte Buch dankbar zu begrüßen. Sie beschränkt sich zwar in ihren Ausführungen hauptsächlich auf Fr. Schlegel, nur gelegentlich zieht sie Novalis, A. W. Schlegel und Tieck heran, — aber eben an jenem als dem führenden Geiste der ganzen Richtung entwickelt sie klar und schön die leitenden Gedanken. Sie hat von der Romantik die höchste Meinung, sie sieht darin „einen Überschwang an geistigem Leben, einen Überfluß an Kräften und Ideen, die sich gestalten möchten, den Weg zur wahren Kunst“. Das Buch ist eine vortreffliche Apologie der lange verkannten und viel geschmähten Romantik. Eine Gesamtwertung der ganzen Richtung versucht D. Ewald: „Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart“ (Berlin, Hofmann u. Co.), indem er die Ideen von vier Dichtern analysiert, die er als Typen der ganzen Schule behandelt: Goetz, Grabbe, Lenau, Kleist. Die Auswahl ist nicht glücklich, da diese vier kaum zu den Romantikern zu zählen sind. Im allgemeinen urteilt Ewald günstig über die Romantik und spricht mit freudiger Genugtuung von ihrem Wiederaufleben. R. v. Kralik dagegen, der entschieden das Kulturprogramm der Romantik vertritt, erkennt in seiner Schrift „Das 19. Jahrhundert als Vorbereitung einer religiös-nationalen Kultur“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann) auch die Schattenseiten der Romantik an.

Der historischen Behandlung der poetischen Literatur tritt heute mehr und mehr die psychologische zur Seite. Ein typischer Vertreter dieser wissenschaftlichen Richtung ist W. Dilthey, dessen Buch „Das Erlebnis und die Dichtung“ (Leipzig, Teubner) über Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin mit Klarheit und Verständnis geschrieben ist und prächtige, wohlgerundete Bilder von ihrem Leben und Dichten gibt.

S. Schulze: „Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd 1: Die Romantik“ (Halle, Trensfinger), beschäftigt sich mit den Grundlagen des romantischen Naturgefühls und ihrer speziellen Naturphilosophie. Zuerst werden die norddeutschen Romantiker (Novalis, Tieck, Kleist, Werner, Brentano, Arnim und Eichendorff) in Einzeluntersuchungen analysiert, darauf die süddeutschen (Uhland, Kerner, Mörike), zuletzt die Rhein- und Orientromantiker (Heine, Freiligrath

Rinkel); bei allen wird die geistige Verwandtschaft untereinander wie auch das speziell Eigentümliche erörtert.

Die Überschätzung Hebbels in unsern Tagen ist überraschend. Durch das Freiwerden seiner Schriften und eine geschickte Agitation ist er zu einem ungeahnten Ansehen gelangt. R. M. Werner und W. Bloch-Wunschmann geben „Hebbel-Forschungen“ (Berlin, Behr) heraus. Im ersten Hefte behandelte Dr A. Rutschker den Dichter Hebbel als Kritiker des Dramas, im zweiten Hefte erläutert Dr J. Frenkel Hebbels Verhältnis zur Religion. Der literarische Forscher hat sich bemüht, die religiösen Irrgänge, die den Dichter vom Christentum weit abführten und im Laufe seines Lebens immer verworrener wurden, aufzufinden. Aus E. Horneffers Schrift über „Hebbel und das religiöse Problem der Gegenwart“ (Jena, Diederichs) ersehen wir, daß der Dichter ein Vorläufer Nietzsche war in seinem Individualismus und seinem Hass gegen das Christentum. Um uns die gewaltige Lebensarbeit Hebbels vorzuführen, hat W. v. Scholz dessen dramaturgische Schriften, die Theaterkritiken und die einschlägigen Stellen aus den Tagebüchern und Briefen aneinander gereiht. Dieses Brevier im großen Stil bildet den ersten Band der „Deutschen Dramaturgie“ (München, Müller), eines literarischen Unternehmens, in welchem die Dramatiker selbst ihre künstlerischen Absichten aussprechen und Rechenschaft über sich und ihre Schöpfungen geben sollen.

Das 300. Geburtsjubiläum Paul Gerhards ist von der evangelischen Kirche am 12. März 1907 gefeiert worden, mit dankbarer Anerkennung der großen Verdienste dieses Dichters um das Kirchenlied. H. Petrich hat dem Dichter und Menschen ein bleibendes Denkmal gesetzt, indem er dieser sympathischen Erscheinung des wilderregten 17. Jahrhunderts eine würdige, das wissenschaftliche Bedürfnis befriedigende Gesamtdarstellung seiner Person und seines Lebenswerkes gewidmet hat (Güterloh, Bertelsmann). Mehr kritisch ist die kleine Broschüre von P. Wernle über Paul Gerhardt (Tübingen, Mohr). Hier wird nicht bloß der protestantische Geistliche als eine Leuchte seines Bekenntnisses verherrlicht, sondern auch seine Dichtungen werden unter wirklich ästhetischen Gesichtspunkten untersucht. — Den fast vergessenen Dichter „Franz von Sonnenberg“, der zu einer Zeit in Münster lebte, die man das perikleische Zeitalter der westfälischen Hauptstadt nennt, hat Dr J. Brühl wieder hervorgeholt (Münster, Alphonsusbuchhandlung). Die beigegebene Auswahl aus seinen Werken überzeugt davon, welch reiches Talent er besaß. In mancher Hinsicht reicht er an Klopstock heran, wie sein fleißiger Biograph nachweist. — „Jean Pauls Jugend und sein erstes Auftreten in der Literatur“ hat F. J. Schneider (Berlin, Behr) mit peinlicher Gründlichkeit unter Benutzung aller Quellen dargestellt, und R. Freye hat „Jean Pauls Flegeljahre“ (Berlin, Mayer u. Müller) behandelt. Während der erste Teil nur den Forscher interessiert,

gibt der zweite ein klares Bild von der gesamten dichterischen Tätigkeit des deutschen Humoristen. Licht und Schatten sind auf diesem Bilde richtig verteilt, so daß es zur Beurteilung seiner Kunst und seines Menschentums zuverlässige Dienste leistet.

Der literarische Kampf um Heine ist in der schärfsten Form als Klassenkampf entbrannt. Das Signal dazu gab A. Bartels mit seiner Schrift „Heinrich Heine. Auch ein Denkmal“ (Dresden, Koch). Bartels, der die ganze Literatur auf ihr Verhältnis zum Judentum untersucht hat, legt seinem Buche den Gedanken zu Grunde, daß Heine der jüdischen Natur entsprechend nur ein Dichter-Virtuose war. Sodann beleuchtet er das Leben Heines, indem er ihn selbst über sich reden läßt: Heines Briefe, Bekenntnisse und Aufzeichnungen geben die Grundlinien und -züge des Charakterbildes. Durch dieses Buch hat Bartels den Bannfluch des gesamten Preß- und Literaturjudentums auf sein Haupt herabgezogen, wie man aus seiner zweiten Schrift, „Heine-Genossen“, ersehen kann (ebd.). Viel milder hatte früher H. Reiter über Heine geurteilt und das Gute und Bleibende mit anerkennendem Wohlwollen herausgehoben. Reiters Arbeit, die A. Lohr neu ediert hat, findet ihren wissenschaftlichen Schwerpunkt im Nachweis der literarischen Anregungen Heines durch romantische Dichter. Die Lohrsche Heine-Ausgabe (Köln, Bachem) bietet unter Weglassung der sittlich und religiös anstößigen sowie der ästhetisch minderwertigen Dichtungen den Teil seiner Poesie, der allgemein bekannt und verbreitet zu werden verdient. Reiter-Lohrs maßvolles Urteil über Heine wird, da es auf gründlicher Forschung und ästhetischen Grundsätzen begründet ist, in dem Kampfe um Heine aufklärend wirken. Einen interessanten Beitrag zur Heinefrage liefert St. Vacano: „Heine und Sterne“ (Berlin, Fontane), indem er den deutschen Lyriker als einen gelehrigen Schüler des englischen Satirikers objektiv klar darstellt. Vieles, was uns an Heine abstößt, hat er nach Vacano als literarisches Erbe von Sterne übernommen.

Unsere größte Dichterin, Annette v. Droste-Hülshoff, ist leider in unsern Kreisen noch viel zu wenig bekannt. Die Biographie der Dichterin von Bertha Pelikan (Freiburg, Herder), die sich an P. Kreitens anmutige Schilderung und Hüffers Würdigung eng anschließt, ist für die gebildete Frauenwelt ein guter Führer. Die Verfasserin hat die edle Frauenseele Annetens tiefer und besser erforscht als früher Gabriele Reuter, deren Büchlein über A. v. Droste mir wenig Freude gemacht hat. Ebenso wenig befriedigt uns E. Busse durch seine Droste-Biographie (Vielefeld, Belhagen u. Klasing). Seine Arbeit ist unzulänglich, weil ihm das Verständnis für ein katholisches Glaubens- und Seelenleben völlig fehlt. Auch stört die scharfe Tendenz gegen die Familie der Dichterin.

Die 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 7. März 1907 hat den schon vergessenen Franz Graf Bocci durch viele Artikel und einige

Monographien wieder lebendig gemacht. Die Biographie von A. Dreher, „Franz Bocci der Dichter, Künstler und Kinderfreund“ (München, Müller), bietet einen sichern Führer durch Bocci's Werke und viele literarhistorische Mitteilungen über dessen Beziehungen zu andern Dichtern, seine Freundschaft mit Kobell und Justinus Kerner. Von zweien seiner besten Werke sind gute Neudrucke zu verzeichnen: „Luftiges Komödienbüchlein“, eine Auswahl seiner Marionettenspiele (Leipzig, Insel-Verlag), die durch eine von Dr. E. Schmidt verfaßte Einleitung einen besondern Wert für den Literaturhistoriker erhält, und die Sammlung „Märchen, Lieder und lustige Komödien“ (mit einem Geleitgedicht von M. Greif. München, G. H. G. u. Co.), die mehr für das Volk und die Kinder bestimmt und durch ihren geringen Preis zur Massenverbreitung geeignet ist.

Hermann Kurz war eine liebenswürdige Erscheinung, ein Volksschriftsteller im guten Sinne, dessen Werke gelesen zu werden verdienen. Mit großer Liebe ist das Bild dieses Mannes von seiner Tochter Isolda Kurz, die schon jetzt berühmter ist, als ihr Vater es bei seinem Tode war, gezeichnet. Dieser „Beitrag zu H. Kurz' Lebensgeschichte“ (München, Müller) berichtet von all der Not und Unbill, die über den Dichter kamen, und zeigt uns sein poetisches Talent, das unter den Sorgen des äußeren Lebens nicht erdrückt wurde.

Zum 24. August 1907 haben den Dichter Adolf Wilbrandt seine Freunde durch eine sinnige Festgabe gefeiert (Stuttgart, Cotta Nachf.). Dichter wie Wilh. Raabe, Marie v. Ebner-Eschenbach, Karl Frenzel, Ludw. Fulda und Wilh. Busch, Schauspieler wie Adolf Sonnenthal, Kritiker wie Alfred Klaar und Paul Lindau beglückwünschen den schaffensfrohen Dichter, Dramatiker und Menschen beim Eintritt in sein achtzes Jahrzehnt. Die Beiträge sind von bleibendem Werte für die Literaturwissenschaft. Rein menschliches Interesse haben die Festgrüße des deutschen Reichskanzlers und seiner Gattin, mit denen das Buch eingeleitet ist. Fürst Bülow feiert seinen Landsmann als den patriotischen Schriftsteller, der seine höchste Aufgabe darin gesehen habe, Erzieher seines Volkes in patriotischem Geiste zu werden. Die Fürstin Bülow, eine geborne Italienerin, stattet dem Dichter Dank dafür ab, daß sie durch seine Werke deutsch fühlen gelernt habe. — Eine Spezialstudie über Wilbrandt gab Wikt. Klemperer heraus (ebd.), in der er den Nachdruck auf den philosophischen Gehalt und die pädagogischen Absichten des Dichters legt. Auch untersucht er seine Romane und Novellen auf die dramatischen Elemente, die darin verborgen sind.

Ebenfalls als Ehrung zum 70. Geburtstage bietet ein Band der bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart erscheinenden „Bücher der Weisheit und Schönheit“ eine wohl gelungene Auswahl aus Joh. Trojans Werken. Von dem humoristischen Kleeblatt Stinde-Seibel-Trojan ist nur der dritte noch am Leben. Die ganze Literaturbewegung ging an ihnen vorbei und verleugnete

fie; fie haben sich aber aus eigener Kraft durchgesetzt. Ein Poet großen Stils ist Trojan nicht, dazu fehlt es ihm an Schwung, Phantasie und Tiefe, aber er ist behaglich und beschaulich und ergötzt durch seinen gefunden und feinen Humor.

Im Alter von 30 Jahren starb in Hamburg Friß Stavenhagen, der durch seine niederdeutschen Volksstücke zu den höchsten Erwartungen berechtigte. Mit unbedingter Bewunderung behandelt ihn Ad. Bartels in einer Studie (Dresden, Koch), nennt ihn den niederdeutschen Anzengruber und reiht ihn an Klaus Groth und Friß Reuter. Er sei zwar noch nicht ausgereift gewesen und habe wie ein Kind und ein Genie gelebt und geschaffen, aber er wäre einer unserer ersten Dialektdichter geworden, und die Werke, die er hinterlassen hat, seien wert, als kostbarer Schatz von uns gehütet zu werden.

In der Beurteilung Martin Greifs läßt sich ein völliger Umschwung konstatieren. Heute hat sich das Urteil über diesen Lyriker dahin geklärt, daß er zu den echten Dichtern gerechnet wird. Völlig gerecht wird dem Dichter Wilh. Koch: „Martin Greif in seinen Werken“ (Leipzig, Amelang). Diese mit genauester Kenntnis und innigster Verehrung geschriebene Studie soll dem edeln, stillen Dulder neue Freunde gewinnen.

„Richard Wagner“ von Max Koch (Berlin, E. Hofmann) ist eine selbständige Ergänzung zu den Wagnerbiographien von Glasenapp und Chamberlain und bietet eine geschichtliche und literarische Würdigung des Künstlers.

Die Shakespeare-Literatur ist im letzten Jahre durch mehrere Publikationen vermehrt worden. Das große Werk von Dr Max Wolff, „Shakespeare. Der Dichter und sein Werk“ (2 Bde. München, Beck), ist die Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem Stoffe und zeichnet sich durch populäre Darstellung und organische Geschlossenheit aus. Berechtigten Unwillen erregte eine kritische Studie über den Briten von Leo Tolstoi, der den Dichterheros als Kretin hinstellen will. Da Tolstoi nur eine moralisierende Kunst anerkennt, lehnt er die des großen Dramatikers ab und verkennt hinter dem Zeitkostüm bei Shakespeare den Wahrheitsgehalt und die tiefe Lebenskenntnis. Für unser Shakespearestudium sind zwei Gesichtspunkte maßgebend: einmal die Notwendigkeit, den Schleier zu zerreißen, der sich vor sein Bild und Werk geschoben hat, sodann suchen wir bei ihm das Material zu einer Ästhetik des Dramas, wie Jul. Bab: „Wege zum Drama“ (Berlin, Osterheld), es getan hat. Auch über Einzelfragen aus dem Gebiete der Shakespeare-Literatur liegen neue Untersuchungen vor. So beschäftigt sich Franz Lederer mit der „Ironie in den Tragödien Shakespeares“ (Berlin, Mayer u. Müller). Die Resultate des mühevollen Essays stehen in keinem rechten Verhältnis zu der ungeheuern Arbeit, der sich der Autor unterzogen hat. Viel wichtiger und wertvoller ist das Buch von Dr Marie Joachimi-Dege: „Deutsche Shakespeare-Probleme im 18. Jahr-

hundert und im Zeitalter der Romantik" (Leipzig, Haessel). Das allmähliche Bekanntwerden des englischen Dramatikers in Deutschland wird darin anschaulich verfolgt und das Verhältnis der Romantik zu ihm und seiner Ästhetik behandelt.

Die Stimmung über Ibsen beginnt sich zu klären; man darf ihn heute schon ablehnen, ohne rückständig gescholten zu werden. Einen der schärfsten Proteste gegen ihn hat Emil Mauerhof (Götzendämmerung. 2. Tl. Halle, Grosse) erhoben. Ibsen ist ihm der „Romantiker des Verstandes“, nicht Idealist, sondern Schwärmer, nicht Realist, sondern Phantast. Mauerhofs Resultate sind unerbittlich und grausam für die Ibsenschwärmer. Die kleineren Monographien über den „nordischen Zauberer“ sind so zahlreich, daß man nicht alle berücksichtigen kann. So hat Staatsanwalt Wulffen untersucht, ob „Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater“ bestehen würde (Halle, Marhold). Albert Dresdner (Ibsen als Norweger und Europäer. Jena, Diederichs) will das Problem lösen, wie Ibsen zum Europäer wurde, wie er einen Ausgleich zwischen dem norwegischen Volksgeiste und dem Geiste der europäischen Kultur hergestellt hat.

Ein anderer nordischer Dichter, August Strindberg, ist ebenfalls ein dunkles Phänomen in unserer widerspruchsvollen Zeit. Der Zwiespalt ist die Seele seiner Kunst, der Zweifel sein Dämon. Sein Leben mit öffentlichen Skandalen und Eheirrungeu ist besser bekannt als seine Werke. Herm. Eßwein widmet ihm eine psychologische Studie (München, Piper u. Co.).

Der auf dem Boden Amerikas zum Dichterphilosophen erwachsene Ralph Waldo Emerson hat in seiner engeren Heimat geradezu eine Umwälzung der Literatur herbeigeführt. Auch bei uns hat er Schule gemacht, seitdem Herm. Grimm auf diese reiche, geistesstarke Literaturgestalt hingewiesen hat und seine Schriften in guten Übersetzungen vorliegen. Zuverlässigen Aufschluß über ihn gibt Egon Fridell, indem er von dem lebensgroßen Gemälde, das uns aus seiner schriftstellerischen Gesamtleistung entgegentritt, eine verkleinerte Kopie hergestellt hat (Aus der Gedankenwelt großer Geister III. Emerson. Stuttgart, Lutz).

Eine Anzahl von Neuerscheinungen behandelt literar-historische Probleme und Erscheinungen. Beachtung verdient das fleißige Werk von R. Schmitt: „Der moderne Roman“ (Osnabrück, Bilmeyer); es gibt Aufschluß über die neuesten Erscheinungen des Büchermarktes und sucht die schwierigsten literarischen Fragen zu beantworten. Der Hauptwert des Buches liegt in den gut gewählten Beispielen, mit denen die Urteile belegt sind. — Weniger befriedigt Dr. Klaibers „Dichtende Frauen der Gegenwart“ (Stuttgart, Strecker u. Schröder). Die in der Einleitung gegebene Übersicht der Frauendichtung seit der Romantik ist mißglückt; berücksichtigt sind weiterhin nur solche Dichterinnen, die der christlichen Weltanschauung fernstehen, wie Malvida von Meysenbug, Marie von Ebner-Eschenbach, Ricarda Huch, Jolde

Kurz, Helene Böhlau, Clara Viebig u. a.; aber auch dem Urtheile des Verfassers über den Wert dieser Frauen für unsere Literatur kann ich nicht immer zustimmen. — „*Hermen*“ nennt H. Spiero seine Essays und Studien über eine Anzahl zeitgenössischer Dichter (Hamburg, Voss). Die Broschüre ist in edler Form abgefaßt und zur Einführung in die Lektüre von Raabe, Fontane, Liliencron u. a. recht brauchbar. — Mein eigenes Buch, „*Neuere Dichter im Lichte des Christentums*“ (Ravensburg, Alber), enthält Dichterbiographien und literargeschichtliche Essays.

Von Briefsammlungen, die für die literarische Wissenschaft von Interesse sind, seien Th. Storms „*Briefe in die Heimat*“ aus den Jahren 1853—1864 hervorgehoben, die seine Tochter Gertrud veröffentlicht hat (Berlin, Curtius). Niemand, der Storm kennt, wird diese Briefe ohne Ergriffenheit lesen; sie geben von selbst eine Autobiographie des Dichters. Überall drängen sich die Grundbestandteile seines Wesens hervor: Heimweh und Familiensinn. Seine ganze Dichtung ist ja auf der Liebe zur Heimat Erde aufgebaut, und alle seine Novellen atmen die Verherrlichung des häuslichen Herdes. — Inhaltlich wertvoll sind *Mörkes Brautbriefe* (Eines Dichters Liebe. München, Beck), aus denen die Lauterkeit dieser edeln Menschennatur und die sonnige Heiterkeit des Dichters uns entgegenstrahlen. Die Ausgabe hat W. Eggert-Windegg besorgt und zugleich in einer Einleitung auf die Bedeutung des Dichters hingewiesen.

Frau Agnes Wilms-Wilderemuth erzählt einfach und schlicht das Leben Friedrich Rückerts, den sie als den Dichter des deutschen Volkes und der deutschen Familie feiert (Stuttgart, Steinkopf). Von welchem Geiste das reine, gute Buch erfüllt ist, zeigen die Worte der Einleitung: „In unserer Zeit der Übermenschen, die sich's zur Ehre rechnen, Religion und Sitte in den Staub zu treten und die heiligen Geseze der Familie zu mißachten, ist es eine wahre Erquickung, sich in ein so reines Leben zu versenken und zu sehen, wie ein starker Geist und der hohe Schwung eines gottbegnadeten Genies sich recht gut mit den christlichen Tugenden der Frömmigkeit, Pflichttreue, des Fleißes, des Familiensinnes vertragen.“ — Die bekannte Biographie Otto Ludwigs von A. Stern hat eine zweite Auflage erlebt (Leipzig, Grunow), die wirklich auch eine vermehrte und verbesserte ist. Die hohen Vorzüge dieses Buches brauche ich nicht hervorzuheben; möge es viele veranlassen, den gemütvollen, echten Dichter zu studieren. Jedenfalls steht er hoch über dem einst gefeiertsten Dorfschriftsteller B. Auerbach, dessen dichterische Gestalten im Vergleiche zu den Ludwigschen nur Wachsfiguren sind. Ein umfangreiches Buch über Auerbach von A. Bettelheim, aus dem man den Dichter des Schwarzwaldes genau kennen lernen kann, ist bei Cotta in Stuttgart erschienen. — Über G. Freytag hatten wir bisher nur unzureichende Monographien. Jetzt besitzen wir durch H. Lindau (Leipzig, Hirzel) ein Quellenwerk, das Leben

und Dichtung des schlesischen Autors bis ins einzelne beleuchtet. Für den literarischen Forscher wird das Buch unentbehrlich sein.

Eine ganz neuartige Erscheinung bildet der deutsche „Literatur-Atlas“ von S. K. Nagel (Wien, Fromme). Der Verfasser hat die wichtigsten Dichter vom 8. Jahrhundert ab bis 1848 kartographisch vorgeführt und damit die Dichterbiographien recht gut veranschaulicht.

Unter dem Titel „Grenzfragen der Literatur und Medizin“ (herausgeg. von S. Rahmer. München, Reinhardt) erscheinen Abhandlungen von Fachgelehrten, in denen das Gebiet untersucht wird, auf dem literar- und kunstästhetische Fragen mit medizinischen zusammenstoßen. Die literarische Forschung wird durch die medizinische ergänzt, und wichtige psychologische Rätsel der Literaturgeschichte werden beleuchtet. Aus den bisher erschienenen Heften nenne ich: „Die Krankheit Dostojewskijs“ von Segaloff; „Chr. D. Grabbes Krankheit“ von Ebstein; „August Strindberg“ von Rahmer; „Edgar Allan Poe“ von F. Probst.

6. Volkskunde.

Don C. K. Blämmli.

Seit die Romantiker mit ihrem auf die Vergangenheit und auf das Lebende gerichteten Auge erkannten, welchen Wert die Kenntnis der Volksdichtung für uns besitzt, wurde die in schier unübersehbaren Halmen emporgeschossene Saat, an der man bisher beinahe achtlos vorübergegangen war, zum Teil gemäht und getrocknet in die Scheuern geschafft.

Zu den vielen Ernten, die schon seit über 100 Jahren eingebracht wurden, kommt nun die von 1907, die, was Umfang und Inhalt betrifft, nicht hinter ihren Vorgängerinnen zurücksteht, sondern diese womöglich noch übertrifft. Es wird, wenn die Ernten so reichlich weiterfließen, eine Zeit kommen, wo man schier mit Entsetzen an diesen Reichtum denken wird, den man gar nicht überblicken und fassen kann. Aber schon naht die hilfreiche Hand in der Form des Registrators, des Bibliographen, eines jener selbstlosen Wesen, die ungenannt vielen die Wege bahnen, die in edler Selbstverleugnung ihren Mit- und Nachmenschen hilfreich unter die Arme greifen. Ihrer wollen wir hier an erster Stelle gedenken, denn ohne ihren Dienensleiß wäre manche erspriessliche Arbeit undurchführbar.

Joseph Gogen bietet eine dankenswerte Zusammenstellung über die in der Kölner Stadtbibliothek zur rheinischen Kultur- und Sittengeschichte vorhandenen Werke im „Katalog der Stadtbibliothek in Köln“ (Abteilung Rheinische Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz. II. Köln, DuMont-Schauberg). Außer allgemeinen Darstellungen werden hier das häusliche

und gefellige Leben, die Sittenzustände, die Trachten, die volkstümlichen Sitten und Gebräuche, die Volksfeste, vor allem der rheinische Karneval und die Kirmessen in besondern Abschnitten berücksichtigt, aber auch das Fegen- und Räuberwesen, der Aberglaube und das Recht in seinen verschiedenen Formen findet eingehende bibliographische Beleuchtung. — H. Rentwig liefert in „Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien umfassend die Jahre 1904—1906“ (Breslau, Aderholz) die Fortsetzung einer früheren Arbeit von ihm und Joseph Partsch. Wenn Gogen nur die Bücher und selbständig erschienenen Schriften in sein Verzeichnis aufnahm, so bringt Rentwig auch die Zeitschriften, ja selbst Zeitungsaufsätze in bewundernswerter Vollständigkeit. — Ein ganz kleines Gebiet hat H. F. Wagner bibliographisch festgelegt. Er verzeichnet in seiner dankenswerten Aufzählung (Die Literatur über Berchtesgaden und Dürrenberg-Hallein. Wien, Kubasta), die 159 Nummern umfaßt, auch vieles Volkskundliche. Th. Schön hat in seiner Fortsetzung der Heydschen „Bibliographie der württembergischen Geschichte III“ (Stuttgart, Kohlhammer) einen eigenen Abschnitt „Geistige Kultur“, in dem die Sitten und Gebräuche, Figuren aus der schwäbischen Sittengeschichte, Sagen, Märchen und Schwänke, der Aberglaube und die Unbildung sowie der Dialekt vollständig zu ihrem Rechte kommen (S. 134 ff). Alle diese Bibliographien verzeichnen nur nebenhin lokales volkskundliches Material, das aber — besonders das in Tagesblättern erschienene — sonst schwer zugänglich wäre. Das Gesamtgebiet der Volkskunde und dieses nur allein behandelt L. Dietrich in der „Volkskundlichen Zeitschriftenschau“ (Leipzig, Teubner), von der die Berichte über 1904 und 1905 vorliegen. Welch reiche Ernte tritt uns hier entgegen, Welch reichen Ertrag macht das sorgfältig gearbeitete Register zugänglich! Nicht nur die deutschen, sondern auch die fremdsprachigen Zeitschriften und Akademieberichte fanden hier ihre geschulten Bearbeiter.

Indem ich mich nunmehr den allgemeinen volkskundlichen Werken zuwende, ist vor allem W. Lüpkes' „Ostfriesische Volkskunde“ zu nennen (Emden, Schwalbe), welche in anziehender Darstellung und eingehender Weise einen Überblick über das gesamte Volksleben Ostfrieslands gibt. Das Buch behandelt außer anderem die Sitten und Gebräuche bei der Geburt, Taufe, in der Kindheit, bei Verlobung und Hochzeit, in der Krankheit, bei Tod und Begräbnis. Daran schließt sich der ostfriesische Festkalender, Sitten und Bräuche bei den wichtigsten Arbeiten und in den verschiedenen Ständen, Spiel und Rätsel, Sang und Sage. Ostfriesland war zwar in der Literatur bisher durch viele Einzelmitteilungen und Untersuchungen vertreten, eine zusammenfassende Darstellung aber fehlte. Diese Lücke füllt das Werk vollständig aus. — Wenn hier die volkskundliche Monographie eines Landes vorliegt, so bietet F. G. Stebler (Am Löttschberg. Land und Volk von Löttschen. Zürich, Müller) die Monographie eines Tales. Das Löttschentäl

in Wallis (Schweiz) ist der Ausgangspunkt seiner Untersuchungen. Haus, Scheune und Stall, das Hirten- und Sennerinnenleben, die Hauszeichen und die hölzernen Grundtittel, die Sitten und Bräuche von der Wiege bis zum Grabe, die Speise und die Kleidung, die Volksfeste, der Volkscharakter, die Mundart, die Sagen, Spiele, Lieder und Spottverse, die Geschlechts- und Übernamen und noch vieles andere werden eingehend besprochen und manches Neue beigebracht. Hätten wir für jedes Tal der Alpen eine so eingehende Beschreibung, dann wären wir schon weiter. — Würdig schließt sich an diese beiden Monographien eine weitere von E. Friedli (Wärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Bern, Francke) an, die ihr Gebiet noch enger faßt. Sie beschränkt sich auf die allseitige Durchforschung eines Dorfes: eine sehr wertvolle Untersuchungsmethode, welche in diesem Umfange noch nie zur Anwendung gelangte und nur zur fleißigen Nachahmung empfohlen werden kann. Friedli führt uns Lüzelflüß (Bd I) und Grindelwald (Bd II) im Berner Oberland in zwei mächtigen Bänden vor Augen. Er gibt eine eingehende oro- und hydrographische Beschreibung, schildert das Haus und Heim, die Viehzucht und Viehpflege, die Haus- und Stalleinrichtung, die Acker- und Feldwirtschaft, die Kleidung, das Essen, das Familienleben, die Hygiene, das Heilige im Leben usw. Überall finden wir die volkstümlichen Bezeichnungen angegeben, der Dialekt ist durch Redensarten und Sprichwörter genugsam vertreten, und eine Reihe trefflicher Bilder vervollständigt und ergänzt das Gesagte. Staunenswert ist der Fleiß des Verfassers. Möge es ihm noch gegönnt sein, verschiedene andere Berner Ortschaften in dieser Form zu behandeln, die Volkskunde kann ihm dafür nur dankbar sein, um so mehr als er auch mit einem reichen Literaturapparat arbeitet, wodurch manches vergessene, verschollene oder unbeachtete Werk wieder entdeckt wird. — Auch R. Linde beachtet in seiner trefflich ausgestatteten und flott geschriebenen Monographie „Die Lüneburger Heide“ (3. Aufl., Bielefeld, Velhagen und Klasing) das Volkstümliche, wenn auch nur nebenbei. Einen größeren Raum gönnt ihm Ludwig Frahm in „Stormarn und Wandsbek“ (Hamburg, Kriebel); wir finden darin Sagen, Mitteilungen über Wildddiebe und Waldrevier, über die Mundart des behandelten Gebietes und Sprachproben (Reime) sowie Daten über das Dreschen und die Spinnstube. Wichtig ist die Angabe der Flur- und alten Familiennamen bei jedem Dorfe. — A. Dreselly sichtet in sein Buch „Schliersee und der Mangfall-Gau“ (Schliersee, G. Mayr) manche Sage, manches über Sitten, Bräuche und die Wilderer ein, am wichtigsten ist aber die Untersuchung über das Haberfeldtreiben der Bauern, die zwar kurz gehalten ist, aber doch das Material erschöpfend und objektiv behandelt. Die Arbeiten von Kern und Panizza werden in vielem dadurch richtiggestellt. — Die Jugendzeit eines Bauernsohnes stellt W. Zachmann (Auf dem Bauernhofe. Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Leipzig, Strauch) nach eigenen

Erinnerungen in fesselnder Anschaulichkeit dar. Er läßt uns in die Seele des Bauernjungen tiefe Einblicke tun, gedenkt dabei auch der verschiedenen Feste und Bräuche und gibt so ein recht lesenswertes Buch. Schade, daß uns nicht viele solcher Selbstbiographien von Bauern vorliegen, wir würden dann die Volksseele noch besser verstehen lernen. — Das Bauernleben eines größeren Gebietes im Kreislaufe eines Jahres führt Rosa Fischer vor in „Oststeirisches Bauernleben“ (Graz, Leykam). Mit Gründlichkeit paart sich in diesem schon in zweiter Auflage vorliegenden Buch Frische der Darstellung. Den Festen des Jahres folgend, gewinnen wir Einblick in die Freude und das Leid des oststeirischen Bauern, wir sehen ihn im Alltagskleide bei der Arbeit, aber auch festlich und gehoben seine kirchlichen Feste feiern. Von der Wiege bis zum Grabe liegt sein Leben offen vor uns. Die Spiele und Reime der Kinder, die Lieder und Sprüche der Großen treten vor unser Auge. — Wenn bei Fischer die Gegenwart zum Rechte kommt, so behandelt B. Markgraf, „Das moselländische Volk in seinen Weistümern“ (Gotha, F. A. Perthes), auf Grund der Weistümer die vergangenen Zustände des moselländischen Volkes in all ihren Einzelheiten. Er läßt uns mit Hilfe eines reichen und gut verarbeiteten Materials Einblicke in die Volksseele tun. Eine ungeahnte Fülle von Erkenntnis strömt aus dem Buche, das uns einen guten Schritt weiter geführt hat. Hoffentlich findet Markgraf, der in Arens einen Vorgänger in Bezug auf das Tiroler Volk hatte, viele tüchtige Nachfolger, damit der Kreis immer enger und enger und schließlich eine Geschichte des Volksempfindens und der Volksseele ermöglicht werde. — Kleinere Beiträge zu dieser Kenntnis bieten W. Mauß (Der Grenzgang zu Biedenkopf. Ein altes historisches Fest. Biedenkopf, Stephani), der den uralten Brauch des Grenzbegehens zu Biedenkopf (Hessen) einer eingehenden Darstellung unterzieht, und H. Ritter (Deutscher Wein. Bilder aus der Heimat und der Geschichte des deutschen Weines. Trier, Ling), der uns in flott hingeworfenen Skizzen den Weinbau am Rhein mit all seinen mannigfachen Sitten und Bräuchen näher bringt und auch das lustige, weinbegeisterte Volk der Winzer eingehend charakterisiert. Unterlagen dazu bietet auch K. Erfurth (Bilder aus der Kulturgeschichte unserer Heimat. Zweite, verm. Aufl. Halle a. d. S., Mühlmann), der die Besiedlungsgeschichte der Provinz Sachsen, des Herzogtums Anhalt und des Königreichs Sachsen einer Betrachtung würdigt, wobei auch Leben und Wesen der Bauern genügend herangezogen wird.

Eine andere Seite der Volksseele schließt die Mundart auf; so ergibt sich eine Anwendung der Dialektkenntnisse beim Studium jener Arbeiten, die volkstümliche Benennungen von Tieren, Pflanzen oder andern Gegenständen enthalten. Jul. Leithäuser (Tiernamen im Volksmunde. Barmen, Selbstverlag) bietet eine fleißig gearbeitete und in den Hauptfachen wohl auch erschöpfende Darstellung der volkstümlichen Tiernamen des bergischen

Landes. Bei den Vögeln sind auch die Stimmnachahmungen verzeichnet, ebenso sind verschiedene Reime auf Tiere beigegeben. — Die Namen der Pflanzen unterzieht F. S ö h n s in seinem nun schon zum viertenmal aufgelegten trefflichen Buche „Unsere Pflanzen“ (Leipzig, Teubner) einer eingehenden Untersuchung, unter steter Beziehung auf die Mythologie und den Volksaberglauben. — Den Schatz einer Mundart an Worten und Ausdrücken legt E. Schumann vor in seiner systematisch angelegten Studie: „Der Wortschatz von Lübeck. Probe planmäßiger Durchforschung eines mundartlichen Sprachgebietes“ (Straßburg, Trübner). Zum Unterschied von den verschiedenen andern mundartlichen Wörterbüchern ordnet Schumann seinen Stoff nach Materien, so daß z. B. unter Kleidung, Hausrat u. dgl. alles darauf Bezügliche vereinigt ist, wodurch die Sprache eigentlich mehr Anschaulichkeit gewinnt als durch die alphabetische Aneinanderreihung der einzelnen Worte.

Auf dem Gebiete des Volksliedes herrscht seit einigen Jahren eine derartige Regsamkeit, daß es beinahe schon unmöglich wird, alles Neuerschienene zu überblicken und dem Bestande einzuverleiben.

J. Flg (Gesänge und mimische Darstellungen nach den deutschen Konzilien des Mittelalters. Progr. Urfahr, Kollegium Petrinum) durchmustert die Beschlüsse der deutschen Synoden von 742 bis 1500 auf Gesänge und mimische Darstellungen hin und verarbeitet die Ergebnisse übersichtlich. Die ältere Zeit berücksichtigt auch L. L ä s e r in dem Kapitel: „Bauernstand und dörfliches Leben im deutschen Volksliede bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“ in seinem Werke über „Die deutsche Dorfdichtung von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“ (Salzungen, Scheermesser). — M. Bauer: „Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit“ (Berlin, Seemann Nachf.) behandelt ziemlich eingehend Tanz und Spiel in der älteren Zeit und bringt darüber manches Beachtenswerte vor.

Hundert Jahre sind schon ins Land gezogen, seit Arnim und Brentano durch „Des Knaben Wunderhorn“ eigentlich den Anstoß zur deutschen Volksliedforschung gaben. Wenn auch J. D. Gräter schon früher gediegene Arbeiten über das deutsche Volkslied veröffentlichte, so war es doch erst den Romantikern vorbehalten, hier bahnbrechend zu wirken, und die zahlreichen bis heute erschienenen Volksliedausgaben sind nur eine Frucht ihrer Bemühungen. Freilich würde unserer heutigen Generation das Wunderhorn nicht mehr genügen, sind wir doch gewöhnt, das Kunst- vom Volksliede zu sondern und auch sonst strengere Anforderungen zu stellen. Auch würden wir sicher ablehnen, Volkslieder umzumodeln und Selbstgedichtetes einzuschmuggeln, wie Arnim und Brentano es taten. Schon die zeitgenössische Kritik wies auf diese Mängel hin, und doch erhalten wir erst heute genaue Untersuchungen über das Verhältnis der Herausgeber zu den Liedern. J. E. W. Müller (Arnims und Brentanos romantische Volkslied-

erneuerungen. Progr. Bergedorf bei Hamburg, Hansaschule) und F. Riese (,,Des Knaben Wunderhorn“ und seine Quellen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes und der Romantik. Dortmund, Ruhfus) haben diesen Gegenstand einzeln untersucht und wohl auch abschließend behandelt. Müller gibt zunächst einleitend eine Entstehungsgeschichte des Wunderhorns, bespricht dessen Aufnahme im Publikum, die Gegner desselben und schließlich die Redaktionstätigkeit der beiden Herausgeber, welche er durch Einzeluntersuchungen illustriert. Riese dagegen behandelt mit anerkennenswerter Gründlichkeit die gesamten Texte auf ihre Quellen, Abänderungen u. dgl. hin. — Th. Ebner (Des Knaben Wunderhorn. Rückblicke und Hoffnungen für das deutsche Volkslied. Stuttgart, Besser) nimmt das Jubiläum des Wunderhorns zum Anlaß, um, nach einer kurzen Geschichte seines Entstehens und seiner Aufnahme in deutschen Landen, Ausblicke in die Zukunft, wie das Volkslied wieder belebt werden könnte, zu geben. Er ist der richtigen Ansicht, daß nur dann, wenn das Volk seine alte Fröhlichkeit und Religiosität wieder erlangt, eine dauernde Belebung des Volksliedes möglich ist, sonst wird eine solche immer nur eine Mode vorstellen. — H. J. Binder (Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade. Prag, Bellmann) versucht den Einfluß des Wunderhorns auf den österreichischen Balladendichter Johann Nep. Vogl, dem er sonst eine vortreffliche Studie widmet, zu ergründen, läßt sich dabei aber von falschen Voraussetzungen leiten, wodurch ein großer Teil seiner Resultate hinfällig wird, da Vogl, wie ich schon viel früher bewiesen habe, andere Quellen (Weinert, Nicolai) benützte. — Herm. Gräf (Deutsche Volkslieder. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik) würdigt das Volkslied in ästhetischer Hinsicht. Manche gute stilistische Beobachtung gelingt dem Verfasser, manches ist fein herausgearbeitet, freilich ist auch manches verfehlt, so die Behandlung des Prinz-Eugen-Liedes. Aralik hat schon vor Jahren die Frage nach dem Prinz Ludwig gelöst. Ausgewählte Lieder werden einer eingehenden, fein durchdachten Analyse unterzogen, so daß Gräf gewiß neben Wilmar seinen Platz behaupten wird.

In streng sachlicher Weise handelt G. Gräber über „Das Sprunghafte im deutschen Volksliede“ (Progr. Klagenfurt, Staatsgymnasium). Er geht von der richtigen Ansicht aus, daß, da ja das Volkslied ursprünglich auch nur das Produkt eines einzelnen ist, es auch in seinem ganzen Inhalt einheitlich gewesen sein muß. Die Überlieferung von Mund zu Mund, die eigenmächtige, unbewußte Änderung mancher Sänger hat jedoch das einheitliche Bild zerstört, und heute fühlen wir oft störende Lücken; an einer Reihe von gut gewählten Beispielen versucht Gräber die Stichhaltigkeit seiner Ausführungen nachzuweisen. — B. Mißschke gibt auf wohlfundierter Basis die Entstehungsgeschichte des volkstümlichen Liedes „Die Hussiten zogen vor Raumburg“ (Das Raumburger Hussitenlied. Raumburg a. S., Domrich) sowohl in text-

licher als melodischer Hinsicht. Jos. Thienel (Geschichtliches und Musikalisches zur österreichischen Volks hymne. Progr. Auffig, Staatsgymnasium) stellt den Einfluß von Volksmelodien auf Haydns Melodie der österreichischen Volks hymne eingehend dar und gibt so einen wertvollen Beitrag zum Kapitel wandernde Melodien, denn die von Haydn benutzte slawonische Melodie geht selbst wieder auf das katholische Kirchenlied zurück. — A. John beginnt seine Aufsätze, die auf verschiedenen Gebieten fruchtbare Anregungen gaben, zu sammeln (Egerländer Heimatsbuch. Eger, Selbstverlag). Unter ihnen haben die volkskundlichen besondern Wert. In unser Gebiet fällt seine Darstellung des Streites zwischen Sommer und Winter (S. 198). — In die Zeit des 15., 16. und 17. Jahrhunderts führt uns M. Breslauer zurück, der einen mit Illustrationen reichlich ausgestatteten Katalog über eine Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder aus dem Nachlasse des Karl Bilz (1830—1901), vermehrt durch eigene Sammeltätigkeit, veröffentlicht: „Das deutsche Lied geistlich und weltlich bis zum 18. Jahrhundert“ (Berlin, Breslauer). Eine so vollständige, an Seltenheiten allerersten Ranges reiche Sammlung gab es seit den Zeiten Meusebachs, R. Seyses und W. Matzans nicht.

Volksliedausgaben sind mehrere zu verzeichnen. Zunächst ist auf eine gediegene Arbeit A. Koppss (Ältere Lieder sammlungen. Leipzig, Schönfeld) zu verweisen, der mit gewohnter Genauigkeit das sächsische Bergliederbüchlein (1700/1710) und die Liederhandschrift der Frau Sophie Margarete von Holleben mit gründlichen Einleitungen, Nachweisen und Erläuterungen herausgibt. A. Hartmann, der unermüdlche Arbeiter auf dem Gebiete des Volksliedes, beschenkt uns im Vereine mit H. Ubele, der sich der Melodien annahm, mit dem Werke „Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16. bis 19. Jahrhundert“ (1. Bd. München, Beck) und füllt damit eine empfindliche Lücke aus, die zwischen den einschlägigen Werken Liliencrons und Ditsfurths kaffte. Reichliche sprachliche und historische Erläuterungen sorgen für das Verständnis. — Die Schweiz erhielt in Otto v. Greperz einen neuen Sammler, der uns als Probe ein niedliches, nett ausgestattetes Heftchen mit 25 Volksliedern vorsetzt (Im Rüseligarte. Schweizerische Volkslieder. Bern, Francke), die alle mit Melodien und Anmerkungen versehen sind. — Die Heimat Hebels, das Wiesental in Baden, findet schon seit Jahren in O. Meisinger einen sachkundigen und fleißigen Bearbeiter, der diesmal, in Fortsetzung früherer Arbeiten, „Volkswörter und Volkslieder aus dem Wiesentale“ (Freiburg i. Br., Bielefeld) bringt. — J. Hofmann, der neben A. John und J. Czerny sich um die Volkskunde des Egerlandes verdient macht, bringt als weiteres Ergebnis seiner volkskundlichen Forschungen „28 Egerländer Volkslieder“ (Karlsbad, Selbstverlag).

Unsere Stände sind seit alter Zeit sehr sangeslustig, und die Poesie des Handwerkerlebens wurde schon von verschiedenen Verfassern mehr

oder weniger eingehend zur Darstellung gebracht. Eine lesenswerte Studie über das deutsche Handwerkerlied lieferte D. Wiener: „Das deutsche Handwerkerlied“ (Prag, Calve). Mit wenigen, aber sichern Strichen zeichnet er ein Bild des deutschen Handwerkers der Vergangenheit und gibt einen Überblick über dessen Lieder sowie über den Handwerkerpott. — Eine Zusammenstellung aller Gebräuche, Gewohnheiten und Gesellenregeln der Schornsteinfeger nebst einer großen Anzahl von Schornsteinfegerliedern und Sprüchen legt P. Rahn (Mit Gunst! Wegweiser durch das Gesellenleben des Schornsteinfegers. Berlin, Rahn) vor. — Der deutsche Nachtwächter und sein Gesang, der immer mehr abkommt, ist in einem Büchlein von A. Gerlach vertreten: „Die Stundenlieder der Nachtwächter in der alten Deutschordens-Stadt Lauchheim“ (Ellwangen, Bucher). Die Lieder (Stundenrufe) wurden bis zum Jahre 1824 abgesehen.

A. E. Schönbach bietet eine Untersuchung über den Bruder Dietrich, einen Cistercienser aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, und dessen Bearbeitung des Hymnus Iesu nostra redemptio (Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. IX. Wien, Hölder). — Eine „Kurze Geschichte des katholischen Kirchenliedes“ (Baderborn, Schöningh), hauptsächlich für Schulen bestimmt, verfaßte F. W. Bürgel. — „Philipp Nikolai, der Sänger des letzten Wächterliedes“, ist der Titel einer eingehenden Studie J. Kirchners (Gütersloh, Bertelsmann); Nikolais Lieder „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ erfahren dabei eine Besprechung. — Dem Liederdichter Joh. Heermann (1585 bis 1647) gilt eine ausführliche Studie von R. Fißeroth (Marburg, Elwert), worin Heermann die richtige Stelle unter den Dichtern seiner Zeit und unter den Liederdichtern der evangelischen Kirche angewiesen wird. — Ein Lexikon aller Lieder, die in den jetzt in Gebrauch stehenden evangelischen Gesangbüchern vorkommen, nebst Hinweisen auf die Verfasser und die Entstehungsjahre der einzelnen Dichter stellte Chr. König zusammen: „Kleines Kirchenlieder-Lexikon“ (Stuttgart, Gunders), eine sehr dankenswerte Ergänzung zum Kirchenliederlexikon von A. Fischer.

Ein eigener, ebenfalls schier nicht zu entblätternender Zweig des Volksliedes ist das Kinderlied und der Kinderreim. Eine große Anzahl trefflicher Sammlungen besitzen wir schon, und immer wieder rücken neue an, die manches liebe und alte Lied und manchen Reim in Varianten bringen, aber doch auch vieles Neue enthalten. E. Stoll und P. Fink verzeichnen in dankenswerter Weise: „Kinder- und Volkslieder, Reime und Sprüche aus Stadt und Kanton Schaffhausen“ (Zürich, Schultheß u. Co.); D. v. Greyerz wählt in seinem „Schweizer Kinderbuch“ (Bern, Francke) aus der Masse des bisher Bekannten das Beste aus und fügt auch Kinderlieder bekannter Dichter bei. Ferd. Feldigl legt in zwei Teilen, die den Winter und den Frühling behandeln, süddeutsche Kinder- und Volksreime,

Volksprüche und Volksspiele vor (Fromm' und fröhlich' Jahr. München, Seyfried u. Co.), die zum großen Teile eigenen Auffammlungen oder Einfendungen anderer entstammen; aber auch die Literatur ist herangezogen. — An den Rhein führt uns J. Wegelers Buch „Koblenz in seiner Mundart und seinen hervorragenden Persönlichkeiten“ (2. Aufl. Koblenz, Hölscher), das nebst einem vortrefflichen Wörterbuche der Koblenzer Mundart auch die Kinderlieder und Reime, wie sie in Koblenz üblich waren oder noch sind, zusammenstellt. Die zweite Auflage besorgte nach des Verfassers Tod R. Schwarz. — Hundert Spiel- und Tanzlieder aus Dortmund vereinigte W. Lehnhoff zu einem duftenden Strauße, dem J. Mauder farbigen Hintergrund lieb (Schöne alte Singspiele. München, Jugendblätter). — R. Groth vertritt mit seinen nun schon in zweiter Auflage vorliegenden alten und neuen Kinderreimen „Baer de Goern“ (Leipzig, Wigand) das plattdeutsche Element. Die lieben Bilder von L. Richter muten heute noch so frisch an wie vor vielen Jahren. — Mit den Melodien der Kinderlieder beschäftigt sich Ad. Prümers in seiner analytischen Studie „Zwölf Kinderlieder“ (Langensalza, Beyer u. Söhne), welche die Form, die harmonische Basis und den melodischen Charakter der Kinderlieder behandelt, außerdem das Nebenmotiv, die thematische Verwandtschaft und die Verdopplung der Teilmotive bespricht. Prümers kommt zu sehr interessanten Resultaten.

Zwei Arbeiten sind dem Tanze und den Tanzliedern der Erwachsenen gewidmet. M. Wierscher gedenkt in seinem altschlesischen Dorfbilde „Der Hochzeitstanz im Wirtshause“ (Der Hirtanz eim Kratsch'm. Wüstegiersdorf, Jacob) auch der Tänze und ihrer Namen, während J. Czerny „Egerländer Brautländer“ (Eger, Selbstverlag) mitteilt, denen aber einige leider nicht echte Texte unterlegt sind. Über den Wiener Bänkelsänger Augustin (Borname!), dessen Andenken sich im Volke in einem Tanzlied erhalten hat, bringt J. Schwerdfeger wichtige Daten bei (Die Pest in Wien 1679 und die Augustin-Legende. Progr. Wien, Akad. Gymnasium).

Dem Andenken L. Erks, eines der größten und begeistertsten deutschen Volksliedforscher, dessen 100. Geburtstag am 6. Januar 1907 gefeiert wurde, sind zwei Schriften gewidmet: eine anonym erschienene (Essen, Baedeker), die mit kurzen Strichen ihn und sein Lebenswerk zeichnet, und eine von H. Schmeel verfaßte, mit einem Bildnis Erks gezierte Lebensbeschreibung (Gießen, Roth).

Gegenüber der reichen Ernte, welche das Volkslied abgab, sind auf dem Gebiete der Inschriften nur drei Arbeiten zu verzeichnen. A. Freybe beschäftigt sich, ohne auf die zahlreichen Arbeiten seiner Vorgänger zu verweisen, mit den „Grabinschriften für den christlichen Friedhof in Wort, Spruch und Lied“ (Berlin, Trowitsch u. Sohn); — E. Kolbe gibt einen Überblick über „Allerlei Inschriften“ (Leipzig, Engelmann) von der

ältesten Zeit bis auf die heutige und schließt daran eine Besprechung der lateinischen und deutschen Hausinschriften; mit den Totentanzbildern und den Totentanztexten beschäftigt sich im Verfolg einer früheren Arbeit P. Kupka in einer polemischen, gegen einen seiner Rezensenten (Heinrich Bergner) gerichteten Studie: „Zur Genesis der Totentänze“ (Stendal, Schulze), die auch die Arbeit von W. Fehse kritisch beleuchtet. Grundlage der Totentänze ist nach Kupka die Legende von den drei Lebenden und drei Toten, deren bildliche Darstellungen Kupka gewissenhaft verzeichnet; diese Legende selbst ist aber nur eine *Visio Macarii*.

An Spruchdichtungen und Reimen für verschiedene Anlässe sind zunächst die landwirtschaftlichen hervorzuheben; solche verzeichnet A. Eberhardt in seiner dankenswerten Arbeit über „Sitte und Brauch in der Landwirtschaft“ (Stuttgart, Kohlhammer). — „Erntekranzreden. Gedichte, Bindesprüche, Lieder und Trinksprüche zum Erntefeste“ (Landsberg a. W., Bolger u. Klein) legt Fr. Drucker vor; derselbe Verfasser vereinigt „Die besten und schönsten Zimmermannsprüche und Kranzreden“ zu einem Ganzen (ebb.).

Die alten Hochzeitsgedichte und -lieder der deutschen Barockzeit bietet H. W. Fischer in einer geschmackvollen Auswahl: „Deutsche Hochzeitsgedichte“ (2. Aufl. Leipzig, Rothbarth), die um so wertvoller ist, als er die Originalschreibung beibehält und die meisten dieser Gedichte nur in Einblattbrucken auf uns gekommen sind. — Reime, welche die württembergischen Festgebräuche begleiten, enthält die sehr lesenswerte Abhandlung von H. Kapff: „Festgebräuche“ (Stuttgart, Kohlhammer).

Die Rätselpoesie ist durch eine treffliche Sammlung von A. Brunk vertreten, welcher die Rätsel Pommerns in jahrelanger fleißiger Sammelarbeit aufzeichnete und sie nun, nach Gruppen gesichtet und mit einem gut gearbeiteten Register der Lösungsworte vorlegt: „Rad to, wat is dat?“ (Stettin, Burmeister). — „Zur Biologie des Rätsels“ (München, Callwey) schreibt A. Bonus. In Anbetracht dessen, daß über die Rätselpoesie nicht allzuvieler eingehendere Untersuchungen vorliegen, ist die Arbeit lebhaft zu begrüßen, wenn man auch mit manchen Darlegungen nicht einverstanden sein kann. Anregungen gibt sie in Hülle und Fülle.

Auf dem Gebiete des Volksschauspiels sind H. L. Hintners „Beiträge zur Kritik der deutschen Reihhartspiele des 14. und 15. Jahrhunderts“ (4 He. Progr. des städtischen Gymnasiums in Wels 1904—1907) besonders hervorzuheben. Die Grundlage der Abhandlung bildet der St Pauler Reihhart, dessen stoffliche Unterlage, Motive, komischer Gehalt, Kunstcharakter, Form und künstlerische Durchführung der Handlung eingehend besprochen werden. Daran schließt sich eine Beschreibung der späteren Reihhartspiele, eine Vergleichung der Spiele untereinander, die voneinander vollständig unabhängig sind, und schließlich eine Heimatsbestimmung der Spiele.

Ungleich reicher als im vorhergehenden Abschnitt fließt die Literatur des letzten Jahres auf dem Gebiete der Sagen, Märchen und Legenden, ein Feld, das seit jeher die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Maße erregte.

Dem Ahasver-Stoffe ist eine Untersuchung von Ed. König gewidmet: „Ahasver, ‚der ewige Jude‘, nach seiner ursprünglichen Idee und seiner literarischen Verwertung betrachtet“ (Gütersloh, Bertelsmann), in der zunächst nachgewiesen wird, daß die Erzählung von Ahasver keine Sage, sondern ein Mythos ist. — Die Bremberger Sage, die deutsche Vertreterin der Herzmäre, hat A. Kopp zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht: „Bremberger-Gebichte“ (Wien, Ludwig), die an der Hand einer großen Menge bisher unbekannter Bremberger-Gebichte, welche nach Handschriften und fliegenden Blättern abgedruckt werden, neue Beziehungen aufdeckt. — Fr. Zurbonsen behandelt die Sage von der „Völkerschlacht der Zukunft am Birkenbaume“ (2. erweiterte Aufl. Köln, Bachem) kritisch und historisch, wobei auch die poetischen Bearbeitungen und die Auffassung der Dichter von diesem Ereignis nicht vernachlässigt werden.

Sagensammlungen liegen verschiedene vor. Zuerst sei auf eine Sammlung hingewiesen, die R. v. Kralik und L. Auer zusammen herausgeben: „Hausbrot“ (Bd I—VII. Donaumörth, Auer). Ihr Zweck ist, dem Volke seine alten Geschichten und Sagen wieder zurückzugeben, und zwar in einer mundgerechten Form. Daher bewirkt deren Einkleidung — wir sind nur an die kurze, extraktartige Mitteilung gewöhnt — anfangs einiges Befremden. Die Sagen und Geschichten aber, die meist aus Bayern stammen und in die verschiedensten Seiten des Volkslebens einen interessanten und lehrreichen Einblick gewähren, sind echt und für die Erzähltechnik wertvoll. — Eine der bedeutendsten Sammlungen des Jahres legte J. N. Bünker vor, der seine „Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart“ (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft) sämtlich — es sind 122 Stücke — aus dem Munde eines einzigen Mannes namens Tobias Kern aufschrieb. Treue der Überlieferung, Vielseitigkeit des Inhalts und genaue Wiedergabe des Dialekts zeichnen diese Aufzeichnungen vor allem aus. — „Berchtesgadner Sagen“ gibt E. Eichelmann teils nach eigenen Aufzeichnungen, teils aus literarischen Quellen wieder (Berchtesgaden, Bonderthann u. Sohn). — Die Sage und Geschichte von Sonthofen und Umgebung (Bayern) ist der Inhalt eines Buches von Th. Aufsborg: „Wie einst es war“ (Sonthofen, Selbstverlag). — „Kynast-Sagen“ finden in Ad. Schiller einen liebevollen Bearbeiter (Schweidnitz, Brieger). — Die Mark und Pommern sind durch ein Buch von H. Glaede vertreten: „Märkisch-Pommersche Volksagen, Erzählungen, Sitten und Gebräuche“ (Leipzig, Venz); besonders interessant sind die Sagen vom Schwedter Markgrafen. — Den „Mäuseturm bei Kruschwitz in Posen und den Goplosee“

und deren Sagen behandelt A. Mantke in einer Monographie (Lissa i. P., Ebbewe). — „Der Magdeburger Dom in Sage und Geschichte“ (Magdeburg, Neumann) findet in R. Stumvoll einen Historiographen, dessen Darstellung durch Bilder trefflich ergänzt wird. — R. Gerling vereinigt gedruckte und ungedruckte, bekannte und unbekante Sagen in seinem Buche: „Mecklenburgs Sagenschatz“ (Stavenhagen, Beholtz); R. Henniger und J. v. Harten geben in „Niedersachsens Sagenborn“ (Hildesheim, Larz) eine gut ausgewählte Zusammenstellung der Sagen vor allem des Harz-, Leine- und Weserberglandes teils aus mündlicher Überlieferung teils nach gedruckten Quellen und gewähren so einen trefflichen Einblick in die Sagenwelt ihres Gebietes. — Hessische Sagen bietet R. Engelhard in formvollendeten, flüssigen Gedichten: „Kattenloh“ (Straßburg i. E., Singer).

Nach „Mannheim in Sage und Geschichte“ (Mannheim, Haas) führt anlässlich des 300jährigen Stadtjubiläums G. Wiederkehr. — Die „Sagen und Geschichten aus dem lieben Badnerlande“ (Weinheim, Aldermann) finden in J. Schmitt einen liebevollen Pfleger. — Die Sagen des Bierwaldstättersees werden in einem reich illustrierten Führer von R. Eichhorn: „Der Bierwaldstättersee“ (Luzern, Näber u. Co.), berücksichtigt, während von den hochinteressanten „Walliser Sagen“, die der Historische Verein von Oberwallis herausgibt, der erste Band erschienen ist; die Einleitung berichtet von dem verdienstvollen Sagensammler P. J. Ruppen.

Den Beziehungen zwischen „Märchen und Kinderseele“ (Zürich, Richter) geht R. Hauri in einer sehr lesenswerten Schrift nach. — Eine dankenswerte Sammlung bietet R. Fr. Baltus in seinen „Märchen aus Ostpreußen“ (Kattowitz, Gebr. Böhm), worin uns manch lieber Bekannter entgegnet. — Westpreußen, bisher noch durch keine Märchensammlung vertreten, hat in P. Behrend seinen Sammler gefunden, der 25 aus dem Volksmunde aufgezeichnete und aus einem alten, aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts stammenden Buche entnommene Märchen vorlegt: „Märchenschatz. Volksmärchen in Westpreußen gesammelt“ (Danzig, Rafemann). — Schlesische unveröffentlichte Volksmärchen vereinigte Ad. Schiller in anerkennenswerter Weise zu einem hübsch ausgestatteten Bande: „Schlesische Volksmärchen“ (Breslau, „Allegro“). — Märchen aus der Heide bringt Joh. Erler in seinem reichhaltigen Heidebuche: „Heidezauber. Erzählungen, Gedichte, Märchen, Schilderungen und Wanderbilder aus Heide und Moor“ (Altenburg, Geibel).

Die Ernte auf dem Gebiete der Schwankdichtung ist gering. Gottfr. Heine faßte eine Menge alter und junger derartiger Erzeugnisse, die ihm im Sauerland aufstießen, in sein lustiges Büchlein „Blumen un Disseln“ (Paderborn, Schönningh); eine Auswahl alter, noch heute Interesse erweckender Schwänke gibt H. W. Fischer (Alte deutsche Schwänke. 2 Bde. Leipzig, Rothbarth). Was die geschickt gemachte Auswahl besonders an-

ziehend gestaltet, ist die Anordnung der einzelnen Schwänke nach bestimmten Stoffgebieten. — Eine der wichtigsten Schwankammlungen aus der Humanistenzeit, nämlich die des Heinrich Nebel, bietet A. Wesselski dem Forscher in deutscher Sprache dar (Heinrich Nebels Schwänke. 2 Bde. München, Müller). Bei der großen Wichtigkeit, welche Nebel für den Schwank hat, und bei der großen Seltenheit seiner lateinischen Originalarbeit ist es nur mit größter Freude zu begrüßen, daß diese Sammlung nun bequem zugänglich ist. Wesselski gibt zunächst eine gut orientierende und erschöpfende Einleitung über Nebel, daran schließt sich eine in altertümlicher Sprache abgefaßte Übersetzung der Schwänke, und den Beschluß bilden überaus fleißig gearbeitete Nachweise der Stoffe.

Auf dem Gebiete der Legende sind einige kritische Arbeiten zu verzeichnen. A. E. Schön bach (Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters VI. Wien, Hölder) behandelt das Hostienwunder zu Münster in Graubünden im Anschluß an das über denselben Gegenstand handelnde Gedicht des Nikolaus Schlegel, fügt dieses Wunder in den Zusammenhang und bietet eine Geschichte des Hostienwunders bis zum 13. Jahrhundert. — Mich. Huber fördert die Kenntnis der Georgslegende durch seine Ausgabe mehrerer bisher nicht beachteter oder unbekannter lateinischer Fassungen und gibt in der Einleitung eine Untersuchung über den Wert dieser Texte für die Legende (Die Georgslegende. Erlangen, Junge).

Für die Kenntnis der Legenden und der geistlichen Lieder sind als Grundlagen der Forschung Arbeiten über einzelne Wallfahrtsorte sowie über die Heiligenverehrung im allgemeinen sehr wichtig. A. M. Pachinger bietet da eine interessante Übersicht über die „Wallfahrts-, Bruderschafts- und Weihenmedaillen der gefürsteten Grafschaft Tirol und Vorarlberg“ (Wien, Ludwig). — A. Mörath bietet Beiträge „Zur Geschichte der Marienverehrung in der Pfarrkirche zu Gojau bei Krummau (Böhmen)“ (Krummau, Wiltshlo).

7. Rechtswissenschaft.

Don Dr H. Sacher.

I. Privatrecht.

Die letzte gesetzgeberische Aktion des am 13. Dez. 1906 unerwartet aufgelösten Reichstags war die Annahme des Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie (10. Dez. 1906). Das Gesetz wurde am 9. Jan. 1907 vom Kaiser ausgefertigt und trat mit dem 1. Juli in Kraft. Die alte Gesetzgebung, für Werke der bildenden Künste das Gesetz vom 9. Jan. 1876, und zum Schutze der Photographien gegen unbefugte Nachbildung das Gesetz vom 10. Jan. 1876,

entsprach nicht mehr den veränderten Verhältnissen in der Entwicklung des gesamten Kunstlebens, namentlich des Kunstgewerbes, sowie in der Technik des Vervielfältigungsverfahrens, insbesondere auf photographischem Gebiet. Man stellte zuerst (1902) zwei besondere Entwürfe auf, faßte sie aber schließlich, da sie infolge vielfach gleichartiger Verhältnisse in zahlreichen Punkten übereinstimmten, zu einem einheitlichen Entwurf zusammen, der dem Reichstag am 28. Nov. 1905 vorgelegt wurde. Die Bedeutung des neuen Gesetzes für das Gebiet der bildenden Künste liegt vor allem darin, daß es zum erstenmal Bauwerke, soweit sie künstlerische Zwecke verfolgen, sowie deren Entwürfe, ferner aber auch die Erzeugnisse des Kunstgewerbes (die Werke der angewandten Kunst) und deren Entwürfe mit den übrigen Werken der bildenden Künste urheberrechtlich gleichstellt. Für die photographischen Erzeugnisse kommt vorwiegend die Verstärkung des Schutzes in Betracht durch Verlängerung der Schutzfrist, durch das Verbot der Nachbildung, auch wenn sie auf anderem als mechanischem Wege erfolgt, und durch das Verbot der gewerbsmäßigen Vorführung mittels mechanischer oder optischer Einrichtungen. Das Gesetz gibt dem Urheber die ausschließliche Befugnis, ein Werk zu vervielfältigen, gewerbsmäßig zu verbreiten und gewerbsmäßig mittels mechanischer oder optischer Einrichtungen vorzuführen. Als Vervielfältigung gilt auch das Nachbilden, bei Bauwerken und Entwürfen auch das Nachbauen. Die freie Benützung ist zulässig, wenn dadurch eine eigentümliche Schöpfung hervorgebracht wird. Ferner sind zulässig die unentgeltliche Vervielfältigung zum eigenen Gebrauch mit Ausnahme des Nachbauens, die Aufnahme einzelner bereits erschienenen oder bleibend öffentlich aufgestellter Werke in eine selbständige wissenschaftliche Arbeit oder in ein für Schul- oder Unterrichtsgebrauch bestimmtes Schriftwerk sowie die Vervielfältigung von Werken, die sich bleibend an öffentlichen Wegen und Straßen oder Plätzen befinden, doch darf die Vervielfältigung nicht an einem Bauwerk erfolgen. Die Dauer des Schutzes endigt für Werke der bildenden Künste 30 Jahre nach dem Tode des Urhebers, für Werke der Photographie 10 Jahre nach Erscheinen, oder falls das Werk beim Tode des Urhebers noch nicht erschienen war, 10 Jahre nach dem Tode.

Neu sowohl für das Gebiet der bildenden Künste wie für die Photographie ist die durch Gesetz getroffene Einschränkung der Befugnisse des Urhebers durch Einführung eines Schutzes des Abgebildeten gegen Verbreitung und öffentliche Schaustellung. Das „Recht am eigenen Bild“ gehört zu den modernen Rechtsproblemen. Erst die allerneueste Zeit mit der Vervollkommnung des Vervielfältigungsverfahrens, das Zeitalter der Amateurphotographen, der Ansichtspostkarten und der illustrierten Zeitungen und Zeitschriften hat diese rechtliche Frage aufgerollt und die Notwendigkeit eines erhöhten Schutzes der eigenen Persönlichkeit ergeben. Beim Tode Bismarcks verschafften sich bekanntlich zwei Hamburger Photographen

mit List Eingang in das Sterbezimmer und photographierten die Leiche ohne Wissen und Willen der Angehörigen. Der daraus entstehende Prozeß ging bis ans Reichsgericht, das in dem Gebaren der beiden Photographen Hausfriedensbruch erblickte. Die dadurch erworbenen Vorteile, die photographischen Platten, durften die Verurteilten nicht behalten. Ein Herr, der im Seebad eine Dame im Badekostüm photographierte und das Bild zu Ansichtspostkarten verwendete, wurde wegen Beleidigung der Dame verurteilt. Man fühlt in diesen und zahlreichen ähnlichen Fällen einen Mangel in der Gesetzgebung heraus. Die Presse und die juristische Fachliteratur wiesen auf den fehlenden Schutz des Rechts der Persönlichkeit hin und machten Vorschläge. Auch der Deutsche Juristentag trat der Frage näher.

Das neue Urheberrecht regelt nun gleichzeitig das Recht am eigenen Bild und bestimmt, daß Bildnisse nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet und öffentlich zur Schau gestellt werden dürfen. Nach dem Tode des Abgebildeten bedarf es bis zum Ablauf von zehn Jahren der Einwilligung der Angehörigen des Abgebildeten (Ehegatten, Kinder, Eltern). Die Herstellung eines Bildes ist also frei. Die Einwilligung gilt im Zweifel als erteilt, wenn der Abgebildete dafür, daß er sich abbilden ließ, eine Entlohnung erhielt. Ohne Einwilligung dürfen verbreitet und zur Schau gestellt werden „Bildnisse aus dem Bereich der Zeitgeschichte“, d. h. also von Personen, die im öffentlichen Leben stehen oder in der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, aber auch z. B. durch eine die Allgemeinheit interessierende Gerichtsverhandlung ein allgemeines Interesse wachrufen. Erlaubt sind auch Bilder, bei denen die Personen nur als „Beiwerk einer Landschaft oder sonstigen Ortlichkeit“ erscheinen, ferner Bilder von Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen, an denen die dargestellten Personen teilgenommen haben. Zulässig ist schließlich auch die Verbreitung und Ausstellung von Bildern, die nicht auf Bestellung angefertigt sind, sofern ein höheres künstlerisches Interesse obwaltet. Auf Photographien ist diese Bestimmung wohl nicht anwendbar, sie gilt nur für Bildnisstudien. Nicht ohne weiteres frei ist auch die Verwertung von Bildnissen zu gewerblichen Zwecken, z. B. Plakaten. In allen den genannten Fällen bleibt aber die Verbreitung und Schaustellung gleichwohl verboten, wenn durch sie ein „berechtigtes Interesse“ des Abgebildeten, oder falls dieser verstorben ist, seiner Angehörigen verletzt wird. Für Zwecke der Rechtspflege und der öffentlichen Sicherheit dürfen natürlich Bildnisse ohne Einwilligung des Berechtigten wie des Abgebildeten vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zur Schau gestellt werden. Die Verletzungen seines Urheberrechts kann der Urheber auf zivil- oder strafrechtlichem Wege verfolgen. Jeder vorsätzliche oder fahrlässige Eingriff verpflichtet zum Schadenersatz. Strafrechtliche Verfolgung kann dagegen nur eintreten, wenn ein Werk ohne Einwilligung des Berechtigten vorsätzlich vervielfältigt, gewerbsmäßig verbreitet oder gewerbs-

mäßig mittels mechanischer oder optischer Einrichtungen vorgeführt worden ist. — In Oesterreich, das bekanntlich der Berner Übereinkunft zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst nicht beigetreten ist, wurde das Urheberrechtsgesetz vom 26. Dez. 1895 durch eine Novelle vom 26. Febr. 1907 abgeändert. Danach kann den Werken von Ausländern im Inland nicht mehr nur auf Grund eines Staatsvertrags, sondern auch auf Grund der durch Verordnung festzustellenden Reziprozität der Schutz im Inland gewährt und dadurch auch den Oesterreichern im Ausland der Schutz gesichert werden. Das Gesetz ist besonders wichtig für die musikalische Produktion und im Verhältnis zu den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auf dem weiteren Gebiete des bürgerlichen Rechts des Deutschen Reiches ist aus dem Jahre 1907 nur wenig zu verzeichnen. Mit der Reichstagsauflösung verschwanden mehrere schon bis zur zweiten Lesung gebiehene Vorlagen in der Versenkung, so z. B. der Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine sowie eine Vorlage über die Beschränkung der Haftung des Tierhalters. Der letztere Entwurf, der die erste Umänderung des B.G.B. darstellt, wurde im neuen Reichstag wieder eingebracht, ist aber noch nicht zum Abschluß gelangt. Die Vorlage, welche den Berufsvereinen die längst ersehnte Rechtsfähigkeit bringen sollte, in ihrem ersten Entwurf aber durchaus nicht den Erwartungen sozial gesinnter Kreise entsprochen hatte, haben die verbündeten Regierungen nicht wieder vorgelegt, da sie erst das Vereinsgesetz unter Dach bringen und eine rechtliche Grundlage für die Arbeitskammern schaffen wollten. — Der Entwurf eines Reichsvereins- und Versammlungsgesetzes will das buntscheckige Bild der verschiedenartigen Vereinsgesetzgebung in den einzelnen Bundesstaaten beseitigen. Ohne Zweifel wird durch das neue Gesetz, seinem Gehalt nach, also abgesehen von einzelnen Punkten, der Rechtszustand in dem weitaus größten Teile Deutschlands freiheitlicher gestaltet werden. Der umstrittenste Punkt der Vorlage ist der Sprachenparagraph (§ 7), der verlangt, daß alle Versammlungen in deutscher Sprache zu führen sind, und eine rein politische Maßregel darstellt, durch welche die preussische Polenpolitik gewissermaßen die reichsgesetzliche Sanktion erhalten soll. Der Erledigung harren ferner ein Gesetz für die Sicherheit der Bauforderungen und eine Gewerbeordnungsnovelle, welche unter anderem die sozialrechtliche Grundlage für die Verhältnisse der Hausindustrie schaffen soll. Eine kleine Erweiterung erhielt die Gewerbeordnung übrigens durch die Novelle vom 7. Jan. 1907, welche bestimmt, daß der Betrieb des Gewerbes als Bauunternehmer und Bauleiter sowie der Betrieb einzelner Zweige des Baugewerbes zu unterlagen ist, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Gewerbetreibenden in Bezug auf diesen Gewerbebetrieb dartun. Von vielen Seiten heiß ersehnt wird angesichts der zahlreichen, durch den Automobilverkehr verursachten Unfälle ein Gesetz über die Haftpflicht für den bei dem Betrieb

von Kraftfahrzeugen entstehenden Schaden. Der im alten Reichstag die Kommissionen beschäftigende Entwurf ist nicht wieder eingebracht worden, die Regierung will erst die Wirkung der neuen Verkehrsordnung und genauere statistische Erhebungen abwarten und glaubt dann an der Vorlage nicht „herumzukommen“.

In Österreich kam man noch kurz vor Jahresluß der längst von der Regierung in Aussicht gestellten und sehnlichst erwarteten Reform des Allg. B. G. B. einen wesentlichen Schritt näher. Im Jahre 1904 war eine Kommission zur Vorbereitung der Revision des Gesetzbuches berufen worden. Die Kommission kam aber infolge verschiedenartiger Behinderung ihrer Mitglieder nicht recht vorwärts. Es wurde deshalb im Justizministerium eine Novelle ausgearbeitet und von der Kommission verbessert und ergänzt. Die Novelle, die nur einen Teil des beabsichtigten großen Reformwerkes bildet, greift vorläufig die schon spruchreifen Fragen heraus. Am 21. Dez. 1907 wurde dem Herrenhaus der Gesetzentwurf, 199 Paragraphen, vorgelegt. Die personenrechtlichen Bestimmungen werden darin geändert hinsichtlich des Schutzes des Namens, der Frist der Todeserklärung, der Zeugnisfähigkeit der Frauen; das Familienrecht durch neue Vorschriften über die Anfechtung der Ehelichkeit der Geburt, über Vormundschaft und Kuratel, über die Fürsorge für Kinder bei Scheidung oder Trennung der Ehe, über Fürsorge für uneheliche Kinder sowie über die Ansprüche der unehelichen Mutter. Im Sachenrecht werden die Veräußerungs- und Belastungsverbote, die Erneuerung und Berichtigung der Grenzen geregelt und Bestimmungen über die Eigentümerhypothek getroffen. Beim Erbrecht sind unter anderem neue Bestimmungen über die Einschränkung des gesetzlichen Erbrechts auf drei Linien und die Urgroßeltern, die gesetzliche Erbfolge der unehelichen Kinder und das gesetzliche Erbrecht und Pflichtteilsrecht der Ehegatten vorgesehen. Das Recht der Schulverhältnisse soll durch andere Bestimmungen über Willenserklärungen und Verträge, Vertragsschließung, ungünstige Verträge, Form der Verträge, Zeit und Ort der Leistung u. eine wesentliche Änderung erfahren. Den Dienstvertrag will man nach den Bestimmungen des deutschen B. G. B. umgestalten, allerdings mit dem Unterschied, daß die Schutzbestimmungen namentlich hinsichtlich der Minimal kündigungsfristen zwingendes Recht sein sollen. Ferner ist eine Herabsetzung der Verjährungsfristen für die meisten Geschäfte des täglichen Lebens auf drei Jahre vorgesehen.

Ein wesentlicher Markstein in der Rechtsentwicklung der Schweiz ist der 10. Dez. 1907. An diesem Tage wurde von der Bundesversammlung (Nationalrat und Ständerat) das einheitliche Bürgerliche Gesetzbuch einstimmig angenommen, das am 1. Jan. 1912 an Stelle von 22 Zivilgesetzbüchern der Kantone in Kraft treten soll. Bekanntlich waren bis jetzt auf privatrechtlichem Gebiet in der Schweiz nur Zivilstand und Ehe, Obli-

gationen, Handels- und Wechselrecht sowie die Fabrikgesetzgebung einheitlich geregelt. Das neue Gesetzbuch umfaßt, abgesehen von dem Schlußtitel, der Einführungsbestimmungen enthält, 977 Artikel und behandelt in vier Hauptteilen Personenrecht, Familienrecht, Erbrecht und Sachenrecht. Die Ausarbeitung der Entwürfe und Vorlagen ist vorwiegend das Werk eines einzelnen, des Berner Professors Eugen Huber. Erst im Jahre 1898 ist dem Bund die Kompetenz zum Erlaß eines Zivilgesetzbuches übertragen worden. Fast noch während des ganzen 19. Jahrhunderts war im schweizerischen Rechtsleben im Sinne der historischen Schule ein starkes Mißtrauen gegen die Privatrechtsgesetzgebung vorhanden, man fürchtete die Preisgabe der eigenen freien Rechtsbildung, des bisherigen Volksrechts, und dessen Ersetzung durch ein wenig bodenständiges Juristenrecht. Die von allen Seiten jetzt anerkannte Notwendigkeit einer eidgenössischen Kodifikation hatte nicht zuletzt darin ihre Ursache, daß die kantonale Gesetzgebung in der letzten Zeit durchaus nicht vollstümliches, ja zum Teil fremdes und unorganisches Recht akzeptierte, und daß infolge der Verschiebung eines großen Teils der Bevölkerung — ein Drittel derselben wohnt heute nicht mehr in den Kantonen, in denen sie heimatsberechtigt ist — Verständnis und Anteilnahme für das kantonale Recht immer mehr verschwinden und interkantonale Kollisionen der Gesetze und Rechtsunsicherheit immer häufiger werden. Dazu kommt noch, daß auf die deutsch-schweizerischen Richter- und Anwaltskreise in verschiedenen Fällen das neue deutsche B.G.B. nicht ohne Einfluß blieb und so die Gefahr einer verschiedenen Rechtsentwicklung in der deutschen und französischen Schweiz drohte. An dem neuen Zivilgesetzbuch, dessen klare und einfache Sprache rühmend betont wird und das nach dem Urteile des Berliner Professors Kohler das „hervorragendste Werk der heutigen Gesetzgebung“ ist und nach dem Ungers, der bekannten Autorität für österreichisches Privatrecht, „schlicht, gemeinverständlich, ein treffliches Vorbild bei der Revision des österreichischen B.G.B. bildet“, wird besonders hervorgehoben, daß es das alte einheimische Volksrecht in den Dienst moderner Aufgaben stellt und so Deutsche und Welsche um sich schart. Das Personen- und Privatrecht wird sorgfältig und gleichmäßig geregelt, die Rechtslage der Frau, namentlich der erwerbenden, verbessert, das Elternrecht enthält ein eigentliches Fürsorge- und Erziehungsgesetz; die Rechtsstellung der Vormundschaft und der Unehelichen wird weiter ausgebildet, die Trennung auf ein bis drei Jahre oder auf unbestimmte Zeit neben der Ehescheidung zugelassen. Die Bauhandwerker werden gegen die Folgen des Wauschwindels zu schützen gesucht. Auch auf die besondern Bedürfnisse der ländlichen Bevölkerung wird Rücksicht genommen.

Auf handelsrechtlichem Gebiet steht im Deutschen Reich die rechtliche Regulierung des Scheckverkehrs in Aussicht; auch die Ermächtigung der Postbeamten zur Aufnahme von Wechselprotesten ist vorgesehen. Im

Weltwechselrecht hat die deutsche Regierung praktische Schritte in Aussicht gestellt. Wenigstens für die mitteleuropäischen Staaten hofft man in absehbarer Zeit einen einheitlichen Ausbau dieser für Handel und Verkehr so wichtigen Rechtsmaterie zu schaffen. Den Stein ins Rollen brachten die internationalen Handelskongresse in Lüttich (1905) und Mailand (1906) sowie die International Law Association. In Deutschland sind mit besonderem Eifer namentlich der Deutsche Handelstag und die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft (Deutsche Schrift: Weltwechselrecht von Felix Meyer, 1906) für die Idee eingetreten. — Der Entwurf zur Börsengesetznovelle erschien im Jahre 1907 in dritter Fassung, er hat die Ergebnisse der Reichstagskommission 1904/05 verwertet und das Börsenregister sowie das Verbot des Börsenterminhandels in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen fallen lassen.

In Österreich wurde ein Entwurf zu einem Gesetz über den Dienstvertrag der Handlungsgehilfen und anderer Dienstnehmer in ähnlicher Stellung im wesentlichen nach den Grundsätzen des deutschen Gesetzes eingebracht.

Die rechtliche Regelung des Versicherungsvertrages ist immer noch nicht zum Abschluß gekommen; ebenso wie im Deutschen Reich liegen auch in Österreich und der Schweiz diesbezügliche Entwürfe vor. Auf dem Gebiete der Privatbeamtenversicherung ist Österreich nach langem Kampfe an die erste Stelle getreten durch das Gesetz über die Privatbeamtenversicherung vom 16. Dez. 1906. Wenn auch das Gesetz nicht frei von schwerwiegenden Mängeln ist, so ist doch damit immerhin ein Anfang gemacht worden zu einer sozialen Förderung des Standes der Privatbeamten.

Im Patentrecht brachte das Schweizer Bundesgesetz vom 21. Juni 1907, das am 1. Dez. 1907 in Kraft trat, eine nicht nur für die Schweizer Bürger äußerst wichtige und längst ersehnte Änderung. Bis dahin waren in der Schweiz im Gegensatz zur Gesetzgebung anderer Länder nur durch Modelle darstellbare Erfindungen schützbar. Dieses Erfordernis ist jetzt weggefallen und damit ein schwerer Nachteil namentlich für die chemische Industrie beseitigt, da das neue Gesetz auch Erfindungen von Verfahren zur Herstellung chemischer Stoffe schützt. Eine Einschränkung enthält das Gesetz jedoch insofern, als es im Interesse der einheimischen Industrie bestimmt, daß Erfindungen von Erzeugnissen, welche durch Anwendung nicht rein mechanischer Verfahren zur Veredelung von rohen oder verarbeiteten Textilfasern jeder Art erhalten werden, sowie Erfindungen von derartigen Veredelungsverfahren, soweit diese Erfindungen für die Textilindustrie in Betracht kommen, von der Patentierung ausgeschlossen sind.

Unter den im Deutschen Reich der Landesgesetzgebung vorbehaltenen privatrechtlichen Materien wurde in der letzten Zeit namentlich das Bergrecht und das Wasserrecht einer zum Teil wesentlichen Reformierung und Anpassung an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse unterworfen; in ein-

zelnen Bundesstaaten steht dieser Umbau für die nächste Zeit noch bevor. Im Bergrecht wurde die Umgestaltung der Gesetzgebung namentlich veranlaßt durch die zunehmende Monopolisierung der Mineralien in den Händen des Privatkapitals. Man wies darauf hin, daß die Bergbaufreiheit im Sinne des preußischen Gesetzes von 1865 nur einem kleinen Kreis kapitalkräftiger Personen zum Schaden der gesamten Volkswirtschaft große Vermögen in den Schoß warf, und hat deshalb in mehreren deutschen Staaten die Bergbaufreiheit gewissen Einschränkungen unterworfen. Das preußische Gesetz vom 18. Juni 1907 macht in Zukunft das Auffuchen und die Gewinnung der beiden für die Volkswirtschaft unendlich wichtigen Mineralien Kali und Kohle zum Vorbehalt des Staates, der jedoch berechtigt, zum Teil sogar verpflichtet ist, die Gewinnung dieser Mineralien an Private weiter zu vergeben, aber mit der Einschränkung, daß diese Vergabung nur erfolgen soll gegen Entgelt und auf Zeit. Man will mit dieser Politik nicht einen Schlag gegen die Privatindustrie führen oder gar den Kohlenbergbau monopolisieren, sondern nur die heute noch nicht verliehenen, meist noch nicht abbaufähigen Felder einer späteren Zeit reservieren.

II. Stollprozeß.

Die Reform des Zivilprozeßrechts in Deutschland kam durch Veröffentlichung des Entwurfs eines Gesetzes betr. Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Zivilprozeßordnung, des Gerichtskostengesetzes und der Gebührenordnung für Rechtsanwälte (Reichsanzeiger 5. Okt. 1907) einen wesentlichen Schritt vorwärts. Die in Aussicht genommene Reform erstrebt einmal die Umgestaltung des amtsgerichtlichen Verfahrens, das verbilligt und beschleunigt werden soll, vor allem dadurch, daß, wie es schon bei den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten der Fall ist, an Stelle des Parteibetriebs der Amtsbetrieb bis zum Erlaß des Urteils in vollem Umfange ohne Erhebung von Gebühren und Auslagen eingeführt wird. Die allgemeine Durchführung der Zustellungen und Ladungen von Amts wegen soll den Parteien Zeit und Arbeit ersparen. Der Parteibetrieb soll nur für die Zustellung der Urteile und der im Mahnverfahren zu erlassenden Vollstreckungsbefehle verbleiben. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Einführung des Amtsbetriebes steht die der österreichischen Zivilprozeßordnung entlehnte Bestimmung, wonach das Gericht Anordnungen, die zur Aufklärung des Sachverhaltes dienlich erscheinen, schon vor der mündlichen Verhandlung treffen darf. Man hofft, vermöge ihrer Anwendung den Prozeß regelmäßig in einer einzigen Streitverhandlung zu erledigen. Den gleichen Zweck verfolgt die Vorschrift, daß die Beweisaufnahme, wenn irgend zugänglich, in unmittelbarem Anschluß an den Beweisbeschluß in dem gleichen Termin erfolgen soll. Als zweiter Hauptpunkt bei der Reform

kommt die Erhöhung der Zuständigkeit der Amtsgerichte von 300 Mark auf 800 Mark in Betracht. Man will dadurch einer weiteren Überlastung der höheren Gerichte vorbeugen; die Zahl der Richterstellen an den Amtsgerichten soll nach der Begründung des Entwurfs vermehrt, die Zahl der Stellen an den höheren Gerichten nur wenig verringert werden. Andere wichtige Reformvorschläge betreffen die Beschränkung der Berufung, die Kostenfestsetzung, die Einlassungs- und Ladungsfristen im Wechselprozeß, das Mahnverfahren und die Feriensachen. Im Interesse einer schnellen endgültigen Erledigung geringfügiger Streitigkeiten, namentlich vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, will man für alle vor die ordentlichen Gerichte gehörenden Rechtsstreitigkeiten, also auch für die landgerichtlichen Prozesse, eine Berufungssumme einführen, die aber, um Bedenken gegen eine zu weitgehende Beschränkung des Rechtsmittels zu begegnen, nur auf 50 Mark festgesetzt wird. Andererseits soll die Berufung aber ebenso wie die Revision nicht vom Wert des Streitgegenstandes, sondern von dem des Beschwerdegegenstandes abhängig sein. Um die Richter von vorwiegend rechnerischen Geschäften zu entlasten, wird die Festsetzung der von der unterliegenden Partei der obsiegenden Partei zu erstattenden Kosten dem Gerichtsschreiber übertragen, doch bleibt den Parteien die Anrufung gerichtlicher Entscheidung gegen die Verfügung des Gerichtsschreibers vorbehalten. Die Einlassungsfrist, die jetzt in Städten mit mehreren Amtsgerichten, namentlich in Berlin, von verschiedener Dauer ist, soll für alle Ortsteile, und wenn der Bundesrat es beschließt, auch für die Nachbarorte einheitlich gestaltet werden. Um das Mahnverfahren straffer zu gestalten und den Parteien die größeren Kosten einer förmlichen Klage möglichst zu ersparen, soll die Zustellung des Zahlungsbefehls an den Schuldner von Amts wegen erfolgen, die Einspruchsfrist gegen die Vollstreckungsbefehle wie gegen die Versäumnisurteile der Amtsgerichte auf eine Woche verkürzt und der Erlaß des Vollstreckungsbefehls dem Gerichtsschreiber übertragen werden. Als Feriensachen will man erklären die Berufungssachen der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, alle Versäumnis- und Anerkenntnisachen vor den Amtsgerichten und das Kostenfestsetzungsverfahren.

Um Prozeßverschleppungen entgegenzuwirken, wird die Erhebung einer besondern Gebühr, und zwar $\frac{5}{10}$ der vollen Gebühr, angeordnet, für den vierten und jeden folgenden Termin in einer Prozeßsache, für den siebten und die folgenden Termine im Falle der Beweiserhebung. Auch eine Vereinfachung des Kostenwesens im Gerichtskostengesetz wie in der Gebührenordnung für Rechtsanwälte sieht man vor durch Pauschalierung der Schreib- und Postgebühren.

Der umstrittenste Punkt des Entwurfs ist wohl die Erhöhung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit auf 800 Mark. Man wendet sich namentlich deswegen dagegen, weil die Rechtsprechung eines Kollegialgerichts doch größere Garantien biete wie die des Einzelrichters und weil das Amtsgericht in

seiner jetzigen Verfassung nicht in der Lage sei, höhere als die ihm heute zugestellten Aufgaben zu erfüllen. Von größter Wichtigkeit ist gerade dieser Teil der Reform auch für die Anwaltschaft, da bei Annahme des Entwurfs der Anwaltszwang für alle Prozesse mit einem Streitwert bis zu 800 Mark aufhören würde. Eine Einbuße würden namentlich die bei den Oberlandesgerichten zugelassenen Anwälte erleiden, da alle diese Prozesse in der zweiten Instanz der Zuständigkeit dieser Gerichte entfallen würden. Andererseits wird allerdings auch darauf hingewiesen, daß die Zahl der Anwälte an den Amtsgerichten zunehmen würde, da die Parteien trotz der höheren Kosten freiwillig einen Anwalt nehmen würden, und daß man die gefährdete wirtschaftliche Existenzgrundlage der Anwälte durch eine Gebührenerhöhung besser gestalten könnte. Dem übrigen Teil der Vorlage steht man namentlich in Richterkreisen günstiger gegenüber, wenn auch verschiedentlich Bedenken gegen einzelne Bestimmungen, wie z. B. die Beschränkung der Berufung durch eine plutokratische Maßregel, lautbar werden. Vorwiegend aus Anwaltskreisen wird auf die Nachteile des Amtsbetriebs sowie einzelner anderer die Beschleunigung des Verfahrens erstrebender Bestimmungen hingewiesen und eine Gefahr für die Gründlichkeit darin erblickt. Die Anwälte wahren sich gegen den etwaigen Vorwurf, als ob sie an der Verzögerung der Prozesse schuld seien, die Gründe der Vertagung lägen gleicherweise bei den Parteien, dem Anwalt und dem Gericht und seien nicht zuletzt veranlaßt durch die immer schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Verhältnisse. In Handelskreisen hat der Entwurf im allgemeinen keine sympathische Aufnahme gefunden, namentlich wird hier gegen die Erweiterung der amtsgerichtlichen Zuständigkeit, die gleichzeitig auch eine wesentliche Beschränkung der Zuständigkeit der Kammern für Handelsfachen nach sich ziehen würde, ferner gegen die Beschränkung der Berufung, gegen die Erhebung besonderer Gebühren bei Häufung der Termine und gegen die Ausdehnung des Kreises der Feriensachen Stellung genommen.

In Österreich erging ein Gesetz über die Ausübung der Gerichtsbarkeit bei den Oberlandesgerichten und dem obersten Gerichts- und Kassationshof. Die Zahl der Botanten in den einzelnen Senaten wurde vermindert und dadurch eine Erleichterung der unerträglich gewordenen Geschäftslast ermöglicht. Durch eine Novelle über die Vergleichsversuche vor den Gemeindevermittlungsamtern wurde diese Einrichtung verbessert und auf Sühneversuche in Ehrenbeleidigungsfachen ausgedehnt.

III. Strafrecht und Strafprozeß.

Die größte Aufgabe auf dem Gebiete des Rechtslebens im Deutschen Reich wie auch in Österreich ist wohl die Reform des Strafrechts. Erschwert wird dieselbe zu einem großen Teil durch die starken Gegensätze zwischen der soziologischen oder positiven Schule (von Liszt) und der klassischen Richtung

(Binding, Birtmeyer, Wach). Die positive Bewegung will den Verbrecher als krank betrachtet wissen und sucht seine Willensfreiheit in Abrede zu stellen. Die klassische Schule, deren Grundsätze in der bestehenden Gesetzgebung Anwendung gefunden haben und sich auch mit den Lehren des Christentums decken, betont im allgemeinen die Willensfreiheit und sieht in der Strafe eine gerechte Vergeltung für die begangenen Verbrechen. Dabei stellt die klassische Schule durchaus nicht in Abrede, daß soziale und individuelle Ursachen, wie große Notlage, schlechter Verkehr, erbliche Belastung infolge Ausschweifung, Epilepsie usw. der Eltern, eine Disposition für die Ausübung strafbarer Handlungen schaffen können und daß die Unfähigkeit, sich in veränderte wirtschaftliche Verhältnisse einzupassen, daß Genußsucht, Habsucht, Mangel an Erziehung, nicht zuletzt auch ein übermäßiger Alkoholgenuß einen nicht unwesentlichen Teil der Straftaten verschulden. In Deutschland hatte sich unter Vermittlung des Reichsjustizamts Ende des Jahres 1902 ein freies wissenschaftliches Komitee gebildet zur Herausgabe eines großen Werkes, das eine vergleichende Darstellung aller strafrechtlichen Materien geben, die Ergebnisse der Rechtsvergleichung kritisch würdigen und Vorschläge für die Gestaltung des neuen deutschen Strafrechts enthalten sollte. Der Rechtsstoff wurde unter 46 Mitarbeiter (meist Rechtslehrer) verteilt. Von dieser „Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts“ ist bis Ende 1907 nur der „Besondere Teil“ erschienen (9 Bde. Berlin, Liebmann). Der „Allgemeine Teil“, der auf sechs Bände berechnet ist, wird voraussichtlich im Jahre 1908 zur Ausgabe gelangen. Die Rechtsvergleichung erstreckt sich auf das englische und französische Strafrecht, auf die Strafgesetzbücher der Niederlande, Italiens und Norwegens und auf die Entwürfe zum österreichischen und schweizerischen Strafgesetzbuch sowie zum Bundesstrafgesetzbuch der Vereinigten Staaten von Amerika. Diese wissenschaftlichen Vorarbeiten bilden auch die Grundlage für die Arbeiten einer seit dem Sommer 1906 im Reichsjustizamt tätigen Kommission, die mit der Aufstellung eines ersten Entwurfs für das neue Strafgesetzbuch betraut wurde und unter dem Vorsitz des Direktors im preußischen Justizministerium, Dr. Lucas, aus fünf vom Reichsjustizamt sowie von Preußen und Bayern gestellten Praktikern besteht. Die Veröffentlichung des Entwurfs wird für Ende 1908 erwartet.

Im Strafprozeß wird seit Jahren gleichfalls eine umfassende Reform herbeigesehnt, vor allem wird die Zulässigkeit der Berufung gegen die von den Strafkammern in erster Instanz erlassenen Urteile und die Zuziehung von Schöffen zu den Strafkammern gewünscht. Bekanntlich wurde schon im Jahre 1894 von den verbündeten Regierungen eine Revision angeregt, die aber an den Beschlüssen des Reichstags über die Besetzung der Strafkammern nach Einführung der Berufung scheiterte. Auf Grund des Reichstagsbeschlusses vom 19. April 1902 wurde seitens der verbündeten

Regierungen die Reform von neuem eingeleitet und eine Kommission von 21 Rechtslehrern, Richtern und Staats- und Rechtsanwälten unter dem Vorsitz des Reichsgerichtsrats Kaufmann einberufen, die von Februar 1903 bis April 1905 tätig war. Die Veröffentlichung der Protokolle der „Kommission für die Reform des Strafprozesses“ (2 Bde) erfolgte 1905; die Beschlüsse der Kommission aber, die im wesentlichen auf Aufhebung der Schwurgerichte und Einführung der Schöffengerichtsverfassung in verschiedener Zusammensetzung für alle Gerichte hinausgingen, wurden von der Kritik weit mehr bekämpft als gebilligt. Namentlich wurde die beabsichtigte Beseitigung der Schwurgerichte schon aus politischen Gründen überwiegend abgelehnt. An Stelle der Schwurgerichte sollten „große Schöffengerichte“, drei richterliche Mitglieder einschließlich des Vorsitzenden und sechs Schöffen, treten. Auch die preußische Regierung erhob Bedenken gegen die vorgeschlagene Reform, vor allem, weil sie glaubte, daß es in der Bevölkerung nicht genügend Laienmaterial gäbe, um alle Gerichte ausreichend mit Laienrichtern zu besetzen, und trat deshalb mit andern Vorschlägen hinsichtlich der Gerichtsverfassung hervor. Nicht ohne Einwirkung blieben auch die Veröffentlichungen des Frankfurter Oberbürgermeisters Widder über die künftigen Gestaltungen des deutschen Prozesses mit seinen Hinweisen auf die englischen Verhältnisse (Grundlinien durchgreifender Justizreform, 1905; Verständigung über die Justizreform, 1907). Von einer Konferenz im Reichsjustizamt unter Vorsitz des Staatssekretärs und unter Teilnahme von Delegierten für Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Braunschweig, für die Hansestädte und die Reichslande wurde dann im Juni 1907 ein vorläufiger Entwurf festgestellt, der auszugsweise im Juli 1907 in der „Kölnischen Zeitung“ erschien. Nach demselben sollen zwar die Schwurgerichte in ihrer jetzigen Form beibehalten werden, ihre Zuständigkeit jedoch eingeschränkt werden durch Entziehung der Verbrechen der Unzucht nach § 176 Nr 1 u. 2, der Urkundenfälschung nach den §§ 268 Nr 2, 272 u. 273, der Amtsurkundenfälschung und Amtsunterschlagung nach den §§ 349 u. 351 des St.G.B., des betrügerischen Bankrotts nach den §§ 239 u. 242 der R.D. und der Depotunterschlagung nach den §§ 11 u. 12 Abs. 2 Nr 2 des Depotgesetzes. Diese umfangreiche Einengung der Befugnisse der Schwurgerichte dürfte kaum die Billigung der gesetzgebenden Organe finden.

Im Strafvollzug wird fast allgemein die reichsrechtliche Regelung der Materie befürwortet, gleichzeitig werden aber auch, besonders von seiten der soziologischen Schule, wesentliche Änderungen sachlichen Inhalts erstrebt. Die Strafe soll den Augenblicks- oder Gelegenheitsverbrecher abschrecken, den besserungsfähigen Gewohnheits- oder angehenden Zustandsverbrecher auch wirklich bessern und den unverbesserlichen Gewohnheits- oder Zustandsverbrecher unschädlich machen. Für jugendliche Verbrecher werden eigene

Anstalten unter Berücksichtigung des pädagogischen Moments, für geistig Minderwertige gleichzeitig auch unter ärztlicher Leitung erstrebt. Gegen gemeingefährliche und rückfällige Gewohnheitsverbrecher soll neben der Strafe eine Sicherungshaft von unbestimmter Dauer in bestimmten Anstalten zulässig sein, und dabei sollen die Symptome in der Person des Verbrechers (Alkoholismus, Arbeitsscheu usw.) bekämpft werden. Die Entscheidung über die jederzeit widerrufliche Entlassung soll eine aus Anstaltsbeamten, Vertretern der Staatsanwaltschaft und Ehrenbeamten gebildete Kommission fällen.

Noch vor Durchführung der großen Strafrechtsreform in Deutschland wurden die strafrechtlichen Bestimmungen über die Majestätsbeleidigung geändert. In einem von seinem Geburtstag datierten Erlass sprach der Deutsche Kaiser den Wunsch aus, daß nur solche Personen wegen Majestätsbeleidigung die gesetzliche Strafe erleiden sollten, die sich jener Vergehen mit Vorbedacht und in böser Absicht und nicht bloß aus Unverstand, Unbesonnenheit, Übereilung oder sonst ohne bösen Willen schuldig gemacht haben. Die dem Reichstag im Herbst 1907 in diesem Sinne zugegangene Vorlage wurde am 17. Febr. 1908 Gesetz. Den in zahlreichen juristischen und politischen Kreisen gehegten Hoffnungen entspricht aber das neue Gesetz keineswegs.

Eine immerhin dankenswerte, wenn auch in ihrer Bedeutung nicht zu überschätzende Kundgebung war das Schreiben des deutschen Reichskanzlers an die verbündeten Regierungen (9. Dez.) in der Frage der Anwendung des Zeugniszwangs. Eine Anzahl Bundesregierungen hat der Anregung auch schon stattgegeben und bestimmt, daß stets die gesetzliche Zulässigkeit geprüft, sowie in jedem Einzelfall erwogen werden soll, ob die Zwangsmaßnahme zum voraussichtlichen Ergebnis und zur Bedeutung der Sache im richtigen Verhältnis stehen. Auch soll die Staatsanwaltschaft etwaige Bedenken, die gegen die Anordnung der Haft oder ihre Aufrechterhaltung im Einzelfall sprechen, auch den Gerichten gegenüber geltend machen. Diese Bestimmungen können auf begrenztem Gebiet zwar mildernd wirken, wirkliche Abhilfe kann jedoch nur die Gesetzgebung bringen, da der Zeugniszwang sich nicht mit der Haft erschöpft und die Gerichte unter allen Umständen verpflichtet sind (St.P.O. § 69 Abs. 1), einen Zeugen, der das Zeugnis ohne gesetzlichen Grund verweigert, in die durch die Weigerung verursachten Kosten sowie zu einer Geldstrafe bis zu 300 Mark und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, zur Strafe der Haft bis zu sechs Wochen zu verurteilen.

Wieder brennend geworden ist in Deutschland im Jahre 1907 auch die schon früher (1886) erörterte Frage des Zeugniszwangs gegen einen Abgeordneten (Fall Erzberger im Prozeß Böplau) in Tatsachen, die ihm in seiner Eigenschaft als Abgeordneter anvertraut worden sind und die er in Ausübung seines Berufes zur Sprache gebracht hat. Von verschiedenen

Fraktionen zu dieser Sache im Reichstag eingebrachte Anträge harren noch der Erledigung. Die schon oben erwähnte Kommission zur Reform des Strafprozesses hatte die Gewährung des Zeugnisverweigerungsrechts *de lege ferenda* abgelehnt, vornehmlich deswegen, weil dann unter Umständen die Verfolgung schwerer Straftaten, z. B. Landesverrat, verhindert werde. Dieser Grund kann kaum als stichhaltig anerkannt werden, da ja der Zeugniszwang im äußersten Fall nach fruchtloser Vollstreckung einer sechsmonatigen Haft sein Ende findet.

Bedeutfamer als das eben genannte Schreiben des Reichskanzlers sind die Erlasse des bayerischen Justizministers über die Einschränkung der Untersuchungshaft, die stets nur auf das Maß des Notwendigsten beschränkt werden dürfe, sowie über die bedingte Begnadigung, die in Bayern zwar schon seit 1896 eingeführt ist, jetzt aber in allen Fällen, in denen die strafbare Handlung eine mildere Beurteilung zuläßt, in Erwägung gezogen werden soll, nicht allein wie bisher zumeist nur bei Personen unter 18 Jahren und solchen, die noch keine Freiheitsstrafe erlitten haben.

In Österreich, wo noch ein im Jahr 1803 geschaffener Straftodex in Geltung ist, ist man seit 1897 mit der Aufstellung eines neuen Strafgesetzbuches beschäftigt. Nach wiederholten Durchberatungen seitens bedeutender praktischer und theoretischer Kriminalisten (Lammach, Stoof, Hoegel u.) und Prüfung der Vorschläge im Justizministerium kam 1904 ein Kompromißentwurf zustande, der verschiedenen Gutachtern vorgelegt wurde; das Urteil derselben bildete die Grundlage für zahlreiche Konferenzen im Ministerium. Allem Anschein nach dürfte das Jahr 1908 die Veröffentlichung des Entwurfs bringen. Gleichzeitig steht auch eine Änderung des Strafprozessrechts in Aussicht.

Sehr bedeutend ist das neue Strafgesetzbuch für Japan vom 23. April 1907, das von dem japanischen Staatsanwalt Dr. Shigema Oba ins Deutsche übersetzt wurde (Nr. 23 der Sammlung außerdeutscher Strafgesetzbücher, herausgeg. von der Redaktion der Zeitschrift für die ges. Rechtswissenschaft, Berlin, J. Guttenberg). Es umfaßt 264 Paragraphen und hat gegenüber dem deutschen St.G.B. manche Vorzüge, z. B. Erhöhung des strafwürdigen Alters auf das vollendete 14. Lebensjahr, Strafmilderung nach freiem Ermessen des Richters bei jeder Straftat, Verschärfung der Strafe beim Rückfall bei den meisten Straftaten, bedingte Begnadigung u.

Unter den Gerichtsverhandlungen des Jahres 1907 nimmt wohl der Hau-Prozeß das größte Interesse für sich in Anspruch, weniger allerdings von der rein juristischen Seite, als vom kulturellen und psychologischen Standpunkt aus. Wohl selten ist ein Urteil der Geschworenen auf so starken Widerspruch nicht nur einer durch amerikanische Mittel irrefeleiteten großen Menge gestoßen, nein, was noch viel bedauerlicher ist, sogenannte intellektuelle Kreise sprachen den schlichten Männern des Volkes mit ihrem

gefunden Sinn das Verständnis für die Psyche des Angeklagten, eines modernen Kulturheros, ab und waren für alle gekünstelten Kombinationen eher zugänglich als für die Tatsache, daß der kluge und gewandte Roué mit seiner theatralischen Pose durch wirtschaftliche Existenzsorgen zum feigen Mörder werden konnte. Mit Recht sind auch einzelne Maßnahmen der Staatsanwaltschaft auf lebhaften Widerspruch gestoßen, besonders bedauerlich war aber das Gebaren der Verteidigung, die unter anderem mit Hilfe der Presse für den Angeklagten Stimmung zu machen suchte. — Tiefe sittliche Fäulnis haben einzelne Homosexuellenprozesse aufgedeckt. Die endgültige Entscheidung im Beleidigungsprozeß Moltke-Harden steht noch aus. Der Staatsanwalt, der zuerst aus Mangel an öffentlichem Interesse das Verfahren gegen Harden ablehnte, griff nach dem freisprechenden Urteil des Schöffengerichts in den Prozeß ein und übernahm damit gemäß § 417 der St.P.O. die Verfolgung. Die Frage, welche einen lebhaften Meinungsaustausch hervorrief, war nun, ob das Verfahren in der Lage, in der es sich befindet, und vor dem Gericht, bei dem es anhängig ist, fortzusetzen ist, oder ob das anhängige Verfahren einzustellen ist und ein neues zu beginnen hat. Das Reichsgericht wird darüber zu entscheiden haben. — Die Münchner Bucherprozesse, durch die zahlreiche Offiziere bloßgestellt wurden, haben die schon öfters erörterte Frage der Beschränkung der Wechselfähigkeit für bestimmte Berufe wieder aufleben lassen. — Mehrere Kolonialprozesse haben gezeigt, daß einzelne der mit schwerer Verantwortung hinausgeschickten Kolonialbeamten zwar deutsche Kulturträger waren, soweit es sich in den Kolonien um Befestigung staatlicher Autorität und um die wirtschaftliche Erschließung handelt, daß sie aber deutsche Sitte und christliche Moral, wahrscheinlich im Interesse einer besseren Akklimatisierung, mit den Anschauungen unkultivierter afrikanischer Stämme vertauschten.

IV. Staats- und Verwaltungsrecht.

Der bedeutungsvollste Vorgang ist hier die Umgestaltung des Verfassungs- und Wahlrechts. Fast durch alle deutschen Gaue geht das Bestreben, an Stelle des veralteten plutokratischen Klassensystems ein auf freiheitlichen Grundsätzen aufgebautes gleiches und allgemeines Wahlrecht zu schaffen. In den drei süddeutschen Staaten hat sich diese Reform in den letzten Jahren schon vollzogen, in Württemberg ist sogar das System der Verhältniswahl zu Ehren gekommen. Wahlrechtsvorlagen beschäftigen die gesetzgebenden Organe in Sachsen, Hessen und Oldenburg, und sogar in den beiden Mecklenburg wurde die seit mehr als einem halben Jahrhundert heißersehnte konstitutionelle Verfassung für einen außerordentlichen Landtag des Jahres 1908 in Aussicht gestellt. Hamburg und Lübeck haben allerdings im Jahr 1908 aus Bedenken gegen das Anwachsen sozial-

demokratischen Einflusses eine plutokratische Verschlechterung ihres Wahlrechts vorgenommen und damit den Einfluß der Arbeiterschaft bedeutungslos gemacht. Auf einen energischen Widerstand von seiten der Regierung und der rechtsstehenden Parteien stößt der Versuch zur Verdrängung des Dreiklassenwahlrechts im größten deutschen Bundesstaat, in Preußen. In Elsaß-Lothringen ist nicht nur ein lebhafter Kampf um ein neues Wahlrecht, sondern gleichzeitig auch um die Erlangung der staatsrechtlichen Stellung eines Bundesstaates entbrannt. In Österreich brachte eine einschneidende Umgestaltung des Verfassungsrechts das Gesetz vom 26. Januar 1907, das an Stelle der fünf Wählerklassen das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für das Abgeordnetenhaus des Reichsrats einführt. Die Wahlberechtigung erfordert männliches Geschlecht, das zurückgelegte 24. Lebensjahr sowie einjährigen Wohnsitz in der Wahlgemeinde. Wählbar ist jeder 30 Jahre alte, seit mindestens drei Jahren im Besitz der österreichischen Staatsangehörigkeit befindliche Wahlberechtigte. Jeder Wahlbezirk wählt einen Abgeordneten mit Ausnahme Ostgaliziens, wo neben dem Majoritätsvertreter auch ein Minoritätsvertreter für eine $\frac{1}{4}$ der abgegebenen Stimmen übersteigende Minorität gewählt wird. Absolute Stimmenmehrheit entscheidet. In die engere Wahl (Stichwahl) kommen die zwei, in Ostgalizien die drei Personen, welche die größte Stimmenzahl auf sich vereinigt haben. Bei Ersatzmännerwahlen genügt relative Mehrheit¹.

Eine nicht unwesentliche Umgestaltung erhielt im Deutschen Reich durch das Gesetz vom 17. Mai 1907 das Reichsbeamtenrecht, dessen Grundlage das Gesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten vom 31. März 1873 bildete. Die neue Fassung des ganzen Gesetzes wurde unter dem 18. Mai bekannt gegeben. Durch das neue Recht wurde zunächst der Kreis der Hinterbliebenen der Beamten, die auf das Gnadenvierteljahr Anspruch haben, dahin erweitert, daß zu diesen neben der Witwe und den ehelichen Abkömmlingen noch die legitimierten getreten sind. Die wesentlichste Bestimmung, die allen Beamten zu gute kommt, ist wohl die über die Festsetzung der Pension. Dieselbe beginnt mit $\frac{20}{60}$ des Dienst Einkommens bei vollendeter zehnjähriger oder kürzerer Dienstzeit. Nach vollendetem 10. Dienstjahr steigt die Pension mit jedem weiteren Dienstjahr bis zum vollendeten 30. Dienstjahr um $\frac{1}{60}$ und von da ab um $\frac{1}{120}$ bis zum Betrag von $\frac{45}{60}$ des Dienst Einkommens. Wichtig ist auch, daß die Pensionen vierteljährig, nicht wie früher monatlich im voraus gezahlt werden, und daß den Hinterbliebenen eines Pensionärs die Pension noch für ein Vierteljahr zu zahlen ist. Die Dienstzeit wird nunmehr vom 18. (vordem vom 21.) Lebensjahr ab voll angerechnet. In ähnlicher Weise neu geregelt wurden die Rechts- und Pensionsverhältnisse der preussischen Beamten durch das preussische

¹ Vgl. auch „Politisches Leben“ S. 69 ff.

Gesetz vom 27. Mai 1907. Die Pensionen der Offiziere und Sanitäts-offiziere des Reichsheeres, der Kaiserlichen Marine und der Schutztruppen wurden schon durch das Reichsgesetz vom 31. Mai 1906 neu festgesetzt und erhöht. Die staatliche Fürsorge für die Hinterbliebenen erhielt im Deutschen Reich eine andere Gestaltung für die Hinterbliebenen der Reichsbeamten durch das Beamtenhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907 und für die der Militärs durch das Militärhinterbliebenengesetz vom 17. Mai 1907. Alle drei von diesem Tag datierten Gesetze traten mit Wirkung vom 1. April 1907 in Kraft.

Bei der hervorragenden Stellung, welche die Städte im modernen staatlichen und wirtschaftlichen Leben immer mehr einnehmen, gewinnt das bis jetzt vielfach vernachlässigte Städterecht immer mehr an Bedeutung. Einer dankenswerten Aufgabe unterzog sich deshalb der Verein für Sozialpolitik, der auf seiner Magdeburger Tagung (30. Sept. bis 2. Okt.) die Verwaltung und Verfassungsorganisation der Stadt behandelte, ein Thema, das beim ersten Blick über den Rahmen der Aufgabe des Vereins hinauszugehen scheint, das aber die Grundlage bilden soll für spätere, die kommunale Sozialpolitik betreffende Untersuchungen. Die Verhandlungen befaßten sich vorwiegend mit dem Gemeinbewahlrecht, dem staatlichen Aufsichtsrecht und dem Verhältnis zwischen Ortspolizei und Stadtgemeinde. Als Grundlage für die Verhandlungen wurde vom Verein eine wertvolle Materialsammlung (7 Bde) herausgegeben, welche die Verfassung und Verwaltungsorganisation der Städte in den deutschen Bundesstaaten, sowie in Osterreich, der Schweiz, in England, Frankreich und Nordamerika umfaßt.

Als beachtenswerte literarische Neuerscheinung auf verfassungsrechtlichem Gebiet ist auch das von Professor Stier-Somlo in Bonn herausgegebene „Jahrbuch des Verwaltungsrechts“ zu nennen, das 1907 im zweiten Jahrgang erschien (Berlin, Wahlen). Es zieht auch das Staats- und Völkerrecht in seinen Bereich, gibt eine systematische Übersicht über die verwaltungsrechtliche Literatur und faßt die Rechtsprechung und Gesetzgebung des verflossenen Jahres zusammen. Das von der Kritik gut besprochene Werk will eine Ergänzung bilden zu dem Neumannschen „Jahrbuch des deutschen Rechts“.

Zum Ersatz für das unter dem Namen „Handbuch des öffentlichen Rechts“ von Marquardsen, Piloty und Seydel herausgegebene Sammelwerk erscheint jetzt im gleichen Verlag (Tübingen, Mohr) eine neue staatsrechtliche Sammlung unter dem Titel: „Das öffentliche Recht der Gegenwart“, die von Jellinek, Laband und Piloty herausgegeben wird; sie will eine Darstellung des gesamten Systems nach dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Methodik und Prinzipienlehre und dem Stand des gegenwärtig geltenden Rechts geben und erscheint in zwei Hauptteilen, einem systematischen Teil, der die Staatsrechte der einzelnen Länder und die all-

gemeinen Lehren behandelt, und einem fortlaufenden Teil, dem „Jahrbuch des öffentlichen Rechts“, das über den Fortgang auf staats- und verfassungsrechtlichem Gebiet berichtet und so den systematischen Teil auf dem Laufenden erhält. Vom systematischen Teil ist bis jetzt erschienen „Deutsches Staatsrecht“ von Laband (1906) und „Das Staatsrecht des Königreichs Württemberg“ von Göz (1908); das Jahrbuch erschien zuerst 1907.

V. Völker- und Kolonialrecht.

Das Völkerrecht hatte im Jahr 1906 durch die Konferenz von Algeciras (16. Jan. bis 13. März) eine Erweiterung erfahren, gerade am letzten Tag des Jahres fand die Hinterlegung der Ratifikationsurkunden der Algecirasakte in Madrid statt. Das neue Jahr stand im Zeichen der Haager Friedenskonferenz, die am 15. Juni zusammentrat und am 18. Okt. geschlossen wurde; 47 Staaten hatten zu dieser Tagung ihre Vertreter entsandt, während die erste Haager Konferenz (1899) nur von 26 Ländern besetzt worden war. Wenn man sich auch nicht verhehlen darf, daß die friedensrechtlichen Ergebnisse durchaus nicht den Erwartungen entsprechen, welche man auf die Haager Tagung setzte, so soll doch auch nicht der fördernde Einfluß der Konferenz auf die Weiterentwicklung des internationalen Friedensrechts verkannt werden. Es trifft wohl zu, was die Konferenz in einer einstimmig angenommenen Erklärung festgelegt hat, daß während der vier Monate der Zusammenarbeit „alle Staaten der Welt nicht nur gelernt haben, sich zu verstehen und sich einander zu nähern, daß sie auch verstanden haben, im Verlauf der langen Zusammenarbeit ein erhabenes Bewußtsein des gemeinsamen Wohles der Menschheit zu wecken“. Eine neue internationale Institution wurde im „Oberprüfengerichtshof“ geschaffen, der in Kriegszeiten unabhängig und unparteiisch über die Berechtigung einer Schiffswegnahme beschließen soll. Ob nun aber wirklich ein solcher internationaler Gerichtshof in absehbarer Zeit zustande kommt, hängt von Rußland und auch vom Einfluß der englischen Konservativen im Oberhaus ab, die erst eine Modifikation des Seerechts wünschen. Eine weitere Erhöhung des internationalen Rechtsgedankens liegt in der Annahme der Porter-Doktrin, die besagt, daß nur dann zur gewalttätigen Eintreibung von Schulden gegriffen werden soll, wenn der schuldnerische Staat das Anerbieten einer schiedsgerichtlichen Erledigung der Forderung ablehnt oder unbeantwortet läßt. Allerdings ist dabei weder die Art der Schulden präzisiert worden, noch hat man angegeben, von welcher Höhe an die Schuldsforderungen Gegenstand des Schiedsgerichts sein sollen. Die Porter-Doktrin trat an Stelle der zuerst vorgeschlagenen Drago-Doktrin, welche dahin ging, daß europäische Mächte wegen nicht bezahlter Schulden keinen amerikanischen Staat mit den Waffen bedrohen und keine amerikanischen

Gebiete besetzen dürften. Hinsichtlich der zwangsweisen Schiedsgerichtsbarkeit wurde wenigstens einstimmig eine Erklärung angenommen, in der das Prinzip anerkannt und erklärt wird, daß gewisse Streitigkeiten, namentlich hinsichtlich Auslegung und Anwendung internationaler Verträge, geeignet sind, ohne jede Reserve ihr unterbreitet zu werden. Der ständige Schiedsgerichtshof mit einem ständigen Richterkollegium, der in gewissen Streitigkeiten geringeren Umfangs rasches und billiges Recht schaffen sollte, ging aus den Beratungen nicht hervor. Nur die Organisation eines solchen Gerichtshofs wurde aufgestellt und angenommen, doch konnte man sich über den Modus der Besetzung der Richterstellen nicht einigen. Die Konferenz hat daher den Mächten empfohlen, das ausgearbeitete Reglement anzunehmen und auf diplomatischem Weg einen Modus für die Richteraufstellung zu suchen. Ergebnisreicher waren die Vereinbarungen auf kriegsrechtlichem Gebiet, besonders hinsichtlich des Landkriegs. Das auf der ersten Konferenz angenommene Abkommen über dessen Geseze und Gebräuche wurde mehrfach ergänzt und erweitert. Die Ergänzungen beziehen sich auf detaillierte Bestimmungen über die Volksbewaffnung (z. B. die Forderung, daß die Waffen offen getragen und die Kriegsgeseze befolgt werden), auf die Gefangenenbehandlung (Verwendung zur Arbeit und deren Entlohnung, Nachrichtenvermittlung für und über die Gefangenen, Zahlung des Soldes an gefangene Offiziere u.), auf das Verbot, Angehörige des bekriegten Staats zu feindseligen Handlungen gegen das Vaterland zu zwingen, und auf das Verbot, Ersatzansprüche der Staatsangehörigen des feindlichen Staats als erloschen oder suspendiert zu erklären. Das auf der ersten Konferenz erlassene Verbot, unverteidigte Städte, Ortschaften, Gebäude usw. zu bombardieren, wurde auch für die zukünftige Luftartillerie festgelegt durch Hinzufügung der Worte „durch was immer für Mittel“. Unter die vor der Beschießung geschützten Gegenstände wurden auch historische Denkmäler aufgenommen. Für die Wegnahme von privatem Eigentum an Personen, Güter- und Nachrichtenbeförderungsmitteln wurde die Ersatzpflicht bestimmt. Unterseeische Kabel, die feindliches Gebiet mit neutralem verbinden, dürfen nur bei äußerster Notwendigkeit zerstört werden, der Schaden muß im Frieden ersetzt werden. Das Verbot des Werfens von Sprenggeschossen aus Luftballons, das 1899 für 5 Jahre angenommen worden war, wurde erneuert, soll aber nur eine geringe Anzahl von Unterschriften erhalten haben. Von Wichtigkeit ist auch, daß England diesmal dem Verbot der Dum-Dum-Geschosse zustimmte. Neu aufgenommen wurden die Bestimmungen, daß jeder Staat für die durch die Nichtbeachtung des Kriegsrechts verursachten Schäden haftbar ist, ferner, daß der Eröffnung der Feindseligkeiten eine Kriegserklärung oder ein Ultimatum mit bedingter Kriegserklärung voranzugehen habe und der Kriegszustand den Neutralen zu notifizieren sei. Der Begriff der neutralen Personen wurde definiert, der Verlust der Neutralität fremder Staats-

angehöriger infolge Beteiligung an feindseligen oder begünstigenden Handlungen festgesetzt. Die Benutzung von Eisenbahnmateriale, das neutralen Personen oder Gesellschaften gehört, soll nur im Notfall zulässig sein. Die Rechte und Pflichten der Neutralen wurden genau umgrenzt. Das neutrale Gebiet ist unverletzbar, Truppen dürfen durch dieses weder geführt noch dort formiert werden, Stationen für drahtlose Telegraphie dürfen nicht errichtet, vor dem Krieg geschaffene Anlagen nicht benützt werden. Der neutrale Staat darf Angriffe auf seine Neutralität mit bewaffneter Macht zurückweisen, ohne daß dies als feindselige Handlung gilt. Ein weiterer Ausbau des Seekriegsrechts hat im allgemeinen nicht stattgefunden. Über den Schutz des Privateigentums zur See, die Abschaffung der Kaperei, die Kriegskonterbande und die Regelung der Blockade wurde eine Einigung nicht erzielt. Betreffs der Seeminen wurde nur bestimmt, daß sie so einzurichten sind, daß freitreibende Minen mindestens nach einer Stunde und verankerte Minen nach ihrer Loslösung unwirksam werden müssen. Handelsschiffen, welche beim Kriegsausbruch im feindlichen Hafen sind oder sich auf hoher See ohne Nachricht vom Kriegsausbruch befinden, wird eine Begünstigungsfrist zugestanden. Die schon 1899 auf den Seekrieg ausgebehnte Genfer Konvention wurde auch mit ihren Erweiterungen vom Jahr 1906 angenommen.

Unter den internationalen Verträgen des Jahres 1907 sind zu nennen der Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und der Schweiz über die Beglaubigung öffentlicher Urkunden vom 14. Febr. 1907, ratifiziert am 16. Juli 1907, ferner der Auslieferungsvertrag zwischen Deutschland und Griechenland vom 12. März (27. Febr.) 1907, ratifiziert am 23. Juli 1907. Der Vertrag zwischen dem Deutschen Reich und den Niederlanden über Unfallversicherung vom 27. Aug. 1907, ratifiziert am 30. Nov. 1907, bestimmt, daß die der Unfallversicherung unterliegenden Betriebe, die ihren Sitz in dem Gebiet des einen Teils haben und ihre Tätigkeit auch in dem Gebiet des andern Teils ausüben, vorbehaltlich einzelner Ausnahmen, für die im Gebiete eines jeden Teils ausgeführten Tätigkeiten ausschließlich die Unfallversicherungsgesetze dieses Teils Anwendung finden. Ein ähnliches Abkommen besteht bekanntlich schon zwischen dem Deutschen Reich und Luxemburg über Unfallversicherung (Vertrag vom 2. Sept. 1905). Über die Behandlung der italienischen Arbeiter in Deutschland und umgekehrt hinsichtlich der Arbeiterversicherung ist in dem Zusatzvertrag zum deutsch-italienischen Handelsvertrag vom 3. Dez. 1904 ein besonderes Abkommen in Aussicht gestellt worden. Das Reichsgesetz betreffend die Handelsbeziehungen zum Britischen Reich vom 16. Dez. 1907 gewährt England bis zum 31. Dez. 1909 die Rechte der meist begünstigten Nation.

Die jüngste Rechtsmaterie, das Kolonialrecht, gewinnt zusehends an Bedeutung. In Deutschland tritt besonders die Notwendigkeit einer

einheitlichen und übersichtlichen Zusammenfassung der fast zahllosen Gesetze und Verordnungen immer mehr zutage; Hand in Hand damit geht auch der Wunsch nach einer umfassenden Reform. Namentlich von der Trennung der Justiz und der Verwaltung verspricht man sich eine wesentliche Besserung der kolonialen Rechtszustände. Die Errichtung von Professuren für Kolonialrecht wird fast allgemein befürwortet. Hervorzuheben ist auch die von der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre eingeleitete Erforschung und Sammlung des Eingebornenrechts. Eine bedeutame Veröffentlichung bildet das vom Institut Colonial International herausgegebene Werk: *Les lois organiques des colonies* (3 Bde), eine Sammlung der Verfassungsgesetze, insbesondere der Bestimmungen über die Organe der Gesetzgebung in den Kolonien Englands, Frankreichs, Deutschlands, Hollands und Italiens sowie im Kongostaat. Das bisher äußerst schwer erreichbare Material über den gegenwärtigen Rechtszustand ist übersichtlich zusammengestellt, eine systematische Einleitung geht dem Text der Gesetze und Verordnungen voraus.

Durch kaiserliche Verordnung vom 28. Sept. 1907, die am 1. Jan. 1908 in Kraft getreten ist, wurde für das Schutzgebiet Kiautschou ein Gericht zweiter Instanz errichtet. Bis dahin hatte das Kaiserliche Konsulargericht in Schanghai die Kompetenzen eines solchen. Durch kaiserliche Verordnung vom 4. Okt. 1907, die mit Wirkung vom 1. Apr. 1907 in Kraft trat, wurden auch die Rechtsverhältnisse der Landespolizei in Deutsch-Südwestafrika geregelt.

VI. Literatur.

1. Lyrik und Epik.

Don Dr Wilhelm Oehl.

Bevor ich mich an die Einbringung der lyrischen und epischen Ernte des vergangenen Jahres heranmächte, waren einige Monate hindurch die mystischen Lyriker Persiens meine Lektüre gewesen. Der etwas unvermittelte Übergang war nicht ganz leicht, umsomehr, als die Lyrik des Berichtjahres nur wenig wirklich Wertvolles aufweist. Etwa ein gutes Duzend Gedichtbände verdienen reiche, volle Anerkennung, das andere ist Mittelgut, fällt ab und ist zum Teil völlig wertlos — wie das natürlich zu keiner Zeit anders war. Auffallend ist aber immerhin eine merkwürdige Erscheinung: nicht wenige „Dichter“ machen ihre Verse gänzlich unbekümmert um die Forderungen, die man heutzutage an lyrische Gedichte zu stellen berechtigt, ja verpflichtet ist. Die „Moderne“ der 1880er Jahre, bewundert viel und viel gescholten, ist für viele Neue so gut wie nie gewesen. Ihre tatsächlichen und unbestreitbaren Errungenschaften sind für sie nicht vorhanden. Daß die Ingredienzien der Lyrik immer die alten bleiben, liegt in der Natur der Sache. Gegen die ewige Wiederkehr der gleichen, abgenutzten Reimbänder ist schließlich auch nichts zu sagen; aber wenigstens sollten nicht die gleichen unreinen Reime unentwegt wiederkehren. Was da von manchen geleistet wird, ist unglaublich. Und sogar bessere Dichter von wirklichem Können zeigen hierin eine bedauerliche Sorglosigkeit. Jene mittelhochdeutschen Lyriker, die aus Mitteldeutschland stammten, nahmen auf das Ohr ihrer bayerisch-schwäbischen Volksgenossen weit mehr Rücksicht als heute ihre modernen Nachfolger, die bloß nach ihrem Gehör und unbekümmert um oberdeutsche Ohren unermüdblich, wie zur Zeit der Klassiker, trug — Fluch oder Auge — tauche reimen. Die Reimtechnik der Minnesänger war da weit empfindlicher. Heise hat sicher recht mit seinem Rate: „Laß, Poet, die Müß dich nicht verdrießen und birg dein Süßfestes im reinsten Reim.“ Sollte es dem modernen Dichter nicht gelingen, nach Goethes Mahnung den Reim und „den Gedanken rein“ zu haben?

es bei den schwäbischen und den schlesischen Dichtern geschah. Überhaupt stehen vielfach Gruppenbildungen mitteninne zwischen allgemeinen Richtungen oder Schulen und landsmannschaftlicher Bodenständigkeit. Man darf da vielleicht an den Göttinger „Hain“, an die Jenenser und Heidelberger Romantiker, an den Münchner Dichterkreis denken. In unsern Tagen ist der „Gralbund“, jene Vereinigung katholischer Schriftsteller Wiens, ein beweiskräftiges Beispiel für die Bedeutung örtlichen Zusammenseins.

Die geographische Bedingtheit der Literatur ist allerdings nicht so leicht darzustellen, wenn es sich um die Leistungen bloß eines Jahres handelt. Die lyrischen und epischen Dichtungen, die wir hier überblicken wollen, sind ja nur gleichsam ein einzelner Jahresring im uralten Eichenstamme deutschen Schrifttums. Auch wird die regelrechte Entwicklung der heimischen Reime vielfach gestört durch allerlei Einflüsse, und endlich sind nicht alle Individuen in gleichem Maße empfänglich für das unsichtbare, aber sehr wohl meßbare Fluidum ihrer engeren Heimat.

Die Schweizer haben eine ausgezeichnete literarische Tradition hinter sich. Keller, Meyer, Spitteler sind noch für lange Zeit Fixsterne, an denen sich die Nachfolgenden orientieren. Unter diesen hat Emil Kappeli einen neuen Gedichtband herausgegeben: „Ranten am Weg“ (Straßburg, Singer). Der ehemalige Offizier und gewandte, formbeherrschende Dichter legt in seine Verse viel laute Vaterlandsliebe. In den „Engadinerliedern“ erklingt fast überschwenglich das Preislied auf verschiedene Berge und Seen der Ostschweiz. Der vaterländische, bodenwüchsigte Wert dieser Heimatlyrik ist klar, aber auch ihre Grenzen. Für die überkünstelten Gedichte mit Doppelreim kann ich mich nicht erwärmen. Ein Fehler dieses 271 Seiten starken Gedichtbandes ist die Breite, die Weiterschweifigkeit. Aus Rücksicht auf seine katholischen Mitbürger hätte Kappeli übrigens jene Stelle im Zwingligebichte unterdrücken sollen, wo wir die geschmacklosen Zeilen lesen vom „wahren Christentum, das eine Pfaffenrotte, das Rom schamlos verdarb“. — Die Heimattöne, die Kappeli so kräftig anschlägt, klingen bei P. C. Gruner nirgends an. Sein Gedichtbuch „Am Bergpfad“ (ebd.) ist übrigens durchaus unreif. Dichterisches Talent fehlt Gruner nicht, aber er ist zu sinnlich, übertrieben, ungezügelt. Auch die Form bedürfte einer viel besseren Norm; der gedankenlose Notbehelf der Gedankenstriche wird reichlich ausgenutzt. Ein Drittel seiner Gedichte wäre füglich besser ungedruckt geblieben. — Mehr Schweizer ist Fridolin Hofler in seiner hübschen Sammlung „Stimmen der Stille“ (Einsiedeln, Benziger). Es sind fünfzig Lieder, eine klug-bescheidene Auswahl aus langer Schaffenszeit, im ganzen ein schönes Gedichtbuch, dessen Titel zum Inhalt paßt, es ist stille, innerliche Poesie, nichts Lautes, Großes, Bedeutendes. Hofler hat keine tiefbohrenden Probleme, aber meist wohlabgetönte Verse und gelegentlich ein gutes Bild. Voll ausgeglichen ist seine Lyrik nicht, auch sprachlich nicht, doch erheben sich

einige Gedichte über das Mittelgut der übrigen, und „Einen Sommer lang“ und „Nebelgrauen“ sind vorzügliche Leistungen, die auch eines ganz Großen würdig wären. — Ein gutes Formtalent ist Jak. Grüniger. Seine Gedichte „Kraft und Unkraft“ (ebb.) enthalten manches sehr Gute. Er handhabt die Sprache mit künstlerischer Sicherheit und weiß, je nach der beabsichtigten Wirkung, Rhythmus und Wohlklang und Wucht in seine Verse zu legen. Nicht unerheblich wird die Klangwirkung seiner Gedichte erhöht durch starke Stabreime, ein Kunstmittel, dessen sich auch Hofer erfolgreich bedient. — Einen epischen Stoff aus der eidgenössischen Geschichte behandelt Aug. Benziger in „Bruder Klaus“ (ebb.). Wertvoll und bedeutend scheint mir in diesem Epyll freilich eher der Stoff als die Form. Der Dichter erzählt in reimlosen Jamben die Lebensgeschichte des sel. Nikolaus von der Flüe, jener sympathisch-ehrwürdigen Gestalt des 15. Jahrhunderts. Die Darstellung ist etwas breit und lehrhaft, die Sprache gut, wenn auch nicht ganz bewältigt; sie bleibt in den Grenzen des Hergebrachten, Gewöhnlichen. Der schöne Stoff hätte sich reicher, psychologisch tiefer, ergreifender gestalten lassen. Übrigens hat Benziger nicht alle Züge der Lebensgeschichte verwendet.

Die östlichen Nachbarn der Schweiz sind ein besonders langesfrohes Volk. An Dichtern ist Tirol nicht arm, und trotz mancher politischen oder religiösen Unterschiede haben sie alle etwas Gemeinsames: sie sind Tiroler. — Einer von den Tirolerpoeten, der derbste und kräftigste, ist am 16. Juli 1907 gestorben: P. Norbert Stock aus Luge. Neben vielem Bräskem und gar zu drastisch Grobem hat „Bruder Norbert“ auch manches Schöne, echt Lyrische hinterlassen. — B. Eschurtschenthalers „Saitengold und Lieder“ (Innsbruck, Wagner) sind die Erstlinge eines jungen Dichters. Wir haben es hier mit einem ganz ungeschulten, aber nicht schwächlichen Talente zu tun. Die Metrik läßt recht viel zu wünschen übrig; auch grammatische Irrungen fehlen nicht, und die etwas regellose Interpunktion stört. Trotzdem findet sich manches Gute in den Gedichten. Von den Einflüssen der Moderne ist keine Spur zu finden; die lyrische Kultur unserer Zeit ist an Eschurtschenthaler vorübergegangen. — Eine längst bekannte Dichterin ist Angelika v. Hörmann. Ihre neuen Gedichte „Auf stillen Wegen“ (München, Lindauer) sind formgewandt, aber nicht hervorragend. Die zweite Hälfte des Bändchens bringt „Übersetzungen und freie Bearbeitungen deutscher Minnelieder“: Wolkenstein, Hadlaub, Keimar, Kürnberger. Den Schluß machen einige Gelegenheitsgedichte mit guter deutschnationaler Tendenz, ohne häßliche Ausfälle. — Ganz auf der Seite der Alldeutschen steht Arthur v. Wallpach. Doch halten sich seine neuen Gedichte „Tiroler Blut“ (München, Müller) von geschmacklosen Übertreibungen frei. Wallpach verfügt über ein bedeutendes poetisches Können. Die ganze wilde Vergangenheit der Heidenzeit scheint in ihm lebendig, er ist selber wie gebannt von der heimlichen, unheimlichen Macht der Vorzeit.

Die Sprache ist mehr bemessen, gedrungen; für den Kultus unserer Kirche hat Wallpach wenig Sinn, wenn er auch in keinem dieser Gedichte zu Spott oder Beleidigung herabsteigt. Ein inniger, frommer Sänger ist G. Koch, sein Landsmann, zwar nicht durch die Geburt, aber durch Wahl (Koch ist Schweizer). Dieser Kapuziner ist als Dichter kein Verdender, kein Suchender mehr. Er ist fest, sein Weltbild fertig. Mit bewußter Schlichtheit sucht er die hieratischen Formen des Kirchenliedes nachzubilden. Seine „Kirchenlieder“ (Münster, Ostendorff) sind durchaus unmodern, aber sie haben in ihrer scheinbaren Kunstlosigkeit eine eigenartige, stimmungsvolle Wirkung: Kirchenstimmung. In 54 Liedern folgt Koch dem freuden- und schmerzreichen Zyklus des Kirchenjahres, und mehr als eines von ihnen ist würdig, in den lebendigen Volksgesang überzugehen. Der Anfang dazu ist schon gemacht, da mehr als die Hälfte davon und auch viele andere Gedichte Kochs vertont sind. — Im Gegensatz zu Kochs reichschließender Poetenader lart R. Domanig mit seinen lyrischen Gaben. Sein „Wanderbüchlein“ (Rempten, Kösel) ist ein schlankes Bändchen mit wenigen, streng ausgewählten Gedichten. Domanig ist eine der eigenartigsten Gestalten unter den Dichtern Tirols, so recht der Typus des alten, kernig-gefunden, katholischen Tirolertums. Er hält es für seine nationale Pflicht, dem Tiroler den Wert seines religiösen Besitzstandes zum Bewußtsein zu bringen. Diese Eigenart kommt aber in seinen dramatischen und novellistischen Schöpfungen viel mehr zum Ausdruck als in seiner Lyrik.

Mit den Tirolern berühren sich zwei bayrische Dichter in manchen Dingen: M. Haushofer (gest. 9. April 1907 in Gries bei Bozen) und R. Stieler, dessen „Gesammelte Dichtungen“ (hochdeutsch) im Berichtsjahr erschienen sind (Stuttgart, Bong). Haushofer hat uns als posthume Gabe noch einen Band sehr schöner Gedichte geschenkt: „Der Gast der Einsamkeit und andere Gedichte“ (Stuttgart, Cotta Nachf.). Diese Dichtungen sind ein vollgültiger Beweis, wie man auch mit den Mitteln der alten Sprache ein wirksamer Dichter sein kann. Etwas Ausgezeichnetes ist zumal die große Legende „Chan Melchior“. Die oberbayrische Bergwelt und das Münchnertum geben die Grundmotive in Haushofers Gedichtband. München ist als literarisches Zentrum auch heute bedeutend, wengleich die Zeiten des Münchner Dichterkreises längst dahin sind. — Die Münchner Gesellschaft wie die Literatur haben in Adele Curry (gest. 29. Nov. 1906) eine liebenswürdige Dichterin verloren. Die „Gedichte“ dieser jung verstorbenen Frau sind 1907 erschienen (München, Müller). Ein überaus liebes, schönes, inniges Buch, dessen Themen Frauenliebe und Mutterfreude sind. Wie Haushofer benötigt Curry die moderne Technik nicht; sie hat die Hauptsache, die innere Musik, die wichtiger ist als die lyrische Gehärde. — Eine andere beachtenswerte, länger bekannte Münchnerin ist Dora Stieler, die mit ihren Gedichten in oberbayrischer Mundart „Mussen“

(Stuttgart, Bonz) das Hauptgebiet ihres Vaters pflegte, aber in ihrer hochdeutschen Poesie (Neue Gedichte, ebd.) andere Töne hat als dieser. Hier ertönt „eigenster Gesang“. Alles ist goldig klar, kein zerrissener Aufschrei auch im Schmerz, keine Rhetorik. Innerlich jauchzend geht sie in den Tag, der ihr — ob grau, ob sonnig — goldene Möglichkeiten bietet. Mit heiligem Ernst umfängt sie das Leben. Die merkwürdig einfache Sprache gelangt zu tiefer Wirkung, und mit Genuß kann man sich in diese seelischen Augenblicksbildchen versenken. — Ein noch lange nicht klar gewordener Dichter ist der in München lebende Elsäßer B. Isemann. Von seinen früheren Gedichten kenne ich nur wenige; mit dem im Berichtjahre erschienenen Bande „Doppelstimmen“ (München, Bonfels) ist nicht viel anzufangen. Isemann braucht noch viel künstlerische Selbstzucht. Seine Gedichte sind vielfach unförmlich, freilich wohl von erkünstelter Formlosigkeit, der Inhalt nicht selten unverständlich. Hier und da finden sich Strophen, die eine bedeutende lyrische Kraft ahnen lassen. Es steckt sicherlich viel Begabung in diesem ungebärdigen Poeten. Vielleicht erfüllt er selbst einmal sein eigenes Gedicht: „Es ist so schwer, der eignen Tiefe Herr zu werden, wie das Meer nichts weiß von jenen Erden, die urreich und groß aus ihrem Schoß einst steigen werden.“ — Ein mittleres Talent spricht aus Hans Mayrs „Gedichten“ (Münster, Coppentrath). Großes, Bedeutungsvolles finden wir nicht, aber einige Stücke verdienen volles Lob: „Ruhe“, „Ich hörte singen in der Nacht“, „Zuversicht“. — Unter den Dichtern Bayerns können wir wohl auch den Beuroner Benediktiner Timotheus Kranich behandeln, obschon er ein geborner Ostpreuße ist. Sein neuer Gedichtband „Sink und Nachtigall“ (Ravensburg, Alber) sucht das Blendende, Überwältigende ebenso wenig als seine beiden früheren Bände „Schlichte Spende“ und „Goldne Fernen“. In seinen Versen ist Stille, Schlichtheit, Ruhe, ein reines, geruhig brennendes Licht. Wie Koch ist Kranich kein werdender, Gärender mehr, er ist schon geworden und blickt aus klösterlicher Stille in die Welt hinaus und in seine Vergangenheit zurück. Der Untertitel „Lieder aus dem Klosterfrieden“ ist zugleich eine Signatur des Inhalts. Es sind aber keineswegs matte, alltägliche Reimereien, wie sie leider von vielen als religiöse Gedichte geschrieben werden, sondern sehr liebe, innige Stimmungsfragmente, und wie bei einem monastischen Dichter natürlich, klingt auch ein guter Teil Mystik mit. — Die von dem Beuroner A. Böllmann, selbst auch Lyriker, seit fünf Jahren verdienstvoll herausgegebene „Gottesminne“, Monatschrift für religiöse Dichtkunst (Münster, Alphonsovsbuchhandlung), hat zugleich mit dem verflossenen Jahre von ihren Lesern Abschied genommen. Das ist ein bedauerlicher Ausfall, denn es war ein höchst bedeutungsvolles Gebiet, das die „Gottesminne“ erfolgreich pflegte. An ihrer Stelle erscheint seit Neujahr 1908 eine von dem Münchner Franziskaner E. Schmidt geleitete Halbmonatschrift „Über den Wassern“, die

neben und außerhalb der „Gral“-Richtung unserer schönen Literatur dienen will. — Eine ganz vorzügliche lyrische Gabe danken wir dem in München gebornen Würzburger R. Piloty. In seinen „Gedichten“ (Stuttgart, Cotta Nachf.) offenbart sich ein großes, edles Können, das an die Bedeutendsten, die ich kenne, gemahnt. Seine Eigenart aber bleibt unbestimmbar und doch wieder so bestimmt, wie es eben nur das Einzigartige, das Individuelle sein kann. Diese Unvergleichlichkeit ist ja wohl ein besonderes Kennzeichen des wirklichen Dichters. Pilotys Poesie ist nicht Blüte, sondern Reife, Erfüllung; seine Sprache ist wunderschön, vornehm, edel, voll zarter Musik und durchaus geklärt; seine Harfe ist reich bespannt mit mancherlei Saiten: Liebesblätter, Naturklänge, Gedankendichtung, Widmungen, Satirisches, Epigramme. Piloty steht mit seiner Weltanschauung nicht auf unserem Standpunkt, aber seine Gedanken über Welt und Menschheit sind würdig und edel wie seine Dichtung. Nirgends beleidigt eine auch nur leise Ungebührlichkeit. Seine poetischverstehende Stellung zum Christentum ergibt sich schön aus einzelnen Gedichten. — Der Franke E. v. Dumas weiß, nach seinem Buche „Tropfen im Meere deutscher Dichtung“ (Leipzig, Modernes Verlagsbureau E. Wigand) zu schließen, nichts von der formalen Entwicklung der neueren Lyrik. Er dichtet, als hätte es keinen Formkult der Münchner gegeben, keine „Modernen Dichtercharaktere“, als hätten Eichert, Schaulal, Dransfeld oder früher Keller, Storm, Meyer nie einen Vers veröffentlicht. Gut sind in dem 170 Seiten umfassenden Bande vielleicht zehn Gedichte. Und dieser Unwert fällt um so schwerer ins Gewicht, als der Verfasser kein unreifer Anfänger, sondern „nicht mehr fern vom Kreis“ ist.

Das Zentrum der deutsch-österreichischen Lyrik ist naturgemäß Wien. In der Donauresidenz, heute durchaus kein Capua der Geister, wirken sich jetzt zwei auch für Lyrik und Epik höchst bedeutsame ästhetische Richtungen aus: der „Gralbund“, dessen Organ die Monatschrift „Der Gral“ (begründet 1906) ist, und die sog. Wiener Schule. Hier R. v. Kralik — hier H. v. Hofmannsthal! Auf der einen Seite das Streben nach einem Hochgipfel klassischer Kultur, auf Grund der religiösen und nationalvolkstümlichen Überlieferung; auf der andern Seite eine überfeine, ästhetisierende Formkunst. Die Gralbündler betonen vor allem den lebendigen Inhalt, die Jungwiener Ästhetik überschätzt das Formale. Der umfassendere Standpunkt ist ohne Zweifel der Kraliks, orientiert nach den allgemein gültigen Normen aller Kultur. Das Lebenswerk dieses Mannes ist eine Nationalliteratur im Kleinen. Eine interessante Mittelstellung nimmt R. Schaulal ein; sein formales Ästhetentum führte ihn teilweise zu jenen Anschauungen, wie sie programmatisch der „Gral“ vertritt. — Von F. Eichert, dem Herausgeber des „Gral“, unstrittig einem der bedeutendsten Lyriker unserer Zeit, ist die Sammlung „Höhenfeuer“, das Beste in seiner Lyrik, in dritter

Auflage erschienen. Eine kleine Auswahl aus seinen Poesien ist das Fest „Kreuz und Schwert. Zeit- und Streitgedichte für das christliche Volk“ (Klagenfurt, St. Josefs-Verein). Von den übrigen Mitgliedern des „Gralbundes“ ist besonders zu besprechen K. v. Kralitz epische Neudichtung „Die Gralsage“ (Ravensburg, Alber). Mit dieser Arbeit hat Kralitz eine dritte Provinz unseres alten Sagenreiches erschlossen. Früher hat er in seinem „Götter- und Heldenbuch“ als objektiver homerischer Redaktor die zerstreuten Trümmer der deutschen Helden Sage in eine einheitliche poetische Form verschmolzen und in der „Goldenen Legende der Heiligen“ das Wertvollste und Schönste aus dem mittelhochdeutschen Passional in makamenähnlicher Form erneuert. Nun haben wir hier ein Kompendium der überreichen Epen und Romane der Gral- und Artus Sage. Auf den großen kulturellen Wert dieses poetischen Fortes braucht wohl nicht noch eigens hingewiesen zu werden. In 103 Gesängen erzählt Kralitz die verwirrende Fülle wildverschlungener Heldenlieder in Form einer poetischen Sagenchronik. Trotz der manchmal zu gedrängten Kürze, in der die riesige Stoffmenge notwendig zusammengefaßt werden mußte, lieft sich diese epische Dichtung fließend und genußreich. Der Freund mittelalterlicher Kunstepik und des modernen Wagnerischen Musikdramas findet in Kralitz „Gralsage“ Anregung in Fülle und gewinnt umfassenden Einblick in dieses prächtige Sagengebiet. — Eine kleine Anthologie aus katholischen Dichtern Deutsch-Österreichs hat G. Harrasser im „Dichtergärtlein“ (Klosterneuburg, Verlag des Gralbundes) zusammengestellt, ein recht hübsches Bändchen, das von zwölf Lyrikern das Bild, eine kurze Lebensskizze und einige Proben aus ihren Dichtungen enthält. — Eine umfassendere Blütenlese aus der modernen Lyrik der deutschen Katholiken ist „Konsovat“ (Ravensburg, Alber). Der starke Band bringt von dreißig Dichtern biographisch-literarische Einleitungen und ausführliche Proben. — Eine dem Gralbund nahestehende Dichterin ist M. v. Greiffenstein. Ihre an wirklichen Gedichten nicht arme Sammlung „Weiße Narzissen“ (Münster, Alphonsusbuchhandlung) liegt in zweiter Auflage vor. — Eigenartig ist des kürzlich verstorbenen K. Poll „Liebe und Leben“ (Wien, Braumüller). Der Band enthält 25 Glossen zu Versen verschiedener Klassiker. Eine ganze Sammlung Glossen, — das macht einen etwas künstlichen, alexandrinischen Eindruck. Doch sind die Gedichte im allgemeinen gut. Es ist immerhin beachtenswert, wie Poll aus wenigen Versen eines andern Dichters ganz neue Stimmungen entfaltet und neue Bilder gestaltet. „Spinoza“ hätte übrigens taktvoller, „Galilei“ wahrheitsgetreuer geschrieben werden können. Nicht alle Leser werden erfreut sein, von „heuchlerischen Kardinälen und tollgewordenen Kuttenträgern“ zu lesen. — Reich blühte die österreichische Lyrik in den Provinzen. Die Steyrer Kernstock und Rosegger und die Niederösterreicher St. Milow und Jos. Seeber haben zwar geschwiegen. Seebers Epos „Der ewige Jude“

(Freiburg, Herder) hat jetzt die neunte Auflage erreicht. Von Baronin Jos. v. Knorr, die im April 1907 ihren 80. Geburtstag feierte, ist ihre vor fünfzig Jahren erschienene Erstlingsdichtung „Irene“ (Wien, Kirsch) in neuer Auflage erschienen. — In Steyr in Oberösterreich ist im verflossenen Jahre die beste Ballade gefungen worden, die seit vielen Jahren in deutscher Junge erklang: die in Enrica v. Handel-Mazzettis Gedichtsammlung „Deutsches Recht und andere Gedichte“ (Kempten, Kösel) enthaltene Ballade „Deutsches Recht“. Dieses Gedicht ist von mächtigster Wirkung. Der prächtige Stoff, die kräftige, archaisch gefärbte Sprache, die breite oberösterreichische Mundart einzelner Stellen, die Komposition des Ganzen — alles wirkt zusammen, um den denkbar stärksten Eindruck hervorzurufen. Wir haben heutzutage mehrere treffliche Balladendichter, aber so hoch ich auch Hörries v. Münchhausen, Liliencron, Lulu v. Strauß u. Torney und Agnes Miegel schätze, die überwältigende Realistik, die dramatische Entfaltung, die Größe und Schönheit des „Deutschen Rechts“ ist unerreicht. Es ist ein Meisterstück, wie es nur selten einem Dichter gelingt. Auch von den andern Gedichten des Bandes sinkt keines zur Mittelmäßigkeit herab. — Die Sudetenländer bieten ebenfalls Beachtenswertes. Eine Schlesienerin ist Ida v. Lißberg. Ihr Gedichtbuch „Aus klarem Quell“ (Graz, Styria) ist nicht der starke Erguß einer überreichen dichterischen Ader, aber eine sympathische Frauengestalt tritt uns darin entgegen. Stille Frauenlyrik, im Durchschnitt Mittelgut. — Das literarische Zentrum der österreichischen Sudetenländer ist Prag. Hedda Sauer, Rainer Maria Rilke, Hugo Salus, Max Brod, Paul Leppin, Friedrich Adler, Oskar Wiener, der Dialektdichter Wilhelm Dehl und andere Lyriker gehören hierher. M. Brod (Der Weg des Verliebten. Stuttgart, Junfer) ist mit vorzüglichem Erfolge in die Schule der Moderne gegangen. Die Formkunst mancher seiner Gedichte ist kaum noch zu überbieten. Übrigens führt die Neuerungssucht seiner Bilder ihn einigemal bis zu Geschmacklosigkeiten. Jammersehade aber ist es, daß Brod diese feinziselierte Form mit dem brodelnden Schmutz der raffiniertesten, spliternackten Sinnlichkeit ausfüllt. — Den Deutschböhmen ist auch Herma v. Skoda anzureihen. Ihre Gedichte „Es war einmal“ (Wien, Braumüller) erheben sich aber nicht über das Mittelmaß altgewohnter Lyrik. Die balladenhaft gemeinten „Nordischen Sagen“ (übrigens hat die altnordische Mythologie mit der „altheutschen“ Sage so gut wie nichts zu tun!) sind viel zu matt und wirkungslos. — Die Technik der „Verse“ von E. Schey (ebd.) ist alt, aber gut, das Ganze ein erfreuliches Buch, geklärte Lyrik, nichts Unreifes. Nur ein paar kleine Ausstellungen hätte ich zu machen: Wendungen wie „des Springquells flüssige Garben“ und der „perlende Wein“ erinnern ein bißchen an den Verfasser des „Distichon“ und des „Grafen von Habsburg“; in dem Gedicht „Palmsonntag“, das übrigens metrische Härten aufweist, wird das Ästhetische des kirchlichen Kults verkannt.

Die rheinischen Poeten haben auch diesmal das Ihrige getan wie allezeit. Die Gedichte der Kölner Blumenspiele weisen wieder wie sonst viel Mittelgut und einiges sehr Gute auf. Und die „Dichterstimmen der Gegenwart“, die Leo Tepe van Heemstede in Oberlahnstein seit zweiundzwanzig Jahren mit ebensoviel Glück als Geschmack redigiert, gehören sicher auch mit dazu, wenn von rheinischer Dichtung die Rede ist. — Eine Erstlingsgabe ist das Buch „Weißen Frauenhänden . . .“ (Wiesbaden, Bechtold) von Karl Jünger. Der junge Dichter findet die schönsten Töne in seinen Liebesliedern, aus denen volles, starkes Empfinden und gutes Können spricht, während die andern Gedichtgruppen wenig Eigenartiges bieten. Jüngers Reimtechnik läßt noch einiges zu wünschen übrig, auch findet sich manche allzu herkömmliche Wendung. — Auf der reifen Höhe eines stillen Lebens steht H. W. Mertens. In seinen Gedichten „Meine Schule“ (Köln, Bachem) spricht ein alter, im Dienst ergrauter Lehrer zu uns. Es sind anspruchslose Verse, aber sie quellen aus einem edeln, guten Herzen. Die ganze große Welt spiegelt sich ihm in den engen Räumen seines kleinen Schulhauses; in den Kindern sieht er die Erben der Zukunft und streut, der Verantwortung klar bewußt, guten Samen in die weichen Herzen. Dabei wird er selbst wieder jung mit der zappelnden Schuljugend. Ein schlichtes, reiches Gemüt.

Das alte Dichterland Westfalen hat wieder neue Früchte getragen. In erster Linie ist da H. F. Neumann zu nennen. Kein irres Suchen, keine wilde Gärung ist in seinen „Lebensrunen“ (Dresden, Koch). Leise, heimliche Laute vernehmen wir, keine rauschenden Akkorde, keine breiten Pruntgebärden, keine kapriziösen Wortarabesken, keine breit ausladenden Dissonanzen — und dennoch sind die Verse reich und schön. Und was selten zu finden ist: das Buch enthält gute freie Rhythmen. Neumanns religiöses Bekenntnis ist jener poetische Pantheismus, dem in echt mystischem Gefühl Gott und Ich und Welt aufs innigste verwandt erscheinen. — In schroffem Gegensatz zu aller poetischen Tradition der Westfalen steht Wilh. Stolzenburg. Sein „Caviar fürs Volk“ (Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand) ist ein gefühlloses, widerliches Buch, und die Sammlung „Gedichte“ (ebd.) ist äußerst unbedeutend, nur ein paar Stücke, namentlich „Erzählung des Invaliden“, beweisen einiges Können. — Ein Heldengedicht aus germanischer Urzeit ist W. L. Börtings tüchtiges Epos „Ungebrochen“ (Paderborn, Schöningh). Wenn auch Fr. W. Webers Einfluß in manchen Dingen bemerklich wird und etliche Kleinigkeiten nicht die Zustimmung der historischen Philologen finden können, so darf die handlungs- und gestaltenreiche Dichtung dennoch mit anerkennendem Lobe hervorgehoben werden. Die Kämpfe der germanischen Stämme gegen Varus und zuletzt die Teutoburger Schlacht sind der epische Stoff, den Börting glücklich mit idyllischen Szenen, Familienbildern und manchmal

mit leisem Humor (die schalkhafte Nuna ist eine der besten Gestalten) zu einem anschaulichen Gesamtkulturbild ausgestaltet hat. Die metrische Form der Dichtung, kraftvolle achtfüßige Trochäen mit paarweisem, weiblichem Reim ist durchaus gut und gewährt mit der schönen Sprache dem Leser viel Genuß. „Ingebronnen“ ist ein großzügig angelegtes, auch gut ausgeführtes Kunstepos mit frei erfundenem Stoff. — F. Cordes erzählt in seinem Epyllion „Sauerland, du Träumer!“ (Paderborn, Bonifaziusdruckerei) in schlichter, anmutiger Weise eine alte Sage aus dem Lenne-tal, die er als Kind gehört hat. Der Aufbau der Dichtung, die uns in den Anfang des 13. Jahrhunderts, in die Zeit Engelberts von Köln führt, ist sehr einfach. Ganz wenige Personen sind die Träger der Handlung. Ein glücklicher Gedanke war es, die alte Überlieferung vom zweiten Gesicht, das den Westfalen wie den Schotten eigen sein soll, zur Grundlage der Erzählung zu machen. Die Sprache wie die Reimführung der vierfüßigen, paarweise gereimten Jamben ist von bemerkenswerter Gewandtheit und Natürlichkeit. — Ein Marienleben, „Ave Maria“ (Paderborn, Esser), hat Fritz Esser gebichtet, ein gebürtiger Westfale, der in Dänemark lebt. Seine Dichtung muß hinter Kochs „Liebfrauenleben“ erheblich zurückstehen. Sie ist ziemlich ungleich an poetischem Wert, jedenfalls keine hervorragende Leistung. Störend sind auch die Inversionen, die kein Beweis für dichterische Sprachbeherrschung sind und bei einigem guten Willen leicht zu vermeiden wären.

Norddeutschland darf jetzt einige unserer besten Dichter für sich beanspruchen. Eine Norddeutsche ist Ricarda Huch, meiner Meinung nach die größte deutsche Dichterin der Gegenwart. Ihre „Neuen Gedichte“ (Leipzig, Insel-Verlag) kenne ich leider nur zum Teil, ich muß mich daher darauf beschränken, das Urteil Friedrich Bartels' anzuführen, der im „Literarischen Zentralblatt“ bei Gelegenheit der Besprechung der zweiten Auflage (Leipzig, Haessel) sagt: Ricarda Huch „ist ein Geist von ganz bestimmter, interessanter Eigenart, und ihr dichterisch-künstlerisches Ausdrucksvermögen ist das Ergebnis höchster Kultur“. — Eine allgemein anerkannte Dichterin ist auch die Bückeburgerin Lulu v. Strauß u. Torney. Ihre „Neuen Balladen und Lieder“ (Berlin, Fleischel u. Co.) gehören zu den besten, reifsten Gaben des Jahres 1907. Daß ein Balladendichter wie Börries v. Münchhausen in ihr „eine Balladendichterin großen Stiles“ sieht, wiegt tausend andere Urteile auf. Im „Literarischen Echo“ hat die Dichterin eine Selbstanzeige geschrieben. Danach birgt das Buch die streng gesichtete Ernte einer fast zehnjährigen Schaffensperiode und nimmt nur das Beste aus ihrem 1902 erschienenen ersten Gedichtbande auf. Die 21 Balladen dieser Sammlung sind lauter vollgültige, schwerwiegende Kunst. Das undefinierbare dramatisch-lyrisch-epische Wesen der Ballade, dieser echt romantischen Kunstform, hat Lulu v. Strauß im tiefsten Grunde erfaßt, darum wirken ihre Dichtungen

auch mit jener unmittelbaren Kraft, die zu entfalten nur starken Gestaltern gelingt. — Bei weitem keine so gestaltungsmächtige Dichterin, aber ungemain sympathisch ist M. Feesche. Ihr neuer Band „Von Wanderwegen“ (Hannover, Feesche) atmet denselben Geist wie ihr „Erntesege“ vom Jahre 1906. Die religiösen Gedichte der ersten Abteilung scheinen mir zu breit, zu predigerhaft. Es sind vielfach Paraphrasen zu Bibelversen, ohne besondere poetische Kraft, beinahe ermüdend in ihrer Lehrhaftigkeit. Auch die langstieligen Verse, oft mit sechs bis acht Hebungen, sind wenig abwechslungsreich. In einer Hinsicht allerdings sind diese Meditationen recht gut: für die tägliche Lesung gäbe das ein schönes, poetisches Erbauungsbuch. Poetisch weit wertvoller sind die Gedichte des zweiten Teils; hier redet die wirkliche Dichterin. Alles Leben sieht sie im Lichte Gottes, erfüllt von praktischer, fröhlicher Frömmigkeit. — Von G. Falke ist ein Gedichtband „Frohe Fracht“ (Hamburg, Janssen) zu nennen, eine ebenso herzerfreuende Gabe wie die früheren Bücher dieses Dichters. Über Falkes Rang als Dyrker zu reden, ist wohl nicht mehr nötig, seine Stellung ist schon fest und anerkannt, ebenso wie die des Prinzen E. v. Schönai ch-Carolath, in dessen „Gesammelten Werken“ (Leipzig, Götsche) sich ganz prächtige Dichtungen finden. — Ein durch und durch friesisches Buch ist die „Dänenfahrt“, ein Heldenlied von D. Seeberg (Berlin, Walth er). Die Lektüre dieser Hiesendichtung — 383 Seiten Kleinfolio — ist wahrhaftig keine kleine Zumutung und doch, man liest sie mit ehrlichem Interesse. Es ist wahr, die Sprache, der Versgang, die Syntax, der Wortschatz — alles ist fremd, fremdartig, ungefüge, ungeschlacht, ja manchmal ungeheuerlich. Die vielfach wechselnde metrische Form der siebenunddreißig Gesänge ist sonderbar wackelig, holperig, hart, oft unerlaubt eigenbrödl erisch. Die vielen scharfkantigen, schwerfälligen Friesennamen, die zahllosen exotischen Termini der Seemanns sprache und andere unserem Wortschatz unbekannt e Ausdrücke und Wendungen erschweren die Lesung ungemain, — und trotzdem fesselt die Eigenart dieser unregelmäßigen Dichtung. Das Buch hat bei aller Stillosigkeit seinen besondern Stil. So wenig die epische Schilderung des preußisch-österreichischen Dänenkrieges in die herkömmliche Literaturästhetik paßt, so viel Kraft, Wucht, Leben und Anschaulichkeit stecken in den hartenmäßigen, rhapsodenhaften Einzelliedern.

H. Benzmann hat seine bekannte Anthologie „Moderne deutsche Dyril“ (Leipzig, Reclam) in einer zweiten Auflage gänzlich umgearbeitet. Eine Anzahl Namen der ersten Auflage hat er mit Recht ausgeschoben und neue aufgenommen. Vollständigkeit kann und will ein Anthologe nicht beanspruchen, aber manche Dyrker vermiffen wir doch recht unger n, ich nenne da bloß Kralik, Krapp, Herbert, Rafael, auch Anton Müller, Eschelbach, Kernstod, Jüngst. — Als den ersten Teil einer großen historischen Blumenlese: „Deutschlands Dyril“, veröffentlichte Benzmann den Band „Das Zeitalter

der Romantik und der Freiheitskriege" (München, Müller). Sechshundvierzig lyrische Dichter und Dichterinnen der Zeit 1800—1820 sind mit ein paar oder (so Hölderlin, Brentano, Arnim, Eichendorff) mit ausführlichen Proben vertreten. Ein umfangreicher Anhang behandelt die Freiheitskriege und die Reaktion im Liede der Zeit. Die Germanisten, auf die Benzmann freilich nicht gut zu sprechen ist, werden zwar mancherlei nicht unbegründete Bedenken vorbringen, aber für die praktischen Zwecke, wie sie Benzmann hauptsächlich im Auge hält, ist sein Buch vollständig genügend und gut. — Ein junges, sehr starkes Talent ist die Königsbergerin Agnes Miegel. In ihrer Sammlung „Balladen und Lieder“ (Jena, Diederichs) sind die Balladen das Wertvollere. Doch auch unter den lyrischen Stücken sind ganz vorzügliche, z. B. „Götter“, „Fragment“, „Die schlafenden Götter“. Da empfinden wir die ganze berückende Pracht des neuen lyrischen Stils, wie sie ähnlich in Krapps „Christus“ oder in Dransfelds Gedichten glüht. Unter den lebenden Lyrikerinnen ist Miegel sicherlich eine beachtenswerte Gestalt und ein Beweis, wie recht Lulu v. Strauß u. Torney hat, wenn sie in einem Aufsätze über moderne Frauenlyrik sich gegen die unzutreffende Unterscheidung männlicher und weiblicher Lyrik wendet. — Die Gedichte in Leo Hellers „Präludien der Liebe“ (Berlin, Harmonie) sind zu wenig flüchtig, es finden sich nicht selten unnötige Härten. Der volkstümliche Ton, den Heller gerne anschlägt, erinnert uns, daß sein erster Gedichtband „Volkslieder in modernem Gewande“ betitelt war.

Ein Balte, gleich dem in Linz lebenden M. R. v. Stern, der bereits seinen 19. Gedichtband veröffentlicht hat (Donner und Verche. Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin), ist Ernst Schmidt-Warhola. In seiner Sammlung „Schicksal“ (Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand), gedenkt er voller Heimweh seines nordischen Vaterlandes. Es ist eine zerrissene Seele, die da ihr Leid ausklagt in Liedern, die für sein freilich lange nicht ausgereiftes Talent zeugen.

Es seien nun einige Übersetzungen ausländischer Lyrik erwähnt. C. Hausmann gibt in seiner Sammlung „Im Tau der Orchideen“ (München, Vangem) 21 Lieder aus dem Schi-king und 23 Gedichte anderer chinesischer Lyriker aus verschiedenen Jahrhunderten. Er hat nicht nach dem Urtexte, sondern nach Übersetzungen gearbeitet. Wie weit seine Nachdichtung den Originalen gerecht wird, entzieht sich meiner Beurteilung. Den formalen Künstlichkeiten der chinesischen Lyrik ist Hausmann ausgewichen und hat einfache, vierzeilige Strophen verfaßt, die sich zwar nicht durch besondere Reimreinheit auszeichnen, aber gut lesbar, manchmal wirklich poetisch sind. Den Gedichten ist ein Essay über chinesische Dichtung angehängt, der im wesentlichen Grube zu folgen scheint und ziemlich dilettantenhaft wirkt. — Eine vorzügliche Leistung sind die „Gedichte“ Björnstjerne Björnsons, herausgegeben von J. Elias (ebd.). Erste Kräfte wie Ludwig Fulda und

Christian Morgenstern haben sich in die Übersetzungsarbeit geteilt, ferner Roman Woerner, Max Bamberger und Cläre Mjösen. Das Buch ist ein Geburtstagsgruß an den 75jährigen Dichter Norwegens. — Noch besser gelungen ist Erna Rehwoldts Verdeutschung von E. Verhaerens Gedichten „Lichte Stunden. Stunden des Nachmittags“ (Stuttgart, Junfer). Wäre nicht der Titel, so müßte jeder diese feinen, duftig weichen Verse für deutsche Originale halten. Über Björnson und Verhaeren als Dichter zu sprechen, ist hier nicht der Platz; auch handelt es sich hier nicht so sehr um die Genauigkeit der Wiedergabe als um die Schönheit der sprachlichen Gewandung. — Eine ärmliche Leistung sind die „Adriaklänge“, eine Auswahl aus S. Gregorčič, übersetzt von J. Pregelj (Görz, Narodna Tiskarna). Der kürzlich verstorbene slowenische Dichter hat dadurch wenig gewonnen: die Übersetzung ist schülerhaft unzulänglich, ungeschickt und undeutsch. — Eine Auswahl aus der hebräischen Lyrik eines namhaften spanisch-jüdischen Gelehrten des Mittelalters, der „Dwan des Jehuda Halevi“, herausgegeben von G. Karpelès, ist in neuer Auflage erschienen (Leipzig, Kaufmann).

Eine Reihe lyrischer Erstlinge sind nun noch zu besprechen, deren Verfasser ich keiner Landsmannschaft zuweisen kann. — Joh. Mayrhofer zeigt sich in dem Bande „Im Abendstrahl“ (Ravensburg, Alber) wenigstens formal gewandt. Eigenartiges oder Bedeutendes hat er kaum; die vielen religiösen Gedichte haben keine „persönliche Note“, was doch unerlässlich ist, wenn subjektive religiöse Lyrik (bei objektiver, kultischer Kirchengedichtung ist das anders) eigenen Wert haben soll. — Ein schönes Buch sind „Einsame Gänge“ (Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand) von R. J. Groß. Groß ist ein guter Moderner, seine Gedichte erinnern an die Krappsche Diktion, ohne jedoch deren religiös-mystischen Duft zu besitzen; auch sind sie weicher, milder. Störend waren mir nur die öfteren Inversionen. Oder sollten diese etwa mit beabsichtigt sein? — Gutes ist auch über das langatmig betitelte, von bedeutender poetischer Kraft zeugende Gedichtbuch „Nur Sehrende kennen den Sinn!“ (ebb.) von Paula Hey zu sagen, das tiefen Einblick in ein liebendes Frauenherz gewährt, aber alles ist hier rein und edel, nirgends auch nur ein Schatten jener Gemeinheit, die manches leider dichtende Weib heutzutage zur Schau trägt. — Auch L. Scherlag empfindet in seinen Gedichten und Liedern „Sehnsucht“ (ebb.) recht poetisch und hat eine schöne Sprache. Er steht inmitten der Gärung und bedarf noch äußerlicher Mittel, wie des Gedankenstrichs, den er reichlich verwendet. Wo er sich der metrischen Beschränkung fügt, ist er der Meisterschaft nicht fern. — Schwer zu lesen und noch schwerer zu verstehen sind L. Sternbergs „Fahnen“ (ebb.). Sternberg weißt sich eine ganz eigene Sprache, wozu übrigens eigentlich jeder Dichter nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist. Einzelne seiner Wortbildungen sind vorzüglich, andere verkünstelt. Eine

Reihe von Gedichten dürfte Sternberg selbst so wenig verstehen wie der Leser, aber mit viel Maß und Zucht wird er sicher noch Tüchtiges leisten; in metrischen Gefügen rundet sich seine Kunst besser als in freien Rhythmen. — K. Cajetan-Milners Gedichte „Hinter dem Leben“ (Stuttgart, Junfer) stehen auf der Stufe durchschnittlicher Mittelgüte, über die einzelnes Feine hervorragt. Wertloses findet sich kaum in dem Bändchen, aber auch nichts Großes oder Starkes. — Die wenigen, kleinen Strophen, die Claire S. Weber in *Carpo diom* (ebb.) veröffentlicht, sind reife Innendichtung, kein überflüssiges Getändel mit tönenden Worten und schönen Gefühlen. In jedem Verse fast schlummert ein voller, tiefer Gedanke, ein quellendes Fühlen. Die Dichterin sagt nirgends etwas Mattes oder Gewöhnliches und spricht eine Sprache voll kühner, anschaulicher Bildlichkeit. — Gutes bietet auch E. L. Schellenberg in „Erlösung“ (ebb.). Eine sympathische, stille, einfachmelodische Poesie, schmucklos, ohne Prunk. — Alfred Christlies Dichtung „Ein Tag der Seele“ (ebb.) ist nicht metrisch; ihre Form ist ein Mittelglied zwischen lyrischer Prosa und freiem Rhythmus. Ich kann diese Zwitterform trotz Ossian, Kovalis und Whitman nicht für heimatberechtigt halten im Reiche der Poesie. — An Liliencron lehnt sich merklich G. Pogge in „Einsame Feuer“ (ebb.). Er ist ein frisches Talent, aber ohne besondere Stärke. — Gar nichts anzufangen ist mit D. Lenzki's „Singende Nächte“ (ebb.). Der maßlose Symbolismus, die überhäufte Bildlichkeit, die allzu vielfache Verpersönlichung lassen keinen Genuß zu. Meist wird es gongoristischer Schwulst, den die Überlänge vieler Gedichte keineswegs erträglicher macht. — In M. Roethenbachers „Ich hör' ein Sichlein rauschen“ (Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand) findet man, wenn man sich mit dem absonderlichen Titel abgefunden hat, gute Gedichte. Die Verfasserin hat poetisches Können und trifft ebensowohl den modernen Prunkstil als volksliedartige Klänge. — F. M. Kurth spannt mit dem anspruchsvollen Titel „Durch Mitleid wissend“ (Berlin, Kunsttheaterverlag) die Erwartung des Lesers allzu hoch, als daß der Inhalt befriedigte. Er verfügt zwar über ein gewisses dichterisches Talent, aber vieles in seinen Gedichten ist schwach, unverständlich, und einige Stellen sind sinnlicher als just nötig. „Ein Volksbuch in Versen“, wie der anpreisende Umschlag verkündet, ist diese Sammlung gewiß nicht. — Wenn ich eine Auslese des Guten und Besten aus den lyrischen Dichtungen des Jahres 1907 geben soll, so sind zu nennen: Ricarda Huch, Robert Piloty, Lulu v. Strauß u. Torney, Enrica v. Handel-Mazzetti, Agnes Miegel, Hermann Friß Neumann, Adele Curry, Dora Stieler, Claire Henrica Weber, Gustav Falke, M. Feesche, Karl Josef Groß, Ernst Ludwig Schellenberg, Paula Hey.

2. Dramatische Literatur und Theater.

Von Jos. Sprengler.

Eine Jahresrundschau über die Bühnenneuheiten wird noch zu sehr vom Lärm und Beifall des Parketts umbrandet, als daß sie schon mit Bestimmtheit das Dauernde vom Tageserfolg zu sondern vermöchte. Gewiß, sie kann historisch und ästhetisch bewerten. Sie kann sagen, daß sich hier ein revolutionärer Geist offenbart, in diesen Dialogreihen ein lyrischer Stimmungskafford vibriert, diese Akte, diese Szenen verblüffend gebaut, die Charaktere plastisch modelliert, die Leidenschaften voll echten Feuers, die Ideenpfeiler kühn geschwungen seien. Aber, ob das alles bleibt und keimt? Es lohnt sich nirgend schlechter, den Propheten zu spielen als in der Welt der Kulissen und Klappstühle.

Die Jffland und Kogebue haben in den Tagen Goethes Tausende in Thaliens Tempel gezogen. Ihre Stücke ruhen schon längst in den Archiven. Wir brauchen gar nicht so weit zurückzugehen. Wer erhofft heute noch etwas von dem Bühnenstern der 1870er Jahre, von Paul Lindau! Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ hat 1889 alle Gazetten Berlins in Bewegung gesetzt. In der letzten Saison hat man es wieder einmal mit einer Aufführung versucht. Es war in Prag. Keine Hand hat sich gerührt. Andererseits hält sich leichte Theaterware oft mit klebender Zähigkeit, vielleicht, weil der dramatisierte Konflikt zufällig dem Zeitgeist schmeichelt, häufiger, weil Paraderollen darin dem Mimen Gelegenheit geben zu glänzen.

Demnach gewährt eine Jahresrundschau über das Bühnenleben immer mehr einen Rück- und einen Umblick als einen Über- und Ausblick. Trotzdem kann ihre Wirkung eine sichtende sein, wenn sie das Unkünstlerische von vornherein absichtlich übergeht, die allzu lauten Erfolge schärfer ins Auge faßt und endlich auf das Gute, aber Mißachtete hinweist. Die Detektivabenteuer des findigen Sherlock Holmes werden uns also im folgenden so wenig bekümmern wie die süßen Schauer des harmlosen Tanzhusarenfiebers. Nur die kulturpsychologisch interessante Tatsache ist festzustellen, daß sich selbst bessere Bühnen nicht mehr schämen, aus einer Geschmacksverrohung, wie dramatisierten Einbrechergeschichten, echt englisch-amerikanischem Export, Münze zu schlagen.

Wie kleidet sich nun die gegenwärtige literarische Mode? Wie benennt sie jetzt ihre Männer, ihre Größen? Da ist seit ein paar Jahren ein großer Umschwung eingetreten. Die Zeiten, wo man im Westen Berlins für einen Platz zu einer Sudermannpremiere 100 Mark hingab, sind endgültig vorbei. Gerhart Hauptmanns Kunst wird zwar noch beachtet, aber schon mit dem Einschlag achselzuckenden Mitleids. Über Georg Hirschfeld

und Max Halbe sprechen „maßgebende“ Kreise überhaupt nicht mehr. Shaw und Wedekind heißt es auf der ganzen Linie der Literaturmacher.

Der eine, ein Ire, hat den britischen Boden genau studiert und belustigt sich nun weiblich über Englands zimperliche Moral und Konvention. Der andere ist ein Hannoveraner von Geburt, eigentlich ohne Vaterland, in allen Städten herumzigeunern, bald Dichter, bald Schauspieler, gestern auf dem Brettl, heute auf den Brettern. — Shaw ist der Fruchtbarere. Sein Schaffen bringt breiter und stärker durch. Über den Ozean ist er so rasch gelangt wie über die Straße von Dover. In Deutschland werden alle seine Stücke durchgespielt, nur vielleicht zu unenglisch. Seinen Ton, seinen Stil, seine Gebärde zu treffen, ist auch schwer, weil sein ganzes Wesen trotz der durchaus europäischen Geistesbildung und des sozialistischen Weltbürgertums voll spezifisch nationaler Eigentümlichkeiten steckt. Ich greife aus der Fülle seiner Werke nur eines heraus, das mich aber ungemein bezeichnend für seine ganze Kunstanlage und Kunstentwicklung dünkt, soweit man überhaupt von der letzteren bei ihm sprechen kann: „Mensch und Übermensch. Eine Komödie und eine Philosophie“ (Berlin, Fischer). Eigentlich sollte es betitelt sein: Eine Philosophie und etwas Komödie. Als Einleitung dient ein Brief an Arthur Walkley, den Kritiker der Times. Hier verbreitet sich der Verfasser über sein politisches, sein soziales, sein philosophisches, sein sexuell-ethisches, sein religiöses, sein künstlerisches zc. zc. Glaubensbekenntnis, schimpft über die Dichter im allgemeinen, über Shakespeare im besondern. Nun folgt das Spiel: *lucus a non lucendo!* Der langen Komödie kurzer Sinn lautet: aus Don Juan ist eine Donna Juanna geworden. In der Liebeshag des Weibes nach dem starken Geschlecht fällt der Mann infolge seines physiologischen Schwachsinnes als Jagdbeute. Zum Glück hat dieser passive Held — als M. d. r. F. (Mitglied der reichen Faulenzertklasse) bezeichnet ihn der Dichter — noch in der Maienblüte seiner Junggesellenzeit einen „Katechismus des Umstürzlers“ geschrieben. Der reiht sich natürlich der Komödie an. Den Schluß des Ganzen bildet endlich eine Aphorismensammlung, auf zwei hundert Seiten hingestreut, über Ehe, Demokratie, Fortschritt, Schönheit, Reichtum, wie man Kinder schlagen soll usw. usw. Eine sehr amüsante Lektüre, phosphoreszierend von Geist, Witz, Sarkasmen, Paradoxen, wimmelnd von gedanklichen Purzelbäumen und logischen Sprüngen, durchsaugt von des Moralpaukers blitzenden Hieben. Freilich im Kern der Ideen nicht originell. Der Ire zählt selbst seine Lehrmeister auf: Schopenhauer. Der Frankfurter Brahmine, glaube ich, hat aber seine Sentenzen über das Weib noch viel grimmiger, beißender herausgestoßen. Nietzsche. In Zarathustras Predigtrhythmen ertönt die Lyrik des Propheten in gemessener, prachtvoller Feierlichkeit. Shaw hingegen findet sich komisch, sobald er nur Iyrische Ansätze macht. Tolstoi. Des Russen Ethik ist leidenschaftlicher errungen, innerlicher, positiver. Shaw

nennt noch Bunyan, Blake, Hogarth, Turner. Alles keine Dramatiker. Und wenn er einen Bühnendichter wie Ibsen anführt, so zielt er nicht auf dessen mit künstlerischem Bedacht geschaffene Dramaturgie, sondern auf dessen Welt- und Lebensweisheit, auf dessen sozialkritische Tätigkeit, dessen reformerisches Wirken. Ihm ist es einzig um die Philosophie, nicht um die Gestaltung zu tun. Daher seine Polemik gegen den größten Lebensreformer und Menschenbildner, Shakespeare, dessen Dichtungen mit keiner Religion oder Philosophie etwas zu schaffen hätten (!). Daher das Farblose der Shawschen Dialoge. Oft durchleuchten sie nicht Seelen, entwickeln nicht Charaktere aus dem Urgrund heraus, sondern spielen bloß mit der Idee, hüpfen von einem Punkt weg, schießen an einen zweiten, dritten an, wie es der geistigen Substanz gerade dienlich ist. Daher treten an die Stelle der Handlung häufig Zirkuspäße und Raßbalgereien, an die Stelle der ernstesten dramatischen Konflikte die psychologische Überraschung, Überrumpelung, die Verblüffung, der Witz. Seine Kreaturen nehmen sich von vornherein leicht und versöhnen sich rasch, nur um den Aphorismus triumphieren zu lassen.

Die Kunst soll schulmeistern. „Wenn ein akademischer Fossilienkopiist“, so sagt er einmal, „erklärt, daß die Kunst nicht didaktisch sein soll, so stimmen ihm alle Leute, die nichts zu lehren haben, und alle Leute, die nicht lernen wollen, begeistert zu.“ Damit hat Shaw unbewußt die Formel ausgesprochen, nach der ein Großteil unserer gegenwärtigen Dramatiker schafft. Von Sudermann bis Wedekind, von Otto Ernst bis Ohorn schlingt sich eine Kette von Moralsuchern, Erziehern, Agitatoren, Propagandisten.

Daß bei Shaw, dem Viel- und Totredner, die dramatische Architektur arg leidet, geht aus all dem zur Genüge hervor. Nach der formalen Seite hin betrachtet, ist er mit seinen Einschaltungen und Einschachtelungen der Jean Paul des Dramas. Nur, daß der Romantiker die epischen Formen in Gefühlsweichheit und Empfindungen zerfließen ließ, während dem Modernen die Geistigkeit alle Komposition sprengt. Grotesken des Wortes sind seine Schöpfungen, nicht Grotesken der Szene. Die neuere Literatur hat überhaupt nur einen szenischen Groteskünstler gezeugt. Das war der Dichter von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, der unglückliche Grabbe. Seine Kunst ist das Gegenstück zu der Shawschen. Bei ihm drängte bis ins Metaphysische hinein jede begriffliche Fassung zum bunten, zappelnden Bild, jedes Bild zur komischen Verzerrung, jede Verzerrung zu einem sinnfälligen, überlegenen Spott und Spuk. Der dramatischen Kunst bedeuten sie beide wenig, der Fre noch viel weniger als der Deutsche. Trotzdem bevorzugen Shaw unsere modischen und Mode machenden Bühnen. „Mensch und Übermensch“ wurde in Berlin durch Direktor Reinhardt's Kammerspiele aufs Schaugerüst gehoben, in Wien hat sich das Volkstheater des Stückes angenommen.

In grotesker Linienführung bewegen sich auch Wedekinds Bühnenerwerke. Hat er wirklich einen Dramenstil von elementarer Wucht geschaffen, wie Kritiker verkündigten? „Frühlings Erwachen“ und „Erdgeist“ antwortet da ein überlauter Chor. Nun, die Kindertragödie „Frühlings Erwachen“ (München, Langen) preßt entschieden eine einheitliche Grundstimmung zusammen. In den beiden ersten Akten umfließt alle Szenen derselbe schwüle gedankliche Dunstkreis. Das gleiche bange Gefühlsleben spricht aus jeder wispernden Rede und Gegenrede, leider auch die gleiche sinnliche Frühreife und Verderbtheit. Aber die Geschehnisse auf der Bühne zusammenzuhalten, vermag die Stimmungseinheit allein nicht. Dazu gehört dramatische Kombinationskraft, die das Gefüge in- und gegeneinander schiebt, und die fehlt dem Dichter von „Frühlings Erwachen“. Die Szenen bleiben lose Teilchen, flimmern als kinematographische Bilder vorüber und rollen im Nu ab. Diesen Mängeln der Technik gesellt sich bei aller feingezieltem Charakteristik ein psychologisches Vergreifen in der Höhenlage. Helden, die sich mit den Verben auf *zu* herumbalgen müssen, sprechen noch nicht so klug und berechnend über Lebensanschauung und Lebenshaltung, auch die geistig Gewecktesten unter ihnen nicht, ebensowenig haben sie dieses fein abgetönte, in lyrischen Einzelheiten schwelgende Naturempfinden, ihr Auge schweift ins große Weite, und am allerwenigsten sprechen sie darüber, wie sie einst ihre Kinder erziehen werden.

Das alles zeigt, wie weit Wedekind bereits von der peinlichen Zustandschilderung der naturalistischen Schule abgerückt ist. Verb, schreiend realistisch ist allerdings sein Stoff, aber nicht seine Manier. Der „Erdgeist“ (ebd.) z. B. wimmelt von naturalistischen Kräfteheiten, und doch haftet allen Personen etwas Unreales an, sie stehen samt und sonders außerhalb der sozialen Sphäre, ihre Beziehungen zu den Dingen der Umwelt haben etwas Unwahres. Ein Romantiker spielt so mit seinen Figuren und setzt sie der Idee zuliebe mit einem kühnen Zuge matt. Ein Spiel ist es, aber ein Spiel auf einer Seite. Um das erotische Empfinden, das normale und noch mehr das anormale, wirbeln alle tollen Szenen und Leidenschaften. Das scheidet hinwiederum Wedekind und seine Nachtreter von den Romantikern am Beginne des vorigen Jahrhunderts. Während die Tieck, Brentano ihren Sinn für das Weltganze schärften und ihre graziöse Ironie über aller Erscheinungen Buntheit schweben ließen, bleiben die Modernen innerhalb enger Horizonte, sinnlich gebannt, arm an Bewegungsfreiheit. Aus dem gleichen Grunde muß ihnen das Drama mißglücken. Wo ein Kampf sein sollte von gleich starren, eigenmächtigen Willensenergien, da sinkt dem Pessimisten das Widerspiel von vornherein in Ohnmacht hin. Wie nachtaumelnde Motten im Kerzenlicht die Flügel fengen, so verfallen die Opfer im „Erdgeist“ dem Geschlechtsdämon Weib. Dabei sind in diesem Drama die Dialoge vielfach zu zerfahren, als daß sie psychologisch klären könnten.

Technisch mangelhaft ist es, wenn Personen plötzlich hereinkommen und wieder gehen, ohne die Handlung zu fördern oder Vergangenes aufzuhellen (z. B. Schigolch im zweiten Akt). Einen stärkeren künstlerischen Anlauf nimmt der letzte Aufzug. Hier scheidet eine leise tragische Ironie des Schicksals durch. Refrainartig wiederholen sich Sätze aus dem zweiten Akt wörtlich, nur sind die Sprechrollen vertauscht, ein technischer Kunstgriff, den jüngst der Däne Esmann in seiner Komödie „Vater und Sohn“ ausgiebig angewandt hat. Aber indem Wedekind gegen Ende die Tragödie in die Tragikomödie umzustülpen sucht und sie ins maßlos Groteske steigert und verzerrt, erreicht er gar keinen Stil. Den tragischen Akzenten wird die Spitze abgebrochen, und das Komische pläzt zu unvermittelt herein, um organisch zu wirken.

Vom psychologischen Gesichtspunkt aus bewerte ich den „Kammerfänger“ (ebb.) am höchsten. Diese drei Szenen gleichen scharf geschliffenen Gläsern, in denen sich die vorübergehenden Menschen bis in die feinste seelische Schwingung hinein bespiegeln. Und hier erfüllt sich in dem offenbar werdenden Lebensablauf des greisen Komponisten eine wirkliche stilgerechte Tragikomödie. Über all dem Hin und Her der Dialoge aber steht der Dichter mit einer kühlen, ironisch blinzelnden Überlegenheit. Dramatisch genommen sind freilich diese drei Szenen nur eben Szenen geblieben, ganz leise Szenen mit einem fest aufgesteckten Witz und einer verblüffenden Explosion am Schluß, ohne daß eine genügend straffe Spannung vorangegangen wäre. Stark Persönliches gibt uns das romantisch schillernde Schauspiel „So ist das Leben“ (ebb.) und vor allem das fünftätige tiefempfundene Schlüssel drama „Hidalla oder Sein und Haben“ (München, Ego u. Co.). Hier im fünften Akt schreit eine bittere Tragik auf. Dieser gurgelnde, nach Atem ringende Schmerzenslaut der Verzweiflung ist echt. Wer Wedekind selbst hierin die Hauptrolle mimen sah, in schlichter Sprechtechnik, ohne große Gebärde, einfach, aber einbringlich, ernst, der wird sich noch weniger der Anschauung verschließen, daß hier die dichterischen Wurzeln heißes seelisches Erleben umklammern. Auch die Schlußgroteske: der ethische Reformler, dessen ganzes Streben gescheitert ist, wird von einem Reklamefundigen als dummer Zirkusaugust engagiert, habe ich nicht als Trick empfunden. Das Leben ist oft so grausam und mischt auf seiner Palette die Kontrastfarben in wilder Lust.

Was aber immer wieder Wedekinds Bühnenwerk herabzieht, das ist der geringe positive Gehalt, der oft unsittliche, ans Perverse streifende Stoff. Seine Phantasie befruchtet keine große treibende Idee. Karl Lamprecht nennt einmal die Eigentümlichkeit der germanischen Kunst den Zusammenhang zwischen ästhetisch und ethisch, zwischen Phantastietätigkeit und Gewissen. Der Zusammenhang fehlt bei Wedekind nicht, aber die Urteilsquelle seines Gewissens ist bis zur Unklarheit getrübt. Wedekind ist ethisch

das, was man Ibsen zu Unrecht genannt hat, ein Revolutionär. Wie auf Ibsen gemünzt scheinen mir Hebbels Worte in der Vorrede zu „Maria Magdalena“: „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht . . . neue, unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament . . . auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind . . ., den äußeren Hafen gegen den inneren Schwerpunkt vertauschen.“ Wedekind hingegen will neue „unerhörte“ Institutionen, und da reißt er die alten ehrwürdigen nieder und schwärmt wie einst die Jungdeutschen des Vormärz in einem sexuell-sozialen Nirgendheim.

Wedekind und Shaw, das wären also die zwei dramatischen Zeitgrößen — ja Zeitgrößen; denn in der Entwicklungsgeschichte der dramatischen Kompositionskunst werden sie nicht genannt werden. Beide sind reine Intellektualisten, beide sind theoretische Umstürzler, beide prägen als Satiriker ihre Theorien in groteske Formen, beide greifen die elementaren Beziehungen zwischen Mann und Weib auf, nur bewahrt sich der Ausländer dabei die Hand sauberer. Er ist überhaupt der Reinerer. Ich möchte ihn gegen Wedekind stellen wie Hauptmann gegen Sudermann. Auf Shaw wirkt die Umwelt aktiver ein, und so gibt sich sein Schaffen spontan, oft mit einer gewissen liebenswürdigen Naivität. Wedekind dagegen, ein geriebener Schlaupopf, ist überlegender und dem Stoff formal überlegener, er reagiert auf die Außendinge nicht so rasch, versteht sich besser auf die Mache und kann die Pose zuweilen so wenig verleugnen wie Sudermann. Shaw hat vor dem steifen, ungelentken Wedekind noch die geistig beweglichere Art voraus und das weitere soziale Gesichtsfeld. Wedekind spürt eben immer und überall nur der Geschlechts-tyrannis nach.

Diese erotische Phantastik, die mit ihren Überdosen und Nervenverästelungen beständig in Krafft-Übings Psychopathia sexualis übergreift, ist überhaupt auf der jetzigen Modebühne Berlins heimisch. So hat Richard Nordhausen, ein mit den Berliner Theatern seit Jahren eng verwachsener Kritiker, ein Mann von freier, frischer Gesinnung, in der letzten Saison wiederholt geklagt, daß um Reinhardt herum beratende Leute sitzen, die unter moderner Kunst grundsätzlich nur das Aufregende, Stachelnde, Pathologische verstehen. Wildes „Salome“ war vor einigen Jahren wohl so etwas wie eine Duvertüre des aufstrebenden Reinhardt. Es folgte Hofmannsthals überhitzter Brunstschrei, es folgte Wedekind. Schalom Asch stellte ein Bordell auf die weltbedeutenden Bretter und umstäubte es mit dem sentimental widerlichen Duft koscheren Judentums. Leo Greiner kam mit seinem „Liebeskönig“ zu Worte, und dieser unglücklich tolle Liebeskönig bleibt wohl nicht der letzte seines Stammes.

Hier wäre auch Fr. Dülbergs vieraktiges Drama „Korallenkettlin“ (Berlin, Fleischel u. Co.), das in München von einem literarischen Verein aufgeführt wurde, einzuschalten; denn Dirnengeist und sexuelle Irrlichter

treiben darin ihre Sputherrschaft. An sich talentvoll, frisch, farbig gesehen, nüanciert im Dialog, erlahmt es schon im dritten Aufzug und zerfällt am Endakt mit seiner paradoxen, lächerlichen Verwirrung der Motive und Begriffe.

Bedenklich ist es, wenn auch die Bühnenverkörperung klassischer Werke durch solche ihnen wesentlich fremde, pathologische Elemente durchseucht wird. Romeo z. B. soll bei Reinhardt in der vergangenen Saison ganz als Nervenkranker, als „Gespenster“-Osvald gegeben worden sein. Das erinnert an die Auswüchse der naturalistischen Epoche, wo man Schillers pathetische Helden im lässigen Ton der Gasse sprechen ließ und ihnen die stumpfen Gebärden von Handwerkern verlieh. D. Brahm, der frühere Literat, dann Direktor des Deutschen, jetzt des Lessing-Theaters, hat diese bürgerliche Darstellungsart inauguriert, und er ist heute noch der unbeirr-bare, konsequente Vertreter des Naturalismus. Das Glück lächelt ihm zwar nicht mehr so hold.

Das letztemal hat ihn sein Intimus Gerh. Hauptmann schmähtlich im Stich gelassen. „Die Jungfern vom Bischofsberg“ (Berlin, Fischer) waren ein Durchfall, der sich zum Theaterstandal steigerte. Ein Lustspiel nannte hier der Dichter, was in einem „Fliegenden Blätter“-Witz gipfelt. Der Dichter? Ein Dichter sollte so etwas geschrieben haben, das arm an Poesie und alles Geistes nahezu bar ist? Nein, wer sich seinen Glauben an Gerh. Hauptmann bewahren will, an den kühnen realistischen Menschenformer, an den Träumer mit der weichen Seele, an den Mystiker, der das All in die zartesten Lyrismen zu fassen suchte, der muß zu „Und Pippa tanzt“ (ebb.) greifen. Die kritischen Meinungen über das Glashüttenmärchen bewegten sich in Extremen. Viele, sehr viele und verständige Kritiker sprachen von ihm als von einem künstlerischen Bankrott. Es rage als Gipfel in Hauptmanns Entwicklungslinie, verkündeten die Schwärmer. Weder das eine noch das andere dürfte der Fall sein. Vielleicht strahlt es bisher neben „Hanneles Himmelfahrt“ (ebb.) dichterisch am reinsten das ureigene Wesen des schlesischen Dramatikers aus. Da gibt der erste Akt eine so prächtige, derbgepackte Dierschenken- und Rauffzene, nach Holländerart gesehen, da werden die Personen so geschickt gruppiert, die Gruppen kontrastierend voneinander abgehoben, dramatisch gegeneinander gesetzt, daß wir unschwer die starke Meisterhand wiedererkennen, die seinerzeit die Webermassen auf den Brettern in Bewegung riß. Aber allzubald erlahmt die Gestaltungskraft. Das Drama wird zur Dichtung, die Dichtung verflüchtigt sich in Symbolik, die Symbole aber entschlüpfen unsern tastenden Händen und wechseln von Szene zu Szene die Beziehungen, die Beleuchtung, die Deutung. Und das ist die große Schwäche daran, die bei der Lektüre noch mehr hervortritt als bei der szenischen Darstellung; denn eine geschickte Regie drängt über die in ihrer Allegoristerei verwirrenden Kleinzüge hinweg, um den orchestralen Grundklang der Stimmung zu wecken. In diesem Grundton nämlich (dem

vierten Akt) schwingt Hauptmanns ganze Seele mit, eine mit Lebensweisheit gesättigte Seele. Still bescheidet sich der Dichter in einem reichen, tiefen Innenleben, und da wird das Auge mit einem Male helllichtig und schaut die „große goldene Treppe“ der Welt Schönheit, und das Ohr verfeinert sich und hört den „Strom des Weltalls“ fließen. Grillparzer fühlte ähnliches, als er in den klassischen Versen von „Traum ein Leben“ seine Resignation ausklingen ließ. Aber er neigte mehr nach dem Ethos hin. Hauptmann ist schönheitsstrunkener. Immerhin wird man an Grillparzer denken, wenn man künftig von Hauptmann spricht. Dies ist es, was uns Pippa gelehrt hat.

Herm. Sudermanns letzter Wurf war nicht so unglücklich wie der Meister Gerharts, aber auch nicht viel glücklicher. „Das Blumenboot“ (Stuttgart, Cotta Nachf.), Schauspiel in vier Akten und einem Zwischenspiel, scheint eigens geschrieben zu sein, um alle die längst bekannten Schwächen des bewährten Theatralikers an einem Parabigma aufzudecken. Da hält der Dichter von „Sodoms Ende“ seinen lieben Berlinern wieder einmal den Sittenspiegel vor. Er spricht nicht zu Ganz-Berlin, wie etwa Anzengruber zu Ganz-Wien redete. Sein Berlin ist das der prunkenden Renaissancepaläste, das unmittelbar nach 1870 emporschnellte, das der Parvenüsalons mit den roten Brokatellowänden, den Marmorkaminen, Ebenholzschränken, den kostbarsten orientalischen Geweben. Draußen an einem der märkischen Landseen ladet eine eigene Villa zum sommerlichen Flirt. Dieser vornehmen Kaste predigt Sudermann, und er tut es mit Eleganz, nicht mit dem kräftigen Warnerpathos des Wienerers. Dadurch nun, daß er seine Studien in schmeichelnden, pikanten Farben gibt, fesselt er auch die Kreise, die es angeht, stets von neuem, obgleich oder weil sie seinen Text, seine Probleme, seine Gestalten, seine Kontrastwirkungen bereits ahnen. — Das „Blumenboot“ zeigt, wie so eine Kommerzienratsfamilie in ihren jüngsten Sprossen zu verludern droht. Da heiratet eine echte Großstadttrange, früh verdorben, im Kerne faul, ihren jungen Vetter, einen ebenso lockern Springinsfeld. Er hat sich schon eine Maitresse gehalten, sie wird eigentlich nur eine Frau, da es doch besser ist für den Fall, daß einmal zufällig ein Baby käme. Beide gewähren sich natürlich von vornherin völlige Gewissensfreiheit. Das geht so lustig, lustig drei Akte und ein Zwischenspiel hindurch. Der letzte Aufzug aber bringt die Bekehrung.

Daran ist Sudermann gescheitert. Derlei seelische Umwandlungen von einem Extrem ins andere hat nicht einmal ein Ibsen immer glaubwürdig und überzeugend gestalten können, und Ibsen webte noch die zartesten psychologischen Gespinste. Und der nordische Dichter war im Detail viel sorgfältiger. Er hohelste die Motive, Sudermann hastet über sie. Er verfolgte die Fäden beständig rückwärts bis zur letzten Ursache, im „Blumenboot“ strebt alles dem Effekt zu. Ging jener von der Logik aus, so setzt Sudermann Kontraste. Jener gibt Stimmungen, Schwingungen,

zitternde Luftschicht, dieser grelles Milieu, oberflächliche Charaktere. Dazu feiert die Romanphrase hier wahre Orgien. Ohne Zweifel herrscht sie ja in dieser überfirnißten Kultur. Trotzdem hätte der Dichter durch milde, kluge Worte dämpfen können und zu Nutz und Frommen seines Endzweckes, der moralischen Mauerung, auch dämpfen müssen.

Was Sudermann heute noch schaffen kann, hat sein vorletztes Schauspiel „Stein unter Steinen“ (ebb.) viel reiner gezeigt.

In schlichter, einfacher Art ohne moralisierende Rhetorik stellt da der Dichter das Leben eines entlassenen Zuchthaussträflings hin. Anfangs scheint es, als wolle er dieses Leben zum Problem verdichten; schließlich beläßt er es aber bei der Ausmalung eines spezifischen Schicksals. Da schlürft ein rätselhaftes Wesen herum, blaß, düster, gebückt, mit heiserem, ersticktem Laut, voll Seelenpein, demütig wie ein winselnder Hund, scheu wie ein gehehtes Tier, zitternd, aufschreckend bei jedem Wink und Wort. Und dieser Gebrochene traut sich kaum ans Licht, nicht an die Menschen heran. Fünf Jahre Zuchthaus, das zählt nicht für fünf, das frißt das ganze Leben, die ganze Ehre weg. Wirft man ihm einmal freundlicher ein Wort zu oder einen helleren Blick, wie dankbar empfängt er diese seltenen Gaben, wie durchströmt es da den Abgestorbenen! Sollte es möglich sein, daß aus ihm wieder ein Mensch wird? Neuerdings stößt man ihn zurück. Und wieder reckt er sich an guten, wackern Leuten empor, und am Ende gewinnt er doch, was für immer verloren schien, und noch mehr: Menschen-dasein, Anerkennung, Stellung, Liebe.

An diesen Charakter hat Sudermann Mühe und psychologische Kraft gewandt, und er hat ihn kontrastierend mitten in ein buntes, reges, lebendiges Treiben (eine Steinmehlfabrik) hineinzustellen gewußt. Seien wir ehrlich, es gibt nicht allzu viele unter den heutigen Dramatikern, die ein Milieu so frisch hinpinseln können, mit so viel Bewegung, mit dem ganzen Auf und Ab von Arbeit und Ruhe, Leidenschaftsspannung und seelischem Atemholen, mit so viel Humor und Mutterwitz. Dabei durchsonnt die Zwiesprache oft eine behagliche dichterische Wärme und jene männliche Lebensweisheit, die ich im „Blumenboot“ vermißte.

Freilich himmeln auch hier zuweilen recht unangenehme moderne Redensarten und Schlagworte, so, wenn der Schrei nach dem Kinde gelst („Gebären ist Gottesdienst“), freilich gibt es auch hier Voraussetzungen in den Situationen und Einzelheiten in den Charakteren, die keiner strengeren Prüfung standhalten. Daß z. B. ein intelligenter Fabrikant, der aus Prinzip entlassene Zuchthäusler als Arbeiter aufnimmt, gerade den geriebensten Gauner, einen notorischen Einbrecher, zum Schlüsselwart ertürt, das dürfte kaum in der Provinz, geschweige denn in Berlin vorkommen.

Neben Hauptmann und Sudermann hat M. Halbe den Stürmern einst als Hoffnung gegolten, und nicht bloß den Stürmern. Seine von sonniger

Lyrik durchzitterte „Jugend“ (Berlin, Bondi) ist eines der wenigen Dramen, die sich aus der Werdezeit des jüngstdeutschen Realismus bis heute unentwegt behauptet haben. Seine letzten Schöpfungen dagegen fallen ab. In der Komödie „Die Insel der Seligen“ (München, Langen) hat er ein utopisches Eiland von problematischen Schwarmgeistern mit dem Griffel des Satirikers zu zeichnen versucht, ohne daß es ihm gelungen wäre, überall das Persönlich-Kleinliche, das sich an selbstverspürte Rankünen klammert, in freie Höhen, ins allgemein Menschliche emporzureißen. — Im Gegensatz hierzu vermischt man in seinem fünftägigen Drama „Das wahre Gesicht“ (ebd.) allzu sehr den eigenen seelischen Ausdruck, den individuellen Schnitt. Während er ein Drama heroischen Stils schaffen wollte, hat er beinahe einen Literaturhomunkulus präpariert, der, arm an rotem Lebenssaft, in die chemischen Bestandteile auseinanderzufallen droht. Krallt sich nicht in diesen Felddobrist von Danzig, der in unerfättlicher Ehrbegierde zwischen Treue und Verrat schwankt, der Dämon des Schiller'schen Friedländers? Und die verjagte blonde Järtle, deren selbstlose Hingabe und innige, demütige Liebe uns so ergreift, und deren Schmerz visionär wird, hieß sie nicht unter dem Himmel von Schwaben das Rätchen von Heilbronn? Und hat der bucklige Synbikus, der Enterbte der Natur, der überall nur haßt und Ränke spinnt, nicht etwas von Richard III. mitbekommen? Und leuchtet die Mär vom schwarzen Reiter Tod mit dem Rappen, dem wallenden Mantel und der roten Schabracke nicht aus unsern herrlichsten Balladen? Wer denkt bei den bösen Träumen, bei den dumpfen Ahnungen, bei der lastenden Stille, bei dem „Schimmer eines Schimmers“ nicht an das Schattenreich, das Maeterlinck und Hofmannsthal aus dem Halbdunkel heraufbeschworen haben? — Schade, daß diese Reminiszenzen Halbes eigenen Klang übertönen. So ein echter Laut schwingt in der feinen Szene, wo der an den Schläfen ergraute Ratscherr in weicher Melancholie auf sein absteigendes Leben schaut. Anderes hingegen ist wieder Flitter und Theaterpathos! (Der Felddobrist vor der Leiche seiner Gemahlin.)

Dramaturgisch ganz verfehlt ist der Schluß des fünften Aktes. Schon im vierten Aufzug hätte konzentrisch dem Ende zugesteuert werden sollen, dann behielte man nicht lauter lose Teilchen in seiner Hand.

„Nachdem unser modernes Drama lange Zeit das eigentlich Dramatische verpönt hatte, fühlen unsere besten Dichter ebenso wie das Publikum eine starke Sehnsucht nach Werken großen Stils auf der Bühne. Wir wollen nicht mehr kleinliches Alltagselend, wir wollen überragende Menschen, gewaltige Schicksale sehen, wollen uns durch Furcht und Mitleid durchrütteln und läutern lassen.“ So bemerkt der Verlag Langen in seiner Ankündigung des Halbeschen Dramas.

In der Tat, der Naturalismus als subtile, peinliche Zustandschilderung, als Ausschnitt einer engen, aber mikroskopisch festgehaltenen Welt scheint

auf den Brettern auszusterben. Unsere östlichen Grenznachbarn, die Russen, pflegen ihn noch; auch der Holländer H. Heijermans (Allerseelen. Ghetto. Berlin, Fleischel u. Co.), aber er spitzt ihn schon mehr tendenziös oder in einen psychologischen Realismus zu.

Seelisch zergliedert auch H. Müller in seinem Einakterzyklus „Das stärkere Leben“ (ebb.). Er verrät entschieden novellistische Begabung. Den Kern der Dinge versteht er nach allen Seiten hin psychologisch zu wenden. Ob er einem größeren Drama gewachsen ist, möchte ich nach dem dritten Einakter, „Die Blumen des Todes“, fast bezweifeln. Dieser hat mich an das erinnert, was Eichendorff über den Romantiker Löben sagt: „Da bezieht sich alles mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selbst, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber reden, kommt nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor.“ Ja, Müller steckt noch etwas zu sehr in der Romanphrasologie.

In der Form psychischer Entwicklungsreihen und Analysen vermag ein realistischer Stoff von der Bühne herab noch zu fesseln; aber die Freskokunst mit ihren kühn schweifenden Linien gewinnt immer mehr an Freunden. Daher ertönt in Berlin um einen alten Herrn so lauter, ehrlicher Jubel, um E. v. Wildenbruch, den ob seines draufgängerischen, strupellosen Theatertemperaments der Naturalismus einst in die Ecke geschoben hatte. Seine „Rabensteinerin“ (Berlin, Grote) wird wohl nach und nach das ganze Reich durchwandern.

Nach dem großen Stil strebt auch W. v. Scholz. Aber er schürft viel tiefer als der Preußendichter. Er hat sich an Hebbels gigantischer Ideenwelt herangebildet. Seine Tragödie „Der Jude von Konstanz“ (München, Müller) zeichnet einen von seinem Stamme Abtrünnigen, den doch wieder das Sehnen der Seele zu den Seinen zurücktreibt, der aber als überlegener Geist weder hier noch dort eine Heimat findet und unter dieser Tragik zusammenbricht. Gleich einer Glut leuchten dazu die Farben mittelalterlicher Romantik. Blasser, matter im Kolorit ist seine letzte Tragödie „Meroe“ (Berlin, Wedekind u. Co.), die ihre Uraufführung am Münchner Hoftheater erlebte. Seinem großen Meister hat er sich damit noch enger angeschlossen. Wie „Gyges und sein Ring“ spielt das Ganze im vorgehichtlichen, mythischen Asien. Motive aus „Herodes und Mariamne“ erklingen. Der König ist von Hebbelscher Starrheit. Die Sprache kommt nahe an die antike Größe des Vorbildes heran. Solche wunderbar lyrische Ruhepunkte, wie die Unterredung zwischen dem König und der Königin in der Vergiftungsszene, solch seelisches Atemschöpfen vor der Katastrophe, solches Verbämmern ins Innerste liebte auch der Meister. Nur packte Hebbels Faust die Probleme energischer, indessen Scholz, etwas nervös, sie leicht entchlüpfen läßt, um wieder andere Akkorde anzuschlagen.

Zuweilen hat das moderne Stildrama etwas von Rembrandts geistreicher Manier: scharfe Helle gegen Schattendunkel, Weltanschauung gegen Weltanschauung. So hebt sich in Th. Manns Schauspiel „Fiořenza“ (Berlin, Fischer) vor dem Sinnentkult der Mediceer die asketische Gestalt des vergeistigten Dominikaners Savonarola in großen Konturen ab. Leider belästigt es der Dichter beim Kontrast der Farbentöne. Im Drama sollen sich aber Licht und Schatten kämpfend ineinanderwirren. Daran krankt auch R. Höpplers Trauerspiel „Der reiche Jüngling“ (Leipzig, Inselverlag). Wie dort, so haben wir hier die malerische Auffassung statt der dramatischen. Außerdem leidet die Tragödie an dem Grundfehler, daß die tragische Lösung von außen erfolgt, daß der Knoten gewaltsam zerhauen wird, während echte Tragik sich nur aus innerer Folgerichtigkeit entwickeln kann. — Schade um Höpplers Dichtung, denn sie ist ein zartes Spitzengewebe. Ein eigener Reiz umspielt die kurzen, feinziselierten Sätze. Wie des Heilands Erlösungsbotschaft am See Genesareth auf die verschiedenen Menschen verschieden einwirkt, auf den einen wie eine Brotfrage, rein oberflächlich, dem andern die ganze Seele in ihren Grundfesten durchbebend, das ist in pointillistischer Kunst durchgearbeitet.

Eine für Deutschland neue Note bedeutet Fr. Frefjas Spiel aus dem Barock: „Ninon de l'Enclos“ (München, Müller [Uraufführung im Münchner Residenztheater]), neu, wohlverstanden, nicht der Idee nach, nicht nach der Seite dramatischer oder tragischer Formulierung, sondern in der Art, die Konversation zu führen. So geistprühend, schmiegsam, grazios mit Apercus und Antithesen tändelnd haben bisher nur die französischen Dialogmeister Scribe, Sardou u. zu plaudern gewußt.

Noch einer Uraufführung am Münchner Residenztheater möchte ich gedenken, eines Mystariums in fünf Akten von E. Stucken: „Gawân“ (Berlin, Fischer). Das Premierenpublikum war davon hingerissen. Gawân, ein hochgemuter Kede der Artusrunde, trennt mit einem Artstreich einem gespenstischen grünen Ritter den Kopf vom Rumpf und hat seinem Treuwort gemäß nach Jahresfrist sich in der Weihnacht Schlag Zwölf an der geheimnisumspunnenen grünen Kapelle zu stellen, auf daß er dort von dem unbekanntem Ritter den gleichen Hieb erdulde. Der Unbekannte ist der Tod. Rohstofflich ist das alles rein balladest. Aber Stucken hat es verstanden, darauf ein Drama technisch aufzubauen. Von Akt zu Akt gleitet ein neues Spannungsmoment. Wie ein Kreis rundet sich das Spiel. Mit einer Jubelouvertüre an Maria, die Gnadenmutter, die reine Maid, hebt es an, um im fünften Akt in den milden weisen Schiedspruch der Himmelskönigin auszuklingen. Der dramatische Konflikt ist ein höchster, ein seelischer. Wie hier ein Mensch ringt, ein voller Mensch, vom Odem der Sünde gestreift, strauchelt, ohne zu sinken, und sich hebt und emporwächst in der Reue und Buße und in der Gnaden Sonne, das ist vom Dichter in bald leuchtenden

balb dämmernden Farben wie auf Kirchenfenster hingeworfen. Zugleich hat er, was geistig polar scheint, einheitlich verbunden, er hat das Glaubens- und Begriffsleben des Mittelalters mit modernem Empfinden, mit den Mitteln unserer Psychologie erfaßt. Dabei haucht die Sprache den fremden südlichen Duft der minnezarten höfischen Provence und die Innigkeit und Alleinsinbrunst der deutschen Mystiker. Nicht zuletzt fasziniert das Ohr der eiserne Rhythmus: fünf Hebungen, gebunden durch schlagenden Binnen- und Endreim. Das ist Gipfelfkunst.

Neben solchem Streben ins Große, Idealische macht sich eine andere literarische Strömung stark bemerkbar. Es gehört, wie schon angedeutet, mit zur Signatur des jüngsten Dramas, daß die Bühnenschriftsteller mit Vorliebe Partei ergreifen. Anstatt das Rad rollend zu zeigen, fallen sie ihm in die Speichen. So vermögen sie selten einen Stoff im reinen Spiel zu objektivieren. Das Tendenzdrama hat kaum zu einer Zeit so geblüht wie heutigen Tages. Der Kampf gegen den Ultramontanismus, der Konflikt zwischen Kirche und Schule, das Mutterrecht, die Ehescheidung, der polygamische Trieb, das sind so einige der Themata. Die Autoren zu nennen, kann ich mir ersparen.

Nur das Drama des früh verstorbenen W. Holzamer „Um die Zukunft“ (Berlin, Fleischel u. Co.) will ich anführen, und zwar aus dem Grunde, weil ihm ein Kenner wie Professor Witkowski ein Loblied in den höchsten Tönen gesungen hat (Literarisches Echo 1906/07). Es sei etwas Verheißungsvolles, ein Hinausstreben über den Kreis früherer Menschen-darstellung in dramatischer Form nach einer neuen Richtung hin. Ich für meinen Teil habe sehr wenig Kunst und sehr viel Tendenz darin gefunden. Dieser Lehrer, der beständig unklar von einer vagen Freiheit faselt, interessiert mich als Mensch kaum, als Bühnenheld aber rein gar nicht. Der politische Putzsch, der uns da vorgeführt wird, ist auch ein dramatischer Putzsch geblieben.

Einem Dichtergeschlecht, das voll des lehrhaften Pathos im Grobstofflichen, im Aktuellen befangen ist, kann natürlich der aus dem Frohgefühl sich lösende Lustspielton nicht gelingen.

Wir Deutschen sind von jeher arm an Kleinodien der komischen Muse gewesen, jetzt zeigen wir uns in diesem Betreff geradezu kläglich genüßsam. Eine einzige gelungene Figur reicht hin, um ein Zugstück zu schaffen, wie „Herthas Hochzeit“ von Max Bernstein beweist. Literarisch etwas bedeutender ist Georg Hirschfelds Komödie „Mieze und Maria“ (Stuttgart, Cotta Nachf.). Glückliche in der Idee, kräftig in den Anfängen, holt sie leider aus den Situationen nicht das heraus, was an Humor und Witz in ihnen steckt. Die letzten Akte mit ihrer Sentimentalität und einer guten Dosis Unwahrscheinlichkeit flauen bedenklich ab. Die Komödie „Mandragola“ von Paul Eger (Berlin, Fleischel u. Co.) wird von recht wässerigen

Berjen getragen, aber, da sie ein Bötchen abwandelt, weist sie im Spielplan bereits eine hohe Ziffer auf. — Ein wirklich goldener Humor überleuchtet das szenische Genrebild von Karl Schönherr „Kärnerleut“ (Wien, Wiener Verlag). Das ist ein Kabinetstück in der Schilderung schlichter, rein menschlicher Empfindungen. Dieser unrafierte Landstreicher, ein Piffikus, ein Galgenstrich und dabei als Vater unsagbar glücklich und weich, dann das hungernde, lungernde Bürschchen, der bestohlene Bauer, die kontrollierende Pickelhaube, das sind lauter so naturfrische, prächtige Kerle, daß man nicht weiß, wem man mehr Liebe schenken soll. Das Ende von diesem Bagabundenlied gibt einen milden Zusammenklang von weher Tragik und gutmütiger Ironie, der uns tatsächlich mit einem lachenden und einem tränenden Auge scheiden läßt. Eine solche Kunst greift in die Seele aller. Damit könnte das Lebenswerk Anzengrubers weiter ausgebaut werden. — Schönherrs dreiaktiges Schauspiel „Familie“ (Stuttgart, Cotta Nachf.) steht nicht auf dieser Höhe. Bisweilen fehlt den einzelnen Charakterzügen der Hauptpersonen die zwingende Wahrheit, indem manche Motive nur der fortlaufenden Handlung zuliebe gewaltsam eingekittet werden. Hingegen sind die Nebenfiguren, wie die bekümmerte Großmutter oder das den Förster hausfraulich betreuende Mantschen, Figuren, die nicht zur Aktion hindrängen, bis in jede Wort- und Bewegungsnüance hinein mit einer vom Herzen diktierten Beobachtung einheitlich durchgehalten. Eine wunderbare Feinheit liegt auch in der Art, wie der Stimmungsumschlag in der idyllisch lebenden Familie erfolgt: nach den Personen stufenweise, dann mit Beschleunigung des Tempo. Das Schicksal bricht herein wie das Gewitter in einen Sonnentag. Lange brüten die Wolkenschwaden in dumpfer Schwüle, scheinen sich wieder zu verziehen, um plötzlich niederzukrachen.

Von einem mächtigen Schicksalsgedanken wird auch Heinr. Lilienfeins Drama „Der Herrgottswarter“ (Berlin, Fleischel u. Co.) zusammengepreßt, aber es hat bei weitem nicht jene dichterische Farbe und Lebenswärme. Technisch brillant ist der zweite Akt, der von einer ausgerechneten Spannung erfüllt ist. Von den Charakteren paßt nur einer, der alte Bauer, der in starrem Rechtsgefühl unerschütterlich daran glaubt, daß ihm über den Ehebruch seines Weibes von unserem Herrgott noch vollkommene Klarheit gegeben würde. „Ich fühl's, bloß noch'n Schritt, und der Herrgott ist da.“

Zu bedauern ist, daß unser Volksstück von den Bühnen nicht jene Pflege findet, die es verdiente und nötig hätte. Wien, das doch hierin eine reiche Tradition besitzt, hat in dem verflossenen Jahr recht wenig dafür getan. Das zeigt ein Blick in die Statistik Paul Kauls (Die Wiener Schaubühnen in der Saison 1906/07. Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand). Raimund, Nestroy, Anzengruber, Schönherr, lauter Vollblutösterreicher, erscheinen mit beschämend niedrigen Aufführungsziffern. Die Tendenz hingegen

scheint an der mittleren Donau noch üppiger in die Halme zu schießen als bei uns im Reich.

Das ist also der artistische Niederschlag der letzten Bühnensaison. Um diese Neuheiten wogte der Kampf der Meinungen. Welchen Anteil haben nun wir Katholiken an diesem Leben? Es gibt sehr viele unter uns, die gar keinen Anteil daran haben wollen. Soweit die negative Seite, soweit das Unkünstlerische, das Verfallzeitliche in Betracht kommt, mit Recht. Am Positiven hätten wir aber mitschaffen können. Haben wir das getan? Oder haben wir vielleicht abseits der breiten Modeströmung eigene ästhetische Sonderwerke geprägt, die ganz vom katholischen Glaubens- und Gefühlsleben durchtränkt sind? Wohin zielen denn unsere Bühnentendenzen? Streben wir überhaupt zur Bühne?

P. Ansgar Pöllmann erteilt darauf eine Antwort, die betrübend lautet. „Auf sozialem Gebiete“, sagt er, „sind alle Kräfte tätig, der Priester ist ja heute fast nur noch der Anwalt gesellschaftlicher Interessen; aber eins hat man vergessen, nämlich daß das Theater als Erziehungsinstitut des Volkes zu Sittlichkeit und Kunst eine idealere Macht ist als der Zusammenschluß zu Gewerkschaften und Arbeitersekretariaten.“ Ohne Zweifel verkennen unsere Zeitschriften diesen idealen Machtfaktor. Das „Hochland“ beschränkt sich lediglich auf knappe Abendreferate. Die „Stimmen aus Maria-Laach“ bringen über die bretteerne Welt so gut wie gar nichts. Die „Dichterstimmen“ wollen spezifisch die junge Lyrik schulen. Der „Graf“ hat bisher auch sehr wenig dafür getan. Nur die „Gottesminne“ hat zuweilen Fingerzeige gegeben, und die „Literarische Warte“ sich wenigstens kritisch mit dem modernen Drama auseinandergesetzt. Beide sind gewesen.

Wenn wir nun über die Wiedergeburt und Neubelebung der katholischen Bühnenkunst und Bühnendichtung reden wollen, so müssen wir zunächst einen Mann an die Spitze stellen, der als erster den Ruf der Renaissance erhoben hat: Richard v. Kralik. Seine Stimme klingt wie die eines Propheten, voll weckenden Eifers, mit dem Timbre eines sieghaften Optimismus. Ich glaube, er hat auch die ehrliche, aber schroffe Einseitigkeit solcher Eiferer. — Fest umrissen steht sein Programm. Seine Forderungen wurzeln in der Antike, in der Romantik und in der Historie. Es ist nötig, so hat er in Salzburg rednerisch ausgeführt, dem Volke die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu zeigen, ihm die geschichtlichen Grundlagen seines Daseins darzustellen, die Helden, die sein Volkstum gewahrt haben. Das Volk muß sich durch solche Taten und Ahnen geabelt, gehoben fühlen. Sein historischer Sinn muß geweckt werden. Die Geschichte aber kann nur im Gewande der Sage volkstümlich werden. Die Sage ist nach Kralik die poetische Form der Geschichte, ihr Kern, ihr Wesen. Alles stehe aber im innigsten Zusammenhang mit der Religion. Eine religiöse, eine sakrale Kunst heischt er, so etwa, wie sie einst dem Schoße der

Gotik als der Blüten buftigste entsprossen ist, damals, als die Zünfte zur heiligen Weihnacht und zum Ostermysterium rüsteten. Eine Volksbühne, eine Schöpfung aller soll es wieder sein, kein kapitalistisches Unternehmen, keine einflussende Unterhaltungsbühne, eine Weihfestbühne, die dem Volke die kirchlichen Feierzeiten, die vaterländischen Gedenktage erhöht, vergeistigt, dem Herzen nahe rückt. Von der Vereinsbühne erhofft Kralik das Heil, nicht von den stehenden Theatern und Berufskünstlern. Und sein Sinn wird zuversichtlicher, seine Träume finden schon etwas wie eine Erfüllung, wenn er den Gedanken von Bayreuth ins Auge faßt. Richard Wagners Genius hat ja schon einem nationalen Repertoire von einheitlichem Stil den Mutterboden bereitet. Und noch ein zweiter hat es getan, meint Kralik, obgleich seine Bahnen andere waren, einer, der dichterisch so frisch und keck ins volle Leben griff, der so humorsprühend mimte und so tieftraurig gestorben ist: Ferdinand Raimund. Kennen wir den Meister des Musikdramas unsern Aischylus, so ist in Raimund der deutsche Aristophanes geboren. „Raimund kann uns lehren, wie nach Aristophanes noch heute eine klassische Komödie zu gestalten wäre auf dem unerschöpflichen Grunde des Märchens, des Volksschwanks voll Phantasie und Poesie bei breitester Verständlichkeit. Wagner zeigt uns, daß wir die Antike nur durch Behandlung unserer heimischen Sagenstoffe, aber im hohen nationalen und religiösen Sinne der Vorzeit erreichen können.“ Erinnern wir uns noch Calderons, des großen Spaniers, in dessen Werken die katholische Weltidee Bühnenkünstlerisch ihren reinsten Ausdruck fand, so haben wir die Leitsterne, die nach Kralik der Geburtsstunde des christlich-nationalen Dramas leuchten sollen.

Also historisch zu verketten und zu verankern, aus gegebenen Wertgrößen heraus das Drama weiter zu entwickeln, das wäre das erste Gebot. Nur liegt darin für den Schaffenden die Gefahr, allzu autoritätsbewußt zum Nachtreter zu werden. — Als um die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der jüngstdeutsche Sturm und Drang um Bala, Ibsen, Hauptmann in wildem Tosen aufschäumte, da war man, eben weil sich die Köpfe revolutionär dünkten, ausgesprochen antihistorisch. Kein verlogenes Epigontum mehr, kein Rachempfinden! Wahrheit, selbst errungene Kultur!

Unsere „Literarische Warte“ war ein Ausläufer dieser realistischen Bewegung, eine Flutwelle, die in die katholischen Literaturbezirke hereinspülte. Die jungen Leute, die die Warte gründeten, waren beileibe keine Revolutionäre; der katholischen Idee waren sie so treu ergeben wie Kralik und sein Romantikerkreis; aber sie bekämpften wie die Stürmer die „epigonenhafte Kunstentfremdung“, sie wollten die Literatur und damit das Drama wieder in lebendige Beziehung mit dem drängenden Gegenwartsleben bringen, und so setzten sie einleitend in ihr Programm die Worte des Bischofs Keppler: „Alle gesunden und lebensfähigen Faktoren moderner Kultur sollen der ewigen Wahrheit und der Kirche dienstbar gemacht werden.“ Unverkennbar

haftet diesen Strebungen ein intellektualistischer Zug an. Nicht so sehr die Massen kommen dabei in Betracht, sondern die literarisch Interessierten; die technisch verfeinerten Kunstmittel mehr als das naive Schaffen; das psychologische Einbohren, die individualistische Betonung stärker als das breite, behagliche Volksempfinden in seiner Gemütswärme. Fordert Kralik den festzeitlichen Charakter der Bühne, so müßten die Dramen der neueren Strömung eher ein Ringen, allerdings ein sieghaftes Ringen, darstellen.

In Österreich verspürte man die Erdbebenstöße des Naturalismus kaum, und so konnte sich hier still der Blumentelch der Romantik entfalten. Die Tendenzen der „Warte“ dagegen wurden in Deutschland, besonders im deutschen Süden, verfolgt. Es wehte da ein scharfer kritischer Geist, den fegenden Märzstürmen gleich. Wenn bisher aus diesem Frühling noch keine dramatischen Früchte zur sommerlichen Reife gelangt sind, so liegt es nicht an den Theorien. Diese haben unser literarisches Gewissen wieder geschärft. Aber wir ermangeln eben der schöpferischen Persönlichkeiten, die aus den Erkenntnissen heraus künstlerisch gestalten, gesteigertes Leben offenbaren könnten.

Unter den Dramen des letzten Jahres stellt sich, soviel mir bekannt ist, nur K. Domanig's fünftaktiges Schauspiel „Die liebe Not“ (Rempten, Köfel) in die unmittelbare Gegenwart. Im Frühherbst 1900 spielt das Ganze. Eigentlich geschieht die zeitlich genaue Fixierung ohne innere Notwendigkeit; denn der Konflikt war vor zwei und drei Jahrzehnten ebenso gut gegeben. Ein biederer Tiroler Künstler, dessen verkannter Meißel die feinsten Figürchen hervorzubert, wandert aus dem Naturfrieden seiner trauten Heimat in die große, weite Kaiserstadt an der Donau, für sich Betätigung, für die Seinen tägliches Brot suchend. Ein fremdes Reis auf fremdem Boden, scheint er da zu verkümmern und zu verdorren. Die liebe Not hocht sich an seinen Feuerherd, legt sich bleiern auf seine Werkelstunden und umschattet der braven Familie das bißchen Feiertag. Ein Bruder, der in Wien sozial in die Höhe gekommen ist, ebenfalls Künstler, könnte ihm Stellung verschaffen und ihn dadurch retten. Aber er intrigiert gegen den Armen, dazu gezwungen; denn er hat ohne Mitwissen des Bruders dessen Werk für das seine ausgegeben und damit den großen Preis errungen. Schließlich wendet sich doch alles zum Guten. Die Heimat tut sich dem von Gott Geprüften wieder auf und in ihr eine sichere Zukunft.

Domanig besitzt unter den zeitgenössischen katholischen Dichtern wohl das gewiegteste Wissen um das Bühnengemäße. Sein Dichten kennzeichnen durchweg starke österreichische Akzente: das gemüthlich Bodenständige, eine kräftige Zuversichtlichkeit und doch wieder eine bebende Sentimentalität. Wie hatte gegen diese nicht selbst Meister Anzengruber anzukämpfen! Kritisch möchte ich über „Die liebe Not“ nur mein Urteil aus dem „Allgemeinen Literaturblatt“ wiederholen: „Schon die rasch abrollende Exposition zeigt den

bühnengewandten Dramatiker. Eine starke Hand baut das ganze Schauspiel in seinen Motiven kunstgemäß auf. Im dritten Akt waltet allerdings der Zufall zu selbstherrlich, die Geschehnisse fast atemlos hintereinander jagend. In die Tiefe hingegen geht der äußerlich ruhigere vierte Akt, er gibt einen seelischen Kampf und läßt, was mich am meisten freut, eine feinere Psychologie aufkeimen (IV, 3). Je eher sich überhaupt Domanig von der Intrige löst — „Die liebe Not“ ist noch an sie gefesselt —, je liebevoller er in die Volkscharaktere eindringen wird, je stärker er die Rede individuell zu differenzieren sucht, desto reicher, lebendiger wird seine Dichtung quellen.“

In die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts führt uns G. Kügler mit seinem Schauspiel in sechs Bildern „Eine Gemeindevahl“ (Münster, Alphonsubuchhandlung). Es steckt unleugbar Talent darin. Der erste Akt setzt mit aller Wucht ein. Gereizte, gehässige Worte, wie sie jede Wahlkampagne zeitigt, fliegen zwischen den Gästen einer Wirtsbude hin und her, trennen alte Bande, zünden die Leidenschaften. Ein dramatisch interessanter Vorwurf scheint sich zu entfalten, der alt und jung im politischen Meinungskampf gegeneinanderstellt: hier das beharrende Prinzip, dort der soziale Fortschritt, temperamentvoll aufsprudelnd. Im zweiten Akt wieder ein Wirtszimmer, nur ein anderes Firmenschild hängt darüber. Wieder Reibereien, Wortgeplänkel, Aneinanderdrängen. Da stockt schon der Fluß der Handlung, und mit einem Male biegt sich der politische Konflikt in eine mehr alberne als tragische Liebesaffäre um. Ich wenigstens kann dem Johannistrieb eines greisen Bauern nur komische Seiten abgewinnen. Von der Mitte ab verwässert alles in ein glitscheriges Durcheinanderreden. Der Liebesbrand im alten Freier erlischt plötzlich, die hadernde Dorfgemeinde eint sich wieder in Versöhnung, man weiß nicht recht, warum, so daß man im sechsten Bilde fragt: Ja wozu denn der Lärm fünf Akte hindurch? das hätte man doch alles viel früher und viel billiger haben können. Wie gesagt, es ist dramatische Kraft vorhanden, aber sie ist noch nicht recht angewandt. Noch fehlt die Bewegungsfreiheit in der Technik, noch die Gestaltungskraft. Statt der kausalen Folge haben wir die epische. Das Merkmal des Anfängertums ist es, wenn der Verfasser zuweilen völlig die szenische Herrschaft über seine Figuren verliert, z. B. III, 6. Hier rollen die Würfel über das Lebens- und Liebesglück der Tochter. Die Mutter steht dabei. Da müßte sie doch unwillkürlich aufschreien, aufschluchzen oder in zärtlicher Sorge abwehren, beschwichtigen. Da sich aber nirgends eine Andeutung findet, welcher seelische Prozeß in ihrem Innern vorgeht, so ist sie lediglich zur Statistenrolle verdammt. Ähnlich liegt der Fall IV, 4—7, wo der politische Gegenspieler starr und steif bleibt.

Wir sind nun schon ins Gehege der Volkskunst geraten. Als leichte Talentprobe lasse ich hier das fünfsaktige Lustspiel „Der Schatzgräber“ von

P. A. Schupp S. J. (Baderborn, Bonifaziusdruckerei) gelten. Literarische Qualitäten weist es zwar nicht auf, aber eine in gesunder Volksschicht wurzelnde Lebensweisheit und ein gewisser frischer Humor kommen darin zum Durchbruch. Minder glücklich ist „Der Sternwirt“, ein dreiaktiges Lustspiel desselben Verfassers (ebd.). Die Art und Weise, wie hier ein Dieb und Schuft entlarvt wird, kann als Lustspielmotiv ästhetisch nicht befriedigen.

Mitunter in ihrer Komik ganz glückliche Situationen erfindet das Lustspiel in einem Aufzug „Er ist verrückt“ von B. May (ebd.). Nur als Lustspiel hätte er nicht titulieren sollen, was tolle Unmöglichkeiten von vornherein zum Schwanz erniedrigen. — Auf einen recht gesuchten Witz setzt R. Grein drei Akte auf und nennt sein Stück „Der Komet als Kriegsbote oder ein fatales Mißverständnis“ (ebd.) ein militärisches Lustspiel. Der selige Gustav Moser mit seinen Harmlosigkeiten aus dem Schwerenösterleben ist dagegengehalten krasser Realist; denn so reden und handeln nirgends Hauptleute und Offiziere in der deutschen Armee. Auch die Juden mauscheln nicht so. Alles größte Fraktur! — Warum das Lustspiel von M. Hohoff „Sie will Lehrerin werden“ (Münster, Alphonusbuchhandlung) bereits in fünfter Auflage vorliegt, habe ich nicht ergründen können. Vielleicht weil der Herr Kreisphysikus immer mit Herr Kreispfiffikus angesprochen wird, oder weil der Buckel eines Mädchens Gelegenheit gibt, daran witzige Bemerkungen zu knüpfen. Der Dialekt mag ja glücklich gehandhabt sein; den kenne ich nicht. — Der Kuriosität halber, aber nur der Kuriosität halber, erwähne ich noch eine bereits in zweiter Auflage erschienene preisgekrönte Tragödie von Fr. Schare: „Das vierte Gebot oder der Untergang von St-Pierre“ (Baderborn, Bonifaziusdruckerei). Eine kleine Parallele mit Schiller sei mir dabei erlaubt.

Schare heißt Friedrich. Schiller heißt Friedrich. Schare hat „Das vierte Gebot“, Schiller „Die Räuber“ geschrieben. Das vierte Gebot ist „zu Wattencheid und Steele auf großen Theaterwettstreiten jedesmal mit dem Ehrenpreis gekrönt“ worden. Den „Räubern“ ist solche Ehre nicht widerfahren. In beiden Stücken intrigiert ein Schurke gegen seinen Bruder, und beide Male wird der Vater lebendig eingefargt, dort in einem abgelegenen Turm, hier in einem Kellerverließ. In den „Räubern“ heißt die Kanaille Franz, im „vierten Gebot“ François. Dort waltet der Diener Daniel seines Amtes, hier der Diener Daniello. Die Parallele geht noch weiter.

Franz Moor V, 1.

Ich kann nicht beten — hier, hier! (Auf Brust und Stirne schlagen.) Alles so öb — so verborrt! . . . In die Hölle, wolltest du sagen — Wirklich! Ich wittere so etwas — (Wahnsinnig.) Sind das ihre hellen Triller? Hör' ich euch zischen, ihr Rattern des Abgrunds? . . .

François 10. Szene.

In die Hölle sollt' ich, wolltest du sagen. — Wirklich? (Steht langsam, wirr erschreckt auf.) Ich wittere so etwas! — Sind das ihre hellen Triller? Hör' ich euch zischen, Rattern des Abgrunds? Und doch hier — (faßt sich an die Brust) so öbe, so öbe alles und verborrt! Ich kann nicht beten. —

16. Szene.

Rächt denn droben über den Sternen einer? Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich zischelt's um mich. . . . Wenn's aber doch etwas mehr wäre? . . . Ich befehle, es ist nicht! Wenn's aber doch wäre? . . . Wenn's dir vorgezählt würde, diese Nacht noch! Warum schaudert mir so durch die Knochen? — Sterben! . . . und wenn er gerecht ist.

Rächt droben über den Sternen einer? Ja, ja! — ha! — fürchterlich zischt's um mich [der Mont Pelée bricht nämlich aus]. Ich will es nicht! — Wenn's doch wäre, wenn mir vorgezählt würden meine Taten? . . . Warum schaudert's mir so durch die Knochen!? Sterben!! Und wenn er gerecht ist, gerecht!

Hypertrophie des Gedächtnisses lautet der moderne klinische Ausdruck für ein solches Verfahren. In der guten alten, ehrlichen Zeit hat man's anders benamset.

Noch ein allgemeines Wort über das katholische Volksstück! Es liegt noch recht im argen. Die Technik ist ganz die des rohen, verben Holzschmittes. Zum Beleg dafür will ich etwas anführen, was vielleicht mancher eine belanglose Außerlichkeit nennen möchte, mir scheint es ungemein kennzeichnend für die ganze Art der Durcharbeitung, nämlich die Namengebung. Ich greife dabei in die Personenverzeichnisse verschiedener Stücke hinein: da schreibt sich ein Wirt Nachtsicht, ein strebsamer Schmied Hämmerlein, ein Onkel heißt v. Goldhausen, sein Neffe natürlich v. Pumpenheim, einer Schwäger, einer Plump, einer Flott, einer Pajig usw. Lauter Typen, nichts als Typen, verwaschen, oft unwahr, ohne den leisesten Zug ins Fein-Charakteristische, als ob nie ein Anzengruber in seiner strogenden Lebensfülle und detaillierten Lebensechtheit das Rampenlicht überstrahlt hätte!

Hören wir nur, was einer unserer gründlichsten Kenner der volkstümlichen Theaterliteratur, Dr Hermann Dimmler, sagt: „Was bis jetzt an dramatischen Erzeugnissen auf unsern Vereinsbühnen über die Bretter ging, wäre sehr geeignet, uns mutlos zu machen. Wenn wir uns an diese Erfahrung halten wollten, so müßten wir gestehen, daß es eine dramatische Volkskunst überhaupt nicht gibt. Allein ich weise diese Erfahrungsinstanz durch eine andere zurück. Es gibt ein Volkslied von literarisch höchstem Wert, also muß auch eine Volksbühne möglich sein, die literarisch zu werten ist.“ „Die dramatische Volkskunst“, so fährt er fort, „wurde bis jetzt als eigene Kunstgattung nicht systematisch gepflegt, und ohne diese Pflege kann sie nicht gedeihen. Denn sie hat mit einer schwierigen Technik zu rechnen, die dem einfachen Volksliede nicht anhaftet. Technik fordert Schulung, fachmännische Ausbildung, Organisation.“ Dr Dimmler ließ sich mit diesen Erkenntnissen nicht genügen, sondern schritt zur fördernden Tat, indem er im Herbst 1907 im Verein mit dem Literaturhistoriker Dr P. Expeditus Schmidt O. F. M. eine Monatschrift: „Die Volksbühne“, ins Leben rief, die der Zentralpunkt aller volkstümlichen Bühnenbestrebungen werden soll. Wenn das Blatt das ihm gebührende Verständnis und Entgegenkommen

findet, so verspreche ich mir davon einen gewaltigen Aufschwung des volkstümlichen Dramas.

Die historisch-romantische Richtung Kralitz ist ja von ähnlichen Ideen befeelt. Nur ist sie entschieden literarischer. Sie klammert sich inniger an klassische Vorbilder, inniger an die Volksdichtung als an das Volksleben an, ihre Fasern wurzeln stärker in der geheiligten Tradition als in dem Webenden-Werdenden. Bei Kralitz handelt es sich um organische Zusammenfassung bewährter Kräfte und deren Umschweifung, um Neubelebung, bei Dimmler mehr um die Leitung und Stromeinbettung künstlerischer Instinkte, um Neuschaffung.

Die Romantiker knüpfen am liebsten direkt an gegebene Stoffe oder formale Prägungen an, so Kralitz in seinem Festspiel „Die Ahnen der Ruth“ (Münster, Alphonfusbuchhandlung) an ein Werk Calderons. In der Götterkomödie „Der Dichtertrank“ (Wien, Fromme) versucht er dagegen die klassische Form des griechischen Einakters mit Chören auf deutsche romantische Stoffe anzuwenden. Freilich Götterkomödie! Wer denkt da nicht an die entzündenden Zeitkarikaturen des griechischen Spötters, an die Aristophanische Grazie, Überlegenheit und göttliche Frechheit? Das suchen wir hier vergebens. Und weil aus den Symbolen zu wenig jenes ewige Leuchten aufflammt und ebenso die starken inneren Beziehungen zu mitschwingenden Zeitideen fehlen, so bleiben die beiden germanischen Göttergestalten unserem Herzen fremd und lösen kein befreiendes Lachen in uns aus. Selbst ein gewandteres metrisches Experimentieren könnte nicht darüber hinwegtäuschen.

Eine reinere Poesie quillt aus Kralitz' Maifestspiel „Das Weibchenfest zu Wien“ (ebd.). Auch hier sind alte Formen und ein alter Stoff aufgegriffen. Um eine Minneaventure des liederfrohen Reidhart von Neuental schlingt sich wie ein Perlenkranz des Minnesängers köstliche lenzpreisende Lyrik. Es ist ein Jubeln von Nachtigallenstimmen durch Waldwirrnis und Rain. Was uns da Kralitz spendet, ist ja gewiß keine dramatische Gabe, aber es sind Klänge, Farbentöne, Bilder, Gefühle, die unsere deutsche Volksseele, die unsere eigene Seele widerpiegeln. Solches Heimischwerden bei uns selbst, in unserer nationalen Kultur, in unserer religiösen Ideenzone stählt uns wie ein Jungbrunnen.

Diese Kultur muß der Dichter künstlerisch ausschöpfen, diese Idee muß seine Werke wie ein heißer Lavaström durchglühen. So verstehe ich das Programm der Romantikergruppe. Nichts aber schadet ihr mehr, als wenn sich dichterische Ohnmacht an ihre Fersen heftet. Ein Märchenpiel von F. S. Schütth S. J., „Dornröschens Auferweckung“ (Münster, Alphonfusbuchhandlung), gibt mir zu diesen Sätzen Veranlassung. Vielleicht hätte ich das Büchlein übergangen, vielleicht sogar seiner geraden Willensrichtung eine freundliche Seite abgewonnen, aber daß sich hier in den Prosateilen:

der Einleitung, den Anmerkungen und dem Nachtrag, ein so starkes und dabei ganz falsches Selbstbewußtsein breit macht, das fordert zum Widerspruch heraus. Schütz ruft für die Berechtigung seiner Tendenzdichtung Krallik als Kronzeugen an, und er stützt sich wiederum auf Krallik, wenn er vom Sprung auf die Bühne redet, den die katholischen Dramatiker doch einmal wagen sollten. In seinem Märchenspiel glaubt er schon einen gewissen Höhepunkt erreicht zu haben, wenigstens fehle darin das Hohe nicht. Allerdings, nur daß aus dem Hohen allein kein Drama und kein Gedicht wird. Das Hohe wirkt hier wie eine frostige, aufgeklebte Allegorie des Barocks. Nichts entwickelt sich aus innerer Notwendigkeit, nichts lebt, nichts blüht und sprüht in diesen Versen. Was nun den Begriff Tendenz anlangt, so verstehe ich darunter nach der Definition P. Stockmanns S. J. „die vom Verfasser bedingte, mehr oder weniger gewaltsam hineingetragene äußere Zweckstrebigkeit“. Von solchen aufgezwungenen Außerlichkeiten wimmelt es geradezu in „Dornröschens Auferweckung“. Zuweilen beschlich den Verfasser wohl selbst eine dumpfe Ahnung, wie unkünstlerisch das Ganze auseinanderfällt, und da tauchte ihm eine wirklich originelle Idee auf: ein Streichungsschema. „Ich habe aber eine etwa beliebte Streichung in drei Stufen angezeigt. Was eingeklammert mit I bezeichnet ist, kann ohne jede Beeinträchtigung des Dramas als solchen ausgelassen werden. Das mit II bezeichnete ist schon weniger leicht zu vermiffen, und was in den Klammern unter III steht, möchte ich nur im äußersten Falle gestrichen sehen.“ Nein, mit solchen dramatischen Versuchen gelingt der kühne Sprung auf die Bühne nicht!

Die zwei Szenen „Galiläer, du hast gesiegt!“ von Johannes Mayrhofer (Münster, Alphonsusbuchhandlung) repräsentieren keinen besondern Bühnenwert. Es sind lediglich die letzten Augenblicke aus dem Leben des römischen Kaisers und Apostaten Julianus in bildliche Sphäre gerückt. Das fünftaktige Trauerspiel „Salon Jarl oder Die untergehenden Götter“ (ebb.) dagegen ist eine künstlerische Schöpfung, die in allen Ehren besteht. Beanstandet aber muß werden, daß Mayrhofer dieses Drama „frei nach dem Dänischen bearbeitet“ nennt, während er Szene für Szene und Akt für Akt dem Original folgt, kein Motiv wegläßt oder einschaltet oder fester fügt, alle Personen bis herab zu den dekorativen Nebenfiguren wieder in derselben Reihenfolge aufmarschieren läßt, kurz, sich durchweg ängstlich an den Dialog, an jede bildhafte Prägung, an jede Redewendung klammert und höchstens einmal eine Fußszene ausmerzt oder eine breitere lyrische Partie zusammenzieht. Warum verschweigt er den Namen des wirklichen Schöpfers? Es ist Adam Dehlenschläger, der selbst Dramen in deutscher Sprache gedichtet und seine ursprünglich dänischen Werke ins Deutsche übertragen hat, der also unserer Literaturgeschichte in gleicher Weise angehört wie der dänischen. Warum wird dies hier verschleiert?

Recht schwach sind E. Märzfelds dramatische Versuche. Wenn uns die Literaturbewegung vor der letzten Jahrhundertwende sonst nichts gegeben hätte, das eine hat sie uns gelehrt: Akkuratess in der Charakterzeichnung, enge Verklammerung und Verzahnung zwischen Motiv und Tat. An dem gebricht es hier. In dem dreiaktigen Schauspiel „Das Opfer einer Königin“ (Münster, Alphonsbuchhandlung) weht zu sehr der Weihrauchdunst der frommen Seele. So etwas nenne ich volkstümliche Apologetik, aber nicht Drama. Das Drama wurzelt im Konflikt. Sobald die Gegenströmung, sobald die hemmende Spannung zu schwach einsetzt und somit von vornherein mit der Willensrichtung zugleich das Resultat des Kampfes offenkundig ist, hört die Handlung auf, uns als solche zu interessieren. Es ist kein Drama mehr. Schon der erste Akt zeigt uns die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, die berühmte Konvertitin, als katholisierend, um nicht zu sagen, als im Herzen katholisch. Wo bleibt da das seelische Ringen? Daß im letzten Aufzug der Ministerrat leise, das Volk entschiedener sich ihr entgegenzusetzen wagt, das kann doch die fest Entschlossene kaum um die Ruhe einer Viertelstunde bringen, geschweige denn einen ernststen Widerstreit bedeuten. Ebenfowenig packend ist die Sprache. Sie ergießt sich in einem recht papierenen Buchdeutsch. „Der Sieg des Kreuzes“, Schauspiel in drei Akten (ebd.), ebenfalls von E. Märzfeld, hat mich an englische Romane des 18. Jahrhunderts erinnert, wo in den ersten Kapiteln die Leute sterben, während sich in dem letzten herausstellt, daß sie gar nie tot gewesen sind. Hier ersticht im zweiten Akt die germanische Opferpriesterin ihren Bruder, der Christ geworden ist. Im dritten erscheint er wieder frisch und gesund, als ob sich nie der Stahl in seine Brust gebohrt hätte. Naive Gemüter sind natürlich darüber entzückt. Übrigens Neben an dem Schauspiel, dem ein historischer Roman zu Grunde liegt, noch durchweg die epischen Eierstichen. Wenn ich eine Verfasserin annehme, so bin ich vielleicht ungalant, aber ich dürfte kaum fehlgehen.

Run noch zu Leo Tepe van Heemstede! Obwohl der Herausgeber der „Dichterstimmen“ bereits zu den Veteranen katholischer Poesie gehört, so muß ich doch bekennen, daß mir noch keine seiner früheren Bühnendichtungen zu Gesicht gekommen ist. Ich stand also seiner neuesten: „Simon von Montfort“, einem Drama in fünf Akten (Paderborn, Junfermann) ziemlich voraussetzungslos gegenüber. Der erste Akt mit seinen sich breit dahinwälgenden Redefluten ließ mich kühl, aber schon im zweiten erstand mir der Dichter, ein Dichter mit edler, klassischer Sprachform. Vornehm, still verhalten gleitet seine lyrische Rede hin. Dramatisch vermag Tepe vor allem eines: Vieltimmigkeit zu schaffen. Er stuft die Charaktere ab und läßt jene dichterische Objektivität wirken, die gerecht Licht und Schatten verteilt. Eine technische Feinheit, die keinem derben Handwerksgriff gelingt, bekundet sich auch in der ökonomischen Verwertung der rein

Ihrischen Teile. Ich meine damit die arabeskenhafte Einflechtung der Rosenkranzidee. Mitten in den lodern den Haß des Albigenferaufbruchs, mitten in die kirrenden Kriegsszenen hinein klingen die freudenreichen Geheimnisse des Rosenkranzes wie das sanfte, dämpfende Aveläuten an einem heiß nachzitternden Sommerabend. Und das ist das Künstlerische, daß sich alles organisch ineinanderwebt. Das einmal am Ende des zweiten Aufzuges wird dadurch das Gegenspiel retardiert und eine neue Spannung erregt. Das anderemal, ehe sich der Vorhang über dem dritten Akt senkt, fällt das Gebet des hl. Dominikus wie eine hoffnungsfrohe Lichtfanfare in den immer dichter sich ballenden Nebel einer ungewissen Zukunft. Leider hat das Drama auch seine Schwächen. Ich kann sie mir gut erklären. Das dramatische Talent ist ja, wie Otto Ludwig sagt, zugleich Dichter- und Schauspielertalent, beides in gegenseitiger, innigster Durchdringung. Wenn nun ein Dichter nie die Schöpfungen seiner Phantasie versinnlicht sieht, so muß sein Talent für das Bühnengemäße verkümmern. Daraus leiten sich dann die Mängel im Aufbau her. So spaltet sich das Drama Tepe in zwei Expositionen und in zwei Katastrophen, indem das Gegenspiel über großen Raum gewinnt. Der vierte und fünfte Akt fallen so sehr auseinander, daß die logische Kontinuität verloren geht. Hier, im Schlußakt, wo nach Hebbels Forderung die Idee wie ein verzehrender und zerstörender Komet hervorzutreten hat, wissen wir lange nicht, wohin die Fahrt steuert. Es fehlt also an dramatischer Straffheit, die das epische Geschehen in die sich bedingende Handlungsfolge aufgelöst hätte. Aber nochmals: Tepe ist ein Dichter. Heraus also mit den Manuskripten, die noch im Kulte verschlossen sind! Die weltbedeutenden Bretter werden sich finden.

Gerade in diesem Berichtjahre ist auf dem Gebiete des christlichen Bühnenwesens ein positiver Anfang gemacht worden. In München hat man die Calderongesellschaft zur Pflege christlicher Bühnenkunst gegründet. Die ideellen Anreger waren auch hier wieder Dr Dimmler und P. Expeditus Schmidt. Osterreich scheint zu folgen. Die Münchner haben bisher zwei Aufführungen herausgebracht. Das erstemal ließ man einen der ganz Großen aus der dramatischen Weltliteratur sprechen, einen schon im Feuer Erprobten: Calderon. In dem dramatischen Gedicht „Der wundertätige Magus“, *El magico prodigioso* (Leipzig, Reclams Univers.-Bibl.), fesselt uns die machtvolle Entfaltung der christlichen Idee, der dunkle bange Spuk, der visionäre Schimmer, der sich über das Ganze breitet, und endlich der Sonnenblick in transzendente Höhen. Andererseits läßt sich doch nicht verkennen, daß die Gespräche oft in ihrer abstrakten Hülle frösteln, daß den Zaubereien die szenische Überzeugungskraft fehlt, und daß die Spässe des Grazioso, selbst wenn man sie nicht gegen Shakespeares lustig tollende Springteufelchen hält, jedem feineren Kunstgeschmack zu plump erscheinen. Alles in allem, es war ein sehr interessantes Experiment.

Der zweite Versuch galt Martin Greifs Tragödie „Francesca da Rimini“ (Leipzig, Amelang). Dantes berühmte Schlußverse aus dem fünften Gesang haben schon manchen Dramatiker angelockt, zuletzt Gabriele d'Annunzio und den Engländer Stephan Phillips. Sie stellen das Liebesmoment in den Vordergrund. Paolo und Francesca, die sich nie gehören dürfen, entbrennen in der Glut sündigen Begehrens. Bei dem Engländer wie bei dem Italiener bildet es einen Höhepunkt, wenn über der gemeinsamen Lektüre des Lanzelotromanes in den beiden Liebenden die tiefste Leidenschaft erwacht. Greif hat sehr bezeichnend diese Stelle ganz weggelassen. Nur eine kurze Weile dauert die Seligkeit süßer Geständnisse. Der Abenddämmer eines Pinienwaldes umspinnt dabei das Paar, und das letzte Rot im West versinkt. Das ist zarteste Symbolik: so fällt in ihr erstes Liebeswort schon der düstere Schatten des Versagens. Naturgeschehen und seelisches Erlebnis fließen hier ineinander. Die übrigen Teile des Dramas, schon vor dem Höhepunkte bis hin zur graufigen Katastrophe, dienen dann einzig der Sühne, so daß die Liebe gleichsam in die Exposition hinausgerückt ist. In der Buße bewährt sich Francesca standhaft wie eine Heldin. Ihre keusche Seele verschließt sich wie eine Knospe, und ihr Wille erstirbt in christlicher Umgebung. Ein Macher hätte das alles mit Tendenz durchgesetzt. Der Dichter läßt vornehm die sittliche Idee an sich wirken. Dramaturgisch betrachtet ist die steigende Handlung besser angelegt als die sinkende. In den Lucinda-Episoden wird man einiges unwahrscheinlich, die breite Ausspinnung im vierten Akt vielleicht unzweckmäßig finden. Das literarische Vorbild, Shakespeare, ist in manchen Szenen unverkennbar (Liebeszene auf der Terrasse, Schlußzene). Auch Schiller hat auf den Sentenzenbau eingewirkt. Übrigens ist es Oberflächlichkeit, wenn man Greif, „dem Dyrker“, das Bühnentalent abspricht. Man betrachte nur den zweiten und dritten Akt, oder man stelle der Greiffischen Konzentrationskunst die Vergrößerung d'Annunzios entgegen, der gleich drei Brüder um die Gunst Francescas werben läßt. Greif ist als Dramatiker gewiß kein eigener, aber er ist ein Dramatiker. An diesen stillen deutschen Poeten erinnert zu haben, das ist ein unleugbares Verdienst der Calderongesellschaft.

Nun harret ihrer noch die schöne Aufgabe, ganz neue Sterne zu entdecken. Da können und wollen auch wir unser Teil mitwirken. Von uns, den Nichtschöpferischen, heißt das: reges Kunstinteresse, begeisterte Empfänglichkeit, wegbereitende Liebe, aber auch ehrliche und offene Kritik.

3. Profaschriften.

Don H. Brentano.

I. Romane und Novellen.

Die literarische Produktion unserer Zeit — im Grunde genommen jeder Zeit mit höheren Kulturansprüchen — kann mit doppeltem Maßstabe gemessen werden, mit dem der Kunst im eigentlichen Sinne und mit dem der Industrie, welche zum Zwecke hat, gewisse Kulturbedürfnisse zu decken. Ist auch der erste Standpunkt der höhere, so wäre es doch ungerecht, die zweite Gattung von vornherein verächtlich anzusehen: wenn sie nicht den Erfordernissen der „großen Kunst“ entspricht, so kann sie doch Aufgaben, die das Leben an uns mit zwingender Notwendigkeit stellt, in vorzüglicher Weise erfüllen. Neben dem Konzertsaal hat auch die Volksoper und sogar der Leierkasten Berechtigung, und dem Volke können nicht ausschließlich Klopstock's Oben oder Lessings Philotas geboten werden; die kolorierten Münchner Bilderbogen haben nicht den Kunst-, vielleicht aber für unsere Zeit und unser Volk einen ebenso hohen Kulturwert wie die Werke der Präraffaeliten. — Freilich lassen sich die Grenzen zwischen der einen und der andern Gattung nicht leicht und nicht immer scharf ziehen: Kunstwerke können und werden immer zum Teil auch die Bedürfnisse des „Lesepublikums“ decken, und belletristische Tagesliteratur kann zugleich den höchsten Anforderungen der Kunst nachkommen.

In der übergroßen Menge von Romanen und Novellen, die das Berichtjahr zutage gefördert hat, finden sich Werke der verschiedensten Schattierung der sogenannten Unterhaltungsliteratur, von solchen, die Anspruch auf einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte erheben dürfen, bis hinab zu jenen, die nur den Zweck haben, die Langweile einer Eisenbahnfahrt minder fühlbar zu machen. Unendlich viel Wertloses, dem objektiven Urteil nicht Standhaltendes ist ans Licht gekommen, aber daneben hat sich auch viel starkes Können, viel edles Wollen geoffenbart, — mehr, als hier auf wenigen Seiten gewürdigt werden kann. Ich will nicht den überflüssigen Versuch wagen, eine literarische Rangliste aufzustellen, kann aber die Meinung nicht unterdrücken, daß keine einzige der Erscheinungen des Berichtjahres die Höhe erreicht, die im Vorjahre Enrica v. Handel-Mazzetti mit ihrem Roman „Jesse und Maria“ erklommen hat. Langsam, aber sicher, wie alles Wertvolle auf dem Gebiet der Literatur, bricht dieses einzigartige Buch sich den Weg ins Publikum: es hat kürzlich in einer einbändigen und billigen, geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe (Reympten, Kösel) sein 12. und 13. Tausend erlebt. Auch der Erstlingsroman der Verfasserin: „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr“, der ihr nach einigen novellistischen und dramatischen

Versuchen den ersten bedeutenden Erfolg eintrug, liegt im selben Verlage in gleich hübscher Ausstattung und zu gleich mäßigem Preise in neuer Auflage (6. und 7. Tausend) vor.

Zwei Bücher recht verschiedener Art streiten um den Ruhm, unter den Novitäten von 1907 als „das Buch des Jahres“ zu gelten, sowohl im Hinblick auf den äußeren Erfolg wie auf den inneren Wert, und beide sind — was mit besonderer Genugtuung betont werden kann — Werke von ernstem, fittlich reinem Gehalt. Der Verfasser des einen ist der auf katholischem Boden stehende Schlesier Paul Keller, der uns schon mit manch köstlicher Gabe erfreut hat. Sein im Berichtjahr erschienener Roman „Der Sohn der Hagar“ (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft) behandelt das traurige und schwierige Problem des unehelichen Kindes, das sein Leben lang unter dem Makel seiner Geburt zu leiden hat und schließlich im Elend, aber versöhnt mit Gott und den Menschen stirbt — am Straßenrande, der ihm in seinen Fieberphantasien zum Arm der Mutter und zum Vorhof des Himmels wird. Es liegt eine Fülle von Poesie und Schönheit, von düsterer Realistik und schimmernder Romantik, von niederdrückender Tragik und erfrischem Humor in diesem Buche, das mit dichterischer Kraft und heißer Menschenliebe geschrieben ist. Das einzige, was als ein Mangel empfunden werden kann, ist ein gewisses Schiefkrücken des Problems: Robert Hellmich geht, genau genommen, nicht am Geschick des unehelichen Kindes zu Grunde, sondern an seiner eigenen Charakteranlage, seiner Unfähigkeit, zu vergeben und zu vergeffen. Das übertrieben feine Ehrgefühl, unter dem der Dichter seinen Helden leiden läßt, kann doch nicht als typisch bei Hagarstöchtern hingenommen werden, glaubhafter wäre — nach allem, was Robert bereits erlebt, — ein Abstumpfen der Empfindlichkeit, die übrigens gegenüber den alten Großeltern, welche sein Auftauchen als ein Glück für sich betrachten, und gegenüber der Schwester, die es von Anfang an gut mit ihm gemeint hat, völlig unbegründet ist. — Auch der Verfasser des andern der beiden in Rede stehenden Bücher ist bereits durch frühere Veröffentlichungen rühmlich bekannt: es ist Ernst Zahn, der Schweizer Dichter, der im Alltagsleben den profaischen Beruf eines Bahnhof-restaurateurs ausübt. Was an seinem neuesten Werke, dem Roman „Lukas Hochstraßers Haus“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), vor allem fesselt, ist die klare, künstlerischschöne Sprache, in der sich Zahns an Gottfried Keller und Otto Ludwig gemahnendes Erzählertalent am deutlichsten offenbart, und dann die prächtige Gestalt des alten Lukas Hochstraßer, die der Dichter mit so viel Liebe und Kraft gezeichnet hat, daß er an ihre Echtheit zu glauben zwingt. Und doch klaffen gerade in dieser Zeichnung einige Lücken, über die der kritische Leser nicht hinwegkommt. Zahn sagt in einer Selbstanzeige im „Literarischen Echo“ (X. Jahrg. 5. Heft), er habe in seinem Roman vornehmlich dartun wollen, „wie manchmal das starke und weise Alter über die prangende Jugend siegt und Preise einheimst, welche der

Welt nur für diese zu sein scheinen". Ist ihm das gelungen? Ist es nicht eher eine ehrenvolle Niederlage denn ein Sieg zu nennen, daß Lukas am Ende seiner Tage nur noch die Trümmer seines Familienglückes um sich sammeln kann, Trümmer, die er nun freilich mit starker Hand gewalttham vor dem gänzlichen Zerfall bewahrt? Kommt ihm, von dem es wiederholt heißt, daß er sein ganzes Leben klar überschaue, niemals die Erkenntnis der eigenen Schuld an dem Unglück der Söhne, die zu Kraft und Selbstständigkeit zu erziehen er in früheren Jahren offenbar versäumt hat? Und wie paßt es zu der Art dieses gerechten, streng rechtschaffenen Mannes, der keine Unklarheit, kein Augenschließen um sich duldet, daß er das elende Zugrundegehen seines ausgestoßenen Sohnes nicht als einen Vorwurf gegen sich selbst empfindet? Es liegt ein ungelöster Widerspruch darin, daß er, der seinen Stolz darein setzt, alle seine Söhne im Auge zu behalten und immer noch nach seinem Willen zu leiten, gerade den, der am meisten der Leitung bedurft hätte, in die Welt hinausstößt, ohne sich je wieder um ihn zu kümmern, ihn „wegschneidet, scharf weg, dicht am Gelenk“, wie ein faules Glied eines sonst gesunden Körpers. Noch einen Punkt gibt es in dem Buche, an dem der Leser stußig wird, ein paar Sätze nur, die vermieden werden mußten: wenn der Verfasser, wie er in der Widmung betont, lehren wollte, daß die höchste Tugend die „Reinheit“ sei, durfte er den alten Lukas den Gedanken nicht fassen, nicht aussprechen lassen, daß er und die ehemalige Braut des verstoßenen Sohnes, die Mutter seines Enkels, die in verehrender Liebe zu ihm aufschaut, „hingehen und sich vor dem Pfarrer noch enger zusammentun“ lassen könnten. — Doch all diese Verzeichnungen verschwinden vor des Dichters Kunst, die es fertig bringt, daß die Schönheit des Werkes als Ganzes nicht verwischt wird, und daß der Leser selbst manches Erzwungene, z. B. das viele Sterben im Lauf der Handlung, — das Buch beginnt mit einer Beerdigung, schließt an einem Sterbebett und berichtet inzwischen von vier Todesfällen — als Notwendigkeit, nicht als gewaltthames Zerhauen des Knotens hinnimmt.

Während diese beiden Bücher zumeist in häuerlichen Kreisen spielen, leitet der neueste Roman von Ansgar Albing — bekanntlich das Pseudonym des päpstlichen Geh. Kammerherrn Paul Baron de Mathies — „Eine seltsame Verbindung“ (Freiburg, Herder) hinüber zu den sogenannten Gesellschaftsromanen, unter denen er jedenfalls an erster Stelle genannt zu werden verdient. Er schildert die Ehe eines self-made man mit einer verarmten Aristokratin, den Kontrast im Denken und Streben der verschiedenen Gesellschaftsklassen scharf hervorhebend, wobei sich ein wenig Parteilichkeit zu Gunsten des Bürgerstandes bemerkbar macht. Albing verfügt über brillanten Stil und fesselnde Erzählergabe; er führt den Leser gleich mit den ersten Zeilen mitten in die Handlung und läßt sein Interesse — trotz einiger Entgleisungen und Übertreibungen — bis zum Schlusse nicht mehr los; dieser

Schluß selbst aber enttäuscht: er ist genau um zwei Seiten zu lang und wirkt wie ein unnützes Anhängsel. Nicht mit dem gar nicht notwendigen Tode des Helden sollte das Buch schließen, sondern mit der endlichen Verständigung der beiden Ehegatten. Es macht den Eindruck, als hätte der Verfasser diesen Schluß nur erdacht, um den in Verruf geratenen „guten Ausgang“ zu vermeiden. — Glänzender noch als in dem Roman zeigt sich Abings Können sowie seine Welt- und Menschenkenntnis in der Novellen-sammlung „Frühling im Palazzo Caccialupi und andere Geschichten“ (ebd. 2 Bde), in der sich wahre Perlen von Poesie und Humor, Schilderungs-kunst und feiner Dialogführung finden. — Ein Buch, dessen Wirkung man sich nicht entziehen kann, auch wenn man mit der Lebensauffassung der Ver-fasserin ganz und gar nicht übereinstimmt, ist Helene Böhlaus Roman „Das Haus zur Flamm“ (3. Aufl. Berlin, Fleischel u. Co.), in dem „die Kultur des Herzens“ gepredigt wird, die oft so verschieden ist von der Kultur der kalten, lauten Welt. Alles in diesem eigenartigen Buche — Charaktere, Situationen, Stimmungen und Worte — ist logisch ineinander gefügt, wächst notwendig eines aus dem andern heraus; der Leser sagt sich mehr als einmal: dies und jenes ist nicht nach meinem Sinn getan, gedacht oder gesagt, — aber er begreift, daß Böhlaus Personen, so wie sie da gezeichnet sind, nicht anders handeln, fühlen und sprechen können, und er folgt der Dichterin willig und ohne zu ermüden auch über manche Absonderlichkeiten und Längen hinüber. — An Absonderlichkeiten fehlt es auch nicht in Dora Hoffelds „Im Freuden-saal. Aus dem Leben einer Komtesse“ (Berlin, Schuster u. Voeffler), das ist aber auch das einzige, was das Buch mit dem vorigen gemein hat. Die Verfasserin kann sich nicht über Mangel an Phantasie be-klagen, aber die Macht, an ihre Gestalten glauben zu machen, fehlt ihr und wird durch gekünstelte Sprache und phantastische Märchenbilder nicht ersetzt. — „Das verlorene Wort“ von Paul Althof (= Alice Gurschner. Stutt-gart, Cotta Nachf.) ist ein Lied der Liebe, der mißbrauchten, verzeihenden, verratenen und doch bis zum Tode unwandelbaren Liebe des Weibes. Guter Stil und bemerkenswerte Schilderungs-gabe sind die Vorzüge des Buches, ein gewaltsam hereingezerretes und daher aufdringliches Betonen der Erotik und einzelne ebenso erzwungene mystisch-okkultistische Betrachtungen seine Mängel. — Künstlerisches Wollen verrät sich in dem neuesten Werke des fleißigen G. Freih. v. Dmpteda, dem Roman „Wie am ersten Tag“ (Berlin, Fleischel u. Co.). In schlichter Form erzählt der Verfasser von dem Streben und Ringen eines Bildhauers, der schließlich aus Liebe zu seiner Kunst und seinem Weibe zum Mörder wird. Der Kampf zwischen Wollen und Können, das allmähliche Wachsen der Verzweiflung sind er-greifend geschildert, die Handlung selbst aber zieht sich ermüdend in die Länge, und der Schluß macht den Eindruck, als hätte der Verfasser mit ihm nichts Rechtes anzufangen gewußt. — Ad. Wilbrandt ist trotz seiner

siebzig Jahre nicht müde geworden, seiner Lesergemeinde neue Gaben zu beschaffen. Sein letzter Roman „Sommerfäden“ (Stuttgart, Cotta Nachf.) weist alle guten und schlechten Seiten seiner Vorgänger auf: fesselnde Schreibweise, geistvolles Geplauder, lebendige Schilderung, langweilende Gleichheit in den Situationen und sehr viel „Romanhaftes“ in der Handlung. — R. Arams Roman „Der Zahnarzt“ (Berlin, Fleischel u. Co.), der das Problem einer „Ehe zu dritt“ behandelt — ein Problem, das den Dichtern immer noch interessant und lösbar erscheint —, zeigt geschickte Milieuschilderung und flotte Dialogführung voll dramatischen Lebens neben ganz unmöglichen Situationen und Charakteren. Wo in der Welt gibt es wohl eine Frau wie diese Ilse, die „aus Klugheit“, die Untreue ihres Mannes in weitgehender Weise begünstigt, seine und der Rivalin Schuld geradezu beschützt, so sehr sie selbst darunter leidet, und nach dem Selbstmorde der andern das frühere Leben mit dem Manne wieder aufnimmt, als wäre nichts geschehen? — Als seine Milieuschilderin, aber noch unsichere Charakterzeichnerin zeigt sich Lisbeth Dill in „Die kleine Stadt“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), während Sophie Hoehstetters Roman „Kapellendorf“ (München, Müller) sich durch dichterischen Elan auszeichnet, der aber hie und da schon an Exaltiertheit streift. Wozu ist das widerliche Freundschaftsverhältnis „Blanc Müller“, das mit der Handlung gar nichts zu schaffen hat, hereingezerrt? — Mite Kremnik, die Freundin und Mitarbeiterin Carmen Sylvas, bietet in „Siegerin Zeit“ (Berlin, Schottlaender) bessere Unterhaltungslektüre, die auf höheren Flug verzichtet und deren Hauptwert in gutem Stil und geschickter Kombinationsgabe besteht. — R. Schaukal, der seinen Werken gern eine besondere Gewandung gibt, hat sich diesmal „Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, eines Dandy und Dilettanten“ (München, Müller) zur Hülle genommen, unter der hervor er der Mitwelt einige Wahrheiten sagt. Es ist ein unterhaltames, in graziösem Plauderstil geschriebenes Buch, das in geistreicher Form Fragen der äußeren Kultur beleuchtet. Man kann sich mit diesem erhabenen tuenden „Herrn v. Balthesser“ vortrefflich amüsieren, selbst wenn man ihm ärgerlich widersprechen muß. Schwerer befreundet man sich mit Schaukals Novellen „Die Schlemihle“ (2. Aufl. Ebb.), in denen er nicht zu packen, nicht mitempfinden zu lassen vermag; auch die Vorzüge seines Stils treten hier nicht so zutage wie in manchem andern seiner Werke. — Ganz unnütze Mühe hat sich R. v. Maesfeld gemacht mit der Bearbeitung des dickleibigen Romans „Die Liebe hört nimmer auf“, dem Englischen nacherzählt (Hamm, Breer u. Thiemann); der deutschen Unterhaltungsliteratur ist mit der Einverleibung dieser verworrenen, stellenweise verdächtig nach Kolportageroman schmeckenden Erzählung kein Dienst geleistet. Gern begrüßen wir dagegen einen andern Fremdling: E. Resbits durch S. Lobedan aus dem Englischen flott übertragenen humoristischen Roman „Das rote Haus“ (Köln, Bachem), die Geschichte

eines jungen, unpraktischen Ehepaars und seiner Erlebnisse in einem erbten verwahrlosten Landhause. Der Verfasser bringt den Leser durch die unbedeutendsten Kleinigkeiten zum Lachen, hat aber in das scheinbar so harmlose Büchlein auch manch sinnigen Gedanken und manch guten Sat gestreut. — Humor anderer Gattung — berber und frivoler — steckt in D. J. Bierbaums „Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pantrazius Graunzer, der Schönen Wissenschaften Doktor, nebst einem Anhang, wie schließlich alles ausgelaufen“ (Berlin, Schuster u. Loeffler). Dieser Herr Pantrazius, den Freunden des Verfassers bereits aus früheren Auflagen wohlbekannt, sagt in amüsanter brummigem Ton seine Meinung über mancherlei, vor allem über die Frauen, die sich einiges davon zu Herzen nehmen sollten. — Recht anziehend sowohl dem Inhalt als der Form nach sind die „Lebensfluten“, Novellen von F. Solde Kurz (2. Aufl. Stuttgart, Cotta Nachf.), in denen ebensoviel Poesie und Gemüt als Humor und bitterer Lebensernst stecken. Zierlicher, wehmütiger, gleichsam weicher und verträumter sind R. Fabri de Fabris' Geschichten und Bilder „Im Wandel des Lebens“ (Köln, Bachem), fein und sorgsam gearbeitete Miniaturbildchen, die man immer wieder gern zur Hand nimmt, um sich an dem zarten Hauch der über ihnen schwebenden Poesie zu erfreuen. — Einen merklichen Fortschritt gegen ihre bisherigen Arbeiten bedeutet Paula v. Bülow-Wendhausens Novellenband „Bengalisches Feuer“ (Ravensburg, Alber); es finden sich Proben guter Beobachtungs- und sicherer Skizzierungsgabe darin. Dasselbe gilt von den fließend erzählten, besonders in der Charakterisierung der weiblichen Gestalten gelungenen Novellen „Aus Heimat und Fremde“ von E. v. Brandis-Belion (Baderborn, Junfermann), die, 1889 zum erstenmal erschienen und mit Beifall aufgenommen, nun in neuer Auflage vorliegen. — Die Erzählungen „Echo des Alltags“ von Baronin A. v. Sedlnitzky (Ravensburg, Alber) sind, was das Herausarbeiten von Stimmungen betrifft, nicht unbedeutend, die Charakterzeichnung jedoch verrät Mangel an Kraft und Sicherheit. — Bei der Lektüre von H. H. Ewers' seltsamen Geschichten „Das Grauen“ (München, Müller) kann man kaum den physischen Ekel vor dieser Anhäufung von Mord und Blut, Wahnsinn und Perverstität überwinden, zugleich aber fragt man sich: warum vergeudet der Verfasser sein unverkennbares Talent, seinen originellen, flotten Stil, seine geistreichen Einfälle an solche Aufgaben? Ist es gar so etwas Erstrebenswertes, seinen Lesern Grauen und Abscheu einzusflößen?

Eine interessante Gabe aus fremder Literatur vermittelt uns D. Stauf von der March durch seine formvollendete Übersetzung der „Legenden“ des G. A. Becquer (erste deutsche Gesamtausgabe mit literarisch-kritischer Einleitung und biographischer Skizze vom Übersetzer. Berlin, Lebermann), jenes frühverstorbenen spanischen Neuromantikers deutscher Abstammung,

dessen von tiefer Gläubigkeit und künstlerischer Schönheit durchdrungene Schriften in Deutschland leider noch so wenig bekannt sind und dem das vorliegende Werk gewiß Anhänger werben wird. — Geschichten von ganz eigenem Haube sind auch die Christuserzählungen der Anna Frein von Krane „Vom Menschensohn“ (Köln, Bachem); in edler, ungelünstelter Sprache gibt die Verfasserin Episoden aus dem Erdenwallen des Heilandes wieder, den sie dem Leser dadurch gewissermaßen näherrückt, ohne ihn jedoch seiner Göttlichkeit zu entkleiden. Gleich Monlaur's Legende „Der Strahl“ (deutsch von E. zur Haide, Osnabrück, Billmeyer) gehören Krane's Erzählungen zu den schönsten und würdigsten der in den letzten Jahrzehnten nicht mehr seltenen Christusdichtungen.

E. zur Haide hat auch En Sjaols Historie (Geschichte einer Seele von E. Schoyen) unter dem Titel „Vergeubete Jugend“ (ebd.) ins Deutsche umgearbeitet. In der Form eines Selbstbekenntnisses wird in diesem Roman von den Erlebnissen und Seelenkämpfen eines jungen Mannes erzählt, welcher den Glauben der Kinderjahre während der Universitätszeit verliert, sich einem haltlosen Weltleben hingibt und erst nach manch bitterer Erfahrung wieder zu Gott zurückfindet. Einzelne Episoden — wie die umständliche Beschreibung der spiritistischen Sitzungen mit dem Schwindlerpaar, das Märchen des indischen Prinzen, ja das Auftauchen dieser erotischen Größe an und für sich — sind gar nicht oder nur mangelhaft mit der Haupthandlung verflochten, die Sache mit dem Riesengewinn in der Lotterie erscheint etwas gemacht, doch diese äußeren Mängel vermögen dem Buche nichts von seinem inneren Werte zu rauben. — Es liegen noch einige ähnliche Bekenntnisbücher vor, so das tiefernste, von sittlicher Kraft durchdrungene Lebensbild „Seine Weichte“ von Wilh. Brandt (Gütersloh, Bertelsmann), einem protestantischen Geistlichen, der sich jedoch katholischer Weltanschauung nirgends feindlich gegenüberstellt. Nach den hinterlassenen Aufzeichnungen des Helden berichtet der Verfasser von dessen glücklicher Kindheit, dem ersten Straucheln, das bald zu wirklicher Sünde führt, zeitweiligem Aufraffen und abermaligem Versinken und schließlich von seiner qualvollen, nie verstummenden Gewissensangst, die sich erst auf dem Totenbett in festes Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit löst. Das alles ist nicht trocken und wehleidig erzählt, sondern in ruhiger, schöner Sprache, die durch stimmungsvolle Landschaftsbilder und vortreffliche Schilderungen des modernen Großstadttreibens belebt wird. — Diesem Lebensbilde nah verwandt ist „Spökenkieker, die Geschichte einer verirrtten Menschenseele“ von Herm. Wette (Leipzig, Grunow); auch hier wird in Form des Selbstbekenntnisses vom Irren, nach Rettung Seufzen und endlichen Zurechtfinden eines Menschen erzählt, und auch dieses Buch zeichnet sich durch stilistische Vorzüge und kräftige Charakterisierung aus; aber sobald Wette sich auf theologische Spitzfindigkeiten verlegt, müssen wir ihm die

Gefolgshaft verweigern. — Ganz und gar tun wir das bei R. B. Heinrichs „Karl Asenlofer, Geschichte einer Jugend“ (München, Langen), in der sich Feindseligkeit gegen jede Religion im allgemeinen und die katholische im besondern breitmacht; das einzige, was dieses unerquickliche, im nüchternsten Alltagsston geschriebene Buch ein wenig erhellt, ist die darin verherrlichte Mutterliebe, aber das genügt doch wohl nicht, um die erwähnten Mängel vergessen zu machen. — Unbefriedigt läßt auch Rud. Huch's Studie „Max Gebhard“ (Berlin, Fleischel u. Co.), wiewgleich zugegeben werden muß, daß manche Wahrheiten über die verschiedensten Schäden der Zeit darin enthalten sind; es ist eine etwas starke Zumutung an den Leser, daß er sich durch ca 300 Seiten abgerissener, aphorismenartiger Tagebuchaufzeichnungen eines mit sich selbst zerfallenen Mannes — eine Anhäufung satirischer, philosophierender, aber durchaus nicht immer geistvoller Bemerkungen über Gott und die Welt und häßlicher Ausfälle gegen alles, was der Menschheit heilig ist, — durcharbeiten soll, um endlich auf der letzten Seite die Weisheit zu finden: „Die Welt wird erst erträglich, wenn wir aufhören an einen Zufall zu glauben.“ — H. Floerke, der Verfasser von „Hagia Hybris, ein Buch des Jorns und der Weltliebe“ (München, Müller), zeigt sich als ein Suchender, der allerlei Schönes und Großes gefunden zu haben glaubt und doch nur ein Irrender ist. Sein Haß gegen alles, was mit Religion zusammenhängt, findet so übertriebenen Ausdruck, daß er nur noch lächerlich wirkt. So ist ihm der Glaube an einen Gott „unsittlich, wie überhaupt alles Gottvertrauen“, die Priester sind Schauspieler und „Quackfalter der Seele“; um dies zu beweisen, erfindet er geradezu alberne Beispiele. Vom rein literarischen Standpunkt beurteilt ist das Buch zu verworren und zu geschwäßig, aber nicht arm an stimmungsvollen Naturschilderungen und poetischen Träumereien. — Bekenntnisromane in gewissem Sinne sind auch Ilse Frapanian's „Erich Hetebrink“ (Berlin, Gebr. Paetel), die uninteressante, schleppend erzählte Lebensgeschichte eines Hamburger Kaufmanns, der die Überzeugung hat, der Mensch könne ohne Gott und ohne Religion auskommen, — und der künstlerisch bedeutende, kräftig durchgeführte Roman „Gesa Plitt“ von M. Charlau (Köln, Bachem). Die Verfasserin stellt die katholische und die protestantische Weltanschauung einander gegenüber, gibt sich redliche Mühe, jede Parteilichkeit zu vermeiden, und läßt den Schluß in einen wohl vorbereiteten und begründeten Sieg des Katholizismus ausklingen, so daß selbst der protestantische Leser keine Einwendung dagegen erheben wird. Bevor jedoch die Heldin den Frieden findet, hat sie viele innere und äußere Kämpfe zu bestehen, sinkt in Schuld und Not, erlebt aber auch manche Stunde stiller, durch treue Pflichterfüllung erungener Zufriedenheit. Die Schilderung all dieser Erlebnisse verrät ein tüchtiges Können: Szenen von anheimelnder Traulichkeit wechseln mit reali-

ſtiſchen Zeichnungen, das Leben im ſtilen Dörfchen und in der vergnügungsluſtigen Provinzſtadt wird ebenſo anſchaulich geſchildert wie das Treiben der Großſtadt mit ſeinen ſittlichen Gefahren; die Licht- und Schattenſeiten des Krankenpflegerinberufes werden gezeigt, die Fragen der Armenpflege, Waiſenfürſorge ſowie die Frauenfrage im allgemeinen berührt, ohne daß es je zu trockenem Dozieren käme. Um Mißverständniſſe auszuſchließen, ſei bemerkt, daß der Roman trotz ſeiner reinen Tendenz keine Lektüre für unreife junge Mädchen iſt.

Man hat ſich daran gewöhnt, in den Werken Clara Viebig's, deren dichterische Begabung von manchen Kritikern jener der Handel-Mazzetti an die Seite geſtellt wird, etwas Beſonderes zu ſuchen. Sie pflegt große Probleme zu wählen und ſie mit anerkanntem Ernst und einer oft erſtaunlichen Wahrheitsliebe zu behandeln, und ſie iſt Meifterin in realiſtiſcher Schilderungskunſt. In ihrem letzten Werke, dem Roman *Absolvo te* (Berlin, Fleiſchel u. Co.), werden dieſe Vorzüge leider von mancherlei Mängeln in den Hintergrund gedrängt. Zwar macht ſie ſich auch dieſmal an eine ſchwierige Aufgabe: das Werden einer Mörderin will ſie ſchildern, den Kampf der Sehnsucht nach Befreiung von dem ungeliebten Manne gegen die Angst vor der Sünde und — mehr noch — vor dem Mißlingen. Aber hier hat Viebig's Geſtaltungskraft verſagt. Vor allem iſt es ihr nicht geglückt, den Leſer zu zwingen, daß er die Sehnsucht der Frau begreife; er ſieht die Abneigung gegen den Mann nicht entſtehen, ſondern wird vor die bereits vorhandene Tatſache geſtellt, der nichts anderes zu Grunde liegt als Antipathie, — die Liebe zu einem andern kommt erſt ſpäter dazu. Ferner wirken die mehrmaligen Vergiftungsverſuche als ein Mangel an dichterischer Kraft: der Handlung wird immer wieder ein neuer Stoß gegeben, anſtatt ſie in ruhiger, einheitlicher Entwicklung zu Ende zu führen. Die „Frömmigkeit“ der Mörderin, die die Heiligen um Hilfe bei dem Verbrechen anſieht und ihre fromme, myſtiſch veranlagte Tochter immer für ſich beten läßt, ſollte wohl nach Anſicht der Verfaſſerin das Problem noch ſchwieriger, noch intereſſanter geſtalten, aber hier iſt es der völlige Mangel an Verſtändnis für die katholiſche Weltauffaſſung (den die Viebig übrigens ſchon wiederholt bewieſen hat), der ſie an dieſem Problem ſcheitern läßt. Ebenfalls aus ihren früheren Werken bereits bekannt iſt die heiße Sinnlichkeit, mit welcher ſie ihre Schilderungen förmlich durchtränkt, und die wegen ihrer ſcheinbar harmloſen und umſo raffinierten Form abstoßend wirkt.

Nach dem polniſchen Schleſien, in dem *Absolvo te* ſpielt, führt auch H. Liadens ſpannender Roman „Auf heißem Boden“ (Baderborn, Schönig). Es geht da in der Tat ein wenig heiß zu: Rationalitätenſtreit, Glaubensfragen, Wahlkämpfe, Geſpenſterfurcht, unterirdiſche Gänge, Dynamitſprengungen, Geld- und Liebesintrigen, Diebſtähle, Krankheit und

Tod, — alles zieht in bunter Reihenfolge vorüber; aber was diesem Gemisch Halt verleiht, ist eine so warme Vaterlands- und Menschenliebe, ein so starkes Gerechtigkeitsgefühl und ein so gläubiges Gottvertrauen, daß sich das Durcheinander zu einem harmonischen und anziehenden, wenn auch noch nicht künstlerischen Ganzen ordnet. Das Talent des Verfassers wird ihn hoffentlich veranlassen, sich nächstens an schwierigere Aufgaben zu wagen. — Noch tiefer hinein ins sozialpolitische Gebiet führen die nächsten beiden Romane: E. Drerup behandelt im „Bröbstringhof“ (ebd.) den Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft und die Berechtigung der Arbeiterorganisationen und läßt den Kampf mit einer allgemeinen Ausföhnung schließen; die technische Ausarbeitung leidet an mancherlei Mängeln: die Sprache ist trocken und ohne Leben, die Exposition nicht knapp und präzise genug, die Haupthandlung wird immer wieder durch gewaltsam dazwischen geschobene Episoden unterbrochen. Das Buch ist eben das Werk eines Sozialtheoretikers, nicht das eines Dichters. Besser steht es mit dem von der französischen Akademie preisgekrönten Roman „Die große Freundin“ von Pierre l'Ermitte (Abbé Loutil), übersetzt von J. Meersmann (Einsiedeln, Benziger). „Die große Freundin“ ist die heimatliche Erde, der von den Vätern ererbte Boden, der den Bewohnern eines friedlichen Tales durch die eindringende Fabriksindustrie geraubt werden soll, den sie sich aber nach harten Kämpfen zurückerobert. Eine hier und da ein wenig zu sentimentale Liebesgeschichte durchzieht die Schilderung dieser Kämpfe und endet mit dem Tode der Braut. Pierre l'Ermitte zeigt auch in diesem wie in seinen früheren Werken reiche Phantasie, bedeutende Charakterisierungskunst und die Gabe, seine Menschenkenntnis zu dichterischen Zwecken zu verwerten. Die Übersetzung gibt den lebensvollen und eigenartigen Stil des Originals geschickt wieder. — Gleichfalls soziale Fragen kommen in O. Mysings trotz des Reichtums an Personen und Handlung langweiligem „Festspielrausch“ (Berlin, Harmonie), der Fortsetzung des Romans „Das neue Geschlecht“, zur Sprache. Es wird da viel für und gegen Sozialdemokratie, Frauenrechte zc. geredet und die „freie Liebe“ in verschiedener Form vorgeführt. — H. Schweins „prähistorisch moderne Kulturgroteske“ „Flimperpimper, das große Geldschiff“ (München, Müller) ist eine zum Teil recht lustige Satire auf soziale Zustände und Kulturfragen der Gegenwart, der es an Realismus und Humor nicht fehlt, die aber andererseits vor der Verspottung der Religion nicht zurückschreckt.

Wie alljährlich ist auch diesmal eine ganze Anzahl von Erzählungen aufgetaucht, deren Stoff dem Volksleben auf dem flachen Lande oder im Gebirge entnommen ist; Tirol mit seinen urwüchsigen Bewohnern bildet einen besonders beliebten Schauplatz für Geschichten dieser Art, von denen hier einige der besten genannt seien. H. Schrott-Fiechtl hat sich mit drei Bänden eingestellt: dem Roman „Ich zwing's!“ (Köln, Bachem) und

den Novellenfammlungen „Moderne Bergbauern“ (Graz, Styria) und „Aus'n Tiroler Landl“ (ebd.). Er zeigt sich überall als genauer Kenner des Tiroler Lebens, des Denkens und Fühlens seiner Landsleute, in deren Abgesondertheit er gern ein wenig wirtschaftlichen Fortschritt bringen möchte, und deren Land und Art er liebevoll, aber unparteiisch und naturgetreu schildert. Gleiches Lob gebührt dem Büchlein „G'spässige und b'sondere Leut, Erinnerungen aus dem Tiroler Volksleben“ (Münster, Alphonsebuchhandlung), in welchem P. Lorenz Leitgeb C. Ss. R. in schlichter, anziehender Form Selbstgeschautes und erlebtes erzählt, um ein paar prächtige Typen „der Vergessenheit zu entreißen“ — wie er in der Einleitung sagt — „und dem Lesepublikum einige Bissen gesunder und natürlicher Geisteskost zu bieten ohne Fälschung und Sentimentalität, woran heute die Unterhaltung der Volksliteratur kränkt“. — In das Neckarland und die Zeit nach dem Deutschfranzösischen Kriege führt Kath. Hofmanns preisgekrönte Volks Erzählung „Der Lindenmüller“ (Freiburg, Herder), die als eine der besten ihres Genres empfohlen werden kann, — nach Barmen und ins 15. Jahrhundert Kl. Hohraths von starker Begabung zeugende Geschichtensammlung „Im Wuppertal“ (Leipzig, Grunow), — und ins herrliche Gasteinertal und die Epoche des oberösterreichischen Bauernkrieges Fr. Wolframs „Meister Heinrich“ (Salzburg, Huber); diese „Mär“ läßt in ihrem Verfasser ein schönes Talent erkennen, das sich hoffentlich bald an größeren Aufgaben bewähren wird. — Prächtig geraten sind auch die „lustigen und leidigen Geschichten“, die Sidigeigei (M. Ortner) im „Salzburger Glöckel“ (Ravensburg, Alber) vereinigt hat, flott geschriebene Sächelchen, die einen eigenen Zauber ausüben und Leser jedes Standes und Alters erfreuen werden. — Eine köstliche Dorfgeschichte, reich an vorzüglich gezeichneten Typen, an launigen Einfällen, herb-gutmütigem Spott und inniger Gemüths tiefe ist „Der Pastor von Driebed“, Erzählung in niederdeutscher Mundart von Kaplan Aug. Wibelst (Essen, Fredebeul u. Roenen), dem wir schon manch ähnliches Buch verdanken; an den Dialekt gewöhnt sich auch der Nichtwestfale nach wenigen Seiten so, daß er ihn nicht als störend empfindet. — Auch Margarethe v. Derzen hat eine tüchtige Volks Erzählung geschaffen in ihrem „Dorfteufel“ (Einsiedeln, Benziger), einem ernstern, wirkungsvoll herausgearbeiteten Schwarzwälderroman, während die in demselben Bande noch enthaltenen, in verschiedenen Kreisen und Zeiten spielenden Skizzen und Novellen, besonders die „Drei Dialoge“, zwar die gleiche sprachliche Gewandtheit aufweisen, inhaltlich jedoch nicht recht befriedigen. — Wilh. Speck, dessen Roman „Zwei Seelen“ allen Freunden reiner, gehaltvoller Erzählkunst in bester Erinnerung steht, hat sich auch in seinem neuesten Buch, der schlichten kleinen Volks Erzählung „Der Foggeli“ (Leipzig, Grunow), als echter Dichter erwiesen. — Erwähnt sei hier noch eine Abart von Schriftstellern, die man nicht eigentlich Volksdichter nennen kann, obzwar

auch sie ihre Vorbilder im echten Volksleben suchen: die Lokalthumoristen. Als ein Meister unter ihnen verdient der Wiener Ed. Böhl hingestellt zu werden; seine letzte Weihnachtsgabe: „Stadt und Land, allerlei Studien und Stimmungen“ (Wien, Mohr), steht seinen früheren Skizzen und Humoresken an heiterer Laune, Gemütlichkeit und bald scharfem bald harmlosem Humor nicht nach. Ihm verwandt, aber aus größerem Holze geschnitzt und manchmal zu nahe an die Karikatur streifend ist W. Chiavacci, dessen letztjähriges Buch „Seltsame Reisen des Herrn Adabei und Anderes“ heißt (ebb.). Unter den Berliner Lokalthumoristen ist E. Graeser neuerdings durch seine lustige Romanfolge „Lemkes sel. Wwe“ (Berlin, Seemann) besonders bekannt und beliebt geworden.

Seit Otto Ernst mit „Asmus Sempers Jugendland“ und „Appelschnut“ ein vorher wenig kultiviertes Gebiet betrat, d. h. sich in die Psychologie der Kindesseele vertiefte und zugleich allerliebste Momentbilder aus dem Kinderleben wiedergab, ist mancher Schriftsteller seinen Spuren gefolgt, freilich meist, ohne ihn einholen zu können. Nicht allzuweit hinter ihm zurück bleibt Charlotte Niese mit ihrer reizenden Erzählung „Menschenfrühling“ (Leipzig, Grunow), in der sich eine tiefgehende Kenntnis des Kindergemütes und ein warmes Herz für die Freuden und Leiden der kleinen Welt offenbaren. Nieses Erzählertalent, ihr an Feinheiten so reicher Stil feiern in diesem Buche wie in dessen Fortsetzung „Sommerzeit“ (ebb.), die inhaltlich ein wenig schablonenhaft ausgefallen ist, wahre Triumphe. Enttäuschen müssen an einer so klugen und weltkundigen Schriftstellerin ein paar vereinzelte, an den Haaren herbeigezogene Angriffe auf die angebliche Intoleranz der Katholiken. — Gar gut bekannt ist die Kinderwelt auch Jak. Grüniger, dem Verfasser von „Junges Volk, Skizzen aus dem Schülerleben“ (Einsiedeln, Benziger), der aus dem Wesen und Gebaren des Knaben auf das künftige Wirken und Streben des Mannes zu schließen versucht. Sein Büchlein wird manchen Pädagogen lehren, mit verstehenden Augen auf die ihn umringende Knabenschar zu blicken. — Mächtig weht der Zauber der Kindheit, der jedem Blümchen, jedem Sandkorn, jedem Sonnenstrahl einen geheimnisvollen Schimmer verleiht, durch Wilh. Fischers „Lebensmorgen“ (München, Müller), eine Art Märchenbuch, dem kleine, in einer meisterhaft natürlichen und doch von Poesie ganz durchdrungenen Sprache geschilderte Episoden aus dem Kinderdasein zu Grunde liegen. Weniger gelungen ist dem Verfasser sein Roman „Sonnenopfer“ (ebb.), der hier Erwähnung finden möge, wengleich er nicht in die Kategorie der an dieser Stelle besprochenen Bücher hineingehört. Zwar ist auch „Sonnenopfer“ ein gutes, stilles und abgeklärtes Buch, reich an prächtigen Naturschilderungen und ungekünsteltem Empfinden, störend bemerkbar machen sich jedoch die weitläufige Dialogführung — z. B. die langen philosophierenden Reden des jungen Bauernmädchens — und der Mangel an Knappheit in

der Charakteristik des Helden, von dem immer und immer wieder gesagt wird, daß er stolz und hart war und keine Freude am Leben kannte. — „Gerold und Hansli, die Mädchenfeinde“, von C. Spitteler (Jena, Diederichs), eine urdrollige Bubengeschichte, ist von dem begabten, noch viel zu wenig anerkannten Schweizer Dichter dem Leben in ergößlichster Weise abgequakt. — Von fremdartigem Reiz und doch jedem für Poesie empfänglichen Sinn verständlich sind zwei Bücher von Hans Anrubi: „Sibsel Langröckchen“ (Leipzig, Merseburger) und „Kroppzeug“ (ebb.); es liegt eine Welt von Poesie in diesen stillen, kindlichen Erzählungen, die nur ein echter Dichter schreiben konnte und die — ebenso wie Selma Lagerlöfs phantastisches, an Schönheiten reiches Märchen „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ (einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von P. Kläber. München, Langen) — nicht nur Erwachsene, sondern auch reifere Kinder herzlich erfreuen werden. Erwähnt sei hier auch eine lustige Sammlung der verschiedensten Kinderfragen und -antworten, die A. F. Kuckert unter dem Titel „Jungbrunnen“ (Baderborn, Schöningh) herausgegeben hat und die den ärgsten Melancholiker in frohe Laune versetzen muß.

Das Gemütsleben nicht der ganz Kleinen, sondern der Heranwachsenden oder eben Herangewachsenen schildern die nächsten Bücher: Herm. Hesses „Diesseits“ (Berlin, Fischer), ein inniges und sinniges, verträumtes und doch nicht sentimentales Buch, das von junger Liebe erzählt, jener Liebe, die noch „diesseits“ von der himmelstürmenden Leidenschaft liegt. Eine so melodische Sprache, eine solche Fülle von dichterischen Stimmungen und leuchtenden Farben werden sich nicht so bald wieder in einem Buche beisammen finden. — In Wilh. Hegelers Roman „Das Urgernis“ (ebb.) ist der Held ein Knabe, dem die ersten religiösen Zweifel kommen, hervorgerufen durch die Erinnerung an die fromme tote Mutter und den wachsenden Einfluß der freigeistigen Stiefmutter, der alle Sympathien des Verfassers gehören und in deren Sinne die Zweifel schließlich gelöst werden. Mit der nicht tief gehenden Schilderung dieser Seelenkämpfe hat Hegeler ein zweites Thema verknüpft, das ihm Gelegenheit gibt, den Kampf gegen die Unsittlichkeit in Wort und Bild lächerlich zu machen. Wollte er aber seinen Zweck erreichen, so mußte er Menschen und nicht Karikaturen zeichnen: seine „Sittlichkeitsfanatiker“ sind Witzblättern, nicht dem Leben entnommen. — Vielversprechende Begabung offenbart sich in dem Studentenroman „Dunkelrot-weiß-rosenrot“ von Hans Parlow (Graz, Dehninger), der aus der Stille eines einsamen spanischen Dörfchens seine Bücher in die Welt hinausführt, was vielleicht eine gewisse Unerfahrenheit und Unsicherheit in ihnen erklärt. Er ist ein bedeutender Situations- und Milieuschilderer, der nie übertrieben minutiös wird, schreibt einen klaren, lebhaften Stil und findet die ergreifenden Töne des Leides ebenso leicht wie das gemütliche

Sachen des Humors. Ein wenig mehr Welt- und Menschenkenntnis würde seinen Werken — es liegt noch der Roman „Die hohe See“ (Dresden, Reißner) von ihm vor, der mit dem in Rede stehenden alle Mängel und Vorzüge teilt — gewiß zu großem Vorteil gereichen. — Anerkennung verdient auch ein anderer Studentenroman: „C. i.“ von F. Stüber-Gunther (Stuttgart, Bong u. Co.), der übrigens nur zum Teil der Schilderung des Studentenlebens gewidmet ist; der Verfasser hat auch Skizzen aus dem Beamtenleben, dem politischen und literarischen Leben Wiens eingeflochten und sich dabei als flotter Zeichner bewährt. Im Grunde genommen aber scheint sein Talent ihn mehr zum Lokalthumoristen als zum Romanschriftsteller zu prädestinieren, was auch sein jüngstes Werk, „Ausgesteckt, Skizzen aus Wien und Umgebung“ (Wien, Mohr), dartut. — Ein Bildchen in zarten, halb verwischten Farben ist Joh. Jörgensens „Gras“ (Berlin, Ledermann), dem der Übersetzer D. Reventlow eine kurze Einleitung beigefügt hat, um von des dänischen Dichterphilosophen Leben, seinen Glaubenskämpfen — Jörgensen kehrte bekanntlich vor mehreren Jahren zum katholischen Glauben zurück — und seinen Hauptwerken zu berichten. Das kleine Büchlein enthält die wehmütigen Erinnerungen eines einsamen Junggesellen an eine Liebe, die er als Siebzehnjähriger empfunden hat und an deren Stelle niemals eine andere getreten ist.

Das grübelnde In-sich-versinken, das bei Jörgensen bemerkbar wird, tritt bei den meisten andern nordischen Dichtern noch weit stärker zutage. Sie alle stellen sich ja das Problem, das geheimste Geistes- und Seelenleben des Menschen zu erforschen, dem Entstehen und Wachsen eines jeden Gefühls, eines jeden Gedankens nachzuspüren, jede Regung des ureigensten Ich psychologisch zu erklären. Es ist nicht nach jedermanns Geschmack, solcher oft zu kleinlichen Lüfteleien ausartenden Seelenanatomie zu folgen, wie denn überhaupt manches an diesen Nordländern uns fremd und unverständlich bleibt; aber was immer wieder mit ihnen ausöhnen muß, ist der Ernst, mit dem sie sich der selbstgewählten Aufgabe widmen, und das liebevolle Verständnis für die Natur, das aus ihren prachtvollen, oft geradezu erhabenen Naturschilderungen spricht. Ohne diese beiden Vorzüge wäre z. B. das neueste Buch von Knud Hjortø, einem der selbständigsten und begabtesten unter den modernen dänischen Schriftstellern, eine wahrhaft qualvolle Lektüre. Sein „Grau und Rot“ (einzige berechtigte Übersetzung von H. Ruy. Stuttgart, Junfer) schildert einen Bauernjungen von seltsamem, trozigem Gemüt, der auch als Mann sein Eigenstes in sich verschließt, stets im Streit mit der Umwelt lebt und endlich, nachdem er jahrelang mit dem Wahnsinn gekämpft, bei der Rettung eines ertrinkenden Knaben den Tod findet. Das Beobachten des allmählich nahenden Wahnsinns im eigenen Hirn, die Angstanfälle, die mit völliger Ergebung ins Unvermeidliche abzuwechseln, sind ebenso bewundernswert geschildert wie die Dual des Knaben,

nicht so fein zu können, wie er sein möchte; aber es liegt etwas so Düsteres, Beängstigendes in dem Buche, daß man aufatmet, wenn man am Schlusse angelangt ist. — Leichtert hat es der Leser mit Karl Larsens Roman „Eine alltägliche Ehegeschichte“ (übersetzt von H. Klepetar. Ebd.). Das ist ein stilles, eigenartiges Buch, in dem weiter nichts passiert, als daß eine alternde Frau, die sich nach der Verheiratung ihrer einzigen Tochter vereinsamt und unnütz fühlt, an der Liebe ihres Gatten zu zweifeln anfängt, beinahe einem andern ihre Neigung schenkt, aber noch zu rechter Zeit erkennt, was sie an ihrem guten und klugen Manne hat. Also auch wieder nur Gefühle, Wünsche, Grübeleien, aber sanfte, ruhige und ungekünstelte, und hie und da ein treffendes Wort über Ehe und Liebe im allgemeinen. — Anders geartet ist Henning Bergers, eines noch neuen schwedischen Schriftstellers, Roman „Hjail“ (übersetzt von G. J. Klett. Berlin, Fischer). Ohne sich allzuviel mit psychologischen Problemen abzugeben, erzählt er lebendig und fesselnd von dem Existenzkampfe eines jungen Auswanderers in Chicago, in den die schöne und betrügerische Zigeunerin Hjail ein gut Teil Romantik bringt. Die Beschreibung des Gewittersturmes gleich im ersten Kapitel ist eine der großartigsten ihrer Art.

Während man früher in Westeuropa von den russischen Ostseeprovinzen und ihrer Literatur so gut wie gar nichts wußte, sind seit der lettischen Revolution — neben kleineren Übersetzungen aus dem Lettischen in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen (z. B. in der „Kultur“, der „Köln. Volksztg.“, dem „Deutschen Hauschat“ u. a.) — eine ganze Anzahl „baltischer Romane“ auf dem deutschen Büchermarkte aufgetaucht, in denen das frühere stillfröhliche, gemüthliche und gastfreie Leben in jenen Provinzen, besonders im „Gottesländchen“ Kurland, geschildert, von dem allmählichen Anwachsen der Feindseligkeit zwischen Russen, Deutschen und Letten und von den Schreckenstagen der Revolution in mehr oder minder gelungener Form berichtet wird. Zu den nennenswerten unter den Romanen dieser Art gehören „Elkesragge“ von M. M. von der Ropp (Berlin, Fleischel u. Co.) und „Mutterchaft“ von Frances Kälpe (Berlin, Schottlaender). Ropp, der selbst einem der ältesten baltischen Adelsgeschlechter angehört, zeigt sich als talentierter Erzähler; der Untergang des letzten Besitzers von „Elkesragge“ ist mit erschütternder Tragik und packender Realistik dargestellt; hie und da fällt einiges Phantastisch-Absonderliche in den Ansichten des Helden über Kunst, Religion, Menschenrechte u. a. störend auf. — In Kälpes „Mutterchaft“ spielen die Ursachen und Wirkungen der Revolution keine durchgreifende Rolle, werden aber mit wenigen Streiflichtern musterhaft klar und scharf beleuchtet. Auch sonst findet sich manches Schöne in dem Buch — stimmungsvolle Landschaftsbilder, ernste Betrachtungen über dies und jenes, geschickte Charakterzeichnung —, aber in der Haupthandlung sowie in der Sprache liegt noch viel Roman-

haftes, Weitſchweifiges und Erzwungenes. — Daß auch in der modernen ruffiſchen Literatur — in der ſeit der größeren Druckfreiheit auf allen Gebieten ein reges, aber noch etwas ungerichtetes Leben herrſcht — die Revolution eine große Rolle ſpielt, iſt ſelbſtverſtändlich. Von dieſen teils von düſterer Reſignationsſtimmung, teils von zügelloſer Umwälzungſucht beherrſchten Neuerſcheinungen findet ſich in deutſcher Überſetzung biſlang noch nichts, was auf bleibenden Wert Anſpruch erheben dürfte.

Es iſt eine längſt konſtatierte Tatſache, daß der hiſtoriſche Roman in den letzten Jahrzehnten ſtark in den Hintergrund getreten iſt; unſere unruhige, nur dem Augenblick lebende Zeit mit ihrem Gang für psychologiſche und pathologiſche Probleme, für Selbſtbeſpiegelung und Zergliederung ſcheint weder Kraft noch Luſt zu haben, ſich in den Geiſt vergangener Jahrhunderte zu verſenken. In Anbetracht dieſes Mangels müſſen Neuausgaben älterer hiſtoriſcher Erzählungen mit Genugtuung begrüßt werden, ſo die zweite Auflage des im 17. Jahrhundert ſpielenden Romans „Aus altem Geſchlecht“ von R. Th. Zingeler (Trier, Paulinusdruckerei), der namentlich auf jugendliche Leſer nicht ohne Eindruck bleiben wird. — Ein lobenswertes Unternehmen des Habbelschen Verlags in Regensburg iſt die „Sammlung hiſtoriſcher Romane“, deren biſher erſchienene Bände (I—IV) lauter empfehlenswerte Sachen enthalten (Wallace: Ben Hur; Wiſeman: Fabiola; Sienkiewicz: Quo vadis; Conscience: Der Löwe von Flandern) und deren trotz ſchmucker Ausſtattung mäßiger Preis die Anſchaffung der Sammlung erleichtert. — Von dem Wenigen, was ſonſt noch an welt- oder kulturgeſchichtlicher Belletriſtik vorliegt, iſt vor allem M. Herberts „ Vittoria Colonna“ (Ravensburg, Alber) zu nennen. Die Verfaſſerin ſchildert, poetiſch ausgeſchmückt, die Schickſale der berühmten italieniſchen Dichterin, um die ſich mehrere der bedeutendſten Perſönlichkeiten ihrer Zeit gruppieren. Daß das Buch vortrefflich geſchrieben iſt und das Intereſſe des Leſers im höchſten Grade feſſelt, verſteht ſich bei einem Werke M. Herberts von ſelbſt. — Lulu v. Strauß u. Torney führt in ihrem Roman „Lucifer“ (Berlin, Fleiſchel u. Co.) in das Kloſterleben des Mittelalters und in den Kampf der Kirche mit den Stedingern, verrät aber dabei ihre Unkenntnis katholiſcher Gebräuche und gibt ſich auf religiöſem und philoſophiſchem Gebiet Blößen. In dichterischer Geſtaltungskraft und farbenprächtiger Sprache zeigt ſie ſich auch hier wie in ihren biſherigen Werken als Meiſterin. — Marie Deutſchmann dagegen, die in ihrem ernſten und gehaltvollen Buch „Spez Unica“ (Baderborn, Schöningh) die Jugend des hl. Auguſtin ſchildert, beweist mehr Fleiß und Wiſſen als dichterische Kraft. — Ein gut ſtudiertes und gut wiedergegebenes Bild aus dem 15. Jahrhundert, den Kampf Albrechts IV. von Oberbayern mit der Ritterschaſt, bietet M. L. Heſſe-Niſch in „Hans von Degenberg“ (Marburg, Elwert) während P. Schreckenbach in „Der böſe Baron von Kroſigt“ (Leipzig, Staack-

mann) eine von Patriotismus durchglühete Schilderung der Zeit zwischen der Schlacht bei Jena und jener bei Leipzig gibt. — Eine der besten historischen Erzählungen der letzten Jahre ist „Der Schneider von Ulm“ von Max Eyth (2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), das im Berichtjahre bereits in zweiter Auflage erschien. Eyth, der am 25. August 1906 verstorbene Dichter und weitgereiste Ingenieur, der so anziehend von seinen Wanderfahrten zu plaudern wußte, berichtet in diesem, erst nach seinem Tode erschienenen Buche nicht mehr von eigenen Erlebnissen, sondern von denen des Schneiders Verblinger, der „das Fliegen probierte“, einer prächtigen Gestalt, die sich plastisch vom geschichtlichen Hintergrunde der Zeitströmung vor 100 Jahren und von den zahlreichen andern, ebenfalls vorzüglich gezeichneten Personen abhebt. Die lebens- und gemütvoll erzählte, der Eyths gründliche Orts- und Zeitkenntnis besondern Reiz verleiht, kann als das reifste, inhaltlich und technisch vollendetste Werk des warmherzigen und geistvollen Dichters angesehen werden.

Von Werken längst anerkannter Autoren sind im Berichtjahre außer den gelegentlich bereits erwähnten noch die folgenden Neuauflagen herausgekommen: Der Verlag Bachem in Köln hat die 25. Auflage von Ferdinande Freiin v. Brackels beliebtem Roman „Die Tochter des Kunstreiters“ als Jubiläumsausgabe erscheinen lassen, in geschmackvollem Einbände, schönem Druck und mit feinen Illustrationen versehen. Ein liebevoll gezeichnetes „literarisches Gedenkblatt“ von E. M. Hamann, das dem stattlichen Bande als Einleitung beigegeben ist, beleuchtet eingehend das Leben und Wirken der am 4. Januar 1905 entschlafenen Dichterin und wird durch zahlreiche Zitate aus deren Aufzeichnungen, Briefen und Gedichten belebt. In dem schmucken neuen Gewande wird der Roman, der seiner spannenden Handlung, seiner dem Leben nachgezeichneten Figuren, seines hohen inneren Wertes und seiner edeln Sprache wegen den Ruhm der Brackel begründet hat, jedenfalls nicht verfehlen, zu den zahlreichen früheren Freunden der Verfasserin ebenso viele neue zu erwerben, und der Dichterin eigener Ausspruch: „Wenn auch Bücher nicht gut oder schlecht machen, — besser oder schlechter machen sie doch!“ wird auch ferner an mancher jungen Leserin seine Wahrheit erweisen: nach der Lektüre dieses Buches wird sie ganz gewiß nicht schlechter geworden sein. — Ebenso warm muß Kardinal Wiseman's „Fabiola oder die Kirche der Katakomben“ empfohlen werden, das, von Christiane Gmeiner vortrefflich übersetzt, vom Verlage Benziger in Einsiedeln neu herausgegeben wird. Diese Erzählung, die zuerst 1854 in London als erstes Bändchen einer katholischen Volksbibliothek erschien und dem ehrwürdigen, hochgelehrten Verfasser einen Weltruhm verschaffte, ist wie kaum ein anderes Werk geeignet, den Leser mit dem Geist der ersten christlichen Jahrhunderte sowie den Sitten und Ansichten der damaligen heidnischen Welt vertraut zu machen, und hat von der starken Wirkung,

die sie bei ihrem ersten Erscheinen ausübte, bis heute nichts verloren. — Wenn die zwei eben erwähnten Werke auch jugendlichen Lesern unbedenklich überlassen werden können, so gilt das nicht von A. Fogazzaros ebenfalls in Neuauslagen erschienenen Romanen „Die Kleinwelt unserer Väter“ und „Die Kleinwelt unserer Zeit“ (Kempten, Köfel), den Vorläufern des „Heiligen“, in denen der Verfasser noch die Klippen vermied, an welchen er später scheiterte, die aber dennoch nur für reife Leser bestimmt sind. Fogazzaro versteht es, Situationen und Charaktere mit bewundernswerter Feinheit zu zeichnen, psychologisch zu begründen und Meisterstücke wunderbarer Detailmalerei zu liefern. Das hat er auch wieder in den „Zerstörten Jbyllen“ (Graz, Dehninger) bewiesen, deren deutsche Ausgabe zum letzten Weihnachtsfeste auf dem Büchermarkt erschien. — Ein Vorwurf für unser gesamtes Lesepublikum liegt darin, daß, während H. Sudermanns „Frau Sorge“ kürzlich in der 100. Auflage herauskam (Stuttgart, Cotta Nachf.) Wilh. Raabes „Halb Mär, halb mehr“ (Berlin, Grote), eine Sammlung von Erzählungen, Skizzen und Reimen aus des Dichters bester Zeit, seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1859 erst jetzt eine neue Auflage erlebt. Es ist Ehrenpflicht eines jeden literarisch gebildeten Deutschen, dafür zu sorgen, daß ihr möglichst bald eine dritte folge.

Als Nachzügler sollen einige Bücher Platz finden, die zwar nicht direkt zur Belletristik gehören, sich aber auch in keine Fachliteratur einreihen lassen. — Ein sowohl der Ausstattung als dem Inhalte nach schönes Werk, das in kurzer Zeit bereits die zweite Auflage erlebt hat, ist „Mutter! Ihr Lob — ihre Freude — ihr Leid“ von Dr. H. Clemens (Köln, Bachem). In reicher Auswahl aus den Werken klassischer und moderner, deutscher und fremder Autoren finden sich darin Märchen, Sagen, Charakterbilder, Schilderungen, Aphorismen, Gedichte, Sprichwörter u. dgl., geordnet nach den Themen: Mutterliebe; Mutterwert; Mutterglück; Mutterleid; der Mutter Tod; Erinnerungen an die Mutter. Das Buch ist recht dazu geschaffen, sowohl die Mutter selbst als ihre herangewachsenen Kinder zu erfreuen und zu erbauen. — Fr. Nienkempers Familienbuch für das deutsche Volk „Haus und Herd“ (Revelaer, Buzon u. Bercker) enthält eine bunte Sammlung der treffenden und gemütvollen Betrachtungen über Ehe, Kinderstube und häusliches Leben, die zuerst in des Verfassers „Unpolitischen Zeitläuften“ veröffentlicht wurden. Wie gut Nienkemper darin seine Rolle „als guter Hausfreund oder alter Dhm“ spielt, beweist die so schnell notwendig gewordene dritte Auflage. — „Beiträge zur Psychologie des deutschen Mädchens“ nennt R. Hessen seine Broschüre „Glück in der Liebe“ (München, Langen). Sich an Beispiele aus dem Leben und der Literatur haltend, gibt er darin eine Art „Taktik der Liebeswerbung“, die sich im allgemeinen leicht und amüsant liest, jedoch durch häufige frivole Ausprüche und allzu nackte Worte unangenehm berührt. — Eine schöne Gabe für die

Jugend und ihre Freunde ist „Mit Moritz von Schwind ins Märchenland“ von Johanna Arnzen (Mempten, Kösel); die Verfasserin hat zu einer ganzen Reihe der anmutigsten, vortrefflich reproduzierten Bilder Schwinds Texte erfunden, die den Kindern die Kunst des Meisters näherbringen und die in den Bildern steckende Märchenstimmung verdolmetschen sollen. Es ist unzweifelhaft, daß die Jugend es auf diese Art früh lernt, Kunst zu sehen und zu fühlen. — Unter dem Titel „Im stillen Winkel“ (Köln, Bachem) bietet J. Oswald „behagliche Plaudereien über Leben und Kunst“, in denen er diese beiden Themen nach den verschiedensten Seiten hin in anregender und unterhaltender Weise variiert. Um einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Buches zu geben, seien von den 53 Kapitelüberschriften ein paar aufs Geratewohl herausgegriffen: Aprilschau. Reifestudium. Trinkgelder. Komik auf der Gasse. Titel und Orden. Gesellschaften. Feuer im Ofen. Kunst und Fleiß. Besezimmer. Feuilleton und Feuilletonist. Weihnachtspräludium. — Weite Verbreitung verdienen die „Volks- und Unterhaltungsabende“ von A. Firz (Hamm, Breer u. Thiemann), die den Veranstantern der immer beliebter werdenden Volksunterhaltungsabende bei der Aufstellung des Programms und der Herbeischaffung des Stoffes — der sich zum Teil im Buche selbst, nach Abenden geordnet, vorfindet — an die Hand gehen wollen. Der Verfasser hat viel Fleiß und Sorgfalt an sein Werk gewandt und verdient den Dank sowohl der Veranstalter als der Besucher solcher Unterhaltungsabende. — In der anziehenden Form von Reisebriefen erzählt der als Indienschilderer bereits bekannte Missionär S. Noti S. J. in dem reich illustrierten Buche „Aus Indien“ (Einsiedeln, Benziger) von seinen Eindrücken und Erfahrungen in Vorderindien, in der Absicht, sowohl für das Land und seine Bewohner, als auch für das aufopfernde Wirken der dortigen katholischen Missionäre Interesse zu erwecken. Das gediegene Werk kann zur Anschaffung für Familien- wie für Schulbibliotheken bestens empfohlen werden. — Von seinen Reisen durch Schweden, Deutschland und Italien plaudert Joh. Jörgensen in „Reisebilder aus Nord und Süd“ (Autorisierte Übersetzung von J. Mayrhofer (Münster i. W., Alphonso'sbuchhandlung), mit besonderer Wärme der in Westfalen (Münster und Dülmen) und in Beuron verbrachten Tage gedenkend. Das Weiche und Gemütvolle, das aus des Verfassers „Gras“ spricht, liegt auch über diesen anheimelnden Rück Erinnerungen. — B. Wiemanns „Bosnisches Tagebuch“ (Mempten, Kösel) hat weder einen hervorragenden landeskundlichen noch auch besondern dichterischen Wert; immerhin wird das hübsch ausgestattete und mit recht guten Bildern versehene Buch dem, der Bosnien nicht aus eigener Anschauung kennt, ein paar angenehme Stunden verschaffen. — W. Beckers Zusammenstellung „Die Münsterischen Straßennamen und ihre Erklärung“ (Münster i. W., Alphonso'sbuchhandlung) hat natürlich vor allem für die Bewohner von Münster und Umgebung Interesse,

gibt aber auch dem Fremden willkommene Aufschlüsse sprachlicher und kultur-geschichtlicher Art.

In einem Referat, das einen Überblick über die verschiedenen Richtungen und Strömungen der schönen Literatur unserer Tage ermöglichen will — natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich der Einzelerrscheinungen auf diesem so reich bebauten Felde zu erheben —, darf eine gewisse Sorte von Romanen nicht unerwähnt bleiben, an der man allerdings am liebsten stumm und mit geschlossenen Augen vorübergehen möchte. Erotische Werke, Bücher, welche eines der reinsten und größten Gefühle, deren das Menschenherz fähig ist, nur von der roh materialistischen Seite kennen und schildern, hat es immer gegeben; aber unserer Zeit scheint es vorbehalten gewesen zu sein, das, was ehemals eben auch vorhanden war, so sehr in den Mittelpunkt der Produktion zu schieben und in einer — leider — formell so ausgebildeten Darstellungskunst auf den Markt zu bringen, daß darin eine wirkliche Gefahr für unser Volksleben gesehen werden muß. Nicht genug an dem obszönen Hervortreten der Unsittlichkeit: in direkter Anlehnung an eine ganz bestimmte Seite der medizinischen Fachliteratur — mit der übrigens durch Massenpopularisierung arger Unfug getrieben wird — tritt immer häufiger die literarische Verherrlichung von sexuellen Perversitäten hervor, so daß von jedem einzelnen dieser „Dichter“ das Wort gelten kann, das Platen vor fast 80 Jahren über einen Autor seiner Zeit sagte:

„... indes er euch nur Scheußliches und Niesgeschmezes zollte,
daß man, und wär' es auch geschöhn, mit Nacht bedecken sollte.“

Ein Eingehen auf die Einzelerzeugnisse dieser Literaturgattung darf ich mir hier ersparen, da bei ihnen von einem bleibenden Werte wohl nicht die Rede sein kann.

II. Gesamtwerke.

Daß die Klassiker erfreulicherweise noch nichts von ihrer Anziehungskraft verloren haben, — trotz der alljährlichen Überfülle an neuen, den Geschmack des Lesepublikums nicht immer günstig beeinflussenden Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkte und trotz der Abneigung, die manch einer seit der zwangsweisen Schullektüre und der sich daran knüpfenden Ausarbeitungen gegen sie hegt, — beweisen die vielen Neuauflagen, die auch im letztverfloffenen Jahre wieder erschienen sind und deren oft ganz erstaunlich niedriger Preis auf Massenabsatz schließen läßt. — An erster Stelle sei da die große, 40 Bände umfassende „Jubiläumsausgabe von Goethes sämtlichen Werken“, herausgeg. von Ed. v. d. Hellen (Stuttgart, Cotta Nachf.), erwähnt, die nunmehr abgeschlossen vorliegt und der Weimarer (Sofien-) Ausgabe an Vollständigkeit des Inhaltes (mit Ausschluß der Briefe), Genauigkeit der Texte, Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit der Einleitungen

und Erläuterungen nicht nachsteht. Von einer dritten, auf 30 Bände berechneten Goethe-Ausgabe, die ebenfalls eine Fülle von Fleiß und Gründlichkeit repräsentiert („Goethes Werke“, herausgeg. von Dr R. Heinemann. Leipzig, Bibliogr. Institut), fehlt nur noch der Schlußband, der Ostern 1908 erscheinen soll. — Von der „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus“ (begründet von Dr Wilh. Lindemann, zweite, völlig neu bearbeitete Aufl., herausgeg. von Professor Dr D. Hellinghaus. Freiburg, Herder), die ihre in mancher Hinsicht so schwierige Aufgabe, der Jugend das richtige Verständnis für die deutschen Klassiker zu erschließen, bisher immer noch mit Glück gelöst hat, allzu große Angstlichkeit ebenso geschickt vermeidend wie übertriebene Pietät für die Großen der Literatur, liegen drei neue Bände vor: Bd I (Klopstocks Werke. Der Göttinger Dichterbund) enthält die Gefänge I—XX des „Messias“ und eine Auswahl aus den Gedichten Klopstocks und der Göttinger Hainbündler Hölty, Voß und Fr. L. Graf Stolberg, — Bd II (Lessing und Wieland) Proben aus den Gedichten Lessings, die Dramen „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Rathan der Weise“, leider aber, mit Ausnahme der „Fabeln in Prosa“, keine Beispiele für die Prosa des großen Meisters der Sprache; ferner Gesang I—XII von Wielands „Oberon“ — der auch noch in einer andern Ausgabe vorliegt, in „Wielands Ausgewählten Werken“ (3 Bde. Leipzig, Insel-Verlag), einer eleganten Taschenausgabe, die von F. Deibel eingeleitet ist und außer dem „Oberon“ die Geschichte der Abderiten und kleine Berserzählungen enthält —; Bd III endlich (Ausgewählte Werke von Herder, Claudius, Bürger und Jean Paul) bringt eine reiche und glückliche Auswahl aus den Schriften dieser Dichter, vor allem Herders. Jedem Bande sind sachkundige Erläuterungen und biographische Skizzen beigelegt, die auch dem einer gründlichen literarischen Vorbildung Ermangelnden das Insaufnehmen des Gebotenen ermöglichen. — Musterhaft ediert sind auch die Klassikerausgaben des Verlages Max Hesse in Leipzig, die im letzten Jahre wieder um einige wertvolle Bände bereichert sind, und zwar um: „E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke“ (4 Bde), deren neue Ausgabe von Ed. Grisebach noch vor seinem Tode fertiggestellt und um die inzwischen von H. v. Ende nicht ganz tadellos edierten musikalischen Schriften vermehrt ist, somit neben dem dichterischen und zeichnerischen auch dem musikalischen Talente des genialen Hoffmann gerecht wird; „Simrocks ausgewählte Werke“ (4 Bde), mit einer Einleitung und einer Biographie des Dichters herausgeg. von G. Klee, besonders der heranwachsenden Jugend, die sich für die deutsche Vorzeit interessiert, zu empfehlen; „Matthias Claudius' Werke“, eine Gesamtausgabe, aus der nur einige kleinere Stücke, die heutzutage kein Interesse mehr bieten, ausgeschieden sind und die von einer eingehenden, fleißigen Studie über den Dichter von Dr G. Behrmann eingeleitet wird; „Anastasiuss Grüns sämtliche Werke“ (2 Bde), mit einer den ganzen ersten Band füllenden,

musterhaft zu nennenden Biographie Grüns von Ant. Schloffer; „Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke“ (2 Bde), herausgegeben von Ludw. Schröder, dessen literarisch-biographische Würdigung des Dichters sich den übrigen Dichterbiographien der Hesseschen Klassikerausgaben gleichwertig anreicht. Eingeschaltet sei hier, daß Freiligraths Werke auch noch in einer andern Neuausgabe vorliegen (herausgegeben von W. Heichen, Berlin, Weichert), die einen Anhang bisher noch nicht in den Ausgaben veröffentlichter Gedichte enthält. — Zu der stattlichen Reihe österreichischer Dichter, die in der Hesseschen Sammlung bereits vertreten sind, ist außer Grün auch noch Feuchtersleben gekommen durch eine von R. Guttmann besorgte Auswahl aus seinen Werken (1 Bd), durch deren Herausgabe dem Andenken des Dichters, Philosophen und Arztes ein dankenswerter Dienst erwiesen wurde. — Bereits 1901 erschienen bei Hesse zum erstenmal „Eichendorffs Werke“, herausgegeben und eingeleitet von R. v. Gottschall, die nun in neuer Ausgabe mit wesentlicher Textvermehrung vorliegen (2 Bde), sehr willkommen anlässlich des 50. Todestages des lebenswürdigen Dichters und des stetig wachsenden Interesses, das unsere Zeit den Romantikern entgegenbringt. — Schließlich bietet der rührige Verlag noch „Jeremias Gotthelfs ausgewählte Werke“ (5 Bde), enthaltend 6 Romane und 27 Erzählungen des prächtigen Lebens- und Volksdarstellers, mit einer umfangreichen Einleitung aus der Feder des Herausgebers, Ad. Bartels, die sich auf die Gotthelf-Literatur der letzten Jahrzehnte stützt und somit über sein Leben und Wirken genauer orientiert, als es in den bisherigen Schriften über Gotthelf der Fall sein konnte, — und von fremden Klassikern „Dantes Werke“ (Das neue Leben. Die göttliche Komödie), von Richard Zoosmann recht geschickt übertragen, erläutert und mit einer von fleißigem Studium und tiefem Verständnis zeugenden Einleitung versehen. Zahlreiche Illustrationen und Beilagen sowie Proben von 52 deutschen Übersetzungen erhöhen den Wert dieser Ausgabe (1 Bd), deren trotz der geschmackvollen Ausstattung staunenswert mäßiger Preis mithelfen wird, sie bald im deutschen Lesepublikum einzubürgern. — Des unglücklichen, vom psychopathologischen Standpunkte interessanten Grabbe sämtliche Dramen sind enthalten in: „Grabbes Werke“ (1 Bd. Berlin, Weichert); ein sauberer, textreiner Abdruck, dem P. Friedrich eine tiefeschürfende Einleitung vorangestellt hat. — Da im Laufe der letzten Jahre viel zur Popularisierung Lichtenbergs, des geistvollen Göttinger Physikprofessors und witzigen Spötters, geschah, kommt eine von W. Herzog herausgegebene, von A. v. Gleichenhufswurm mit einer Einführung versehene Ausgabe seiner „Schriften“ (2 Bde. Jena, Diederichs) sehr zur Zeit. Im gleichen Verlage und in gleich vornehmer Ausstattung erschien eine vierbändige „Novalis“-Ausgabe von J. Minor, die alle bisherigen Ausgaben an Vollständigkeit übertrifft; so ist ihr unter anderem auch der Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ ein-

gefügt, in welchem Novalis der katholischen Weltanschauung den Vorrang zuerkennt. Die „Grillparzer“-Ausgabe desselben Herausgebers (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) erlebte im Berichtjahr bereits die zweite Auflage. — Im Reclamschen Verlage (Leipzig) sind erschienen „Chamisso's sämtliche Werke“, mit einer Anzahl bisher ungedruckter Gedichte; außer den poetischen und erzählenden Schriften Chamisso's ist auch seine „Reise um die Welt“ aufgenommen; eine kurze, sachkundige Einleitung von Dr. L. Geiger gibt eine Lebensskizze und eine literarhistorische Würdigung dieses Romantikers, dessen Werke — bei aller Volkstümlichkeit — literarhistorisch noch immer viel zu wenig gewürdigt werden. — Zu der von R. W. Werner besorgten historisch-kritischen Ausgabe von „Hebbels sämtlichen Werken“ (Berlin, Behr) sind als Bd VII und VIII die Briefe hinzugekommen. — Ein stattlicher Großoktavband der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die bereits eine ganze Reihe von Gesamtwerken in gleicher Ausstattung gebracht hat, enthält „Heinr. v. Kleists sämtliche Werke“ mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Dr. Fr. Baader. — Mit Freuden hat die große und weitverbreitete Scheffel-Gemeinde, die oft schon über die hohen Preise der Einzelwerke ihres Lieblingsdichters geklagt hat, das Erscheinen einer billigen Ausgabe von „Scheffels gesammelten Werken“ begrüßt (6 Bde. Stuttgart, Bong u. Co.), zumal da der Herausgeber J. Proelß, der dem Dichter eine liebevoll und künstlerisch durchgearbeitete Biographie widmet, hier auch eine Anzahl kleinerer, fast vergessener Arbeiten Scheffels für die Nachwelt gerettet hat. — Eine andere Neuerscheinung des Verlages Bong leitet hinüber zu den gesammelten Werken moderner Autoren: die Volksausgabe von „Hansjakobs ausgewählten Erzählungen“ (5 Bde), die gerade zum 70. Geburtstag des Verfassers fertiggestellt ward. Vielleicht ist die Auswahl nicht ganz nach dem Sinne der zahlreichen Verehrer Hansjakobs ausgefallen, und mancher von ihnen hätte dies oder jenes Stück gern durch ein anderes ersetzt gesehen, — im allgemeinen aber können sie zufrieden sein: bleibt der greise Freiburger Stadtpfarrer doch in allen seinen Werken der gleiche gemütliche und gemütvolle, derb polternde und sentimental schwärmende, freundlich geschwätige und knapp und klar schildernde, kräftige und knorrige Erzähler, dem zu lauschen man nicht müde wird, wenn man in seine Eigenart eingedrungen ist. Die Billigkeit dieser Ausgabe macht sie zur Anschaffung für Volksbibliotheken besonders geeignet, während Freunden schöner, gut illustrierter Werke die Prachtausgabe des in den ausgewählten Erzählungen nicht enthaltenen „Bogt auf Mühlstein“ (Freiburg, Herder) empfohlen sei, die in zweiter Auflage vorliegt, mit einem Anhang von mehreren tiefempfundenen Liedern, welche Baron G. v. Derzen gelegentlich eines in Hansjakobs Gesellschaft unternommenen Besuchs des Hofgutes auf Mühlstein gedichtet hat. — Nicht minder warm sind allen Volks-, Pfarr- und Familienbibliotheken Jos. Spillmanns „Gesammelte Romane und Erzählungen“

zu empfehlen, deren trotz des mäßigen Preises gut ausgestattete Volksausgabe (Freiburg, Herder) bereits beim 10. Bande angelangt ist. Außerdem liegen einzelne Werke Spillmanns wieder in neuen Auflagen vor, so z. B. das frei nach einer wahren Begebenheit niedergeschriebene, in fast alle europäischen Sprachen übersezte „Opfer des Beichtgeheimnisses“ bereits in zwölfter — ein Beweis für die Wirkungsfähigkeit der spannenden und ergreifenden Erzählung. Auch die ebenfalls im Herderschen Verlage erscheinenden „Gesammelten Werke von Alban Stolz“ (Volksausgabe, 10 Bändchen, und illustr. Oktavausgabe, 19 Bde und Registerband) — von diesem als Priester, Schriftsteller und Mensch gleich ausgezeichneten Manne, auf den das katholische Volk mit Recht stolz ist, der aber auch in protestantischen Kreisen seit je gebührende Würdigung gefunden hat — haben erfreulicherweise zum Teil neue Auflagen erlebt; außerdem ist Stolz' Autobiographie „Nachtgebet meines Lebens“ (durch Erinnerungen an ihn ergänzt von dem Freiburger Domkapitular Dr. Jak. Schmitt) zur Feier seines 100. Geburtstages neu herausgegeben worden. Etwa die Hälfte des Buches füllen Stolz' eigene Worte — kräftig, gedankentief und erhebend, belehrend und unterhaltend wie alles, was er jemals geschrieben hat —, der Rest ist den liebevollen Erinnerungen gewidmet, durch die Schmitt uns Albans Wesen und Art noch besser kennen und verstehen lehrt. — Humoristischere und leichtere Lektüre, die deshalb nicht weniger als gesunde Kost bezeichnet werden muß, bietet der unermüdlche Volkschriftsteller Maximilian Schmidt, der bereits seit mehr denn vier Jahrzehnten das Lesepublikum mit seinen lebensvollen Geschichten aus dem böhmisch-bayerischen Walde beschenkt; seine bei Enßlin u. Laiblin in Reutlingen erschienenen gesammelten Werke gehen allmählich in den Verlag H. Haessel (Leipzig) über, der bereits sein letztes Buch — „Regina“, Volks Erzählung aus dem Passauer Wald, — und „Der blinde Musiker“, Volks Erzählung aus dem Böhmerwald, herausgegeben hat, beide reich an naturtreuen Schilderungen, prächtig gezeichneten Typen und humorvollen Episoden. — Diese Vorzüge müssen auch Peter Roseggers Schriften zugestanden werden, deren Volksausgabe bis zum Schluß der dritten Serie vorgeschritten ist (Leipzig, Staackmann), während das Berichtjahr auch zwei neue Bücher von ihm gebracht hat: „Die Försterbuben“, Roman aus den steierischen Alpen (ebd.), und „Die Abelsberger Chronik“ (ebd.), eine Sammlung von Schildbürgergeschichten; aber sobald Rosegger sich auf philosophisches oder religiöses Gebiet wagt, wird er ungenießbar. — Im selben Verlage erscheint auch eine Volksausgabe von Friedr. Spielhagens „Ausgewählten Romanen“ (5 Bde), welche die besten und bemerkenswertesten erzählenden Arbeiten Spielhagens enthält. — Der Verlag Schöningh in Paderborn eröffnet mit zwei Bänden „Geschichten aus dem Emslande“ eine billige Neuauflage der Werke der 1891 als Stiftsdame in Berlin verstorbenen Emmy v. Dindlage, einer hervorragenden Erzählerin und warm-

herzigen Schilderin ihres Heimatlandes — sie war auf dem Gute Campe im Emsslande geboren —, die mit wenigen, kräftigen Strichen originelle Typen und lebensvolle Charakterbilder zu schaffen wußte. Der Verlag erwirbt sich durch diese Neuausgabe den Dank aller Freunde von kernigen, scharf beobachtenden Schilderungen des Volkslebens. — Von R. May erscheint im Verlage von Fehsenfeld in Freiburg i. Br. eine illustrierte Ausgabe der „Reiseerzählungen“, von der bisher drei Bände vorliegen (Bd I: „Durch die Wüste“; Bd II: „Durchs wilde Kurdistan“; Bd III: „Von Bagdad nach Stambul“). — Als 20. Band der Gesammelten Schriften Feinr. Seidels ist erschienen: „Ludolf Marcipanis und anderes“ (Stuttgart, Cotta Nachf.), eine Sammlung kleinerer Arbeiten des gemüt- und humorvollen Dichters (gest. 7. Nov. 1906), die von seiner tiefen Liebe zur Natur Zeugnis ablegen. — Die Götschensche Verlags-handlung in Leipzig gibt „Gesammelte Werke“ von Prinz Emil v. Schönai ch-Carolath heraus (7 Bde). Schönai ch-Carolath überragt an dichterischer Kraft, an Reinheit der Weltanschauung und edler Männlichkeit viele der modernen Schriftsteller; seine Werke, zum größten Teil von leiser Melancholie durchweht, sind reich an poetischem Empfinden, an Gedantentiefe und Menschenliebe, sein Stil ist formgewandt und von dichterischem Schwunge. Diese vornehmen Eigenschaften stehen der Popularität Schönai ch-Carolaths im Wege, machen ihn aber um so anziehender für jeden, der in einem Buche mehr sucht denn Unterhaltung und Zerstreuung in müßiger Stunde. — Schließlich mögen hier auch noch Bertha v. Suttners „Gesammelte Schriften“ (Dresden, Pierson) Erwähnung finden, die von dem Fleiße der nimmermüden Vielschreiberin zeugen. Das schriftstellerische Können und das ernste Wollen der Suttner seien gebührend anerkannt, während wir ihre Welt- und Lebensauffassung entschieden zurückweisen müssen.

Von ausländischen Autoren, die immer öfter auf dem deutschen Büchermarkte auftauchen, seien genannt: Tolstoi, dessen sämtliche Werke (Jena, Diederichs), in einer vom Verfasser genehmigten, von R. Löwenfeld besorgten, durch Genauigkeit und Sorgfalt der Übersetzung ausgezeichneten Ausgabe vorliegen; ferner Dostojewskis sämtliche Werke (20 Bde. München, Piper), herausgegeben von Moeller van den Bruck; Kiellands gesammelte Werke (Leipzig, Merseburger); Sienkiewicz' gesammelte Werke (Graz, Styria), die hier ebenfalls in besserer Übersetzung vorliegen als bisher — ausgenommen die vorzügliche Ausgabe des Benzigerschen Verlags in Einsiedeln. Lobendes über Sienkiewicz' Werke, über deren künstlerischen, historischen und ethnographischen Wert zu sagen, ist überflüssig; ist der berühmte Pole doch auch in Deutschland schon zur Genüge als packender Schilderer, sicherer Charakterzeichner und eifriger Förderer christlich-idealen Sinnes bekannt. Seine Hauptstärke liegt auf dem Gebiete des großen Kultur- und Gesellschaftsromans, wofür „Die Familie Polaniezki“

— außer in den gesammelten Werken im gleichen Verlage als elegant ausgestatteter Einzelband erschienen (übersetzt und eingeleitet von Kl. Hillebrand) — den Beweis liefert. Das Leben und Treiben in der polnischen Gesellschaft ist da realistisch treu und doch künstlerisch objektiv gezeichnet; der Schluß klingt in einen Triumph des Glaubens über die Macht des Unglaubens aus.

Nicht Gesamtwerte einzelner Schriftsteller, sondern für weite Kreise berechnete Schriften verschiedener Verfasser bieten von einigen rührigen Verlegern herausgegebene Sammlungen, die sich die Aufgabe stellen, das Lesebedürfnis der großen Masse durch gute und billige Lektüre zu befriedigen. Die „Familienbibliothek“ „Für Herz und Haus!“, die zu ihrem neuesten Bändchen eine Sammlung fein gezeichneter Skizzen von M. Herbert zählt (Regensburg, Habel), und „Brauns Novellen- und Roman-Sammlung“ (ebb.) enthalten zumeist größere Originalarbeiten moderner deutscher Autoren, während die „Münchener Volkschriften“ (München, Münchener Volkschriftenverlag) und die „Volksbücherei“ (Graz, Styria) auch Neudrucke älterer guter Schriftsteller, Volksbücher u. dgl. bringen. Die „Volksbücherei“, die bereits an 200 Nummern zählt, ist außerdem reich an guten Übersetzungen: es finden sich unter den neueren Bändchen Volkserzählungen und Legenden von Tolstoi, Novellen der Lagerlöf, Bulwers letzter Tribun, Daudets Tartarin von Tarascon u. a.; unter den deutschen Erzählern sind mit Genugtuung zu bemerken E. v. Handel-Mazzetti (Novellen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr Joh. Ranftl), die auch bei den „Münchener Volkschriften“ mit dem Bändchen „Fahrlässig getötet“ vertreten ist, ferner M. Buol (Aus Eschtal und Inntal), Pramberger (Der Pfleger auf Stein) u. a. m. Eine weitere gleichartige Sammlung: „Aus Vergangenheit und Gegenwart“ (Revelaer, Buçon u. Berker), hat sich bisher ebenfalls bestens bewährt; sie bringt zumeist kürzere Erzählungen deutscher Schriftsteller ernstern wie heitern Inhalts, unter denen z. B. Gotthelfs „Wie Foggeli eine Frau sucht“, Kranes „Phantasien“ und Kujawas lebendige Schilderungen aus dem Soldatenleben einen wertvollen Zuwachs der Sammlung bedeuten. Wenn sich auch hie und da ein Bändchen findet, dessen Aufnahme sich vom literarischen Standpunkte nicht unbedingt gutheißen läßt, so können alle fünf Sammlungen ihres Inhalts wie der soliden Ausstattung und des überaus niedrigen Preises wegen Volks- und Pfarrbibliotheken doch aufs angelegentlichste empfohlen werden. — Mancherlei Gutes für den Familientisch findet sich auch in der Sammlung gediegener österreichischer Unterhaltungsschriften „Für Hütte und Palast“ (Wien, Kirsch) und in M. Hesses „Volksbücherei“ (Leipzig), die unter den neueren Nummern ein Bändchen anmutiger kurzer Geschichten von Charlotte Niese (Wamsell van Ehren und andere Erzählungen) bringt; die Verfasserin zeigt sich auch hier als feinsinnige Erzählerin, die stets den rechten Ton zu treffen weiß.

III. Zeitschriftenchau.

Als Kaiser Wilhelm zu Ende des Jahres 1907 in England weilte, soll er zu einer Abordnung englischer Verleger gesagt haben, er bedauere, daß es in Deutschland nicht so viele und gute Monatschriften gebe wie in England. Sehr richtig bemerkt hierzu eine der hervorragendsten deutschen Revuen (Süddeutsche Monatshefte V 1, 129): „Ob wohl während der letzten dreißig Jahre eine englische Monatschrift für die Weltliteratur so wichtig war wie die ‚Deutsche Rundschau‘? Ob wohl eine englische Revue wichtigere historische Dokumente veröffentlicht hat als die ‚Deutsche Revue‘? Ob es dort bessere Familienzeitschriften gibt als ‚Westermanns Monatshefte‘, ‚Belhagen und Klafings Monatshefte‘ und den ‚Türmer‘? Ob in englischer Sprache eine katholische Zeitschrift erscheint, die sich mit dem ‚Hochland‘ messen kann? Alles dies ist zweifelhaft. Zweifellos aber, daß die englischen Lords es für passend erachten, ein Lesezimmer zu haben, in dem unter anderem die ersten englischen Revuen aufliegen, und daß es in Deutschland Hunderte von Schlössern gibt, in die keine andere Zeitschrift kommt als die ‚Woche‘.“

Es wäre leicht, die obige Liste noch um etliche weitere Titel von Zeitschriften zu vermehren, auf die wir Deutsche alle Ursache haben stolz zu sein, wenn auch vielleicht keine von ihnen sich der Verbreitung und des Weltrufs z. B. der Revue des deux Mondes erfreut, der allerdings auch England nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat. Dafür aber haben wir eine so große Zahl von Jahres-, Halb- und Vierteljahrs-, Monats-, Halbmonats- und Wochenschriften der verschiedensten, für alle nur denkbaren Studien- und Leseansprüche zugeschnittenen Art, — existiert doch sogar, wie als Kuriosum bemerkt sei, eine eigene Halbmonatschrift für Stromer und reisende Handwerksburschen, betitelt „Bruder Straubinger, das Leben auf der Landstraße“! — daß sich keine Literatur der Erde damit vergleichen kann: ein reich ausgebautes System von Kanälen, auf denen Bildungs- und Unterhaltungsstoff zu jeder Volksschicht, zu jedem einzelnen geleitet wird. — Hier können natürlich nur einige der hervorragendsten dieser Zeitschriften von revueartigem oder belletristischem Charakter genannt werden, deren Inhalt allgemein zu interessieren vermag; jedes für eine bestimmte Klasse, einen bestimmten Stand vermeinte Fachblatt gehört nicht in diese Rubrik¹.

Betrachten wir zuerst die mehr wissenschaftlichen Revuen, die von katholischer Seite herausgegeben werden, so verdienen nach Alter und Bedeutung die „Stimmen aus Maria-Laach“ (Freiburg, Herder) den ersten Platz;

¹ So haben die zum größten Teil Iyrischen Blätter, wie „Gottesminne“ und „Orat“, bereits im Abschnitt „Lyrik und Epos“ (S. 306 f) Berücksichtigung gefunden.

1871 ins Leben gerufen, erlebten sie im Jahre 1907 ihren 72. und 73. Band. Sie werden ausschließlich von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die ja hervorragende Gelehrte auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zu den Ihrigen zählt, verfaßt und herausgegeben und bilden die sicherste Quelle zum Erkennen der Stellung, welche die katholische Wissenschaft zu den hier behandelten Problemen — und das sind ebensowohl solche theologischer, philosophischer, historischer, literarischer und künstlerischer wie naturwissenschaftlicher, erd- und völkertundlicher, sozialer, juristischer, technischer Natur — einnimmt. — Ihnen zunächst steht, was wissenschaftliche Bedeutung und Universalität des Inhalts betrifft, das von Dr. F. Schnürer redigierte Organ der „Leogessellschaft“ in Wien: „Die Kultur“, die im Berichtjahre ihren achten Jahrgang vollendet hat. Die bedeutendsten Gelehrten — nicht bloß Österreichs — gehören zu den Mitarbeitern dieser vornehmen Vierteljahrschrift, und es gibt kaum ein Gebiet menschlicher Forschertätigkeit, aus dem sich nicht ein oder der andere Beitrag in ihr fände. Daneben ist stets auch ein Stück jedes Heftes der edleren Dichtkunst und Belletristik gewidmet, im allgemeinen aber bewahrt „Die Kultur“ den strengeren Charakter, der ihr als dem Organ einer gelehrten Gesellschaft zukommt. — Seinen vierten Jahrgang hat 1907 das „Hochland“ (Rempten, Köfel) vollendet, eine Monatschrift großen Stils, in der Anlage dem „Türmer“ nachgebildet, aber doch von eigenem Geiste erfüllt (Redakteur K. Muth). Die beiden Bände des Jahrgangs 1907 enthalten unter anderem Max Geißlers neuen Roman „Die Musikantenstadt“, Hansjakobs Erzählung „Der närrische Maler“, Wiemans „Tagebuchblätter aus Bosnien“, ferner Beiträge von Blennerhassett, Dr. Carbauns, Frh. v. Hertling, Flaskamp, M. Herbert, Jörgensen, Rich. v. Kralik, Dr. Popp, Prof. Schönbach und andern bekannten Vertretern der Gelehrten- und Literaturwelt. Nicht unerwähnt seien die Kunstbeilagen, welche die einzelnen Hefte zieren und in Wahl und Ausführung Lob verdienen. — Ein Organ, das auf weiteste Verbreitung berechnet ist und in mehr journalistischer Form der Aufgabe rascher und guter Orientierung vorzüglich nachkommt, ist die in München erscheinende Wochenschrift für Politik und Kultur „Allgemeine Rundschau“ (Herausgeber Dr. Armin Kaufen), die gegenwärtig im fünften Jahrgang steht. Politische, geschichtliche, literarische, belletristische Beiträge wechseln ab mit Gedichten und flott geschriebenen Bühnen-, Musik- und finanzwirtschaftlichen Überblicken. — Hohes Ansehen genießen immer noch, und mit Recht, die gelben Hefte der „Historisch-politischen Blätter“ (Eigentum der Familie Görres. München, Lit.-art. Anstalt Nibel), die, seit Georg Zochner — ein Enkel ihres Begründers Guido Görres — dem verdienten alten Redakteur Franz Binder (seit 1858 an der Leitung beteiligt) zur Seite getreten ist, an Mannigfaltigkeit und Aktualität entschieden gewonnen haben. Die 140 Bände dieser Halbmonatschrift (bis 1907 inklusive) bilden eine der allerwertvollsten

und reichhaltigsten Quellen zur Geschichte der letzten siebenzig Jahre im allgemeinen und zur Geschichte des Katholizismus im besondern. — Von den Zeitschriften, welche sich in den Dienst des sog. Reformkatholizismus stellen, ist die eine, die „Renaissance“ des auf dem extremsten Flügel stehenden, nur in Übertreibungen starken Jos. Müller, mit dem Jahre 1907 eingegangen; die andere, „Das zwanzigste Jahrhundert“, die sich selbst „Organ für fortschrittlichen Katholizismus“ nennt, hat im Laufe des Jahres dreimal ihren Redakteur gewechselt: bis Nr 22 zeichnete R. J. Mönkel, von Nr 23—46 der als Lyriker bekannte Chr. Flaskamp als Redakteur; von Nr 47 ab teilen sich Dr Engert, Dr Sickenberger und Dr Gebert in die Leitung des Blattes, das zuerst allwöchentlich (bis Nr 37), dann halbmonatlich erschien (von Neujahr 1908 ab wieder wöchentlich) und einen ziemlich exponierten Standpunkt vertritt; es will, seiner eigenen Programmabklärung nach, „dem entschiedensten Fortschritt auf religiösem, politischem und sozialem Gebiete dienlich“ sein. — Ein enger umgrenztes Gebiet, das der höheren weiblichen Bildung und christlichen Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft, pflegen die Monatschrift „Die christliche Frau“, 1902 von der unermülich tätigen Elisabeth M. Hamann ins Leben gerufen, von Hedwig Dransfeld redigiert (Freiburg, Charitasverband für das kathol. Deutschland), und in ähnlicher, mehr für den Familientisch berechneter Form und mit illustrativer Ausschmückung die wöchentlich erscheinende „Katholische Frauenzeitung“ (Einsiedeln, Benziger. 7. Jahrg.), die zugleich den mannigfachen Interessen der Frauenwelt für Küche, Handarbeit, Mode u. dgl. Rechnung trägt.

Der Würdigung literarischer Neuerscheinungen auf allen Gebieten der Wissenschaft sowie der Kunst und Literatur sind einige ausgezeichnet redigierte Literaturzeitschriften gewidmet, allen voran der altbewährte, von dem hochverdienten Prälaten Fr. Hülskamp begründete „Literarische Handweiser“, seit 1904 in „neuer Folge“ redigiert von E. Kiefert (Münster, Theissing. 45. Jahrg.), die monatlich erscheinende „Literarische Rundschau für das katholische Deutschland“, herausgeg. von Professor Dr Jos. Sauer (Freiburg, Herder. 33. Jahrg.), die seit 16 Jahren von der österreichischen Leugesellschaft herausgegebene, von Dr F. Schnürer geleitete Halbmonatschrift „Allgemeines Literaturblatt“ und der im 21. Jahrgang stehende monatliche „Literarische Anzeiger“ (Graz, Styria), herausgeg. von Dr S. Gutjahr und Dr J. Haring. Diese Blätter bieten vor allem dem Gelehrten, der über die Neuerscheinungen seiner Fachwissenschaft oder benachbarter Gebiete orientiert sein will, schier unentbehrliche Behelfe, berücksichtigen jedoch auch hervorragende belletristische Novitäten, teils durch eingehende Referate, teils durch fortlaufende Bücherlisten; Inhaltsangaben einer ganzen Reihe der verschiedenartigsten Zeitschriften vervollständigen das Gebotene. — „Die Bücherwelt“ (herausgeg. vom

Vorromäusverein in Bonn, 4. Jahrg.) ist ähnlich angelegt und enthält außer Bücherbesprechungen auch kleinere Artikel über literarische Fragen jeder Art. — Von den nicht in spezifisch katholischem Sinne geleiteten gleichartigen Zeitschriften stehen, was Reichhaltigkeit und Verlässlichkeit des Inhalts betrifft, auf gleicher Höhe das wöchentlich erscheinende „Literarische Zentralblatt“ (Leipzig, Avenarius), herausgeg. von Dr. Ed. Zarnke, mit einer Halbmonatsbeilage „Die schöne Literatur“; — die ebenfalls wöchentlich herauskommende, seit 1880 bestehende „Deutsche Literaturzeitung“, die — von Dr. P. Hinneberg geleitet — seit 1907 wiederum bei Weidmann in Berlin (statt bei Teubner in Leipzig) erscheint und in jeder Nummer außer Besprechungen wissenschaftlicher Werke auch einen größeren Artikel allgemeinwissenschaftlichen Inhalts bringt, — und „Das literarische Echo“ (Berlin, Fleischel u. Co.), eine von Dr. Jos. Ettlinger herausgegebene Halbmonatschrift, deren zum Teil illustrierte Beiträge aus Schriftstellerbiographien, literarisch-kritischen Aufsätzen, einem „Echo“ der Zeitschriften, Zeitungen und des Auslandes, einigen kurzen Einzelrezensionen und Personalnachrichten bestehen. Diesen Blättern nach der Art des Inhalts verwandt sind der einen positiv christlichen Standpunkt einnehmende „Eclart“ (Monatschrift, herausgeg. vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken in Berlin, redigiert von W. Fahrenhorst und E. Müller. 2. Jahrg.) und der „Kunstwart“ (Halbmonatschrift, herausgeg. von Ferd. Avenarius. München, Callwey. 21. Jahrg.), der als Bahnbrecher der neuen Auffassung in Kunst und Literatur auftritt. — Den meisten größeren politischen Tageszeitungen sind ferner Wochen- oder Tagesbeilagen angeschlossen, welche entweder belletristischer Art sind oder die geschichtlichen Ereignisse — zumeist mit verdeutlichendem Bilderschnitt — zur Darstellung bringen oder endlich irgendwelchen Sonderinteressen (Literatur, Kunst, soziales Leben u. dgl.) gewidmet sind. So bietet die Berliner „Germania“ ihren Lesern eine „Wissenschaftliche Beilage: Blätter für Literatur, Wissenschaft und Kunst“, die „Rölnische Volkszeitung“ eine Donnerstags ausgegebene „Literarische Beilage“ mit einem wertvollen Literatur-Überblick, die „Augsburger Postzeitung“ die von Dr. Hans Rost trefflich geleitete „Literarische Beilage“; alle einzeln zu nennen, würde hier viel zu weit führen.

Unter den auf nichtkatholischer Seite erscheinenden Revuen nimmt unbestritten den ersten Rang die „Deutsche Rundschau“ (Berlin, Gebr. Baetel) ein, von Jul. Rodenberg 1874 begründet und noch heute mit anerkanntem Geschick geleitet; in ihr sind eine Reihe hervorragender Arbeiten wissenschaftlicher wie belletristischer Natur, die zum Teil später, in Buchform herausgegeben, dem festen Bestande unserer Literatur zugewachsen sind, zuerst erschienen, und die Liste ihrer jetzigen oder einstigen Mitarbeiter weist Namen von bestem Range auf. — Der „Deutschen Rundschau“ eiferte,

ohne deren Niveau je ganz zu erreichen, die von Paul Lindau 1877 ins Leben gerufene Monatschrift „Nord und Süd“ nach (Breslau, Schlefische Verlagsanſtalt). Mit dem Jahre 1907 hat dieſes Blatt (mit inſgeſamt 369 Heften) in der alten Form zu exiſtieren aufgehört, um, in Geſtalt und Gehalt geändert, neu aufzuleben. — Einen ſpeziellen Charakter, der ſich mehr dem hiſtoriſch-politiſchen nähert und beſonders durch reichhaltige internationale Dokumentenpublikation (Memoiren, Denkschriften u. dgl.) ſeine Färbung erhält, trägt die „Deutſche Revue“, herausgeg. von Rich. Fleiſcher (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt), darin der von J. Kuranda 1841 in Brüssel gegründeteten, von 1848 bis 1870 von Guſt. Freytag und Julian Schmidt geleiteten Wochenſchrift „Die Grenzboten“ ähnlich, die ſeit 1842 im Verlage W. Grunow in Leipzig erſcheinen. — In religiöſer Hinſicht hat ſich die „Monatschrift für Gemüt und Geiſt“ „Der Türmer“ (herausgeg. von J. E. Frh. v. Grotthuſ, verlegt bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart) beſonders in den erſten Jahren ihres nunmehr neunjährigen Beſtehens auch in katholiſchen Kreiſen wegen ihres poſitiv-chriſtusgläubigen und in konfeſſionellen Fragen ireniſchen Standpunktes viele Freunde erworben; einen Teil davon hat ſpäter allerdings das „Hochland“ (ſ. S. 368) zu ſich herübergezogen, andere ſind durch aggreſſiv antikirchliche Artikel Joſ. Müllers u. a. und durch das Hinübergleiten der Zeiſchrift in ein engherzig proteſtantiſches und antikatholiſches Fahrwaſſer vertrieben worden. Immerhin hat „Der Türmer“ einen neuen Typ geſchaffen: die Vereinigung des biſherigen Zeiſchriftencharakters mit dem räſonierenden, feuilletoniſtiſchen Moſaitgemenge der Journaliſtik. — Zwei Zeiſchriften größeren Stils ſind im Jahre 1907 eingegangen: die „Deutſche Monatschrift für das geſamte Leben der Gegenwart“ (Berlin, Dunder), 1901 von Jul. Lohmeyer begründet und recht gut geleitet, konnte trotz reger und tüchtiger Mitarbeit „doch nicht weiteren Boden gewinnen und ſich eine Grundlage ſchaffen, die ihr Erſcheinen neben den vielen, allzu vielen ähnlichen Unternehmungen ermöglichte“, — und die vom Grafen P. v. Hoensbroech 1902 ins Leben gerufene Monatschrift „Deutſchland“, die für ihre haſerfüllten, antikatholiſchen Sezartikel doch kein hinreichend großes Publikum gefunden zu haben ſcheint. — Dagegen iſt mit den ſeit 1903 erſcheinenden „Süd-deutſchen Monatsheften“ (München, früher Stuttgart), herausgeg. von P. Coſmann, ein in erſter Linie für den deutſchen Süden berechnetes Blatt erſtanden; können wir den Standpunkt der „Süd-deutſchen Monatshefte“ auch in vielen Dingen nicht teilen, ſo muß doch die vornehme Auffaſſungsweiſe und der ehrliche Wille, der hier erſichtlich wird, anerkannt werden. — „Die neue Rundſchau“ (früher „Freie Bühne“. Berlin, Fiſcher; bis jezt 18 Jahrgänge), redigiert von D. Wie, ſeinerzeit das Hauptorgan der „Jungen“, der „modernen Richtung“, die ſich freilich inzwiſchen ein wenig geklärt hat und heute bereits von „Jüngeren“ und „Jüngſten“

abgelöst ist, bietet für die Erkenntnis und das Studium der literarischen Richtungen in Deutschland seit zwei Jahrzehnten eine reiche Fundgrube, in Fragen der Weltanschauung aber trägt sie gern das Mäntelchen einer ultraradikalen Auffassung, doch sind allenthalben die Nöhte wahrnehmbar, wo dies Gewand klappt, hinter dem die literarische Richtung des Blattes keinen Raum mehr findet. — Nebeneinander können „Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart“ (Braunschweig, Westermann. 5. Jahrg.) und „Belhagen und Klasing's Monatshefte“ (Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 22. Jahrg.) genannt werden, die beide starkes Gewicht auf künstlerische Beilblätter und technisch vollendete Textillustrationen legen und neben einer soliden, allgemein verständlichen Behandlung wissenschaftlicher Themen auch bessere belletristische Beiträge bringen. Der Lärm des Tages klingt nur gedämpft aus ihren Spalten wider, und die Wogen radikaler Strömungen verebben hier. Es ist ältere Schule guten Musters, was hier geboten wird, wobei die erstgenannte Zeitschrift noch um eine Nuance exklusiver und sozusagen patriziähafter erscheint. — In einem gewissen Gegensatz hierzu steht eine andere Monatschrift, die „Preussischen Jahrbücher“ (Berlin, Stille. 49. Jahrg.), welche die Themen ihrer Beiträge mit Vorliebe aus dem wirtschaftlichen und politischen Leben Deutschlands schöpfen, dabei aber die vornehme Art einer über die Tagespolitik und das Tagesgezanke erhabenen, ruhig abwägenden und die Dinge von einem höheren Standpunkte beobachtenden Revue ängstlich wahren. — Wieder eine besondere Abart von Wochenschrift repräsentiert „Die Umschau“ (Frankfurt, Bechhold. 11. Jahrg.), die ihre Leser in kurzen Artikeln über alles Neue auf allen Gebieten des menschlichen Interesses auf dem laufenden zu erhalten sucht und tatsächlich eine Unmenge wissenschaftlicher Details neben vielen größeren Aufsätzen darbietet. — M. Gardens „Zukunft“ (Berlin) ist in den 16 Jahren ihres Bestehens so bekannt geworden, daß es hier genügt, ihren Namen zu nennen; ihr Einfluß auf literarisches und künstlerisches, politisches und soziales Leben ist ebenso groß wie (man denke an die jüngsten peinlichen Prozesse) öfters unheilvoll. Gibt dieser Wochenschrift die markante Persönlichkeit ihres Herausgebers und dessen glänzende stilistische Begabung ihr Gepräge, so fehlt beides einer Reihe von Nachahmungen, von denen hier nur „Das Blaubuch“ (Berlin, Concordia) vermerkt sei, während „Die Fackel“ (Wien, Kraus) an Ernst der Gesinnung und stilistischer Formvollendung mit Gardens „Zukunft“ in Parallele gestellt werden darf, obwohl die Herausgeber miteinander auf erbittertem Kriegsfuß stehen. — Von sonstigen österreichischen Blättern dieser Art kommt die alte, von ihrer einstigen Höhe freilich weit entfernte „Österreichisch-ungarische Revue“ (Wien, Manz. 35. Jahrg.) in Betracht, der eine gewisse Einseitigkeit nicht abgesprochen werden kann, — es fehlt ihr der frische Zug, den ein jüngeres Konkurrenzblatt aufweist, die erst 1904 gegründete,

von Frhr. v. Berger und Dr. Glossy herausgegebene Wochenschrift, „Osterreichische Rundschau“ (zuerst bei Konegen in Wien, dann bei Irrgang in Brünn, jetzt bei Fromme in Wien verlegt); ein großer Kreis hervorragender Mitarbeiter, interessante Beiträge von aktuellem Wert, ein gut redigiertes Feuilleton sind die Hauptursachen, weshalb sich das nicht sehr billige Unternehmen doch noch immer hält — in Osterreich fast eine seltene Erscheinung. Erklärlich ist das bei einem großen literarischen Unternehmen, der Monatschrift „Deutsche Arbeit“ (Prag, Bellmann. 8. Jahrg.), welche von der reichbemittelten „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ subventioniert wird und neben guten textlichen Beiträgen auch vorzügliche Kunstbeilagen bringt. — Die im Berichtjahre begründete „Tschechische Revue“ (Prag, Grosmann u. Swoboda, redigiert von Ernst Kraus) sucht in deutscher Sprache den tschechischen, speziell den tschechisch liberalen Aspirationen in Osterreich Geltung zu verschaffen.

Es bleiben noch die belletristischen Zeitschriften, die sog. Familienblätter, kurz zu erwähnen. Die Katholiken besitzen deren in der Hauptsache zwei einander verwandte Halbmonatschriften: die im 42. Jahrgang stehende „Alte und Neue Welt“ (Einsiedeln, Benziger) und den von Dr. D. Denk (Otto v. Schaching) trefflich redigierten „Deutschen Hausatz“ (Regensburg, Pustet. 33. Jahrg.). Beide Blätter zeichnen sich durch reichen und gebiegenen Inhalt aus, bringen in jeder Nummer 1—2 Romanfortsetzungen, Novellen und Humoresken, Gedichte, Reiseplaudereien, populärwissenschaftliche Abhandlungen historischen, literarischen, natur- oder kunstgeschichtlichen Charakters und orientieren ihre Leser durch ausführliche Notizen und interessante Abbildungen in einer Rundschau über alle wichtigen Ereignisse der Zeit; auch Beilagen für die Frauenwelt sowie kurze Besprechungen literarischer Neuerscheinungen finden sich in beiden Blättern; auf dem Gebiet der Illustration bestrebt sich besonders das erstgenannte Blatt, sich alle Vorteile der neueren graphischen Vielfältigungskunst zunutze zu machen. — Neben diesen beiden führenden Organen kommen vielleicht noch in Betracht „Die Welt“ (Berlin, Germania), ein billiges Sonntagsblatt in der Art von Scherls „Woche“, aber weniger umfangreich, die in jeder Nummer kritische Betrachtungen „Von der Weltwarte“, eine Weltchronik, Bilder und Nachrichten vom Tage, 1—2 meist reich illustrierte belehrende Artikel, eine Romanfortsetzung, eine Novelle und die bekannten „Eden“ mit Rätseln, Anekdoten zc. für den Familienkreis bringt, ferner die Monatschriften „Die katholische Welt“ (Simburg a. d. L., Verlag der Kongregation der Pallottiner. 21. Jahrg.) und die „Stadt Gottes“ (Steyl, Missionsdruckerei. 31. Jahrg.). Auch „Der Kompaß“ (Halbmonatschrift. Stuttgart, Kohlhammer; Redakteur Ed. Eggert. 24. Jahrg.) steht auf katholischem Boden. Alle diese Blätter bringen vor-

zügliches Material zur Privat- und Familienlektüre, durchaus sittlich reinen Gehaltes, und sollten darum den Grundstock für alle städtischen und ländlichen Lesehallen, Vereinsbibliotheken und Zeitschriftenzirkel bilden, aber auch auf jedem Familientisch zu finden sein. — Die Zahl der übrigen belletristischen Blätter Deutschlands und Oesterreichs ist eine so große (Daheim, Deutsche Romanzeitung, Gartenlaube, die Leipziger und die Oesterreichische Allgemeine Zeitung, Reclams Univerſum, Hofeggers Heimgarten, Über Land und Meer, Vom Fels zum Meer, Die Woche, Zur guten Stunde 2c. 2c.), daß es diesmal unmöglich ist, sie hier im einzelnen kritisch zu beleuchten; vielleicht bietet sich später dazu Gelegenheit.

VII. Kunst.

1. Bildende Kunst.

Von Prof. Dr. Fr. Leitschuh.

Welch glänzendes Bild rast- und ruheloser, unverwüstklicher Schaffenskraft auf künstlerischem Gebiet gewährt doch ein kurzer Rückblick auf das Ergebnis eines Jahres!

In Paris zehrt man von der hochentwickelten Tradition und Schulung eines älteren Kunstlebens, das unwiederbringlich dahin zu sein scheint. In Deutschland gewahren wir überall die Symptome einer gewissen Gärung, über die wir aber nicht jammern und wehklagen sollten; denn sie bringt Elemente ineinander, die sich bisher fern gelegen hatten, sie vereinigt die Potenzen und scheidet den Abfud. Alles, was an neuen technischen oder ästhetischen Entdeckungen auftritt, muß notwendig in die äußerste Pointe getrieben werden, um zu zeigen, wie nichts Haltung haben kann als der intensive Wert. Was noch vor kurzem das Gepräge einer allgemeinen Kulturfrage trug, die theoretisch von Künstlern und Laien behandelt werden konnte, hat nun die Erscheinung einer rein künstlerischen Mission angenommen; denn die Entwicklung der Kunst ist ein Faktor des öffentlichen Wohles geworden und „ein Moment von höchster sittlicher Bedeutung für das gesamte Volksleben“. So wenigstens wird es von den höchsten Stellen deutscher Kunstübung verkündet.

Obwohl das in Berlin geprägte Wort von dem Niedergang Münchens als Kunststadt noch nicht verklungen ist — es ist so bequem, es in dem Tonfall aufrichtiger Teilnahme zu wiederholen —, so bleiben doch die Münchner Kunstausstellungen ein künstlerisches Ereignis von alter Anziehungskraft und nie versiegender Bedeutung; sie vermögen ein zutreffendes Bild des allgemeinen Standes der Kunstproduktion zu geben. Zunächst sei der Frühjahrsausstellung der Sezession gedacht, zu der ca 1500 Schöpfungen eingereicht worden waren. Dieser Münchner Bilderfrühling ist also wieder sehr reich gewesen. Aber die Jury ist nicht so mild und gut wie die Allmutter Natur, die jedem Halm und jeder Ranke

zu blühen erlaubt und für keine Knospe ein hartes Verbot hat; sie mußte vier Fünftel aus guten Gründen ausscheiden, so daß noch 289 Nummern verblieben. Ließen sich der bisherigen Massenproduktion, als einer imposanten Schaffensfülle, doch ein paar gute Seiten abgewinnen, so beginnt die Fortdauer dieser Überproduktion uns mit gerechten Bedenken zu erfüllen, um so mehr, als selbst die angeführte Zahl noch als Taxationssumme der Zugänglichkeit und der Bilderfülle der Jury gelten kann. Im allgemeinen aber erweckte die Ausstellung keinen ungünstigen Eindruck. Starke Persönlichkeiten, von heißer Liebe zum Kunstschaffen getrieben, überwogen reichlich die nur nachempfindenden Naturen, bei denen Extravaganzen den Mangel an wirklichem Können verdecken sollten. Spuren gebiegener altmeisterlicher Technik grüßten vereinzelt aus der Menge modern empfundener Farbenharmone heraus. Auf die einzelnen Kunstwerke einzugehen, fehlt es hier an Raum.

Die Münchner Ausstellung des Sommers 1907 unterschied sich von ihren Vorgängerinnen durch keinen besonders hervorstechenden Zug, wenn man nicht das Vorherrschende echt deutscher Kraftnaturen, die ihre eigene Weltanschauung zum Ausdruck bringen wollen, dafür nehmen will.

Im Glaspalast waren verschiedene Künstlervereinigungen vertreten. Die süddeutsche Kultur wurde am wertvollsten und eindringlichsten durch die „Scholle“ verkörpert, während die „Luitpoldgruppe“, eine kleine, durchaus gemäßigte Künstlerschar, klares, ruhiges Empfinden mit frischem, energischem Erfassen neuer, schwerer Aufgaben glücklich zu vereinen wußte. Freilich mischte sich diesmal ein auffallend starker, malerisch dekorativer Zug hinein. Glücklicherweise bot aber namentlich die Landschaftsgruppe durch würdige, abgerundete Ausdrucksweise, durch stimmungsvolle, echte Naturempfindung ein Gegenspiel zu den anspruchsvollen Proben gesuchter Pikanterie.

Die Ausstellung der „Münchner Künstlergenossenschaft“ zeigte in der Landschaftsmalerei Erfreuliches, sonst aber bereitete sie vielfache Enttäuschungen. Die „Bergpredigt“ von dem Worpstädter Fritz Mackensen war ein gänzlich verunglücktes Experiment nachempfindender Art, und des verehrungswürdigen Gabr. v. Mag Noli me tangeris zeigte nur zu deutlich, daß die modernen Forderungen, die wir in unserem Wesen mitbringen, der transzendentalen Auffassungsweise feindlich gegenüberstehen. Besondere Aufmerksamkeit erregten die zwei größeren Kollektionen der beiden jüngst verstorbenen Meister Wilh. v. Diez und Edm. Harburger. Die verschiedenen deutschen Stämme, namentlich die Düsseldorfser und die Schleswig-Holsteiner, schienen in ehrlichem Wettstreit die reizvolle Schönheit heimatischer landschaftlicher Stimmungen preisen zu wollen; die beiden schottischen Gruppen gaben zahme Proben ihrer technischen Geschicklichkeit in der genugsam bekannten Art und Weise.

Wenig Hervorragendes enthielt die plastische Abteilung des Glaspalastes; den günstigsten Eindruck erweckten noch einzelne Schöpfungen der Kleinplastik,

wie die graziös bewegten Porzellanfigürchen von J. Backerle. — In der gut bestellten graphischen Abteilung, in der besonders Arbeiten von Frauen vertreten waren, fesselten namentlich Farbenholzschnitte von brillanter Technik. Die kunstgewerbliche Abteilung umfaßte Buchkunst, Architektur und Glasmalerei.

Münchener Kultur überwog auf der Ausstellung der Metropole des wirtschaftlich blühenden Westdeutschland — auf der Internationalen Kunstausstellung in Mannheim. Mannheim hat sich aus kleinen Anfängen zu einer sozialpolitisch wie in künstlerischer Kultur hochbedeutenden Stadt hinaufgearbeitet, nachdem es 1778, als der Kurfürst Karl Theodor die kurpfalz-bayrische Hofhaltung von Mannheim nach München verlegt hatte, zur Provinzstadt herabgesunken war. Gleichsam als ob die Münchener einen Teil des Kulturkapitals, das sie einst von Mannheim holten, mit Zins und Zinseszinsen wieder zurückzahlen wollten, haben sie ihr Bestes: die Lösung des Problems des Zusammenschlusses von Raumkunst und hoher Kunst, in Mannheim zur Verfügung gestellt. Hermann Billing hat eine im Material (roter Neckarsandstein) kostbare Kunsthalle geschaffen, in der Malerei und Plastik im organischen Zusammenhang mit der Raumkunst zu Wort kommen können. Der Bau selbst, der später eine städtische Kunstsammlung aufnehmen soll, zeugt wohl von starker Begabung, aber er ist doch einerseits zu grobklugig geraten, andererseits scheint er mir nicht mit der zum völlig einheitlichen Gesamteindruck nötigen Konsequenz den modernen Charakter edel-schlichter Zweckbestimmung bis in die Einzelheiten zu wahren. — Für den Stand unserer modernen Kunstentwicklung ungemein bezeichnend ist der von Peter Behrens innerhalb der Kunsthalle geschaffene weihevollere Raum. Es ist eine Halle, in demselben Sinne etwa empfunden, wie Raffael die Halle in seiner „Schule von Athen“ wirken lassen wollte. Und die Marmorskulpturen Hoetgers, die Bronzen und Terrakotten Hermann Hallers, die monumentalen Malereien Karl Hofers — sie sind alle von demselben Geist beherrscht, von dem Geist echt klassischer, vornehmer Ruhe. Wunderbar einfach und natürlich waren diese Schöpfungen zueinander gestellt, sie scheinen Zwiesprach miteinander zu halten, eines das andere ergänzend. — Im übrigen glich die Mannheimer Ausstellung einem Gang durch die moderne Kunstgeschichte, der uns die Führer wie die Epigonen der verschiedenen Richtungen in ihrem Wagen und Gelingen nahebrachte. Ermöglicht wurde diese programmatische Ausstellung, in der freilich die christliche Kunst keinen Raum fand, nur dadurch, daß die Leitung derselben die Bilder ausgewählt hatte.

Wie in Mannheim hatte sich auch die Leitung der Deutschen Kunstausstellung in Köln das Recht der persönlichen Auswahl der Kunstwerke gesichert. Den Hauptbestandteil der Ausstellung bildeten die Werke der Malerei und Plastik, die, ähnlich wie in Mannheim, einen guten Begriff

der künstlerischen Gegensätze und der Wandlungen im inneren Wesen der deutschen Malerei gaben. Interessanter aber war die Abtheilung für Raumkunst, der Meister wie Bruno Paul, Olbrich, H. A. Schröder, Berlin und die Wiener Werkstätte ihre Kraft geliehen hatten. Mit einer Ausstellung von Schmuck und Fächern, einer solchen von Architekturzeichnungen der Wiener Schule unter Otto Wagner war ein Reigen von monatlich wechselnden Sonderausstellungen (weibliche Handarbeiten, Stickereien, Webereien; künstlerische Photographien; Originalplakattendwürfe, Kostüme, Goldschmiedearbeiten, Bühnenbilder, „Der gedeckte Tisch“ zc.) eröffnet worden.

Das dritte rheinische Unternehmen des Jahres, die Deutsch-nationale Kunstausstellung zu Düsseldorf, war an alte Vereinbarungen mit Korporationen gebunden, die ihre eigenen Jurys leider nicht in ganz einwandfreier Weise walten ließen; eine Zentraljury durfte nicht in Aktion treten. Eine Lenbachausstellung, ein v. Alt- und ein Greinerkabinett, dann endlich eine sehr intim wirkende Aquarellausstellung verdienen immerhin als erfreuliche Erscheinungen registriert zu werden. Unter der Führung Eduard v. Gebhardts bot auch die Abtheilung der religiösen Malerei merkwürdige Einblicke in die neuesten Bestrebungen auf diesem Gebiete.

Unter den Berliner Ausstellungen des Jahres 1907 möchte ich zunächst die Erste internationale Mitgliebersausstellung der Akademie der Künste erwähnen. Jedem Mitglied wurde anheimgestellt, drei Werke nach eigener Wahl einzusenden. 93 Mitglieder der Akademie hatten von dieser Ermächtigung Gebrauch gemacht. Die Ausstellung sollte, nach den Worten des Akademiepräsidenten, ein Stimmungsbild des Geistes geben, der die Akademiker befeelt, des Geistes, der ebenso feststeht in seiner Hochachtung einer edeln Überlieferung wie einer objektiven Würdigung des Guten und Wertvollen, das eine neue Zeit, deren Kinder wir doch alle sind, uns darbieten kann.

Die Große Berliner Kunstausstellung im Glaspalast am Lehrter Bahnhof umfaßte annähernd 3000 Werke und bot ein vielfach fesselndes und erfreuliches Bild. Die Ausstellung hatte ihr Programm; die ausländische Kunst war nur in beschränktem Umfang herangezogen. Es war eine Bildnisgalerie geschaffen worden, in der das moderne Porträt in seiner Vollendung gezeigt werden sollte. Die Individualität einzelner hervorragender Meister wurde in Sonderausstellungen zur Geltung gebracht. Einer der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung war der sehr geschickt angeordnete internationale Porträtsaal, in dem sich alte und lebende Bildnismaler ein Stellbischein gaben. In dem internationalen Saal dominierten die belgischen Landschaftler und Architekturmaler, denen die Franzosen und die in großer Anzahl erschienenen Dänen würdig an der Seite standen. Eine Abtheilung für sich bildete die Plastik; in ihren Sälen zogen namentlich Lederers Sockelfiguren für das Hamburger Bismarckdenkmal die Auf-

merksamkeit auf sich. In der Schwarz-Weiß-Ausstellung beherrschten Ferdinand Schmuizer und Fritz Wöhle die Situation.

Die kunstgewerbliche Abteilung der „Großen Berliner“ umfaßte eine stattliche Anzahl moderner Innenräume, die dadurch einen besondern Reiz gewonnen hatten, daß sich Gärtchen an sie angeschlossen. Unter anderem war ausgestellt ein Patientenzimmer für ein Kurhaus zu Blankenburg i. Th., ein Arbeitszimmer und ein Gartenzimmer mit Sommer- und Wintergarten von Albert Gefner, ein Teezimmer von Artur Bieberfeld, ein prächtiger Speisesaal der kgl. Porzellanmanufaktur und von ihr ausgeführtes Porzellan nach Entwürfen von Schmuizer-Baudiß in einem Raum von Grenander. Die Ausstellung von Bruno Paul enthielt einen Rauchsalon für den neuesten Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd in Bremen, ein Vestibül, eine Bibliothek, ein Herrenzimmer, Wohnzimmer mit Vorplatz, Speisezimmer und ein Schlafzimmer. An der Ausführung dieser Räume waren Lucian Bernhard, Arno Koernig, Alfred Altherr und Leo Nachtlicht beteiligt.

Die XIII. Ausstellung der Berliner Sezession beschränkte sich fast durchaus auf eine Darbietung deutscher Kunstschöpfungen, ja noch mehr: auf eine Darbietung der Früchte berlinischer Kunstübung. Nur Kaldreuth, Trübner, Thoma und Oberländer waren von ‚Auswärtigen‘ vertreten. Es war also eine regelrechte Berliner Kunsttruppenschau. In geistloser und widerwärtiger Verhöhnung des religiösen und des sittlichen Empfindens übertraf die Ausstellung alle Konkurrenzen dieses ausstellungsreichen Jahres. Wäre nicht der Liebermann-Saal gewesen, hätten nicht Walter Leistikow, Corinth und Slevogt künstlerisch vollgültige Werke vorgeführt und feines Gefühlsleben verratende Landschaften wie Ulrich Hübner, Walter Bondy u. a. die Ehre der Ausstellung gerettet, so hätte man wohl von einem Niedergang der Berliner Sezessionistenkunst mit gutem Rechte sprechen können.

Die Reihe der Wiener Ausstellungen des Jahres 1907 wurde durch die Frühjahrsausstellung der Wiener Sezession eröffnet. Vor allem gab sie erwünschten Anlaß, eine Anzahl aufstrebender Talente näher kennen zu lernen, die sich freilich zum Teil noch wie gärender Most gebärden. Glanz und Oberflächenschönheit, Feinheit und Reichtum des Kolorits stehen auch in Wien neben der Pflege des linearen Rhythmus. Die Wiener Sezessionisten sind aber nicht so derbe Gesellen wie ihre Münchner Genossen, sie sind weicher, empfindsamer, poetisierender, aber auch beträchtlich raffinierter in Farbenstimmungen und Linienführung. Das Dekorative in einer ganz besondern Nuance liegt ihnen im Blute, ein Dekoratives, das sorgsamer Charakteristik nicht feindlich gegenübersteht, das sich aber dafür auch überall bemerkbar macht. Unter den Gästen der Sezession interessierte am meisten der frühverstorbene Belgier Henry J. E. Evenepoel mit einer

Kollektion ergreifend schlichter, zu Kunstwerken gewordener Natureindrücke. Auch Charles Cottet hatte kostbare Zeugen seiner verschiedenen Entwicklungsstadien gesandt, die uns seine souveräne Meisterschaft des Erfassens der Natur und ihrer Stimmungswerte dartaten. Aus Deutschland waren so grundsätzlich verschiedene Meister wie Artur Kampf und Max Slevogt, dann Hans v. Hayek u. a. erschienen. Die Plastik war zwar spärlich, aber doch gut vertreten. In der reich bestellten graphischen Abteilung trug der sich an die schwierigsten atmosphärischen Stimmungen heranwagende Ferdinand Schmußer unbestritten den Sieg davon.

Der Gesamteindruck der Künstlerhaus-Jahresausstellung war ein durchaus günstiger; das Hauptkontingent zur Zahl der nennenswerten Bilder trug diesmal die Porträtmalerei bei. Im übrigen war es die arbeitsfrohe Jungmannschaft der Wiener Künstler, die vornehmlich und mit Erfolg ins Treffen geschickt war. Auch die Landschaftsmalerei hat wieder zu den alten kraftvolle neue Vertreter erhalten, unter denen Thomas Leitner, L. H. Jungnickel und Luigi Kasimir besonders zu erwähnen sind. An Werken der Bildhauerkunst ragten diesmal die Tierplastiken von Friedrich Gornik hervor; im Medailleurfach machten sich Stephan Schwarz, Ludwig Sujer, Hans Schaefer und Josef Unterholzer mit eigenartig empfundenen Schöpfungen bemerkbar.

Eine ganz originelle Ausstellung hatte der Hagenbund veranstaltet, eine Vereinigung jüngerer Künstler, die auch aus der alten Genossenschaft hervorgegangen ist und ihren Tendenzen nach zwar zur Sezession hinneigt, ohne jedoch deren Grundsätze völlig anzunehmen. Der Hagenbund hatte seiner Ausstellung diesmal ein bestimmtes Programm untergelegt, dessen wesentlichster Grundzug in der Forderung der „dekorativen Wirkung“ enthalten war. Den Mittelpunkt der Ausstellung bildete der Porträtsaal. „Fragmente aus einem Mausoleum“ lautete das Programm für einen kirchlichen Raum, in dem Josef Heu Reliefs für ein gräfliches Mausoleum und Leopold Forstner ein in ernstest Formen gehaltenes Kirchenfenster vorführten. Ein anderer Raum, der „Bier-Jahreszeiten-Saal“ strebte die Lösung des Problems „Einheitlichkeit in der dekorativen Wirkung“ an, die hauptsächlich dadurch erreicht werden konnte, daß die beteiligten Künstler als eingeschworene Pointillisten in der Anwendung optischer Farbmischung den Beweis seelenverwandter Auffassung ihrer Aufgabe erbrachten. Die Abteilung der Schwarz-Weiß-Kunst bot eine große Zahl in technischer und inhaltlicher Hinsicht bedeutamer Radierungen.

Neben den großen führenden Kunststädten wußten auch jene Provinzstädte, die im Besitze von unternehmenden Museen und kraftvollen Kunstvereinen sind, manche Bilderschau zu veranstalten, wie z. B. Krefeld durch seine Ausstellung französischer oder Kassel durch seine Ausstellung kurheffischer Meister, die weitergehendes Interesse in Anspruch nahmen.

Unter den sonstigen europäischen Ausstellungen wären die der beiden Pariser Salons zu nennen. Die seit Jahren gehegte Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der beiden Salons hat sich noch nicht erfüllt. Der Gesamtcharakter ihrer Darbietungen unterschied sich nicht von dem der Vorjahre. In der Société Nationale konnte man sogar einen Rückschritt konstatieren. Die raffinierten Beleuchtungseffekte, die zauberhaften Interieurs von einst wurden schon in weniger eindrucksvollen Schöpfungen dargeboten; religiöse Kunst war überhaupt nicht vertreten. Der Salon des Artistes Français zählte 4855 Werke, ebenfalls viel aufdringliches, nichtsagendes Virtuositentum; das Beste boten wiederum die Meister der älteren Richtung. Dann ist die V. Internationale Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe zu erwähnen, die in der Zeit vom 25. April bis 15. Juli 1907 in Barcelona stattfand, ferner die Internationale Ausstellung für Kunst, Gewerbe und Industrie der Stadt Antwerpen, endlich die von der belgischen Regierung veranstaltete große Kunstausstellung im Cinquantenairepalast zu Brüssel.

In überraschend kurzer Zeit hat sich Venedig in die Reihe der großen europäischen Kunststädte zu stellen gewußt und die italienischen Künstler aus ihrer Lethargie aufzurütteln verstanden. Dort fand bereits die VII. Internationale Kunstausstellung statt. Die vorherrschend vertretenen Italiener vermochten diesmal freilich nicht die Bedeutung der lebenden Kunst überzeugend vorzuführen. Am meisten erträglich wirkten die venezianischen Meister; von den Piemontesen ragte Lorenzo Delleani mit geistreichen Skizzen hervor. Die deutsche Abteilung bot kein sehr erfreuliches Bild; würdig war nur München vertreten, die Künstler des übrigen Deutschland scheinen Venedig als Kunstmarkt gering zu bewerten; sie waren nur spärlich erschienen. Auch Frankreich enttäuschte die Freunde seiner Kunst; aus verschiedenen älteren Richtungen waren mittelmäßige Proben vorhanden, die von den geistreichen Bildern Gaston La Touche's mühelos überragt werden konnten. Stimmungsvolle, feine Aquarelle boten die Holländer. Die beiden österreichischen Abteilungen vermochten kein größeres Interesse zu erwecken. Mit stärkeren nationalen Tönen wirkten die Russen; der Clou der Ausstellung aber war der glänzende Pavillon der belgischen Gruppe, in der Henry Evenepoel, Maurice Wagemann, Eugène Laermans, Ferdinand Knopff, Theo Ryffelberghe's zum Teil mit neuen Schöpfungen die künstlerische Produktion ihres Landes im allergünstigsten Lichte zeigten. Die Plastik Belgiens war durch herrliche Schöpfungen von Meunier, Dillens, Lagae u. a. vertreten.

Es würde die Aufgabe dieses Berichts weit überschreiten, wollte ich aller Monumente und aller in Kirchen neu geschaffenen Fresken des Jahres 1907 hier gedenken; aber es seien wenigstens die bedeutendsten Neuschöpfungen erwähnt.

Nach achtjähriger Arbeit hat nun Eduard v. Gebhardt die Ausmalung der Friedenskirche in Düsseldorf beendet¹ und damit eines der wertvollsten Denkmäler deutscher kirchlicher Kunst geschaffen.

Ein anderes großzügiges Werk hat Fritz Erler in seinen Fresken im neuen Kurhaus in Wiesbaden zu Ende geführt. Ich muß gestehen, daß ich diese Linien und Farben für den wahrsten und glücklichsten Ausdruck moderner deutscher Monumentalmalerei halte. Erler ist ein Architekturmaler von größter Bedeutung; seine künstlerische Arbeit enthält keine Konzeption an die Lehren banaler Naturalistik, allerdings aber auch nicht an den Geschmack landesüblicher akademischer Dekorationsmalerei².

Auf dem Gebiet der deutschen Plastik stand man noch unter dem gewaltigen Eindruck von Adolf Hilbrands „Hubertustempel“, der die alte Lehre von der Notwendigkeit organischen Zusammenwirkens von Architektur und Plastik in überzeugendster Weise den Modernen verkündete. Unter den Neuschöpfungen ist Hubert Meyers „Mornenbrunnen“ zu nennen, der auf dem Münchner Karlsplatz, im Grün der Anlagen vor dem Justizpalast, seine Aufstellung gefunden hat. Schlicht und einfach in der Formengebung, ohne gelehrtes Beiwerk und ohne allegorische Details baut er sich in hoheitsvollem Rhythmus auf, von sicherem tektonischen Empfinden getragen.

Unter den vielen Denkmälern, deren Enthüllung das Jahr 1907 brachte, verdient das Monument für die Kaiserin Elisabeth in erster Linie genannt zu werden, das inmitten einer architektonischen und gärtnerischen Anlage im Volksgarten in Wien seinen Platz gefunden hat. Die überlebensgroße Sitzfigur aus Laaser Marmor stammt von Hans Bitterlich, die architektonische Gliederung von Oberbaurat Friedrich Ohmann.

Das Nationaldenkmal, das in Memel enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Berliner Bildhauers Peter Breuer, die dadurch ein ganz eigenartiges Interesse gewinnt, daß der Bildhauer sich genötigt sah, dem Denkmal eine von Kaiser Wilhelm II. gefertigte Federstizze zu Grunde zu legen.

Die kunstwissenschaftliche Literatur des Jahres 1907 ist reich an wertvollen Erscheinungen und weist Arbeiten altbewährter Meister der kunstgeschichtlichen Forschung neben emsigen Bemühungen vielversprechender Anfänger auf.

In der wissenschaftlichen Kunstgeschichte herrschen zurzeit einige scharf ausgeprägte Richtungen. Zunächst ein Verfahren der Analyse von Kunstwerken, das zu einem gewissen Formalismus führte, d. h. zu einer Hervorhebung der formalen Elemente der Kunstschöpfung, besonders der Architektur des Ganzen. Es ist nun ein unzweifelhafter Vorzug dieser analysierenden

¹ Vgl. Rub. Burdhardt, Meister Eduard v. Gebhardts Bilder in der Friedenskirche zu Düsseldorf (aus „Christliche Kunstblätter“. Stuttgart, Steinkopf).

² Vgl. Fr. Thiersch, Das neue Kurhaus zu Wiesbaden (Wiesbaden, Kreidel).

Richtung vor den älteren kunstphilosophischen Versuchen, daß sie wohl als experimentelle Ästhetik bezeichnet werden könnte, aber doch nicht im unmittelbaren Anschlusse an ein bestimmtes spekulatives philosophisches System auftritt.

Durch diese Richtung wurde ein Sprengen des engen historischen Rahmens mit Glück versucht; auch dem schwankenden, subjektiven Belieben, das von ganz andern als rein wissenschaftlichen Motiven bestimmt wird, wurden dadurch objektive wissenschaftliche Untersuchungen gegenübergestellt, und ganz besonders kam die entwicklungsgeschichtliche Idee, die über das einfache Registrieren des Eindruckes des Kunstwerkes weit hinausgeht, auf der experimentellen Basis zu Ansehen und zu Ehren.

Hätten wir noch vor kurzem kein Recht, uns einer „Kunstwissenschaft“ zu rühmen, durften wir nur von einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte sprechen, so ist durch die endliche Entdeckung von Gesetzen in dem mächtigen Baumaterial der Kunstgeschichte wohl die allgemeine Anerkennung einer wirklichen Kunstwissenschaft einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen.

Mit der Erkenntnis der Gesetze aber, welche die scheinbar so unberechenbare und launenhafte Entwicklung der Kunst beherrschen, wuchs — wohl als Gegengewicht gegenüber einer gewissen Dürre, die dem neuen Formalismus in seiner Behandlung durch weniger glückliche Hände drohte — die Vorliebe für eine stärkere Betonung des farbenspendenden kulturhistorischen und völkerpsychologischen Momentes, dem die „Morellianer“ zwar keinen Wert beilegen, das aber wie etwas völlig neu Entdecktes namentlich von einer jüngeren Generation begrüßt wurde. Jedenfalls besinnt man sich in weiteren Kreisen darauf, daß trotz aller Notwendigkeit der Ausbildung einer selbstständigen Methode in der Kunstbetrachtung der Hintergrund zum umfassenden Kulturbilde nicht aus der Analyse des geistigen Extraktes des Kunstwerkes allein gewonnen werden kann; denn das Kunstwerk ist und bleibt auch ein historischer Zeuge für die Kultur und Sinnesart.

Wir haben noch keine Kunstgeschichte, die es sich zur Aufgabe macht, diesen verschiedenen berechtigten Forderungen Rechnung zu tragen, aber wir begnügen uns einstweilen gern mit guten kunstgeschichtlichen Darstellungen, die in den Wust der einzelnen Tatsachen eine gewisse Ordnung bringen und sich dabei auch nach gewissen Gesetzen aufbauen.

Ein verdienstvolles Handbuch der Kunstgeschichte, die „Allgemeine Kunstgeschichte“ von Al. Ruhn O. S. B. (3 Tle. Einiebeln, Benziger u. Co.), hat im Berichtjahre seine Vollenbung erreicht. Die bisher von Katholiken bearbeiteten Kunstgeschichten waren meist kurz gefaßte, fleißig zusammengestellte Lehrbücher. Ruhn bestrebte sich nun, einer neuen verheißungsvollen Sache zur Anerkennung zu verhelfen. Fast möchte es scheinen, als verlange er vom Kunsthistoriker nicht viel weniger als Vitruv vom Architekten fordert, der nach ihm so ziemlich alles Wissensmögliche wissen muß. Aber gerade von dem in

Einfiebeln wirkenden Ordensmann freut es uns doppelt, daß er das Ziel der Kunstgeschichte so hoch steckt. Ich habe das stattliche Werk in all seinen Bänden eingehend geprüft und mich der ehrlichen Begeisterung gefreut, mit der es zu Ende geführt wurde. P. Ruhn vereint mit nimmer müdem Fleiß und weitausschauender Vielseitigkeit die Gabe schlichter Darstellungsweise. Um so auffallender ist, daß das Buch bis jetzt eigentlich totgeschwiegen wird. Man tut damit großes Unrecht; denn das Werk Ruhns ist, wenn auch keine streng wissenschaftliche Leistung, so doch vorurteilsfrei, absolut unparteiisch geschrieben. Es wird von ihm kein Wendepunkt für die kunstgeschichtliche Forschung ausgehen, es wird sich keine Ruhn-Partei als Folge der Publikation dieses Werkes bilden, aber es ist im besten Sinne vollstümlich, im wesentlichen ein zuverlässiges, gut orientierendes Handbuch. Die Triangulationspunkte, von denen aus das große Gebiet vermessen ist, sind Geschichte, Technik und Ästhetik. Ruhn bestrebt sich redlich, dem Leser nicht nur eine gewisse Summe von Aufschlüssen zu bieten, sondern er will ihn — hier liegt vielleicht die schwächste Seite des Buches — mitten in das Verständnis und in den Genuß des Schönen einführen; er verfolgt das etwas zu hoch gespannte Ziel, den Leser anzuleiten, selbst ein richtiges Kunsturteil zu fällen. Aber er will auch Einsicht in den Kunstbetrieb gewähren und zeigen, was in Bezug auf Stil, Auffassung, Komposition, Formenbildung, Technik u. besonders in Betracht zu ziehen ist. Nehmen wir das Buch so, wie es P. Ruhn uns geben wollte und konnte: als die von innerer Wärme belebte Schöpfung eines schlicht, aber wahr empfindenden, kunstverständigen Mannes, der seinen eignen Weg geht und mit seinen eigenen Augen das Schöne sieht, der auch für gute moderne Kunst und ihre Pflege gern eine Lanze bricht.

Als eine sehr begrüßenswerte Erscheinung ist „Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte“ zu bezeichnen, dessen Schlußteil „Neuzeit“ im Berichtjahr erschienen ist (Freiburg). Ein billiges, brauchbares Hilfsmittel für den kunstgeschichtlichen Unterricht und zum Selbststudium. Die Abbildungen, fast allzu gedrängt in ihrer Fülle, sind verständnisvoll ausgewählt; der beigegebene Text von Jos. Brill, in einem vorsichtig gefaßten, aber klaren Depeschestil, erfüllt seinen Zweck vollauf. Die Prinzipien, die E. A. Seemann bei seiner von Winter und Dehio illustrierten Kunstgeschichte in Bildern in Anwendung brachte, z. B. in Bezug auf die Anordnung der einzelnen Seiten, die Zusammenstellung der Bilder, hätten vielleicht mit mehr Nutzen in Erwägung gezogen werden dürfen.

Das größte Ereignis auf dem Gebiete mittelalterlicher Kunstforschung scheint mir Hartm. Grisars S. J. Werk „Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. Meine Entdeckungen und Studien in der Palastkapelle der mittelalterlichen Päpste“ (Herder, Freiburg) zu sein. Grisar bewog im Jahr 1905 den Papst, den Bann zu brechen, der so lange auf dem mittelalterlichen Heiligtum der Päpste mit seinen herrlichen Gold- und Silber-

Kleinodien gelagert hatte. Die Kapelle war ein Gegenstand höchster Verehrung, aber ebendeshalb unnahbar. Vor 400 Jahren war das vergitterte Verließ unter dem Altar zuletzt geöffnet worden. Nach einer hochinteressanten Darlegung der Geschichte der Entdeckung und der ersten Veröffentlichung des Schatzes (durch Philippe Lauer) schildert Grisar die Geschichte der Kapelle Sancta Sanctorum und läßt eine sorgfältige baugeschichtliche Beschreibung folgen. Dann wendet er sich zu dem Salvatorbild (acheropoiita), das an der Wand der Kapelle unter dem Mosaik ausgestellt ist, und endlich zu dem Schatzbehälter unter dem Altar. Kunstgeschichtlich am bedeutsamsten sind die Untersuchungen, die Grisar dem herrlichen Schatz im Sancta Sanctorum widmet. Die Ausstattung des Buches ist dem Gegenstand entsprechend vornehm und künstlerisch gestaltet, die Wiedergabe der Farbkopien tadellos.

Die übrigen Forschungen des Jahres 1907 über die Kunst des Mittelalters haben zum überwiegenden Teil in den kunstwissenschaftlichen Zeitschriften Aufnahme gefunden. Eine lehrreiche, mit umfassender Kenntnis durchgeführte Untersuchung hat G. Humann in seiner Arbeit über „Die Beziehungen der Handschriftenornamentik zur romanischen Baukunst“ (Straßburg, Heitz) gegeben. Ausgehend von der Tatsache, daß all die Schmuckformen, die sich an den romanischen Bauten finden, auch in der Handschriftenmalerei nachweisbar sind, hat Humann in durchaus zutreffender Weise auf den oft unterschätzten Einfluß der Buchmalerei bei der künstlerischen Formenbildung hingewiesen. — Erwähnen möchte ich auch M. Kemmerich: „Die mittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ (München, Callwey), eine sehr fleißige, vielleicht noch nicht ganz reife, aber in ihren Resultaten durchaus zuverlässige Arbeit. H. Bürger gibt in seiner Studie „Grabdenkmäler im Maingebiet vom Anfang des 14. Jahrhunderts bis zum Eintritt in die Renaissance“ (Leipzig, Hiersemann) eine gewissenhafte Beschreibung der Grabdenkmäler, der eine stilistische Untersuchung sich einfügt. Leider ist die mit sichtlichem Eifer durchgeführte Arbeit durch ausschließliche Anwendung der formalistischen Methode vielfach auf falsche Wege gedrängt worden. Es gehört eben doch etwas Kenntnis der Lokalgeschichte dazu, um die Grabdenkmäler im Maingebiet untersuchen zu können. Und dann ist ohne gründliches Vertrautsein mit der übrigen gleichzeitigen Plastik ein Urteil über die Entwicklungsgeschichte der Grabmalplastik erst recht nicht möglich.

Auf dem Gebiet der italienischen Renaissance wurde unsere Erkenntnis durch zahlreiche gediegene Forschungen vertieft. So ist vor kurzem ein Buch erschienen, das dem innersten Wesen der Kunst Leonardos mit gründlichem Scharfsinn nachgeht: Otto Hoerth, „Das Abendmahl des Leonardo da Vinci. Ein Beitrag zur Frage seiner künstlerischen Rekonstruktion“ (Leipzig, Hiersemann). Der hauptsächlichste Wert der aus

einer Dissertation (Freiburg, Schweiz) hervorgegangenen elegant und anziehend geschriebenen Studie ruht im dritten und vierten Kapitel. Im dritten Kapitel schildert Hoerth in eigenartiger, ebenso künstlerisch tief empfindender als wissenschaftlich stichhaltiger Weise die Genesis des Abendmahls. In dem vierten Kapitel, das sich zunächst dem Problem des bartlosen Christuskopfes zuwendet, erbringt Hoerth den Beweis, daß die Straßburger Leonardoköpfe die unvergleichlichsten uns zu Gebote stehenden Hilfsmittel für die Rekonstruktion des Abendmahls sind. Hoerth kommt zu demselben Ergebnis, zu dem ich bei meinen Straßburger Seminarübungen immer gelangte: die Köpfe können nur von Leonardo selbst sein. Im übrigen geht Hoerth mit leidenschaftlichem Eifer und mit großem wissenschaftlichen Aufgebot der Geschichte der Weimarer Leonardoköpfe nach, die er — meines Erachtens mit vollem Recht — als Fälschungen erklärt. In einen „Anhang“ finden sich schließlich noch sehr wichtige Kapitel verwiesen: „Zur Rekonstruktion der Füße und ihre Stellungen“, „Die Landschaft“, „Farben“, „Kopien nach dem Abendmahl“ (eine besonders bemerkenswerte, fleißige und kritisch vorzügliche Untersuchung!), endlich: „Der Stangsche Stich als Rekonstruktion“ (beachtenswert für oberflächliche Zeitungsschreiber!).

Die Beobachtung des psychologischen Momentes in der Kunstübung reizt neuerdings wieder feinfühlende, das Entstehen des Kunstwerkes belauschende Köpfe. So hat auch Martin Spahn in seinem Werk über „Michelangelo und die Sixtinische Kapelle“ (Berlin, Grote) sich bemüht, „die erschütternden Zusammenhänge aufzudecken, die in dem Werdeprouzess des Gemäldes zwischen den zeitgeschichtlichen Vorgängen seiner Entstehungszeit und dem inneren Erlebnis seines Meisters sichtbar werden“. Spahn möchte zeigen, wie einerseits Michelangelo als Persönlichkeit mit dem gewaltigsten Träger der damaligen geschichtlichen Entwicklung, mit Julius II. und dessen Kreise, wie andererseits der Entwurf des Gemäldes mit der Psyche des gleichzeitigen Kult- und Geisteslebens verbunden war. — Von R. Frey, der eine kritische Ausgabe der Briefe Michelangelos vorbereitet und auch eine Biographie des Meisters unter der Presse hat, ist ein Bändchen erschienen: „Die Briefe des Michelagnolo Buonarroti“ (Berlin, Barb). Das Sammelwerk „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) hat wichtige Fortsetzungen erfahren, zunächst in Georg Gronaus „Correggio“. Das Buch, mit tiefer Verehrung für den lange Zeit unterschätzten großen Meister geschrieben, ist durchaus zuverlässig und mit wissenschaftlicher Sorgfalt bearbeitet. Weniger einwandfrei ist der Text des zweiten: „Donatello“ von P. Schubring; trotzdem wird das übersichtlich angeordnete, emsigen Forscherfleiß verratende Werk zur Kenntnis eines der größten Meister aller Zeiten seinen Teil beitragen.

Über den eigenartigen Dalmatiner F. Laurana, der die Renaissancebewegung miteinleitete, liegt eine stattliche Arbeit von Fritz Burger vor: „Francesco Laurana, eine Studie zur italienischen Quattrocentoskulptur“ (Straßburg, Heiß), eine gründliche Untersuchung, in der die gewaltige Gestalt Lauranas mit all ihren Vorzügen in den Vordergrund tritt. — Über „Die italienischen Bronzestatuetten der Renaissance“ läßt W. Bode ein großes Lieferungswerk erscheinen (Berlin, Cassirer), das sich auf die Kleinkunst in Bronze beschränkt, aber ebendeshalb uns wichtige neue Einblicke in die Kultur der Renaissance zu geben vermag.

Die Forschungen auf dem Gebiete der italienischen Kunst waren auch im letzten Jahre qualitativ und quantitativ überragend; einzelne Versuche auf dem der deutschen Kunst, die in den „Studien zur deutschen Kunstgeschichte“ (Straßburg, Heiß) erschienen sind, verraten noch sehr den tastenden Anfänger. Die verdienstlichsten Arbeiten der jüngeren Forscher sind gute Materialiensammlungen, wie z. B. die Studie von M. Schuette über „Schwäbische Schnitzaltäre“. Höher stehen dann die Monographien von E. Major über „Urs Graf“, von Chr. Rauch über „Die Trautz“ und von Stadler über „Hans Multscher“; durchaus fleißige, das Stoffgebiet völlig beherrschende, stilkritische Untersuchungen.

Die Entwicklungsgeschichte eines so schwer zu fassenden deutschen Meisters wie Martin Schongauer hat eine gründliche und feinsinnige Untersuchung gefunden in dem scharfsinnigen Buch von H. Wendland „Martin Schongauer als Kupferstecher“ (Berlin, Meyer). Sehr beachtenswert erscheint auch die sich in verschiedenen Arbeiten äußernde Vorliebe für die deutschen Plastiker des 16. Jahrhunderts, die lange ungebührlich vernachlässigt wurden; ganz besonders möchte ich auf die „Studien zur deutschen Renaissance-medaille“ von Georg Habich hinweisen, die im „Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen“ (Berlin, Grote) erschienen sind. Kulturgeschichtlich von höchster Bedeutsamkeit ist auch R. Domanig's monumentales Werk „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturgeschichtlicher Hinsicht“ (Wien, Schroll u. Co.). Domanig hat mit dieser Schöpfung, dem Ergebnis langjähriger, sorgsamster Forschungen, endlich Klarheit in die Erkenntnis eines künstlerischen Gebietes gebracht, dem einst die gewandtesten Meister der Plastik das Beste ihrer Kraft geliehen hatten.

Die Geschichte der niederländischen Kunst hat eine wertvolle Förderung durch eine ganze Anzahl gewichtiger Publikationen erfahren; ich nenne nur Les Chefs-d'œuvre de Hans Memling (Bruxelles, Krye), Nieuwbarn, „Hans Memling“ (Haarlem, Kleinmann u. Co.) und De meesterwerken van Jan Steen ('s Gravenhage, Hols). Die ebenfalls großangelegten Werke von Franz Dülberg: „Frühholländer“ (Haarlem, Kleinmann u. Co.), und Pol de Mont: Pieter Breughel (ebb.), haben im abgelaufenen Jahre Fortsetzungen erlebt, die den Wert der Tafelwerke noch klarer erkennen lassen.

Das lange von den Kunsthistorikern gemiedene 18. Jahrhundert gelangt immer mehr als eine keineswegs sterile Kunstepoche zur Geltung, in der namentlich das Bildnißfach hochbedeutende Vertreter besaß. Die deutsche Jahrtausendausstellung hat manchen total Vergessenen wieder in seine guten Rechte eingesetzt. Dies gilt besonders von dem Meister Friedrich Delenheinz, dem Leopold Delenheinz in seiner gebiegenen Biographie (Leipzig, Seemann) ein längst verdientes Monument errichtet. Dieser schwäbische Bildnißmaler, der mit feiner, überlegener Art, oft stark realistisch, seine Aufträge ausführte, hat in Wien, Zürich, Bern und Basel eine sehr umfangreiche Tätigkeit entfaltet; auf Einladung des Fürstbistums Martin Gerbert weilte er auch in St. Blasien. Leopold Delenheinz hat mit seiner den Gegenstand voll erschöpfenden Monographie einen wesentlichen Beitrag zu der Kenntnis deutscher Kunstübung geliefert.

Die Bildnißmalerei des 18. Jahrhunderts hat auch Emilie v. Hörschelmann in ihrem Buche „Rosalba Carriera, die Meisterin der Pastellmalerei“ (Leipzig, Klinckschardt u. Biermann) zum Gegenstand farbenreicher Kulturschilderungen gemacht. Die breite Milieuschilderung, zu der Briefe und Tagebücher das Material lieferten, entbehrt des kulturhistorischen Reizes selbstverständlich nicht — war doch die Behausung der Künstlerin im Palais Crozat eine Art Zentrum der Pariser Lebewelt —, aber das Buch, das eine sittlich durch und durch verkommene Gesellschaft schildert, ist ernst und verständlich geschrieben. Das künstlerische Schaffen der *Reino du pastel*, die die Pastellmalerei tatsächlich zur Tagesmode erhob und die einst die vornehme Welt nicht nur ihrer venezianischen Heimat, sondern sämtlicher Kulturstaaten Europas bewundernd zu ihren Füßen sah, um kaum anderthalb Jahrhunderte später vergessen zu sein, findet in der Arbeit E. v. Hörschelmanns eine sorgsame Würdigung; aber höher als das Verdienst der Künstlerin wird mit Recht ihr Charakter gewertet, der inmitten all der Frivolität ihrer Umgebung rein und makellos verblieb. — Unter den Meistern des 18. Jahrhunderts steht augenblicklich der geniale spanische Maler Francisco Goya, der ohne Führer bereits zu den großen neuen Problemen von Licht und Bewegung vorgebrungen war, in höchster Schätzung. B. v. Loga hat seinem meisterhaften Buch über Goya nun noch eine zweite wertvolle Publikation folgen lassen: „Goyas seltene Radierungen und Lithographien. 44 getreue Nachbildungen der Reichsdruckerei“ (Berlin, Grote). Eine Monographie des Künstlers hat auch R. Bartels in den „Klassischen Illustratoren“ (München, Piper u. Co.) gegeben, die aber an Gehalt weit übertroffen wird von dem hübschen Buche R. Dertels „Francisco de Goya“ (Bielefeld, Velhagen u. Klasing).

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß neuerdings berufene Kräfte mit Scharfsinn und Gründlichkeit das Wesen der Kunst der Romantiker zu beleuchten sich bemühen. Nicht nur, daß der Begriff der religiösen Kunst nach der

Auffassung der sog. „Nazarener“ dadurch noch schärfer umrissen wurde: das Werden der ganzen Bewegung fand eine Beleuchtung von verschiedenen Gesichtspunkten, die uns den inneren Reichtum jener an Widersprüchen reichen Kunstpoche enthüllen. — Jos. Popp, der unerschrockene, scharfe Kritiker, der im Vorjahre in seinem kleinen Buch „Ed. v. Steinle. Eine Charakteristik seiner Persönlichkeit und Kunst“ (Mainz, Kirchheim) den beachtenswerten Versuch unternommen hat, die Grundzüge der Gestalt eines der begabtesten und liebenswertesten Romantiker nach ihrem bleibenden Werte herauszuarbeiten, hat sich ein weiteres Verdienst um die gerechtere Anerkennung Steinles erworben durch die Herausgabe einer „Steinle-Mappe“ (München, Allg. Verlagsgesellschaft). Auch hier bietet der Herausgeber eine klare, knappe Definition der Romantik und hebt die Seite hervor, in der Steinles künstlerische Begabung siegreich blieb. Die kurze Skizze von des Meisters Künstlertum wie die poetisch empfundene Einführung in den Gehalt der Bilder läßt das tiefgehende Verständnis für die fesselnde Eigenart Steinles erkennen, der hoffentlich dem Herzen des deutschen Volkes nun wieder näher kommen wird. Die Reproduktionen der einzelnen Blätter sind vortrefflich gelungen; sie geben den Charakter der Komposition und alle Feinheiten der Linienführung mit größter Treue wieder. — Auch die Schwindliteratur hat einigen Zuwachs zu verzeichnen. In den „Deutschen Kunstheften“ (Stuttgart, Müller) behandelt W. Pastor das Leben und die Werke des Meisters (mit Abbildungen); ferner ist in den „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren“ (Hamm i. W., Breer u. Thiemann) ein Doppelheft dem letzten Romantiker gewidmet. A. Ribbeck schildert dort Schwind in einer flottgeschriebenen Studie, die von dem innigen Vertrautsein mit dem Wesen und dem künstlerischen Geist des Künstlers ein herzerfreuendes Zeugnis ablegt.

Unter dem Titel „Hundert Jahre deutsch-römischer Landschaftsmalerei“ bieten v. Lichtenberg und Jaffé eine nicht ganz unparteiische, entwicklungsgeschichtlich leider ziemlich resultatlose Geschichte der deutsch-römischen Landschaftsmalerei (Berlin, Desterheld u. Co.). Ohne Zweifel steckt auch in den deutschen Landschaftsmalern vom Anfang des 19. Jahrhunderts mehr, als wir heute gemeinlich zugeben wollen; und wenn Alfred Belzer in seiner Schrift „Goethe und die Ursprünge der neuen deutschen Landschaftsmalerei“ (Leipzig, Seemann) darauf hinweist, daß Meister wie Runge, Friedrich, Kersting u. a. die neuere deutsche Landschaftsmalerei gewissermaßen einleiteten, so kommt er der Wahrheit gewiß nahe, wie ich selbst schon 1895 in meiner Arbeit über das „Wesen der modernen Landschaftsmalerei“ den Zusammenhang zwischen der „Erdlebenbildkunst“ von einst und unserer neueren Landschaftsmalerei betont habe.

Der Kunst des 19. Jahrhunderts wenden sich verschiedene Arbeiten mit ausgesprochen pädagogischen Absichten zu. Jos. Strzygowski hat in

seinem aus Vorträgen entstandenen freimütigen Buch „Die bildende Kunst der Gegenwart. Ein Büchlein für jedermann“ (Leipzig, Quelle u. Meyer) einen sehr interessanten ästhetischen Führer durch das Gestrüpp moderner Kunst gegeben. Vom monumentalen Raumbau, dem Denkmalbau, dem Privatbau führt er uns über das Kunstgewerbe, das Ornament, die Bildhauerei und die graphische Kunst zum großen Kapitel Malerei, deren einzelne Nuancen und Absichten er scharf auseinanderhält; als Heros der Neuzeit, als „einzig großen Künstler, den das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat“, findet Böcklin eine Verherrlichung, die vielleicht doch zu weit geht.

Pädagogische Unterweisung möchte auch H. v. Reininghaus' „Entwicklungserscheinungen der modernen Malerei“ (München, Bruckmann) geben; leider ist die Vorliebe für geistreiche Paradoxa bei dem offenbar in alter und neuer Kunst sehr bewanderten Verfasser stärker als die kunstgeschichtliche Schulung und das künstlerische Empfinden. Auch Reininghaus nimmt übrigens entschieden Stellung gegen Maier-Graefe im Falle Böcklin.

Unentwegt und unverdrossen weist inzwischen Jul. Maier-Graefe auf den bleibenden Wert der Bahnbrecher der sog. impressionistischen Malform hin. So ist auch sein neuestes Buch „Impressionisten“ (München, Piper u. Co.), das die Meister Guys, Monet, Vincent van Gogh, Pissaro und Cézanne behandelt, im wesentlichen nur eine Ergänzungs- und Erweiterungsschrift zu seiner bekannten „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“, die eine staunenswerte Summe geistreicher Subjektivitäten enthält.

Die „Dänische Kunst des 19. Jahrhunderts“ hat zum erstenmal eine ganz ausgezeichnete, zusammenhängende Darstellung durch E. Hannover (Leipzig, Seemann) gefunden, im wesentlichen eine Übersetzung der vorzüglichen „Danmarks Malerkunst“ desselben Verfassers.

Als zusammenfassende Darstellung ist in zweiter und verbesserter Auflage von Fr. Haack erschienen: „Die Kunst des 19. Jahrhunderts“ (Eßlingen, Neff). Der Verfasser hat namentlich seine Studienergebnisse der Deutschen Jahrtausstellung, Berlin 1906, in einem Kapitel „Die naturalistische Unterströmung in der Malerei während der klassizistisch-romantischen Malerei“, geschickt verarbeitet.

Eine Reihe moderner deutscher Meister hat im abgelaufenen Jahre eine biographische Darstellung gefunden. Über „Franz Graf Bocci als Dichter und Künstler und Kinderfreund“ bringt A. Dreher (München, Müller) ein anziehendes, reich ausgestattetes Buch mit Reproduktionen nach Lithographien, Radierungen, Holzschnittzeichnungen und Aquarellen dieses mit überraschender Vielseitigkeit tätigen, auch für katholische Kreise bedeutungsvollen Mannes; die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ (Welhagen u. Klasing) hat ihm ebenfalls zwei Hefte mit Reproduktionen seiner köstlichen Illustrationen gewidmet.

— Mit einer prächtigen gehaltvollen Biographie von „Giovanni Segantini“ (dem Abdruck aus dem Prachtwerke: G. S., sein Leben und sein Werk, Wien 1902) hat uns Fr. Servaes beschenkt (Leipzig, Klinckschardt u. Biermann).

Eine stattliche Anzahl kunstwissenschaftlicher Monographien befließigt sich, „rasch und mühelos“, zum Teil in der Form eleganter, blendender Causerie in die künstlerische Entwicklung bedeutender Stätten einzuführen. Dem Verlag von E. A. Seemann in Leipzig gebührt das Verdienst, in dieser Richtung, und zwar auf der ersten Basis gründlicher Forschung längst vorangegangen zu sein mit seinen „Berühmten Kunststätten“, die noch immer fortgesetzt, von jetzt an aber in einem etwas kleineren, handlicheren Format auszugeben werden. Im Jahre 1907 erschienen die trefflichen Arbeiten: Lepšzys „Kraľau“, Pératé's „Versailles“, Renards „Köln“ und Brinton's „Mantua“. Denselben Gedanken hat sich auch die Verlags- handlung Marquardt u. Co. in Berlin zu eigen gemacht, die eine Reihe zierlicher, auch mit zahlreichen Vollbildern in Tonätzung versehener Bändchen (Die Kunst, herausgeg. von R. Muther) erscheinen läßt, unter denen besonders „München als Kunststadt“ von E. W. Bredt erwähnt werden soll. Nun ist auch noch der Verlag von Klinckschardt u. Biermann in Leipzig mit einer Serie originell ausgestatteter „Stätten der Kultur. Eine Sammlung künstlerisch ausgestatteter Städte-Monographien“, herausgeg. von Georg Biermann, auf den Plan getreten. Der erste Band, „Berlin“ von W. v. Dettingen, ist eine Meisterleistung, die jeder mit Nutzen und Genuß lesen wird. Ich habe aus dem elegant und witzig geschriebenen illustrierten Bändchen entnommen, daß in diesen „Stätten der Kultur“ die Kunsthistoriker von allem andern mehr reden sollen, als von Kunstentwicklung u. dgl. Stark fällt freilich dagegen ab: „Frankfurt a. M.“ von B. F. Schmidt. Ein köstliches Thema, aus dem ein geborner Frankfurter, wie etwa Leo Bär oder Julius Sahn, etwas Wertvolles hätte gestalten können, hat Schmidt mit der Häufung oft belanglosen Kleinrats schlankweg „erledigt“. Der Buchschmuck von L. Polliger ist gegenüber den zarten Reproduktionen der Kupferstiche und Zeichnungen manchmal zu klobig geraten. Tüchtige Arbeit verrät der feingegliederte, angenehm geschriebene Band „Bremen“ von R. Schäfer. Mit Begeisterung und ehrlichem Fleiße ist „Rothenburg ob der Tauber“ von H. Uebe-Bernays bearbeitet worden. Die beiden letzten Bändchen sind auch in ihrem Buchschmuck (Zeichnung von Karl Weidemeyer-Worpswede und Maria Kessel) trefflich gelungen.

Das geistige und künstlerische Schaffen Badens ist bisher im Auftrag der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege“ durch die „Jahrbücher badischer Kunst“ geschildert worden; nun werden von dem verdienten Albert Geiger Einzelbarstellungen badischer Kunst und Kultur herausgegeben, die, auf wissenschaftlichem Boden fußend, in gemeinverständlicher Weise die Schöpfungen

der gegenwärtigen wie auch der früheren Kulturperiode der Allgemeinheit erschließen und nahebringen sollen. Die Reihe dieser Einzeldarstellungen wurde eröffnet mit einer Arbeit von R. Widmer über „Keramik“ (Freiburg, Bielefeld). Alle modernen Meister und Werkstätten Badens zusammenfassend, gibt Widmer in ihrer Verknüpfung mit den historisch gegebenen Grundlagen ein köstliches Bild einer mächtigen, einheitlichen künstlerischen Kultur. Im zweiten Bändchen derselben Serie behandelt Jos. Aug. Beringer „Kurpfälzische Kunst und Kultur im 18. Jahrhundert“. Nach einer Schilderung der allgemeinen Lage von Kurpfalz im 17. Jahrhundert geht der Verfasser auf die Bautätigkeit unter den Fürsten aus den Pfalz-Neuburg-Sulzbacher-Linien ein und führt namentlich die Tätigkeit Karl Philipps vor Augen, der im wesentlichen den architektonischen Charakter Mannheims prägte, dann die Karl Theodors, die alle künstlerischen Bestrebungen zu glänzender Entfaltung brachte. Die Darstellungsweise Beringers ist gewandt und fesselnd. — Der Kunstpflege der Heimat dienen in Baden auch die Zeitschrift „Schauinsland“ und die „Freiburger Münsterblätter“, welche, herausgeg. vom Münsterbauverein (Freiburg, Herder), sich die sehr verdienstliche Aufgabe gestellt haben, das gesamte archivalische, literarische und illustrative Material zur Geschichte und Beschreibung des Freiburger Münsters zu sammeln und zu sichten. Der Inhalt der Zeitschrift ist ein sehr reicher; von den verschiedensten Gesichtspunkten und von dem verschiedensten wissenschaftlichen Standpunkte aus sucht sie ihre Aufgabe zu erfüllen.

Haben auch wenige Städte eine so sorgfältige Beschreibung und Reproduktion ihrer Kunstwerke aufzuweisen, wie sie z. B. das Prachtwerk: „Eichstätt's Kunst“ von F. X. Herb, F. Mader, S. Muzl, J. Schlecht und F. X. Thalhofer (München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst) bietet, so ist überall, wo die Kunst einst günstigen Boden zu ihrer Entfaltung fand, das eifrige Streben wahrzunehmen, die noch vorhandenen Schätze in Wort und Bild möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen. Unter den dieses Ziel verfolgenden Kunstkalendern möchte ich den ältesten, nun im 14. Jahrgang erscheinenden zunächst nennen: „Die altfränkischen Bilder“ (Würzburg, Stürz), mit erläuterndem Text von Th. Henner, dann den „Kalender Bayerischer und Schwäbischer Kunst“ (München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst), den Jos. Schlecht unter Mitwirkung tüchtiger Kunstkenner nun im fünften Jahrgang herausgibt. — Neben den Bestrebungen dieser mehr volkstümlichen Richtung tritt aber auch das wissenschaftliche Moment durchaus nicht zurück.

Von weittragender Bedeutung, namentlich für Süddeutschland, kann das von Ludw. v. Buerkel herausgegebene „Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst“ (München, Callwey) werden, das sich in erster Linie zum Ziele gesetzt hat, auf neue Erwerbungen der bayerischen Kunst-

sammlungen hinzuweisen und wertvolle Aufschlüsse über bisher wenig beachtete Stücke des alten Besitzes zu veröffentlichen, das aber auch Fragen behandelt, die „einem allgemeinen, uneingeschränkten Kulturbedürfnis entspringen“.

Im übrigen erwiesen sich die Zeitschriften wie das „Repertorium für Kunstwissenschaft“, das „Jahrbuch der königl. preussischen Kunstsammlungen“, das „Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“, das „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses“, die „Zeitschrift für bildende Kunst“ mit „Kunstchronik“, die „Mitteilungen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“, Burlington Magazine, Gazette des Beaux-Arts, L'Art, — um nur einige der bekanntesten zu nennen — auch im abgelaufenen Jahre als altbewährte Sammelstätten der ernstesten wissenschaftlichen Forschung. — Den speziellen Zwecken der kirchlichen Kunst, der durch zwei trefflich gelungene Ausstellungen, in Soest und in Aachen, wertvolle neue Anregungen zugeführt wurden, dient vornehmlich die von Professor Dr. Schnütgen im zehnten Jahrgang mit seinem Verständnis für alle künstlerischen Fragen geleitete „Zeitschrift für christliche Kunst“ (Düsseldorf, Schwann) und „Die christliche Kunst“ (München, Gesellschaft für christliche Kunst), deren dritter Jahrgang, reich an kunstgeschichtlich wertvollen Beiträgen tüchtiger Forscher, vorzüglich in der künstlerischen Ausstattung, uns vorliegt. An der „Christlichen Kunst“ schätzen wir ganz besonders die sichtlich wachsende Teilnahme an allen aktuellen Fragen des modernen Kunstlebens und ihre Versuche zur Verbreitung kunsterzieherisch bedeutsamer alter und neuer Schöpfungen. Diese allmählich erstarkende Wirksamkeit katholischer Kreise für Hebung der christlichen Kunst und für die Pflege des Verständnisses wurzelechter Kunstleistung ist um so höher zu werten, als wir uns darüber nicht hinwegtäuschen dürfen, daß lange Jahre unverzeihliche Gleichgültigkeit die Pflege der christlich-kirchlichen Kunst in katholischen Kreisen lähmte. — Neben den genannten Zeitschriften wirkten sehr verdienstlich für die Pflege der christlichen Kunst die „Christlichen Kunstblätter“ (Linz), das „Christliche Kunstblatt“, das „Archiv für christliche Kunst“ und die „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“.

Der Darstellung der Geschichte der kirchlichen Kleinkunst ist, wie dies in der Natur der Sache begründet liegt, ein breiter Raum zugewiesen in dem monumentalen Werke „Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes“, herausgeg. in Verbindung mit bewährten Fachmännern von G. Lehnert (Berlin, Oldenbourg). Das ausgezeichnet vorbereitete und geleitete Unternehmen ist bis jetzt auf vier stattliche Lieferungen angewachsen, die lauter gebiegene, von gründlicher Fachkenntnis zeugende Beiträge enthalten. Es ist in diesen vier Abteilungen eine einheitliche, nach klaren Grundsätzen auf-

gebaute Schöpfung gegeben, vielverheißend für die Gesamtleistung, die wir im nächsten Jahresbericht noch eingehender würdigen werden.

Von den zahlreichen kunstgewerblichen Ausstellungen des Jahres 1907 sei nur die Gobelin-Ausstellung von Karlsruhe und die Ausstellung von Glasarbeiten aller Art (hauptsächlich dänischer und schwedischer Glasfabriken und Glasmosaikwerkstätten) in Kopenhagen erwähnt. In Petersburg fand in den prächtigen Sälen der Michael-Manege eine altrussische Kunst- und Industrieausstellung von Gegenständen des täglichen Gebrauches statt.

Der modernen Richtung im Kunstgewerbe haben mit zum Siege verholfen die beiden mit dem besten Illustrationsmaterial ausgestatteten Zeitschriften des Kunstverlags des Hofrats A. Koch in Darmstadt: „Innendekoration“ und „Deutsche Kunst und Dekoration“. In diesen beiden führenden Zeitschriften ist namentlich die Wohnungskunst mit größter Sorgfalt und lebhaftem Verständnis für technisch einwandfreie, künstlerisch originelle Gestaltungen behandelt.

Ruhbarmachung unseres Forschens und Wissens für unsere Kultur ist eine Forderung, die allgemein und mit Recht betont wird. Diese „Umprägung in Wollen und Idee“ ist aber nicht identisch mit der Popularisierung sans phrase. Es war entschieden ein guter Gedanke des altberühmten Neffschen Verlages (Max Schreiber) in Tübingen, als er sich entschloß von anerkannten Fachmännern bearbeitete „Führer zur Kunst“ (herausgegeben von H. Popp) erscheinen zu lassen. Unter den zuletzt erschienenen Bändchen sind zu nennen: „Schöne Gartenkunst“ von A. Lux, „Das Bewegungsproblem in der bildenden Kunst“ von L. Volkmann. Gediegen und ernst, klar und übersichtlich, obgleich nicht in allen Punkten einwandfrei, sind auch die Bändchen „Religion und Kunst“ von Joh. Gaulke, „Anfänge der Kunst und der Schrift“ von Th. Kirchberger, „Antoine Watteau“ von Ernst Borkowski, „Räthe Kollwitz“ von Hans W. Singer. Bei all diesen Bändchen wird der Text durch ein vorsichtig gewähltes, reichliches Abbildungsmaterial wirksam illustriert.

Diese Führer zum Kunstgenuß und Kunstverständnis sind sicher nicht von der Hand zu weisen; sie vermitteln künstlerische Eindrücke jedenfalls intensiver als ein paar Duzend Künstlerbiographien mit oft verfälschten Nachbildungen, die alle Meister, gleichgültig ob ersten, zehnten oder zwölften Ranges, in denselben hohen Tönen preisen. Die in Kunstheuchelei endende Bildungsphilisterei unserer Tage ist durch nichts mehr gefördert worden als durch die täglich anwachsende populäre Kunstbilderliteratur, die die Pietät vor echter Kunst gerade in den Belehrung suchenden Kreisen zu untergraben droht.

Das 19. Jahrhundert hat den Universitäten, die auf das Mittelalter zurückgehen, und den Akademien, die im Zeitalter des Absolutismus ent-

standen sind, als neue Bildungsstätten höherer Ordnung die Museen hinzugefügt. Universität und Akademie stehen als festgefügte Gebäude da, beim Museum aber sehen wir den Bildungsprozeß heute mehr denn je im Flusse. Einen sehr wertvollen, reiches Wissen bekundenden Beitrag zur Geschichte der Museen hat J. v. Schlosser in seinem mit 102 Abbildungen geschmückten Buche „Die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance“ (Leipzig, Klinckschardt u. Biermann) gegeben. Nach einem Hinweis, daß in manchem Betrachte die hellenischen Tempelschätze die ältesten Vorläufer der späteren Kunst- und Raritätenkammern sind, berührt der Verfasser die Tatsache, daß aus dem Kreise der Könige von Pergamon der Name unserer „Museen“ stammt, gedenkt der römischen Sammelkunst und dann der Kirche als des Museums der nationalen Erinnerungen alter und neuer Zeit. Eingehend behandelt der Verfasser die weltlichen Schatzkammern der Fürsten und läßt dann die Geschichte der Sammlungen des Schlosses Ambras in Tirol in breiter Darstellung in den Vordergrund treten. — Einen andern wichtigen Beitrag für die Kenntnis der Geschichte einer alten Sammlung bietet die Arbeit von P. Ganz und E. Major: „Die Entstehung des Amerbach'schen Kunstkabinetts und die Amerbach'schen Inventare“ (Leipzig, Beck). — W. v. Seydlitz, der vortragende Rat der Generaldirektion in Dresden, hat eine Broschüre geschrieben: „Kunstmuseen. Vorschlag zur Begründung eines Fürstenmuseums in Dresden“ (Leipzig, Seemann). Ausgehend von einer Erweiterung des Gedankens der sog. Ehrensäle, wie des Salon carré des Louvre und der Tribuna der Uffizien, plant v. Seydlitz eine Auslese des künstlerisch Besten aus allen Sammlungen und weist überzeugend nach, daß diese Auslese so getroffen werden kann, daß die bestehenden großen Sammlungen kaum in ihrem Bestande und in der entscheidenden Gesamtwirkung beeinträchtigt werden.

Der Kirche dankten wir einst die mächtigste Förderung der Kunstübung, und zwar einer Kunstübung, der man auch erlaubte, modern zu sein, d. h. mit ihrer Zeit zu fühlen und aus ihrer Zeit heraus zu schaffen. Unser sehnlichstes Hoffen geht dahin, daß die christliche Kunst wieder zu alter Macht und altem Ansehen gelangen möge. Aber sie soll nicht zur sklavisch kopierenden, altertümelnden Kunst werden; die Kirche möge auch der lebenden religiösen Kunst Freiheit und Luft gewähren. Diese Forderung vertrat namentlich jüngst wieder Paul Clemen in seinem gehaltreichen Vortrag „Kirche und Kunst“ (Dresden, Kühnemann). — Unter den katholischen Verlagswerken, die moderne religiöse Schöpfungen produzieren, nimmt die erste Stelle ein: „Die Bibel in der Kunst. Nach Originalen erster Künstler der Gegenwart.“ Mit erläuterndem Text von Aug. Arndt S. J. (Mainz, Kirchheim). Der Verlag hat damit ein monumentales Bibelwerk geschaffen, das als kühner Versuch, die verschiedenartigsten modernen Künstlercharaktere zu vereinen, einzig in seiner Art dasteht. Auch die technische Ausführung der

97 Gravüren ist über alles Lob erhaben. Die Herausgabe dieser kostbaren Prachtbibel war eine Großtat, die um so höher einzuschätzen ist, als die Auswahl der Bilder durchaus den gereiften künstlerischen Standpunkt verrät. Freilich vermißt man hier und da eine zarte Rücksichtnahme auf die Empfindung katholischer Kunstfreunde. Ein prächtige, artistisch hoch zu wertende Leistung ist auch: „Ars sacra. Blätter heiliger Kunst“ (I. Serie). Mit begleitenden Worten von Jos. Bernhart (Rempten, Kösel). Eine Auswahl von 20 Meisterwerken von Fra Bartolomeo, Conegliano, G. David, Dürer, van Eyck, Führich, Gonthorst, Perugino, Raffael, Reni, Rubens, Tiepolo, Velasquez u. a., unter sich verbunden durch die gemeinsame Idee („Der Erlöser“). Die Reproduktionen geben die künstlerischen Feinheiten der Originale mit überraschender Treue wieder. In demselben Verlag erschien auch die religiöse Bilderammlung Filio Dei, ebenfalls aus vorzüglichen Reproduktionen nach älteren Meisterwerken zusammengestellt. — Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hat in ihrer „Jahresmappe 1907“, die R. Hoffmann mit einem kurzen mahnenden Geleitwort versehen hat, Werke einer ganzen Anzahl moderner Architekten, Bildhauer und Maler in guten Reproduktionen vereinigt. Bei manchen dieser Werke, wie bei der Altarretable für Maria-Laach, auch bei dem Hochaltar der Pfarrkirche zu Großheubach geht das Archaisieren doch zu weit. Aber es bleibt das unbestrittene Verdienst der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, daß sie durch ihre Anregungen in Wort und Tat zur Vergeistigung des künstlerischen Lebens auf religiösem Gebiete einen guten Teil beigetragen hat.

In's Berichtjahr fällt die Gründung des „Verbandbundes“, dem Hans Thoma, Fritz v. Uhde, Henry Thode u. a. angehören, und welcher „Erziehung zu deutscher Art in der Kunst“ anstrebt. Diese Kunstvereinigung mit ihrem umfangreichen, wohl schwer durchzuführenden Programm, das das Wort Michelangelos: „Die Kunst gehört keinem Lande an, sie stammt vom Himmel“, scheinbar nicht kennen will, bezweckt die Neubildung des deutschen Wesens innerhalb des deutschen Kunstschaffens.

Es mangelt hier leider an Raum, um auch nur die wichtigsten Sätze in dem Programm der Bewegung zu einer neuen künstlerischen Kultur in ihren Fortschritten des letzten Jahres eingehend zu beleuchten. Gerade in jüngster Zeit ist der Kampf der Parteien um die Prinzipien einer der bedeutungsvollsten Fragen in der künstlerischen Kultur entbrannt, der wir im nächsten Jahrgange unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden gedenken: um die Grundsätze von Denkmalschutz und Denkmalspflege.

Es herrscht eine erfreuliche Regsamkeit auf den Gebieten der Kunstübung wie der Kunstforschung, der Kunstszziehung wie der Kunstpflege. Aber all diese Regsamkeit würde größeren nationalen Wert besitzen, wenn sie nicht so häufig dazu bestimmt wäre, ein augenblickliches, äußeres Be-

dürfnis zu befriedigen, wenn die innere Teilnahme wahrer, lebendiger und stärker wäre, um auf dem freien Gebiet der Kunst auch Quellen erschließen zu können, aus denen der Empfindung, dem Leben der Seele wertvolle Bereicherungen zufließen.

2. Musikgeschichte.

Von Theodor Kroyer.

Von allen Zweigen der musikalischen Literatur entwickelt sich die allgemeine Geschichtschreibung am langsamsten. Nicht daß es an Versuchen dieser Art bisher gemangelt hätte. Aber ein eigentlicher Fortschritt ist wenigstens in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nicht zu verzeichnen gewesen. Zu dem außerordentlichen Aufschwung der musikwissenschaftlichen Forschung steht diese Tatsache in scharfem Widerspruch. Sie erklärt sich aber aus der an sich wohlberechtigten Abneigung der Fachgelehrten gegen halbe Arbeit. Man sagte sich, daß die Musikgeschichte für die universale Bearbeitung noch nicht reif sei. Führt man nämlich die sachlichen und formalen Einwände gegen die ältere Geschichtschreibung auf ihre letzten Ursachen zurück, so stellt es sich fast immer heraus, daß diese in unzureichenden Vorarbeiten wurzelten, in sog. Nebelflecken, die die Spezialforschung noch nicht aufzuhellen vermocht hatte. An solchen Nebelflecken ist aber unsere junge Wissenschaft reicher gewesen als irgend eine andere; und so viele fleißige Hände auch in den letzten fünfzig Jahren sich gerührt haben, so ist doch vieles für eine erspriessliche Geschichtschreibung nicht zu Entbehrende bis vor kurzem ungelöst geblieben. Und zuletzt liegt die Ursache dieses langsamen Tempos wieder in der besondern Kompliziertheit des ganzen Apparats, mit dem die Musikwissenschaft es zu tun hat.

Eine Folge der Zurückhaltung fachwissenschaftlicher Kräfte war aber, daß dieses literarischen Gebietes die Kunstfreunde sich bemächtigten. Es bedarf keiner Versicherung, daß die Tendenz der Amateur-Historiographen eine popularisierende ist. Das geht daraus hervor, daß in ihren Arbeiten alles Anekdotische stärker als irgendwo hervorgekehrt und der modernen Musik ein ganz unverhältnismäßig breiter Raum zugemessen ist. Das spezifisch Historische tritt naturgemäß zurück; damit ist aber auch jede Möglichkeit ausgeschlossen, den Stoff, worauf es am meisten ankäme, geschichtlich zu betrachten. Ja vielfach äußert sich eine schroffe Ablehnung dieser Auffassungsweise, und man rühmt sich wohl gar, auch den Schein einer solchen vermieden zu haben. Das mag wenigstens aufrichtig sein, verrät aber doch eine erstaunliche Verkennung der Mission, die alle Geschichtschreibung zu erfüllen hat. Daß auch die Geschichte in stetem Flusse rollt, hat der Dilettantismus nie begriffen. Sein Ideal ist und bleibt Tradieren; und das

Beharrungsvermögen kann hier oft so stark über den Wissenstrieb dominieren, daß selbst die Überlieferung als Ballast noch über Bord geworfen wird. In den letzten Jahren kamen „Musikgeschichten“ auf den Markt, die mit Palestrina und Lasso beginnen!

Dieser geschichtsfeindliche Geist ist aber nicht allein auf Rechnung populärer Tendenz zu setzen. Er entspringt wohl auch einem natürlichen Gefühl der Ohnmacht. Mancher mochte erkannt haben, daß selbst gewissenhafte Registrierung der Forschungsergebnisse nichts besagen will einer Aufgabe gegenüber, deren Vielseitigkeit und Intensität eben die Kräfte eines einzigen weit übersteigen. Selbst die besseren Kompendien unserer Zeit, mitunter ungemein fleißige Arbeiten, geben uns in der Tat diese harte Lehre. Sie leiden an Ungleichmäßigkeit bei aller Aktivität der Stoffbehandlung, an Unsicherheit des Urteils, da ein klarer Überblick über einzelne Epochen vielfach noch nicht möglich ist. Daraus resultiert wieder eine auffallende Unfähigkeit, das Ganze zu formen und mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. Den Ästhetikern ist dies nicht entgangen, und sie spotten darüber; freilich haben sie keine Ahnung von der seltsamen Lage, in der sich der Musiker der Geschichte seiner Kunst gegenüber befindet.

So stehen also die Dinge. Man darf sie nicht übersehen, will man zu den Neuerscheinungen der letzten Jahre Stellung nehmen. — Das erste Buch, auf das hier kurz hingewiesen sei, mag das über die Populärschriftstellerei Gesagte illustrieren. Es ist ein kleines Kompendium, das seinerzeit von den Tagesblättern in der üblichen Weise über den grünen Klee gelobt worden ist: die „Geschichte der Musik“ von Friedr. Spiro (Leipzig, Teubner). Gäbe es noch einen Zweifel an der Selbstüberschätzung solcher Kunstfreunde, so könnte ihn dieses Büchlein nicht gründlicher beseitigen. Der Verfasser, der sich auf seine Kenntnisse etwas zu gute tut, glaubt wirklich, seine Aufgabe gelöst zu haben. Ich will von der geradezu ungeheuerlichen Einteilung, die der „Neuzeit“ genau sieben Achtel des Buches zumißt, nicht weiter reden, obwohl sie den Standpunkt des Autors genügend kennzeichnete. Aber auch in seiner Stellung zur Sache selbst zeigt sich ein schreiendes Mißverhältnis. Das Buch wimmelt von Oberflächlichkeiten, schiefen Urteilen und groben Schnitzern. So spricht der Verfasser vom „Quinten- und Quartensverbot, das schon im 14. Jahrhundert den Kontrapunkt geregelt“ habe, läßt „das andere Kind des Mittelalters, die kirchliche Polyphonie, unter der nordischen (!) Pflege herrlich“ heranwachsen, glaubt allen Ernstes, daß die italienischen Tonsetzer des Trecento „von den Nordländern, d. i. von den Niederländern, gelernt haben“, verwechselt Frottola und Madrigal, Formen, von deren innerem Zusammenhang er keine Ahnung hat, leitet das Kapitel „Neuzeit“ mit Palestrina, Lasso und — Luther ein, obschon er sich selbst gestehen muß, daß diese mit der modernen Kunst soviel wie nichts zu schaffen haben uß. — es

würde ins Endlose führen, alle diese Unglaublichkeiten hier anzumerken. Nur möchte ich beifügen, daß auch dieser Autor es sich nicht versagen kann, der exakten Forschung eines auszuweichen. Das Bild ist also vollständig.

Der Wissenschaft könnte solch aggressiver Dilettantismus gleichgültig sein. Aber so wenig anzunehmen ist, daß Spiros „Musikgeschichte“ die letzte ihrer Art sein wird, so sicher ist es auch, daß ein in musikalischen Dingen immer unmündiges Publikum derartiges arglos für bare Münze nimmt. Dafür sorgt nicht nur der gute Name des Verlags, sondern eben auch die Propaganda, die in hohen Tönen alles preist, ob gut oder schlecht, wenn es nur populär ist. Es wäre an der Zeit, diesen Mißbrauch, der hier mit „Populärwissenschaft“ getrieben wird, zu brandmarken. Denn wie segensreich solche Bücher, die in tausend und abertausend Hände gelangen, auch wirken könnten, wenn sie mit der schulbigen Achtung vor ernster Arbeit deren Früchte sammelten, so kehrt sich diese Wirkung ins Gegenteil, sobald Unberufene ein frivoles Spiel treiben.

Die Abneigung der Fachwissenschaft gegen kompendiöse Musikgeschichten besteht indessen heute nicht mehr. Die erwähnten Zustände mögen dazu wohl beigetragen haben; sie ließen es notwendig erscheinen, daß auch die Fachschriftsteller ihrerseits nicht mehr müßig zusäßen. Zudem hat in den letzten Jahren die Spezialforschung wahre Triumphe errungen. Von den „Rebelflecken“, die der Geschichtschreibung ein weiteres Vordringen erschwerten, existieren viele nicht mehr, oder wenigstens nicht mehr in dem früheren Umfange. Die modernen Probleme der Neumenforschung, wie sie die Paléographie musicale, Ost. Fleischer, Peter Wagner u. a. aufrollten, kamen der Choralgeschichte zu gute und gestatteten eine wesentlich reifere Darstellung der liturgischen Musik. Entdeckungen W. Meyers auf dem Gebiete der lateinischen rhythmischen Dichtung eröffneten eine neue Ara der Motettenforschung. Englische Historiker, vor allem aber die jungen deutschen Gelehrten Joh. Wolf und Friedr. Ludwig förderten dann ungeahntes Material dieser älteren polyphonen Tonformen zutage, so daß die Vorgeschichte der niederländischen Schule wie diese selbst sich heute uns in neuem Lichte zeigt. Dazu kommen, abgesehen von wertvollen paläographischen Arbeiten, unsere Denkmalpublikationen, die berufen sind, auch das 15. und 16. Jahrhundert auf neue Grundlagen zu stellen. Kurz, die Ergebnisse dieser den älteren Epochen gewidmeten Forschung allein machten eine fachgemäße Revision der Musikgeschichte wünschenswert. So hat denn die Wissenschaft nicht gezögert, dieser Aufgabe sich zu unterziehen.

Die erste Arbeit dieser Art liegt allerdings schon einige Jahre zurück. Es ist dies die englische Oxford History of Music (6 Bde. Oxford 1901—1905, Clarendon Press), die verschiedene Gelehrte, darunter den Slade Professor of fine art H. C. Woolbridge und den Komponisten

Hubert Barry, zu Mitarbeitern hat. Der ungeheure Stoff wird hier auf mehrere Federn verteilt. Dadurch leidet zwar die Einheitlichkeit des Aufbaus, aber die Konzentration im einzelnen gewährleistet eine sorgfältigere Verarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Nicht alle Teile dieses imponierenden Sammelwerkes sind gleich gut geraten; namentlich in den beiden der Neuzeit gewidmeten Bänden hat die scharfe Zusammenfassung manches weggeschnitten, was zur Vollständigkeit nicht zu entbehren war. Aber es muß anerkannt werden, daß die Verfasser durchaus bestrebt waren, ihren Arbeiten die neuen Grundlagen da zu geben, wo sie die Wissenschaft heute fordert. Ganz vortrefflich sind die von der älteren Polyphonie handelnden Bände Woolbridges. Der Verfasser hat in seinen gediegenen Studien über die Anfänge der Mehrstimmigkeit sich selbst vorgearbeitet, außerdem durch seinen Kunstgenossen und Landsmann John Stainer weitere Unterstützung erfahren. Er unternimmt hier den Versuch, die höchst entwickelten Fäden, die von den Formen der frankonischen Epoche zur Gesangslyrik des Trecento, sowie zur Motette und zu den nationalen Liedformen des 15. Jahrhunderts sich hin- und herüberspinnen, einmal zu entwirren. Viele seiner Hypothesen sind neu und auf zuverlässiges Material gestützt. Jedenfalls entwickelt sich seine großzügige Darstellung der niederländischen Tonshule, was die musikalisch-formale Seite betrifft, auf einem breiteren Fundament als bisher. Sehr angenehm berührt das fein gemünzte ästhetische Urteil, das auch komplizierteren künstlerischen Erscheinungen gerecht wird.

Fast gleichzeitig mit der Oxford History trat auch die deutsche Musikwissenschaft mit neuen Unternehmungen hervor. In den von dem Berliner Ordinarius H. Kresschmar begründeten „Kleinen Handbüchern der Musikgeschichte“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) soll wie in der englischen Publikation die Arbeit geteilt werden, aber nicht wie dort nach Zeiträumen, sondern nach Formengruppen. Der Vorteil liegt in größerer Einheitlichkeit. Ein bestimmtes Gebiet in bestimmter Richtung läßt sich leichter und gründlicher überschauen. Man hat dagegeengehalten, daß solche Arbeitsteilung zu sehr ins Kleine gehe und notwendig Kollisionen zwischen einzelnen, entwicklungs-geschichtlich ineinanderfließenden Gebieten hervorrufe. Die sog. synthetische Behandlungsweise schließt Wiederholungen aber ebensowenig aus; das zeigen die einschlägigen Kapitel der Oxford History. Solche Mängel dagegen durch die Vollständigkeit der Verarbeitung aufzuwiegen, ist gerade das Ziel des deutschen Unternehmens. Das erste der Kresschmarschen Handbücher, Scherings „Geschichte des Instrumentalkonzerts“ (1905), zeigt bereits, wie wertvoll diese neue Methode für die Geschichtsschreibung sein wird. Die Genesis der modernen großen Instrumentalformen verbirgt sich unter einem Chaos instrumentaler Neubildungen. Noch bis in die Zeit Handns herrscht in der Nomenklatur die größte Unklarheit; so sind z. B. Divertimento, Suite,

Cassazione, Notturmo, Serenata, Sonata, Sinfonia, Trio, Quadro Ramen, die manchmal gleiches bedeuten können, aber unter Umständen keinesfalls konfundiert werden dürfen. In dem Umwandlungsprozeß der alten Suite zur Cassazione z. B. fermentieren nicht nur Elemente der Orchester- und der Klavierfonate, sondern auch solche des Solokonzerts. Hier in der Marke sich nicht zu versehen, ist mitunter ein Kunststück. Scherings Arbeit ist sehr verdienstlich. Indem der Verfasser die vielgestaltige Entwicklung des Konzerts bis in die äußersten Ausläufer zurück verfolgt, löst er sie gleichsam vom allgemeinen Hintergrunde los und fixiert so zum erstenmal die formtreibenden Kräfte, die als letzte Kristallisation unser modernes Instrumentalkonzert ergeben mußten. Die einzelnen Schulen hält der Verfasser reinlich auseinander. Er verfügt über reiches Quellenmaterial, das ihn auch in die Lage setzt, Urteile wie diejenigen Wafielewskis (Die Violine und ihre Meister. Ebb.) zu revidieren. — Eine wertvolle Bereicherung erfahren Scherings Ausführungen über das „Klavierenkonzert bis Mozart“ übrigens durch eine Arbeit H. Daffners (ebb.), worauf kurz hingewiesen sei; sie faßt die Entwicklungszüge noch schärfer ins Auge. Daffner hat die Gabe, dem mitunter recht spröden Stoff Leben und Reiz abzugewinnen.

Ein anderes deutsches Geschichtswerk modernsten Stils ist H. Niemanns „Handbuch der Musikgeschichte“, von dem bis heute drei Teile vorliegen (Leipzig 1904—1907, ebb.). Hier ist von einer Arbeitsteilung wieder Abstand genommen. Niemann wäre wohl der Mann, eine solche Last allein auf seine Schultern zu nehmen. Es gibt kaum ein Gebiet, das er nicht aus eigenen Studien kennen gelernt hätte. Aber wie er schon in solchen Spezialarbeiten gezeigt hat, daß ihm bei allem Scharffinn manchmal nicht die nötige Zurückhaltung sekundiert, so spielt ihm auch in dem neuen „Handbuch“ sein Temperament gelegentlich einen Streich. Vor der Gelehrsamkeit dieses Handbuchs allen Respekt — es ist eine der glänzendsten Leistungen wissenschaftlicher Synthese! Der Verfasser zieht gleichsam das Fazit aller bisherigen Forschungsergebnisse, um sie in den Rahmen der Gesamtdarstellung einzufügen und in Einklang zu bringen mit dem, was bereits als feststehend gilt. Man erinnere sich, daß die Entdeckungen Wolfs, Ludwigs u. a. über die vorpalestrinensische Musik uns neue Aufschlüsse geben. So glauben wir jetzt zu wissen, daß ein großer Teil der älteren „Chormusik“ weniger Chor- als konzertierende Ensemblemusik und vielleicht sogar instrumental begleitet ist, daß die sog. „Künste der Niederländer“ lange vor diesen schon innerhalb der Pariser Schule ihren Höhepunkt erreicht hatten, daß die Florentiner Liedmusik des 14. Jahrhunderts eine ungeahnte Reife der Form und des Ausdrucks aufweist, u. a. m. Die Frage ist nun: Sollen, ja können wir nach diesen neuen Resultaten an der bisherigen Foklierung der niederländischen Schule festhalten? Ist ihr Aufschwung nicht vielmehr bereits in jene Zeit zurück-

zuverlegen, in der sich die große Wandlung innerhalb der Mensuration, die Ausbildung der binären Notenzeichen im Zusammenfluß mit den Kanonkünften der Motette vollzog, also in das 14. Jahrhundert? Diese Frage wird durch eine weitere abgelöst, die die Accappella-Praxis betrifft: Wie ist die für die größten Meister der Schule überlieferte Strenge in der Auffassung der Tonuslehre zu erklären, wenn es — wie einige wollen — wahr ist, daß kurze Zeit vorher schon völlig moderne Anschauungen in dieser Beziehung herrschten? Wäre die traditionelle „herbe Schönheit“ der alten Kunst sonach überhaupt ein leerer Wahn? Es bedarf keines Beweises, daß solche Fragen an den Grundpfeilern unserer Schulweisheit rütteln. Beantwortet sich auch nur eine in revolutionärem Sinne, so gehört der beste Teil unserer Literatur über diese Epoche zum alten Eisen. Zum Glück aber sind wir noch nicht so weit. Die Fragen lassen sich definitiv nicht beantworten, oder es wird wohl noch viel Zeit bis dahin verstreichen. Es ist aber auch gar nicht einmal wahrscheinlich, daß ein solcher Umschlag jemals eintreten wird. Vorerst sind alle Schlüsse eben Hypothesen. Und man wird sich hüten, auf diesem unsichern Grund sein Gebäude aufzuführen. — Das tut aber Riemann, und wie es scheint, mit Absicht. Er versicht in seinem „Handbuch“ sozusagen a limine den extremsten Standpunkt. Er geht von der Anschauung aus, daß die Renaissance bereits mit 1300 einsetzte, daß textlose Stimmen in Gesangssätzen stets als Instrumentalbegleitungen aufzufassen, also beweiskräftige Zeugen für den älteren Konzertsstil seien, und daß man überhaupt den Unterschied zwischen neuer und alter Musik so gering wie möglich anschlagen müsse. Und nach diesen Grundsätzen modelt er seine Geschichte der „Renaissance“. Ich kann mich auf Einzelheiten nicht einlassen. So sei nur gesagt, daß der Verfasser, namentlich was den letzten Punkt betrifft, einer schweren Täuschung sich hingibt. Wenn er glauben machen will, daß das Musikempfinden der Alten nicht nennenswert anders geartet sei als das unsere, so raubt er der alten Chormusik ihre unvergleichliche Eigenart, ihren künstlerischen Wert, ihre ganze höhere Existenzberechtigung. Eine Zeit, die mit Hexachorden und Kirchentönen operiert, denkt nicht harmonisch. Nicht harmonisch, sondern melodisch will ihre Kunst verstanden sein, und wie ihre „Akkordbildung“ gelegentlich nur scheinbar modern wird, so sind auch ihre klanglichen Anomalien nicht etwa verbesserungsbedürftige Härten, sondern prononcierte Charakterzüge, ihrem Wesen inhärent und zum Ganzen gehörig, wie Leib und Seele. Riemann aber steht nicht an, dieses Evangelium der alten Kunst zu leugnen, wenn er die vermeintlichen Härten im „harmonischen“ Sinne retouchiert. Statt ihre Wirkung zu steigern, schwächt er sie ab, denn so wäre sie nicht die reifste, edelste Frucht einer vollabgeschlossenen Kunstentwicklung, sondern ein Übergangsprodukt, ein matter, dürftiger Versuch, durch Jahrhunderte tastend wiederholt, um erst in der neuen Monodie zum

Ziele zu führen. — Niemann hat sich als Pfadfinder nicht selten bewährt. Sein neues Handbuch wird Aufsehen erregen und mehr noch Widerspruch. Daß hier dieser Gelehrte auf falsche Fährte geriet, dürfte auch dem Fernerstehenden bald klar sein. So sehr wir es betonen müssen, daß man über der schroffen negativen Tendenz des Werkes seinen wissenschaftlichen Wert nicht übersehe, so würden wir es doch für sehr bedenklich halten, wenn die neuen Ideen Niemanns über den engen Fachkreis hinaus Wurzel faßten. Volle Verwirrung wäre das Ergebnis und in gewisser Beziehung auch Schädigung der jungen Renaissancebewegung.

VIII. Chronik.

Januar.

1. Verstaatlichung der österreichischen Nordbahn.
3. Beginn der persischen Parlaments-sitzungen.
Gesetz über Heimfall der Kloster- und Kirchengüter in Frankreich.
4. Schachteinsturz der im Bau befindlichen Hunsrückbahn bei Samscheid (13 Tote).
Eisunglück bei Neumünster (28 Kinder ertrunken).
5. Zerstörung von Kaisulis Bergfeste Binat (Marokko).
6. Päpstliche Enzyklika an den französischen Episkopat.
7. Brand des chinesischen Handelsviertels in Bangkok (Siam).
8. Thronwechsel in Persien; Schah Mohammed Ali (geboren 1873).
Silbernes Bischofsjubiläum des Kardinals Kopp in Breslau.
Eröffnung des preussischen Landtags und des französischen Parlaments.
9. Besuch des Emirs von Afghanistan in Britisch-Indien (Agra).
10. Annahme des Numerus clausus für die lebenslänglichen Mitglieder des Herrenhauses durch das österreichische Abgeordnetenhaus.
11. Deutsch-dänischer Staatsvertrag über die Frage der Optantenkinder.
11. Brand der Schuhöfenfabrik in Weispolsheim bei Straßburg (unter 21 Toten 15 Mädchen).
12. Ungarisches Gesetz zur Förderung der einheimischen Industrie.
Strandung des englischen Schiffs „Pengwern“ zwischen Helgoland und Curhaven; ganze Besatzung (26 Mann) ertrunken.
- 12.—14. I. Generalversammlung des Bundes für Mutterchutz zu Berlin.
14. Erdbeben in Jamaica; Zerstörung der Hauptstadt Kingston (1600 bis 1700 Tote).
- 14.—13. Mai. Aussperrung der Holzarbeiter in Berlin.
- 15.—19. Versammlung des französischen Episkopats zu Paris (über die Folgen des Kirchengesetzes).
18. Studentendemonstrationen in Sofia; Schließung der Universität auf ein halbes Jahr.
19. Beisehung der ehemaligen Königin von Hannover in Gmunden.
21. Straßenszenen in Madrid wegen Erhöhung der Brotpreise.
22. Kunstfeislaufen in Wien; Weltmeister der Schwede Ulrich Salchow.
23. Springflut auf der Insel Simeulu (Simalur) vor der Küste von Atjeh (über 1500 Tote).

23. Demission des russ. Marineministers Birilew; Nachfolger: Admiral Dikow.
Feierliche Eröffnung der Tehuantepec-Eisenbahn.
25. Reichstagswahlen in Deutschland (Niederlage der Sozialdemokraten).
Eröffnung des neuen Akademiegebäudes in Berlin und der internationalen Ausstellung von Werken der Mitglieder.
Konservatives Ministerium Antonio Maura in Spanien.
26. Sanktion des österreichischen Wahlgesezes (allgemeines und gleiches Wahlrecht).
Beginn des Schwachwettkampfes zwischen Laaker und Marshall in New York.
27. Kabinettsorder des Deutschen Kaisers zur Milde rung des Majestätsbeleidigungsgesezes.
XXIV. Generalversammlung des Katholischen Univerfitätsvereins zu Salzburg.
Eröffnung der Bahn Lome-Palime in Togo und der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Palime.
28. Explosion schlagender Wetter auf der Redengrube bei St Johann (158 Tote).
30. Auflösung des letzten Kurienparlaments in Osterreich.
Demission des ungarischen Justizministers G. v. Polónyi; Nachfolger: Staatssekretär Anton Günther.
31. Beginn der Räumung der Mandchurie durch die Russen.

Februar.

1. Kabinett Radowitsch in Montenegro.
5. Letzte Stichwahlen für den Deutschen Reichstag (Mehrheit des Blocks).
Niederlage einer französischen Expedition in Westmarokko.
6. Inthronisation des Bischofs A. v. Henle in Regensburg.
7. Eröffnung des ersten nach der Verfassungsrevision gewählten Landtags in Württemberg.
8. Veröffentlichung der Reimbrie fe im „Bayrischen Kurier“.
11. Untergang des amerik. Dampfers „Larchmont“ vor der Küste von Rhode Island (170 Tote).
Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch zu Berlin.
12. Wiedereröffnung des englischen Parlaments durch König Eduard.
14. Eröffnung des galizischen Landtags.
Demonstration der Frauenrechtlerinnen in London.
15. Nachsession des bayrischen Landtags (Wassergesez).
16. Prozeß Böplau; Abgeordneter Erzberger durch Androhung der Zwangshaft zur Zeugnisaus sage gezwungen.
18. Eröffnung der Landtage von Böhmen, Görz-Gradisca, Salzburg, Osterreich-Schlesien und Vorarlberg.
Entgleisung eines elektrischen Vorortzuges in New York (20 Tote).
Feindseligkeiten zwischen Honduras und Nicaragua.
19. Eröffnung des Deutschen Reichstags durch den Kaiser; Präsident: Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode.
20. Letzte Vorstellung im alten Hoftheater zu Weimar (Goethes „Iphigenie“).
Fünfzigjähriges Jubiläum des Norddeutschen Lloyd zu Bremen.
21. Scheitern des englischen Dampfers „Berlin“ an der Mole von Hoet

- van Holland (von 143 Mann Besatzung und Passagieren nur 15 gerettet).
21. Unterzeichnung der neuen Einwanderungsbill durch Präsident Roosevelt.
23. Burenministerium (L. Botha) in Transvaal.
24. Sanktion des Kongruagegesetzes durch den Kaiser von Österreich. Bildung der österr. Zentralstelle für Wohnungsreform zu Wien.
25. Eröffnung der Landtage von Mähren, Oberösterreich, Steiermark und Trient.
25. Blokrede Bülow's im Deutschen Reichstag.
27. Übergabe der beschlagnahmten Archive der päpstlichen Nuntiatur in Paris an die österreichisch-ungarische Botschaft.
28. Beginn der Ausgleichsverhandlungen in Wien. Abweisung der Cumberlandschen Ansprüche auf Braunschweig durch den deutschen Bundesrat.

März.

- 1.—2. I. Deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen zu Berlin.
4. Verfassungsankündigung in beiden Mecklenburg.
5. Eröffnung der II. Reichsduma in St Petersburg; Präsident: der Kadettenführer Golowin.
6. Blutige Zusammenstöße zwischen Militär und Passanten in Lodz (Russ.-Polen).
7. Rücktritt des italienischen Kabinetts Giolitti.
- 7.—11. XXVIII. Balneologenkongress zu Berlin.
- 8.—10. Ausstand der Elektrizitätsarbeiter in Paris (Paris im Dunkeln).
10. Zurückziehung der japanischen Truppen aus der Mandchurei.
- 11.—21. April. Aussperrung der Schauerleute im Hamburger Hafen.
12. Annahme des Nachtragsetats für Deutsch-Südwestafrika im Reichstag. Pulverexplosion auf dem französischen Linien Schiff „Jéna“ zu Toulon (118 Tote, mehrere hundert Verwundete, darunter der Admiral Manceron).
12. Protest des Herzogs von Cumberland.
14. Interpellation im Deutschen Reichstag über Privatbeamtenversicherung. Beilegung des amerikanisch-japanischen Schulstreits in San Francisco.
15. Explosion schlagender Wetter auf Grube Klein-Rosfeld bei Forbach (73 Tote). Deckeneinsturz im Sitzungssaal der russischen Reichsduma.
- 15.—7. April. Ausstand der Bädergesellen in Wien.
16. Absturz eines Förderkorbes im Mauthildenschacht der staatlichen Gerhardgrube bei Louisenthal a. d. Saar (22 Tote).
- XVII. Hauptversammlung des Bundes deutscher Bodenreformer zu Berlin.
17. Ernennung des Kammerpräsidenten Dr Peter Gubew zum bulgar. Ministerpräsidenten an Stelle des ermordeten Petkoff.
18. Bauernerhebung in Rumänien. Wahl des finnischen Landtags (Erfolg der Sozialdemokratie; 19 weibliche Abgeordnete).

- | | |
|---|---|
| <p>19. Ermordung des französischen Arztes Rauchamp in Marokko.</p> <p>21. Ablehnung des Kanaltunnels durch die englische Regierung. Abeffinische Gesandtschaft im Vatikan.</p> <p>23. Grenzvertrag zwischen Frankreich und Siam (Frankreich gewinnt 20 000 km²).</p> <p>24. Eröffnung der Mendelbahn bei Bozen.</p> <p>25. Liberales Kabinett (Sturdza) in Rumänien.</p> | <p>29. Befehung der marokkanischen Stadt Udschda durch General Chautey.</p> <p>30. Auflösung der spanischen Cortes.</p> <p>30.—10. April. Generalaussperrung im deutschen Schneidergewerbe.</p> <p>31. Aufhebung des Kriegszustandes in Deutsch-Südwestafrika.</p> <p>Zusammenkunft des italienischen Ministers Tittoni mit dem Reichskanzler Bilow in Napallo.</p> <p>Grundsteinlegung der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Olberg bei Jerusalem.</p> |
|---|---|

April.

- | | |
|---|--|
| <p>3. Ministerwechsel in Bayern; F. M. v. Brettreich, bisheriger Regierungspräsident der Oberpfalz und von Regensburg, übernimmt vom Grafen v. Feilich das Innere.</p> <p>4. Katholikenversammlung zu Wien; Kundgebung für den Papst und die französischen Glaubensbrüder.</p> <p>5. Eisenbahnkonferenz in Frankfurt a. M. (Betriebsmittelgemeinschaft).
Schließung der Moskauer Universität wegen Studentenunruhen.</p> <p>8. Zusammenkunft der Könige von England und Spanien in Cartagena, derer von Italien und Griechenland in Athen.
Übereinkunft über den Schutz von Werken der Literatur und Kunst zwischen Deutschland und Frankreich.
Demission des belgischen Ministerpräsidenten Smet de Naeyer.
Sieg Laslers über Marshall im Schachwettbewerb.</p> <p>9. Auflösung der rumänischen Kammer.</p> <p>9.—10. XXXIII. Vollversammlung des Deutschen Handelstags zu Berlin.</p> <p>10.—21. Internationaler archäologischer Kongress in Alexandria, Kairo und Theben.</p> | <p>11. Mitteilung vom Rücktritt Lord Cromers als politischen Agenten in Ägypten.
Eröffnung der Carnegie-Universität in Pittsburg.</p> <p>12. Bildung eines Zentralkomitees zur Durchführung einer Reichsorganisation österreichischer Katholiken.
Blutige Unterdrückung einer Gefängnisrevolte in Riga.</p> <p>12.—24. Aussperrung der nordböhmischen Weber.</p> <p>15. Erdbeben in Mexiko; Zerstörung der Städte Chilpancingo und Chilapa (500 Tote).
Geheimes Konsistorium in Rom (Kreierung von 7 Kardinälen: Aguirre y Garcia, Cavallari, Lorenzelli, Sualbi, Raffi, Mercier, Minaldini).</p> <p>15.—18. XXIV. Internationaler Kongress für innere Medizin zu Wiesbaden.</p> <p>15.—29. Kaiser Franz Joseph in Prag.</p> <p>15.—14. Mai. Britische Kolonialkonferenz zu London.</p> <p>16. Ruderwettbewerb zwischen Mannschaften der Universitäten Cambridge (Sieger) und Oxford auf der Themse.</p> |
|---|--|

- | | |
|--|--|
| <p>17. Neues Ministerium (Lomanowitsch) in Montenegro.
Berurteilung des Gouverneurs von Kamerun, v. Puttkamer, durch die Disziplinarlammer in Potsdam (Berweis und 1000 Mark).</p> <p>18. Zusammenkunft der Könige von England und Italien in Gaeta.</p> <p>20. Eröffnung der internationalen Sport- und der Sezessionsausstellung (Liebermann-Kollektion) zu Berlin.</p> <p>21. Untergang eines Newafahrdampfers in St Petersburg (65 Tote).</p> <p>22. Zusammentritt des wirtschaftlichen Ausschusses zu Berlin.
Corteswahlen in Spanien (Sieg der konservativen Regierung).
Ministerwechsel in Baden (Fhrh. v. und zu Bodman übernimmt von Schenkel das Innere).
Annahme der französischen Sühne-</p> | <p>forderungen durch den Sultan von Marokko.</p> <p>22. Brand im Arsenal von Toulon (30 Tote).</p> <p>23. Niedrigster Diskontsatz der Reichsbank ($5\frac{1}{2}\%$).</p> <p>25. Friedensschluß zwischen Nicaragua, Honduras und Salvador.</p> <p>26. Einbringung der Gesetzesvorlage zur Einschränkung der Majestätsbeleidigungsprozesse beim Deutschen Reichstag.
Internationale Flottenschau von Hampton Roads (Vereinigte Staaten).</p> <p>27. Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung.</p> <p>28. Eröffnung der Handelshochschule in Königsberg.</p> <p>29. Unruhen in Montenegro.</p> <p>30. Übertragung der Vorarbeiten für eine korrekte Ausgabe der Bulgata an die Benediktiner.</p> |
|--|--|

Mai.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Inkrafttreten des deutschen Eisenbahnreformtarifs.
Eröffnung der internationalen Schifffahrtsausstellung in Bordeaux.</p> <p>1.—5. Streik der Expeditions- und Transportarbeiter in Wien.</p> <p>1.—20. Oktbr. Jubiläumsausstellungen in Mannheim.</p> <p>2. Neues Ministerium (de Trooz) in Belgien.</p> <p>3. Bewilligung des Reichskolonialamts durch den Deutschen Reichstag.
Untergang des Dampfers „Laure“ bei Boulogne-sur-Mer (72 Tote).</p> <p>4. Besuch des Deutschen Kaisers auf der Wartburg.
Berurteilung des ehemaligen Gouverneurs von Togo, Horn, zur Dienstentlassung.</p> <p>5. Sir Eldon Gorst britischer Agent in Ägypten.</p> | <p>5. Radfahren in Steglitz; der Franzose Guignard Sieger im goldenen Rad (durch den Sturz von Kobl).</p> <p>8. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder zu Dessau.</p> <p>9. Auflösung der rumänischen Kammern.
Traber-Derby in Berlin-Westend; Sieger „Spinalmont“ des Stalls Klausner.</p> <p>10. Geburt des spanischen Thronfolgers (Prinzen von Asturien).
Bewilligung von 5 Mill. Mark Entschädigung für die deutsch-südwestafrikanischen Farmer durch den Reichstag.
Auflösung der portugiesischen Kammern; Beginn der Diktatur des Ministerpräsidenten João Franco.</p> <p>11. Einweihung des neuen Kurhauses zu Wiesbaden in Gegenwart des Kaiserpaars.</p> |
|--|---|

- 11.—29. Septbr. III. Deutsch-nationale Kunstausstellung zu Düsseldorf.
12. VII. Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins zu Köln (erster Konflikt mit den Bayern).
Österreichisches Traber-Derby in Wien; Siegerin „Dora“ vom Stall Winans.
- 12.—15. Kongreß der Internationalen Luftschiffervereinigung zu Brüssel.
14. Vertagung des Deutschen Reichstags bis 19. November.
- 14.—18. Generalversammlung der Schiffbautechnischen Gesellschaft zu Mannheim.
- 14.—23. Reichsratswahlen in Osterreich; großer Erfolg der Christlich-Sozialen und der Sozialdemokraten.
15. Eröffnung der Deutschen Armee-, Marine- und Kolonialausstellung in Schöneberg bei Berlin.
- 15.—13. Juni. Schachturnier für Großmeister in Ostende; Sieger der Deutsche Tarrasch.
16. Unruhen wegen der notleidenden Winzer in Dézier.
18. Unruhen in Persien (Teheran) wegen Vorenthaltung der Verfassung.
- 18.—24. VIII. Internationaler Architektenkongreß zu Wien.
- 18.—10. August. Aussperrung der Bauarbeiter in Berlin.
Begründung des Bundes vaterländischer Arbeitervereine in Hamburg.
20. I. Allgemeiner Stenographenkongreß zu Mannheim (Resolution für Vereinheitlichung der Schnellchrift).
- 20.—21. X. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins zu Mainz.
- 20.—22. XV. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zu Freiburg i. Br.
- 20.—22. XIII. Generalversammlung des kathol. Lehrerverbandes Deutschlands zu Saarbrücken.
- 21.—23. XVI. Deutscher Geographentag zu Nürnberg.
VIII. Jahresversammlung des Allgemeinen deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege zu Karlsruhe (Baden).
XXXVI. Hauptversammlung des Deutschen Bühnenvereins zu Stuttgart.
- 21.—25. VIII. Internationaler landwirtschaftlicher Kongreß zu Wien.
22. Hauptversammlung des Bundes deutscher Verkehrsvereine zu Mannheim.
- 22.—23. VI. Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Worms.
XXII. Hauptversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen zu Bochum.
Evangelisch-sozialer Kongreß zu Straßburg.
- 22.—24. I. Internationaler Bundestag der landwirtschaftlichen Genossenschaften zu Wien.
23. XI. Generalversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose in Wien.
- 23.—24. VIII. deutscher Bibliothekartag zu Hamburg.
- 23.—25. Zweihundertjähriges Linné-Jubiläum in Upsala und Stockholm.
24. Generalversammlung des Vaterländischen Frauenvereins zu Berlin.
25. Besuch des Deutschen Kaisers in Dresden zum Geburtstag des Königs Friedrich August.
- 26.—28. Einweihung des Bach-Museums zu Eisenach.
27. Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland zu Dresden.

27. Sechzigjähriges Jubiläum der Hamburg-Amerika-Linie.
- 27.—30. IV. Internationaler Kongreß der Vereinigungen der Baumwollindustrie zu Wien.
28. Wahl des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg zum Regenten von Braunschweig.
29. Gegenbesuch der englischen Journalisten in Berlin.
- 29.—2. Juni. Generalversammlung der Internationalen Assoziation der Akademien zu Wien.
- 30.—6. Juni. Generalausstand der Seeleute zu Marseille.
31. Landtagswahlen in Bayern (nach dem neuen Wahlgesetz).
Französische Truppenlandung bei Tetuan (Marokko).
- 31.—4. Juni. Dreihundertjähriges Stadtjubiläum von Mannheim.

Juni.

1. Zusammenschluß der österreichischen Christlich-Sozialen und Konservativen zur Christlich-sozialen Vereinigung.
Eröffnung der Ausstellungen im Glaspalast und der Sezession zu München.
VIII. Schweizerisches Tonkünstlerfest zu Luzern.
2. Rundgebung von 200 000 Weinbauern in Nîmes.
I. Generalversammlung des österreichischen Piusvereins zu Wien.
Französisches Derby zu Paris; Sieger „Mordant“ des Stalls Ephrussi.
3. Schließung des schwed. Parlaments. Meuterei von 13 000 türkischen Soldaten in Smyrna (wegen Nichtauszahlung der Löhnung).
4. Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Elisabeth im Wiener Volksgarten.
- 4.—13. III. Perlomerkonkurrenz; Sieger Edgar Ladenburg auf einem Benzwagen.
5. Englisches Derby in Epsom; Sieger der Fuchshengst „Orby“ vom Stall Croder.
6. LVII. Hauptversammlung und Eröffnung der XXI. Wanderausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft zu Düsseldorf.
8. Schließung des preussischen Landtags.
XVII. Verbandstag der deutschen Beamtenvereine zu Köln.
Düsseldorfer Ballonwettfahrt; drei Ballons landen dicht am gewählten Ziel.
Einweihung des Nordischen Museums in Stockholm.
9. Massenversammlung von 600 000 Winzern zu Montpellier (passive Resistenz).
10. Unterzeichnung des französisch-japanischen Vertrags in Paris.
Armeejagdrennen in Hoppegarten; Sieger Leutnant v. Keller auf der Stute „Antocha“ des Hauptmanns v. Krause.
Beginn der Automobilwettfahrt von Peking nach Paris.
- 10.—15. VIII. Internationale Konferenz vom Roten Kreuz zu London.
Internationale Nordseekonferenz zu London.
11. Neues Kabinett (Paschtsch) in Serbien.
12. Allgemeine Berufs- und Betriebszählung im Deutschen Reich.
- 12.—13. Internationale Fahrplankonferenz zu London.
- 13.—14. Automobilrennen um den Kaiserpreis im Taunus; Sieger der Italiener Mazzaro auf einem Fiatwagen.

14. Politisches Wahlrecht der Frauen im norweg. Storting angenommen. Päpstliches Dankschreiben an Professor Commer wegen seines Buches über Schell.
15. Eröffnung der II. Friedenskonferenz im Haag; Präsident: der russische Botschafter Nelidow.
Internationaler Automobilkongreß zu Hamburg.
- 15.—18. Deutscher Journalisten- und Schriftstellertag zu Dresden.
- 15.—15. Juli. Aussperrung der Schwarzwälder Uhrenarbeiter.
16. Besuch des Lordmajors von London nebst 52 Mitgliedern der Londoner Verwaltung zu Berlin. Auflösung der russischen Reichsbuma. Generalversammlung des Deutschen Privatbeamtenvereins zu Gotha.
- 16.—30. I. Internationale Motorbootausstellung zu Kiel.
17. Verlängerung des deutsch-spanischen Handelsabkommens.
Beginn der kroatischen Obstruktion im ungarischen Parlament.
- 17.—19. XXXXVIII. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Koblenz.
- 17.—21. Internationale Konferenz über die Schlafkrankheit zu London.
18. IV. Genossenschaftstag der deutschen Konsumvereine zu Düsseldorf.
Errichtung einer Apostolischen Präsektur der Marianen.
19. Eröffnung des österreichischen Reichsrats durch den Kaiser.
I. Konferenz des Bundes deutscher Frauenvereine zu Jena.
- 19.—22. IX. Kongreß der Ligue internationale des Associations Touristes zu München.
20. Kundgebungen gegen die Regierung in Vissabon.
Außerordentliche Session des rumänischen Parlaments.
- 20.—21. Ruhestörungen in Südf Frankreich (Narbonne, Montpellier, Perpignan); Gehorsamsverweigerung des 17. Infanterieregiments.
- 20.—23. III. Verbandstag deutscher Hochschulen zu Nürnberg.
21. Kaiserregatta in Kiel; Siegerin die kaiserliche Yacht „Meteor“ mit dem Kaiser an Bord.
- 21.—22. XXXV. Deutscher Arztetag zu Münster i. W.
24. Übergabe der dominikanischen Finanzverwaltung an die Vereinigten Staaten.
Empfang einer außerordentlichen persischen Gesandtschaft im Vatikan. Deutsches Derby in Hamburg; Sieger Weinbergs Hengst „Dfir“.
- 24.—30. V. Deutscher Abstinrentag zu Flensburg.
25. Ministerwechsel in Preußen: v. Bethmann-Hollweg Vizepräsident, Holle Kultus, v. Holtke Inneres.
Veröffentlichung der englisch-französisch-spanischen Abmachungen zum gegenseitigen Schutz im Mittelmeer und Atlantischen Ozean.
Präsidentenwahl im österreichischen Abgeordnetenhaus (Weiskirchner, christlich-sozial).
26. Neuer Banus von Kroatien (A. v. Katobczay).
27. Erhöhung des Zinsfußes der Osterreichisch-ungarischen Bank auf 5%.
28. Annahme des Weingesezes im französischen Senat.
29. Eröffnung der Ausstellung von Erfindungen d. Kleinindustrie zu Berlin. Kongreß deutscher See- und Binnenschiffer in Kiel.
XI. Generalversammlung des Gewerkevereins christlicher Vergleute Deutschlands zu Gelsenkirchen.
30. Annahme des Gesezes über Trennung von Staat und Kirche im Kanton Genf (Vollabstimmung).

Juli.

1. Inkrafttreten des deutsch-amerikanischen Handelsabkommens.
2. Ernennung des Generalkapitäns Primo de Rivera zum span. Kriegsminister.
- 2.—3. Grand Prix des französischen Automobilklubs; Sieger (770 km in 6 Stunden und 46½ Minuten) der Italiener Nazzaro auf einem Fiatwagen.
3. Veröffentlichung des neuen Sylabus.
Besuch des deutschen Kaiserpaares in Kopenhagen.
Gefangennahme Mac Leans durch Raifull.
5. Annahme des neuen Thronfolgegesetzes (weibliche Linie) in Luxemburg.
Beginn von Kaiser Wilhelms Nordlandsreise.
6. IV. Verbandstag des Hauptverbands deutscher gewerblicher Genossenschaften zu Berlin.
7. Delegiertentag des DeutschenKriegerbundes zu Thorn.
9. XXI. Verbandstag der Deutschen Berufsgenossenschaften zu Mannheim.
- 12.—14. XXXVIII. Generalversammlung des Deutsch-österreichischen Alpenvereins zu Innsbruck.
13. Siebenhundertfünfzigjähriges Jubiläum des Wallfahrtsortes Mariazell.
- 13.—15. Neunte Jahrhundertfeier des Bistums Bamberg.
14. Erfolgreiches Attentat auf den Präsidenten Fallières.
- 14.—16. Große Überschwemmungen in Oberschlesien.
15. Dernburgs Abreise nach Ostafrika.
Verhaftung des ehemaligen italienischen Unterrichtsministers Rasi.
- 15.—17. Internationaler Schlittschuhläuferkongreß zu Stockholm.
16. Antrag Lueger im Reichsrat über Stiftung einer Jubiläumsspende von 100 Millionen Kronen für die Alters- und Invalidenversicherung.
Abdankung des Kaisers von Korea.
20. Rücktritt des franz. Generalissimus Sagron (Nachfolger: Lacroix).
Genehmigung einer deutschen Bank in Teheran durch das persische Parlament.
Untergang des amerikan. Dampfers „Columbia“ an der kalifornischen Küste (150 Tote).
- 20.—22. V. Deutsches Turnbundfest zu Innsbruck.
21. Durchschlag des Tauerntunnels.
I. Deutscher Klassenlehrertag zu Duisburg.
22. Einweihung des Grabdenkmals für Leo XIII. in der Lateranbasilika.
Empfang einer außerordentl. japan. Gesandtschaft im Vatikan.
23. Beurteilung des Rechtsanwalts Hau zum Tode.
25. Neuer Vertrag zwischen Japan und Korea (innere Verwaltung dem japanischen Generalresidenten unterstellt).
Einweihung des neuen Seehafens von Brügge; Ausstellung des Ordens vom Gold. Vlies (bis 8. Okt.).
27. Eröffnung der Akademie für praktische Medizin zu Düsseldorf.
- 27.—31. VII. Deutsches Sängerbundestfest zu Breslau.
Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst zu Mannheim.
- 27.—4. August. Internationales Poloturnier zu Frankfurt a. M.
28. Irredentistische Ausschreitungen gegen Deutsche in Südtirol.

- 28.—29. XIV. Deutscher Turntag zu Worms.
- 28.—30. Internationaler Anthropologenkongreß zu Köln.
- 28.—31. XC. Jahresversammlung der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. U.
- 28.—3. Aug. XI. Internat. Kongreß gegen den Alkoholismus zu Stockholm.
29. Absetzung des Königs von Annam.
30. Unterzeichnung des Handels- und Schiffsverkehrsvertrags zwischen Japan und Rußland.
30. II. Konferenz der deutschen Universitätsrektoren zu Marburg.
- Ermordung von acht Europäern (fünf Franzosen) durch Marokkaner in Casablanca.
- Grundsteinlegung zum Friedenspalast im Haag.
31. Auflösung der koreanischen Armee. Blutige Kämpfe in Seres zwischen türkischen Truppen und griechischen Banden.
- 31.—4. August. Dreihundertjähriges Jubiläum der Universität Gießen.

August.

2. Päpstliches Ehedekret *Ne temere*. Annahme der Heeresreform in England.
3. Beurteilung der Standard Oil Comp. zu 123 Mill. Mark Strafe durch das Kreisgericht Chicago.
- 3.—4. Zusammentreffen der Herrscher von Deutschland und Rußland vor Swinemünde.
4. Empfang des Fürsten von Bulgarien durch Kaiser Franz Joseph in Ischl.
- 4.—8. XXXVIII. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Straßburg.
5. Beschießung und Besetzung von Casablanca durch die Franzosen. Türkische Grenzverletzung gegen Persien.
- 5.—10. VIII. Internationaler Wohnungskongreß zu London.
- 5.—14. II. Internationaler Kongreß für Schulhygiene zu London.
- 6.—11. XVIII. Eucharistischer Weltkongreß zu Mex.
- Internationaler Kongreß für historische Wissenschaften zu Berlin.
7. Entgleisung des D-Zuges Thorn-Berlin bei Tremessen (10 Tote).
8. Schaffung einer Interdiözesanliste der französischen Bischöfe.
- 8.—10. XXIII. Deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaftstag zu Münster i. W.
- 8.—10. LII. Versammlung der Deutschen Geologischen Gesellschaft zu Basel.
9. Besuch des Königs von Siam in Wilhelmshöhe.
10. Ankunft des Fürsten Borghese in Paris als Erster bei der Automobilfahrt Peking-Paris.
- 10.—17. III. Internationaler Esperantistenkongreß zu Cambridge (England).
11. Eröffnung der Mittelnbahn bei Bogen.
12. Annahme des Gesetzes für Wählbarkeit der Frauen zu Municipal- und Grafschaftsräten im englischen Unterhaus.
- 12.—15. XXXXVIII. Allgemeiner Genossenschaftstag zu Leipzig.
13. Rückkehr Morengas (mit 400 Anhängern) nach Deutsch-Südwestafrika.
- 13.—16. VII. Internationaler Physiologenkongreß zu Heidelberg.
14. Besuch des Königs von England auf Wilhelmshöhe.
- Aussöhnung der lippischen Fürstenhäuser durch Besuch des Fürstenpaares von Lippe in Bückeburg.
- Explosion in der Sprengstofffabrik zu Dömitz (15 Tote).

15. Besuch des Königs von England beim Kaiser von Osterreich in Fischl.
Eröffnung der Ausstellung für christliche Kunst zu Aachen.
Erhöhung des Diskonts der Bank von England auf $4\frac{1}{2}\%$.
16. Ausrufung von Abdul Afis' Bruder Mulay Hafid zum Gegenkultan in Marokko.
- 16.—19. Generalversammlung des Verbands katholischer kaufmännischer Vereinigungen zu Danzig.
17. Annahme des englischen Abrüstungsvorschlags in Form eines Wunsches seitens der Friedenskonferenz.
Demonstration in Agram gegen den Banus.
Beschluß des Transvaalparlaments, den Culliman-Diamanten für den König von England zu erwerben.
18. Wettfahrt um den Kaiserpokal zu Kiel; endgültiger Sieg der deutschen Yacht „Wannsee“.
- 18.—20. III. Allgemeiner Innungs- und Handwerkeritag zu Eisenach.
- 18.—24. VII. Internationaler Sozialistentongress zu Stuttgart.
19. Erstaufführung der „Braut von Messina“ im römischen Amphitheater von Bindonissa (Brugg).
- 19.—24. Kongress für Kirchenmusik zu Perugia.
- 19.—17. September. Internationales Schachmeisterturnier zu Karlsbad; Sieger der Russe Rubinstein.
20. Bischofskonferenz zu Fulda.
- 20.—21. I. Schweizer Herz-Jesu-Kongress zu Einsiedeln.
- 21.—23. Zentralfest des Schweizer Alpenklubs zu Bern.
22. Verleihung des Namens „Westfälische Wilhelms-Universität“ an die Hochschule in Münster.
23. XXXVI. Verbandstag deutscher Architekten und Ingenieure zu Kiel.
24. Abreise des Nuntius Caputo von München.
- 24.—26. Generalversammlung des Deutschen Weinbauvereins zu Mannheim.
25. Radrennen zu Berlin; Sieger im „Großen Preis“ der Franzose Guignard.
- 25.—27. VII. Ungarischer Landeskatholikentag zu Fünfkirchen.
- 25.—29. LIV. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Würzburg.
- 26.—31. Hauptversammlung des Internationalen Instituts für Statistik zu Kopenhagen.
27. Einweihung des internationalen wissenschaftlichen Instituts (Angelo Ruffo-Laboratorium) am Monte Rosa (Col d'Oleu, 2871 m).
28. Unterzeichnung der Zusatzakte zur Zuckerkonvention in Brüssel (Verlängerung auf fünf Jahre).
29. Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmal's zu Bielefeld.
30. Einsturz der Lorentzstrombrücke bei Quebec (an 60 Tote).
31. Unterzeichnung des englisch-russischen Vertrags über die mittelasiatischen Beziehungen.
Blutige Zusammenstöße in Antwerpen zwischen Ausgesperrten und ländlichen Arbeitswilligen.
Ermordung des persischen Großwesirs in Teheran.
Die abessin. Gesandtschaft in Berlin.
Großer Preis von Baden-Baden; Sieger der Fuchshengst „Hammurabi“ des Gradiger Hauptgestüts.
Ankündigung der Internationalen Gesellschaft für den wissenschaftlichen Fortschritt unter den Katholiken.
- 31.—2. September. Hauptversammlung des Verbands deutscher Touristenvereine zu Annaberg.

September.

1. Einweihung der Sühnekirche für Alexander II. zu St Petersburg.
2. Mißlungener Ballonaufstieg Wellmanns auf Spitzbergen.
- 2.—7. Internationaler Kongreß für Psychiatrie zu Amsterdam.
- Kongreß der englischen Trade Unions zu Bath.
- 3.—5. Hafenbrand in Antwerpen.
- XV. Generalversammlung des Verbands katholischer Gesellenvereine zu Frankfurt a. M.
- XXXVI. Deutscher Apothekertag zu Eisenach.
- 3.—7. X. Deutscher Historikertag zu Dresden.
- 3.—8. Kongreß für gewerblichen Rechtsschutz zu Düsseldorf.
4. Entgleisung des Schnellzugs Insterburg-Berlin bei Strausberg infolge verbrecherischer Schienenverlegung (1 Toter).
5. Regierungsantritt des neuen Königs von Annam.
- 5.—6. III. Allgemeiner deutscher Bankiertag zu Hamburg.
7. I. Generalversammlung des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft zu München.
- Kongreß deutscher und österreichischer Notare zu Wien.
- 7.—8. Schweiz. Städtetag zu Schaffhausen.
- 7.—9. Allgemeiner deutscher Sodalentag zu Linz.
- 7.—10. IV. Internationaler Stenographenkongreß zu Graz.
8. Enzyklika Pascondi gegen den Modernismus (am 16. veröffentlicht).
- 8.—9. I. Deutscher Hochschullehrertag zu Salzburg.
- 8.—10. Deutsch-amerikanischer Katholikentag zu Dubuque (Iowa).
- 8.—12. XIV. Internationaler Friedenertongreß zu Prag.
- 9.—14. IX. Internationaler Friedenskongreß zu München.
- VI. Internationaler Dermatologenkongreß zu New York.
- 10.—14. XVIII. Deutscher Anwalttag zu Mannheim.
11. III. Deutscher Luftschiffertag zu Köln.
- Demonstrationen gegen die Japaner zu Vancouver (Kanada).
12. Enthüllung des Denkmals für den Jar-Befreier Alexander II. zu Sofia.
- Havarie der russischen Kaiserjacht „Standard“ an der finnischen Küste.
- II. Internationaler Kongreß für Säuglingschutz (Gouttes de lait) zu Brüssel.
- 12.—15. Internationale Konferenz für Luftschiffahrt zu Brüssel.
- 14.—18. Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mannheim.
- 15.—16. V. Internationale Konferenz der Sekretäre der gewerkschaftlichen Landeszentralen zu Kristiania.
- 16.—17. XIII. Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst zu Speyer.
- 16.—21. XVIII. Internationaler Bergarbeiterkongreß zu Salzburg.
- LXXIX. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte zu Dresden.
17. Eröffnung der niederländischen Generalstaaten durch die Königin (Wahlreform angekündigt).
- Audienz des päpstlichen Gesandten, Kapuzinerpaters Bernhard, bei Kaiser Menelik von Abessinien.

- 18.—20. VIII. Deutscher Tag für Denkmalpflege und III. Generalversammlung des Deutschen Bundes für Heimatschutz zu Mannheim.
- 19.—21. VI. Internationaler Tuberkulosekongreß zu Wien.
20. Tod Morengas im Kampf gegen die Kappolizei bei Genzamheid.
- 21.—24. Internationaler Pressekongreß zu Bordeaux.
- 21.—26. I. Generalversammlung der Internationalen seismologischen Assoziation im Haag.
22. Deutscher Volkstag in Leitmeritz. Einweihung des renovierten Doms zu Königsberg i. Pr. Semmering-Automobilrennen; Sieger deutsche Wagen.
- 22.—23. Hauptversammlung des Bundes deutscher Architekten zu Dresden.
- 22.—25. Motorbootwettfahrt auf dem Mittelrhein.
- 22.—29. XIV. Internationaler Kongreß für Hygiene und Demographie zu Berlin.
- 22.—30. III. Internationaler freireligiöser Kongreß zu Boston (Amerika).
23. Enthüllung des Nationaldenkmals zu Memel. Ankunft des Sultans Abdul Afis in Rabat (Marokko).
- 23.—25. Kongreß der internationalen Genossenschaftsallianz zu Cremona.
- 23.—26. XXXVI. Generalversammlung des internationalen Hotelbesitzervereins zu Lübeck.
24. Des Grafen Zeppelin Ballonfahrt um den Bodensee. Demission des russ. Finanzministers Kozlowzew. Ende des Hafenarbeiterstreiks zu Antwerpen.
- 24.—26. Generalversammlung der Hörresgesellschaft zu Paderborn.
- 24.—27. XLIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Basel.
25. Besuch des Königs von Rumänien in Wien.
26. Verderbliche Überschwemmungen in Südfrankreich und Spanien.
27. Übernahme der Zeppelinschen Ballonhalle durch das Reich.
- 27.—28. XII. Internation. Kongreß für Sonntagruhe zu Frankfurt a. M.
28. Tod Friedrichs I., Großherzogs von Baden, und Regierungsantritt Friedrichs II.
- 29.—2. Oktober. XX. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Worms.
30. Achtstundensfahrt des Zeppelinschen Luftschiffes.
- 30.—2. Oktober. Hauptversammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Magdeburg.

Oktober.

1. Inkrafttreten des neuen Westpostvertrags. Außerkurssetzung der Taler in Deutschland. Eröffnung der deutschen Medizinschule in Schanghai.
- 1.—14. Passive Resistenz der Bediensteten der Nordwestbahn und der Staatseisenbahn-Gesellschaft in Österreich.
- 3.—5. XXIV. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Hamburg.
7. Beisetzung des Großherzogs Friedrich I. von Baden. Wechsel im Reichsdienst (v. Schoen

- Staatssekretär des Auswärtigen Amts, v. Tschirsky Botschafter in Wien, Graf v. Wedel Statthalter der Reichslande).
- 7.—12. XII. Charitastag zu Hilbesheim.
8. Empfang einer abessinischen Gesandtschaft im Vatikan.
Unterzeichnung der österreichisch-ungarischen Ausgleichsvorlage durch die beiderseitigen Ministerpräsidenten.
9. Vollendung der Eisenbahn Kristiania-Bergen.
10. Eröffnung der spanischen Cortes.
- 11.—12. Kongreß für höhere Frauenbildung zu Kassel.
12. Verurteilung des sozialdemokratischen Abgeordneten Liebknecht zu 1½ Jahren Festung wegen Vorbereitung des Hochverrats.
- 12.—13. XVIII. Hauptversammlung des Vereins für Schulreform in Hannover.
- 12.—16. Ausstände in Oberitalien (Mailand, Turin).
13. Generalversammlung der Deutschen Antibuell-Liga zu München.
- 13.—16. Internationaler Kongreß für Physiotherapie zu Rom.
14. I. Generalversammlung des Katholischen Bauernbundes zu Salzburg.
15. Pulverexplosion bei Fontanet (Indiana); 80 Tote.
Versammlung des Internationalen Arbeiterverbandes zu London.
17. Eröffnung des sächsischen Landtags. Abweisung der Abgeordneten des marokkanischen Gegensultans im Berliner Auswärtigen Amt.
Beginn der regelmäßigen Funkentelegraphie über den Atlantischen Ozean.
18. Schluß der Friedenskonferenz im Haag.
Mitgliederversammlung des Deutschen Schulschiffvereins zu Dresden.
20. Auktionspreis (100 000 Kronen) in Wien; Siegerin die Stute „Fabula“ aus dem Stall Weinberg.
- 20.—22. II. Deutscher (christlich-sozialer) Arbeiterkongreß zu Berlin.
21. XII. Jahresversammlung des Bundes der Industriellen zu Berlin.
Erdbeben in Buchara; Zerstörung der Stadt Karatag (3400, nach andern 10 000 Tote).
- 21.—22. I. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt zu Berlin.
- 21.—23. Gordon-Bennett-Rennen der Lüste in St Louis; Sieger der Deutsche Erbslöb mit Ballon „Pommern“ (1411 km).
- 21.—25. V. Kongreß der Gewerkschaften Österreichs zu Wien.
- 21.—26. II. Charitastkursus zu Straßburg i. E.
22. Bankkrise in den Vereinigten Staaten (ZahlungsEinstellung der Knickerboder Trust-Comp. zu New York).
23. Untergang des Hamburger Dampfers „Vorussia“ im Hafen von Lissabon (2 Tote).
Erdbeben in Kalabrien; Zerstörung der Stadt Feruzzano (228 Tote).
- 23.—29. Prozeß v. Rolffe-Harden vor dem Berliner Schöffengericht (Harden freigesprochen).
25. Besetzung des marokkanischen Hafens Mogador durch die Franzosen.
27. Hauptwahlen zur III. russischen Reichsduma.
Ergommunikation des modernistischen Erjesuiten Tyrrell.
Blutbad bei Einweihung der katholischen Kirche in Esernova (Ungarn); 11 Tote und 15 Verwundete durch Scharfschießen der Gendarmen.
28. Vertreterversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller zu Berlin.

- | | |
|--|--|
| <p>29. Erhöhung des Reichsbankdiskonts auf $6\frac{1}{2}\%$.
Konferenz der deutschen Finanzminister zu Berlin.
Auslieferung der Prinzessin Anna</p> | <p>Bia Monika an den Vertreter des Königs von Sachsen.</p> |
| | <p>31. Erhöhung des Diskonts der Bank von England auf $5\frac{1}{2}\%$.</p> |

November.

- | | |
|--|---|
| <p>1. Stupschtnawahlen in Montenegro (Sieg der Regierung).
2. Unterzeichnung des norwegischen Integritätstraktats in Kristiania.
3. Annahme der neuen Schweizer Wehrordnung durch Volksabstimmung.
II. Generalversammlung des Deutschen Vereins vom heiligen Lande zu Mainz.
3.—8. Reford des Cunarddampfers „Lufitania“ auf seiner Fahrt nach Amerika ($24\frac{1}{4}$ Knoten).
4. Zusammentritt der Kommission zur wirtschaftlichen Annäherung Belgiens und der Niederlande zu Brüssel.
5. Kesselexplosion auf dem Kasernenschiff „Blücher“ in der Flensburger Fährde (15 Tote).
6. Gustav-Adolf-Feier zu Lüben.
7. Erhöhung des Diskonts der Bank von England auf 7%.
Demission des ital. Ministers der öffentlichen Arbeiten Emanuele Gianturco.
8. Rückkehr des Staatssekretärs Dernburg nach Berlin.
Erhöhung des Reichsbankdiskonts auf $7\frac{1}{2}\%$.</p> | <p>10. Beschluß zur Gründung einer christlich-sozialen Landespartei in Budapest.
11. Ankunft des deutschen Kaiserpaars in Windsor.
12.—1. Dezember. Internationale Ausstellung für Automobil-, Fahrrad- und Sportwesen zu Paris.
13. Päpstliches Dekret über die allgemeine Feier des Festes der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau von Lourdes (von 1909 ab am 11. Februar).
14. Eröffnung der III. russischen Reichsduma (Präsident: der Oktobrist Chomjatow).
Annahme der Flottengefehnovelle (Herabsetzung der Erfahrungsfristen für Linienschiffe auf 20 Jahre) im Bundesrat.
15. Generalversammlung des Bundes österreichischer Industrieller zu Wien.
15.—16. Verbandstag deutscher Hochschulen zu Eisenach.
16. Aufnahme des neuen (46.) Staats Oklahoma in die Union.
Beginn der siebten Rentenfeier der hl. Elisabeth in Ungarn.
16.—17. II. Deutscher Privatbeamten-tag zu Frankfurt a. M.
16.—19. VI. Allgemeiner österreichischer Katholikentag zu Wien.
17. Enthüllung des Kruppdenkmals in Essen.
Zirkularnote der Pforte wegen der Grenzüberschreitungen durch griechische Banden.</p> |
| <p>10. Umgestaltung des österreichischen Kabinetts; drei neue deutsche (Ebenhoch, Gekmann, Pescha) und zwei tschechische Minister (Fiedler, Präsek).
Erhöhung des Zinsfußes der Osterreichisch-ungarischen Bank auf 6%.
Unterzeichnung des deutsch-italienischen Litterarabkommens in Rom.</p> | |

- | | |
|--|---|
| <p>18. Päpstliches Motu proprio gegen die modernistische Bibelforschung.</p> <p>19. Genehmigung des Entwurfs zum Vereinsgesetz im Bundesrat.</p> <p>21. Erhebung der Gnadenkirche in Mariazell zur Basilika.
Internationale Automobilkonferenz zu Paris.
Erste Parlamentswahlen in der Oranjesußkolonie (Mehrheit der Burenpartei).</p> <p>23. Jahresversammlung des Allgemeinen Verbands der landwirtschaftlichen Genossenschaften in Osterreich zu Wien.
Ernennung von David Ritter v. Abrahamowicz zum poln. Landmannminister in Wien.
Außerordentlicher deutscher Anwalts- tag zu Leipzig (Stellungnahme zur Zivilprozeßreform).</p> <p>24. Madefskyfeier in Wien.</p> <p>25. Entdeckung eines Waffenlagers der russischen Terroristen in Berlin.
Konstituierung des Keplerbundes zur Förderung der Naturerkenntnis zu Frankfurt a. M.</p> | <p>26. Eröffnung des preußischen Landtags (Ostmarkenvorlage).
Einbringung der neuen Börsen- und Vereinsgesetze im Reichstag.
Errichtung eines Ausnahmegerichts für politische Vergehen in Portugal.
Wahl von Ernesto Nathan zum Bürgermeister von Rom (Sieg der Freimaurer).</p> <p>27. Erstmalige Besetzung des badischen Landtagspräsidiums durch das Zentrum (Fehrenbach-Freiburg).</p> <p>28. Eröffnung des rumänischen Parlaments (Agrarreform).
Überschreitung der algerischen Grenze durch Marokkaner vom Stamm Snaffen.</p> <p>29. Demonstration der Slawen im österreichischen Reichsrat gegen die preußische Polenvorlage.
Entweichen des französischen Militärluftschiffs „Patrie“ in Verbund.</p> <p>29.—30. Internationale Ausstellungskonferenz zu Paris.</p> <p>30. Annahme des deutsch-niederländischen Unfallversicherungsvertrags im Reichstag.</p> |
|--|---|

Dezember.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Demonstration in Lemberg gegen die Polenvorlage.</p> <p>2. Beginn des sechzigsten Regierungsjahres des Kaisers Franz Joseph.
Mobilmachung der Miliz von Natal gegen die aufständischen Sulu.
Rücktritt des österr. Landesverteidigungsministers F. M. Latscher v. Lauendorf (Nachfolger: Generalmajor Fr. v. Georgi).
Vierzählung im Deutschen Reich.</p> <p>2.—5. Hochschuldebatte im österr. Abgeordnetenhaus.</p> <p>3. Internationaler Kongreß für Sani-tätswesen in Rom.
Einbringung der Kongovorlage in der belg. Kammer.</p> | <p>3.—5. II. Italienischer Antislavereikongreß zu Rom.</p> <p>4. Übernahme der Regentschaft durch den schwed. Kronprinzen.
Ausgabe des Schlußbandes von Herbers Konversationslexikon, 3. Aufl.</p> <p>4.—7. 25jähriges Jubiläum der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Frankfurt a. M.</p> <p>5. Vertrauensvotum des Blocks im Deutschen Reichstag für den Reichskanzler.</p> <p>5.—22. Internationale Automobilausstellung zu Berlin.</p> <p>6. Kaiserlicher Erlaß über Reorganisation des russ. Offizierkorps.</p> |
|---|---|

6. Kohlenstaubexplosion bei Fairmont (Westvirginien); über 600 Arbeiter verschüttet.
7. Austritt des Prinzen Rupprecht von Bayern aus dem Flottenverein (Beginn der Flottentripse).
Einleitung der Seligsprechung Pius' IX.
Ernennung des Oberbürgermeisters von Chemnitz Beck zum sächs. Kultusminister.
8. Tod Oskars II., Königs von Schweden, und Regierungsantritt des Königs Gustav V.
9. Entlassungsgesuch des Präsidenten der Reichsbank, Richard Koch.
10. Annahme eines einheitlichen Zivilrechts durch die schweiz. Bundesversammlung.
Beginn des Prozesses gegen General Stössel wegen Übergabe von Port Arthur.
Bischöfskonferenz in Köln (Ergebendheitsadresse an den Papst und Hirten schreiben an den Klerus).
Unterwerfung der Beni Snassen (Marokko).
- 10.—15. V. Österreichischer Ingenieur- und Architektentag zu Wien.
11. Annahme der Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England durch den Deutschen Reichstag.
Ermordung der bulgar. Vandalenführer Sarafow und Garwanow in Sofia.
I. Versammlung der Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger zu Berlin.
12. Abreise des Deutschen Kaisers aus England.
Annahme des Ermächtigungsgesetzes (Ausgleich ohne Quote) im ungarischen Abgeordnetenhaus.
Auflösung des kroatischen Landtages.
Kampf zwischen Italienern und Abessinern bei Lugh (Somalhalbinsel).
13. Besuch des Deutschen Kaisers in Amsterdam.
Einberufung der österr. und ungar. Delegationen auf den 20.
15. Rücktritt des persischen Ministeriums.
Sechstage-Radrennen in New York; Sieger der Deutsche W. Mütt.
- 15.—16. Straßentümpelungen in Teheran und Konflikt zwischen Schah und Parlament.
16. Geheimes Konfistorium in Rom; Kreierung von vier Karдинаlen (De Lai, Gasparri, Luçon, Andrieu).
Abfahrt der amerikanischen Atlantikflotte nach dem Stillen Ozean.
Beginn des zweiten Hardenprozesses vor der Berliner Strafkammer.
17. Erledigung des Ausgleichsgesetzes im österreichischen Abgeordnetenhaus.
Rundschreiben des deutschen Reichskanzlers gegen Mißgriffe bei Anwendung des Zeugniszwanges.
Jahresversammlung des Ausschusses des Münchner deutschen Museums zu Berlin in Gegenwart des Kaisers und des Prinzen Ludwig von Bayern.
18. Beisetzung der Königin-Witwe Carolina von Sachsen.
19. Beisetzung des Königs Oskar von Schweden.
Genehmigung des Ausgleichsgesetzes durch das ungar. Magnatenhaus.
Beitritt Rußlands zur Zudenkonvention.
Unterwerfung des Schah unter die Wünsche seines Parlaments (Niederlage der russischen Diplomatie).
Explosion schlagender Wetter bei Pittsburg (an 500 Arbeiter verschüttet).
Sprengstoffexplosion in Palermo (56 Tote).

20. Annahme des Ausgleichsgesetzes im österreichischen Herrenhaus.
21. Eröffnung der Delegationen durch Erben (eben genesenen) Kaiser von Oesterreich.
Annahme des Ergänzungsgesetzes über den Heimfall der Kirchengüter durch die französische Kammer.
Kasseneinbruch im Wiener Arsenal (der Täter am 26. zu Freisting festgenommen).
23. Mildeurung des Urteils über den ehemaligen Gouverneur von Togo, Horn, durch den kaiserlichen Disziplinarhof.
Enthüllung des vom Deutschen Kaiser geschenkten Standbilds des Oraniers Prinz Frederik Hendrik im Haag.
25. Verfassungsankündigung für China durch kaiserliches Edikt.
Abdankung des niederländischen Kabinetts wegen Ablehnung des Militäretats.
26. Entlassung des französischen Generals Drube (Nachfolger: General d'Amade).
27. Erlommunikation der modernistischen Zeitschrift Rinnovamento in Mailand.
Bewilligung von 15 Mill. Rubel für die notleidende Bevölkerung durch die russische Reichsduma.
30. Auflösung des Tiroler Landtags.
31. Veröffentlichung der österreichisch-ungarischen Ausgleichsgesetze.
Ernennung des Staatsrats Kopassis Esendi zum Fürsten von Samos.
Urteil gegen die Unterzeichner des Wiborger Aufrufs; 167 Abgeordnete der I. Reichsduma, darunter das ganze Präsidium, zu drei Monaten Gefängnis und damit zum dauernden Verlust der politischen Rechte verurteilt.

IX. Personalien.

Januar.

4. **Danza di Busca, Graf Carlo**, langjähriger ital. Botschafter in Berlin, wird abberufen.
8. **Kopp Georg**, Kardinal-Fürstbischof von Breslau, feiert unter Teilnahme fast sämtlicher preussischen Bischöfe sein silbernes Bischofsjubiläum.
Mohammed Ali besteigt nach dem Tode seines Vaters den Thron von Persien.
10. **Dunlowski Apollinaris**, Bischof von Plozk, wird zum kathol. Metropolitan in Rußland ernannt.
11. **Rainer**, Erzherzog von Osterreich, ein Oheim Kaiser Franz Josephs I., als Militär, Politiker und Förderer der Wissenschaften gleich bedeutend, feiert in Wien seinen 80. Geburtstag.
12. **Zeller Eduard**, Wirkl. Geheimer Rat, Erzellenz, Stuttgart, feiert sein diamantenes Professorenjubiläum.
13. **Hausrath Adolf**, Geh. Kirchenrat Prof. Dr., Heidelberg, Kirchenhistoriker und Verf. historischer Romane (Pseudonym George Taylor), feiert seinen 70. Geburtstag, anlässlich dessen die Stadt Heidelberg ihm das Ehrenbürgerrecht verleiht.
25. **König Arthur**, Dompropst Prof. Dr., Ordinarius der Pastoraltheologie an der kathol.-theol. Fakultät der Universität Breslau, begeht sein 25jähriges Professorenjubiläum.
30. **Biancheri Giuseppe**, Präsident der ital. Deputiertenkammer, legt sein Amt nieder; **Giuseppe Marcora** wird sein Nachfolger.
Böhm-Bawerk Eugen, Prof. Dr. Ritter v., ehem. österr. Finanzminister, wird von der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien als Nachfolger des verstorbenen Ritter v. **Hartel** zum Vizepräsidenten gewählt.
Müller Armin, Schweiz. Artillerieoberst, ein Vetter des Bundespräsidenten, wird zum Generalinspektor der marokkanischen Polizei gewählt.

Februar.

1. **Trentler Karl Georg v.**, bisheriger deutscher Gesandter in Rio de Janeiro, wird zum Gesandten in Norwegen ernannt.
5. **Schrötter Leopold**, Prof. Dr. Ritter v., hervorragender Laryngologe, Professor für Kehlkopf- und Brustleiden an der Universität Wien, feiert seinen 70. Geburtstag.
9. **Hebbel Christine**, die Witwe Friedrich Hebbels, frühere Hofburgschauspielerin Christine Enghaus,

- feiert in Wien ihren 90. Geburtstag.
15. **Jensen Wilhelm**, Verf. zahlreicher Romane, feiert in München seinen 70. Geburtstag.
19. **Stolberg-Wernigerode Udo**, Graf zu, wird zum Präsidenten des Deutschen Reichstags gewählt. Er ist am 4. März 1840 in Berlin geboren, stand 1866—1870 als Offizier im aktiven Dienste, war 1891 bis 1895 Oberpräsident von Ostpreußen, ist Mitglied des Herrenhauses und gehört seit 1877 dem Reichstage an.
23. **Koeren Herm.**, Oberlandesgerichtsrat in Köln, bittet um seinen Abschied aus dem Staatsdienst.
- Botha Louis**, aus dem Burenkriege bekannter Burengeneral, wird zum Premierminister der neuen Regierung von Transvaal ernannt.
25. **Bruuer**, Dompropst Prälat Dr. Joh. v., Professor der Pastoraltheologie am Lyzeum zu Eichstätt, feiert unter Teilnahme der ganzen Diözese seinen 80. Geburtstag.
- Haedel Ernst**, Wirkl. Geheimrat Dr., Professor an der Universität Jena, begeht sein 50. Doktorjubiläum.
- Kaldreuth Leopold**, Graf v., bekannter Maler und Professor an der Kunstakademie in Stuttgart, legt sein Amt als Präsident des Deutschen Künstlerbundes nieder.
- Reger Max**, Komponist (München), wird als Universitätsmusikdirektor und Lehrer an das kgl. Konservatorium nach Leipzig berufen.

März.

5. **Solowin Fedor**, Führer der Rabettenpartei und eifriger Vorkämpfer für die russische Freiheitsbewegung, wird von der neuen (II.) Duma zum Präsidenten gewählt.
18. **Eitel Friedrich**, Prinz von Preußen, wird zum Herrenmeister des preuß. Johanniterordens erwählt.
19. **Camassei Philippus**, Mgr., zieht als neuer Patriarch von Jerusalem feierlich in der heiligen Stadt ein und tritt sein Amt an.
- Müschir ed-Dauleh**, Großwesier von Persien, tritt von seinem Posten zurück.
- Schmitt Joseph Damian**, Dr., Domkapitular und Seminarregens, wird zum Bischof von Fulda konsekriert.
20. **Rauleu Franz**, Dr., päpstlicher Hausprälat, Professor für alttestamentliche Exegese an der kathol. theolog. Fakultät der Universität Bonn, feiert seinen 80. Geburtstag.
25. **Bailloud Maurice Camille**, Kommandeur des 20. französischen Armeekorps, wird wegen einer Rede zu Gunsten eines französisch-deutschen Revanchekrieges strafweise nach Montpellier verlegt.
26. **Rühn Julius**, Geheimrat Prof. Dr. (Halle), begeht sein goldenes Doktorjubiläum.

April.

3. **Kretin Anton**, Frhr v., Regierungsdirektor, wird zum Regierungspräsidenten der Oberpfalz und von Regensburg ernannt.
5. **Rißer Joseph**, Lord, berühmter Chirurg, Erfinder der antiseptischen Wundbehandlung, Ehrendoktor verschiedener Universitäten, feiert seinen 80. Geburtstag.
7. **Doë Walter**, Frhr v., General-

- feldmarschall, der rangälteste Feldmarschall der deutschen Armee, begehrt sein 60jähriges Dienstjubiläum.
11. **Gromer Evelyn**, Viscount, der diplomatische Vertreter Englands in Ägypten, tritt von seinem Posten zurück, den er seit 1883 inne hatte. **Sir Eldon Gorst** wird sein Nachfolger.
- Heimbach Tillmann**, Ehrenbomherr Msgr, Oberpfarrer zu Dormagen am Niederrhein, 85 Jahre alt, begehrt das Fest des 60jährigen Priesterjubiläums.
12. **Arnulf**, Prinz von Bayern, der jüngste Sohn des Prinzregenten Luitpold, feiert mit seiner Gemahlin, Prinzessin Theresia von und zu Siechtenstein, das Fest der silbernen Hochzeit.
15. **Dusch Wilhelm**, bekannter Zeichner-Humorist, Verf. von „Mag und Moritz“, feiert in Weichshausen seinen 75. Geburtstag.
16. **Georg**, Fürst zu Schaumburg-Lippe, und dessen Gemahlin Fürstin Marie Anna feiern das Fest der Silberhochzeit, aus welchem Anlaß Kaiser Wilhelm, der an der Feier persönlich teilnimmt, dem Fürsten die aus dem 11. Jahrhundert stammende Schaumburg im Wesertal zum Geschenk macht.
19. **Müller-Sagomelski**, Baron v., Generalgouverneur der russischen Ostseeprovinzen, erhält den Abschied.
22. **Leopold Salvator**, Erzherzog von Oesterreich, wird zum Generalinspektor der österr. Artillerie ernannt.
23. **Schulte Johann Jr.**, Geh. Justizrat Dr Ritter v., hervorragender Staats- und Kirchenrechtslehrer, Professor an der Universität Bonn, Verf. zahlreicher rechtswissenschaftlicher Werke, feiert seinen 80. Geburtstag.
- Dier August**, Dr, Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Bonn, wird als Nachfolger des verstorbenen Professors v. Bergmann nach Berlin berufen, während statt seiner Geheimrat Professor Dr Garré aus Breslau die Leitung der Bonner Klinik übernimmt.

Mal.

1. **Gerdaus Hermann**, Dr, langjähriger Chefredakteur der „Kölnischen Volkszeitung“, überläßt diesen Posten dem Philologen und Literaturhistoriker **Karl Hofer**, bisherigem Seminardirektor in Metz.
6. **Horn Waldemar**, ehem. Gouverneur von Togo, wird verabschiedet.
8. **Machorski Stanisł.**, Ehrenbedient, seit sieben Jahrzehnten Pfarrer von Bissen (Diözese Kulm), feiert seinen 100. Geburtstag.
10. **Victoria**, Gemahlin des Königs Alfons XIII. von Spanien, geb. Prinzessin von Battenberg, wird von ihrem ersten Kinde, einem Sohne, entbunden; der Prinz führt als Thronerbe altem Herkommen gemäß den Titel **Prinz von Asturien** und erhält in der heiligen Laufe (19. Mai), bei der Papst Pius X. Patenstelle übernahm, den Namen **Alfons**.
13. **Seitz Theodor**, Dr Geh. Legationsrat, wird an Stelle des in den Ruhestand versetzten **Jesko v. Puttlamer** zum Gouverneur von Kamerun ernannt.

17. **Bernburg Bernhard**, Kolonialdirektor, wird zum Staatssekretär des neu errichteten deutschen Reichskolonialamts ernannt.
19. **Schuckmann Bruno v.**, Geh. Legationsrat, wird zum Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika ernannt.
21. **Bendemann v.**, Admiral, wird zur Disposition gestellt und statt seiner Vizeadmiral **v. Ahlefeld** zum Stationschef der Nordsee ernannt.
23. **Sagerlöf Selma**, bekannte schwedische Schriftstellerin, wird anlässlich der Sinnenfeier von der Universität Upsala zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt.
28. **Johann Albrecht**, Herzog zu Mecklenburg, wird einstimmig zum Regenten von Braunschweig ge-

wählt. Der Herzog, geb. 8. Dezember 1857, ist der dritte Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. Seit dem Tode seines Bruders, des Großherzogs Friedrich Franz III., bis 1901 führte er die Regentschaft für seinen minderjährigen Neffen Friedrich Franz IV. Er ist seit 1886 mit **Elisabeth**, Prinzessin von Sachsen-Weimar, vermählt.

Burlage Heinrich Eduard, Oberlandesgerichtsrat, langjähriges Mitglied des oldenburg. Landtags und Reichstagsabgeordneter (Zentrum), wird zum Reichsgerichtsrat in Leipzig befördert.

Sperling Kurt v., Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf, wird zum Gouverneur von Köln ernannt.

Juni.

1. **Wuitsch Michel**, serb. Gesandter am Berliner Hof, wird wegen eines Konfliktes mit dem serbischen Ministerpräsidenten Pasitsch pensioniert.
3. **Pofadowsky-Wehner**, Graf Arthur v., Staatssekretär, wird in das preuß. Herrenhaus berufen.
5. **Johann Albrecht**, der neue Regent von Braunschweig, hält mit seiner Gemahlin feierlichen Einzug in Braunschweig.
6. **Oskar**, König von Schweden, feiert mit seiner Gemahlin **Sophie**, geb. Prinzessin von Nassau, das Fest der goldenen Hochzeit.
8. **Franz Joseph I.**, Kaiser von Österreich, feiert in Budapest den 40. Geburtstag seiner Krönung zum König von Ungarn.
10. **Wahrmond Adolf**, Reg.-Rat Dr,

Orientalist, Rektor der Wiener Universitätsdozentenschaft, feiert seinen 80. Geburtstag.

14. **Kerner Theobald**, Hofrat Dr, der Sohn von Justinus Kerner, dessen Briefwechsel er herausgegeben hat, feiert in Weinsberg seinen 90. Geburtstag.

15. **Kelidow Alexander**, russischer Botschafter, wird zum Präsidenten der II. Haager Friedenskonferenz gewählt.

22. **Stadt Konrad v.**, preuß. Kultusminister, tritt vom Amte zurück; sein Nachfolger wird Unterstaatssekretär Dr Ludwig Holle.

25. **Weiskirchner Richard**, Dr, Magistratsdirektor der Stadt Wien (Christlich-sozial), wird zum Präsidenten des österr. Abgeordnetenhauses gewählt.

Juli.

1. **Pearcy Robert**, bekannter Polarforscher, tritt eine neue Nordpol-Expedition an.
 2. **Wingor Anton**, Edler v., österr. Feldmarschall-Leutnant, wird als Nachfolger des Frhrn v. **Ubori** zum Landeschef von Bosnien und der Herzegowina und zum Kommandanten des XV. Korps ernannt.
 5. **Marie**, Prinzessin von Luxemburg und Nassau, die älteste, am 14. Juni 1894 geb. Tochter des Großherzogs von Luxemburg, wird durch Annahme der neuen Thronfolgeordnung von Seiten der luxemb. Kammer zur Thronerbin bestimmt.
 6. **Munder Jakob**, Dr., Domkapitular, wird zum Weihbischof der Diözese Kulm ernannt. Er ist am 23. Juli 1849 zu Koslinka bei Tuchel geboren, hat sich im Seminar zu Pöplin und in Rom theol. und philos. Studien gewidmet, wurde — nachdem er mehrere Jahre als Vikar verschiedener Gemeinden in der Seelsorge tätig gewesen — 1889 zum Pfarrer an der St. Marienkirche in Thorn und 1905 zum Domkapitular und Geistl. Rat ernannt.
 10. **Max**, Prinz von Baden, ein Neffe des Großherzogs Friedrich I., wird zum Kommandeur der 28. Kavalleriebrigade ernannt.
 15. **His Wilhelm**, Dr., Professor an der Göttinger Klinik, wird als Nachfolger des zurücktretenden Prof. **Reyden** zum Leiter der ersten medizinischen Klinik an der Universität Berlin berufen.
 20. **Söwenstein Karl**, Fürst zu, langjähriger Kommissar der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, tritt zu Wenlo in den Dominikanerorden ein (feierliche Einkleidung am 4. August).
 30. **Ruber Ignaz**, Edler v., wird zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofes in Österreich ernannt.
- Rosthorn Alfons**, Geh. Hofrat Dr. Edler v., Professor an der Universität Heidelberg, Gynäkolog, wird als Leiter der zweiten geburtshilflichen Klinik nach Wien berufen.

August.

14. **Trojan Johannes**, Dichter und Humorist, seit 1886 Chefredakteur des „Klabberadatsch“ in Berlin, feiert seinen 70. Geburtstag.
 16. **Wandt Wilhelm**, Geh. Hofrat Dr., hervorragender Psycholog und Philosoph, seit 1875 Professor an der Universität Leipzig, Begründer des ersten Instituts für experimentelle Psychologie in Deutschland, Herausgeber der „Philos. Studien“, vollendet sein 75. Lebensjahr.
 17. **Karl Franz Joseph**, Erzherzog von Österreich, ältester Sohn des verstorbenen Erzherzogs Otto und präsidentlicher Thronerbe der Monarchie (geb. 17. Aug. 1887), wird großjährig erklärt.
- Schmidt Friedr. Wilh.**, P., Direktor des katholischen deutschen Hospizes in Jerusalem, feiert sein goldenes Priesterjubiläum.
18. **Brandes Louis**, Geh. Sanitätsrat Dr. (Neuhaus a. d. Elbe), feiert sein 60jähriges Doktorjubiläum.

19. **Hans Jakob Heinrich**, Stadtpfarrer in Freiburg i. Br., weit bekannter und beliebter Schriftsteller, feiert seinen 70. Geburtstag.
20. **Weingartner Felix v.**, wird zum Direktor der Wiener Hofoper ernannt.
22. **Kirchhausen Paul, P.**, wird zum Apostolischen Präfekten der Marianeninseln ernannt.
24. **Caputo Carlo**, Msgr., päpstlicher Nuntius in München, verläßt krankheits halber seinen Posten und begibt sich zu dauerndem Aufenthalt nach Rom; sein Nachfolger wird **P. Andreas Frühwirth**, ehem. Ordensgeneral des Dominikanerordens.
- Wilbrandt Adolf**, Dr., bekannter Romanschriftsteller und Dramatiker, 1881—1887 Direktor des Hofburgtheaters in Wien, feiert in Rostock seinen 70. Geburtstag.
26. **Dryander Ernst**, Oberkirchenrat Dr., Oberhofprediger und Schloßpfarrer in Berlin, Mitglied des preuß. Herrenhauses, wird zum Vizepräsidenten des evang. Oberkirchenrats ernannt.
27. **Spiegelfeld Markus**, Frhr v., wird zum Statthalter von Tirol und Vorarlberg ernannt.
28. **Baumeister Bernhard**, Hofschauspieler und Regisseur, einer der populärsten Bühnenkünstler des Wiener Hofburgtheaters, dem er seit 1852 angehört, feiert seinen 80. Geburtstag.
- Richter Elise**, Dr., wird der erste weibliche Dozent an der Universität Wien.
30. **Georg**, Prinz von Griechenland, der am 24. Juni 1869 geborene zweite Sohn König Georgs I., ehem. Gouverneur von Kreta, verlobt sich mit der Prinzessin **Marie Bonaparte**, der Tochter des Prinzen Roland Napoleon Bonaparte.

September.

5. **Aniel Cornelius, P.**, Superior des Benediktinerklosters auf dem Sion, wird zum ersten Prior daselbst ernannt.
11. **Leffing Robert**, Geh. Justizrat, ein Großneffe des Dichters, Besitzer der „Voss. Btg.“, feiert seinen 80. Geburtstag.
14. **Krone Hermann**, Prof., Dozent für photographische Kunst an der Technischen Hochschule zu Dresden, Verf. fachwissenschaftlicher sowie belletristischer Schriften, feiert seinen 80. Geburtstag.
15. **Beder Wilhelm**, ehem. Oberbürgermeister von Köln, wird zum lebenslänglichen Mitglied des preuß. Herrenhauses ernannt.
- Klauder Jakob**, Dr., Weihbischof von Kulm, wird zum Titularbischof von Selymbria konsekriert.
16. **Wedel Wilhelm v.**, preuß. Hausminister, scheidet aus seinem Amt.
18. **Wilhelm**, Kronprinz des Deutschen Reiches, wird zum Major befördert.
23. **Althoff Friedrich**, Dr., Wirklicher Geh. Oberregierungsrat, Ministerialdirektor im preuß. Kultusministerium, tritt in den Ruhestand. Wirklicher Geh. Oberregierungsrat **Otto Raumann** wird sein Nachfolger.
28. **Friedrich**, Erbgroßherzog von Baden, übernimmt nach dem Hinscheiden seines Vaters als **Großherzog Friedrich II.** die Regierung.
- Brunsch Artur**, Edler v. Brun,

General der Infanterie, Gouverneur von Thorn, tritt in den Ruhestand; statt seiner wird Generalleutnant **Hans Grouan** zum Gouverneur von Thorn ernannt.

28. **Hofmann Oskar**, Generalmajor, wird an Stelle des seines Postens enthobenen Generals **Fremund v. Arthausen** zum Stadtkommandanten von Wien ernannt.

Oktober.

1. **Herzer Hugo**, Dr, Prof. der Mathematik an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, hervorragender Gelehrter, tritt in den Ruhestand.

Rampf Artur, Prof., Historienmaler, tritt an Stelle des scheidenden Geheimrats **Joh. Oden** als Präsidient der Akademie der Künste in Berlin.

Sponzel Jean, Prof. Dr, Direktor des Kupferstichkabinetts, wird zum Direktor des Grünen Gewölbes und des Münzkabinetts in Dresden ernannt.

6. **Tower Charlemagne**, amerik. Botschafter in Berlin, reicht seinen Abschied ein.

7. **Hohenlohe-Langenburg**, Fürst **Hermann Ernst** zu, Statthalter von Elsaß-Lothringen, tritt von seinem Posten zurück; sein Nachfolger wird **Karl Graf v. Wedel**, bisheriger Botschafter in Wien, welchen Posten nunmehr Staatssekretär **Heinrich v. Tschirschky** erhält.

Schön Wilhelm v., deutscher Botschafter in Petersburg, wird zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt.

8. **Dahn Felix**, Dr, bekannter Schriftsteller, seit 1888 Prof. der Rechtswissenschaft an der Universität Breslau, begeht sein 50jähriges Dozentenjubiläum.

8. **Friedrich II.**, Großherzog von Baden, wird von Kaiser **Wilhelm** zum Generalinspekteur der 5. Armeeinspektion ernannt.

9. **Hinzpeter Georg Ernst**, Prof. Dr, Wirkl. Geheimrat, ehem. Erzieher Kaiser **Wilhelms II.**, feiert in Bielefeld seinen 80. Geburtstag.

10. **Bourtales Friedrich**, Graf v., preuß. Gesandter in München, wird zum deutschen Botschafter in Petersburg ernannt.

14. **Wilhelm**, Kronprinz des Deutschen Reiches, wird zur Einführung in die Zivilverwaltung auf ein Jahr dem Minister des Innern, v. **Moltke**, zugeteilt.

Ropp Eduard, Baron von der, Bistg, Bischof von Wilna, wird von der russischen Regierung aus seiner Diözese ausgewiesen.

17. **Nikner Simon**, Dr, Fürstbischof von Brigen, feiert sein fünf- undzwanzigjähriges Bischofsjubiläum.

27. **Michelsen Peter Christian**, norweg. Ministerpräsident, tritt krankheits halber zurück.

Windisch-Graetz, Prinz **Ernst** zu, österr. Oberst a. D., Geh. Rat, Kämmerer, Obersterblandmeister von Steiermark, Schwiegervater der Erzherzogin **Elisabeth**, der Enkelin Kaiser **Franz Josephs**, feiert seinen 80. Geburtstag.

November.

2. **Hassan Fehmi Pascha** wird an Stelle des verstorbenen Saib Pascha zum Präsidenten des türkischen Staatsrates ernannt.
3. **Georg II.**, Herzog von Sachsen-Meiningen, General der Infanterie, begehrt sein 60jähriges Militärdienstjubiläum; er ist 1847 bei der preuß. Garde eingetreten.
9. **Cecilie**, Gemahlin des deutschen Kronprinzen, wird von ihrem zweiten Sohn entbunden. Der Prinz erhält in der Taufe (21. Dez.) die Namen **Louis Ferdinand Viktor**.
10. **Wilhelm II.**, Deutscher Kaiser, wird von der Universität Oxford zum Ehrendoktor der Rechte ernannt. **Ebenhoch Alfred**, Dr., bisheriger Landeshauptmann von Oberösterreich, hervorragender Führer der christl.-soz. Partei, wird zum Ackerbauminister ernannt. **Schumann Albert**, Dr., hervorragender Führer der christl.-soz. Partei, wird zum Minister ohne Portefeuille ernannt mit der Anwartschaft auf das neuzuschaffende Arbeitsministerium.
13. **Elena**, Gemahlin des Königs Viktor Emanuel III. von Italien, wird von einer Tochter (Prinzessin Giovanna) entbunden. **Roch Robert**, Prof. Dr., hervorragender Bakteriologe, Entdecker der Tuberkelbazillen (Berlin), wird zum Wirkl. Geheimrat ernannt.
14. **Mühlberg Otto**, Dr v., Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt, wird zum preuß. Gesandten beim Vatikan ernannt.
16. **Chomjalow Nik. Alex.** (Oktobrist), wird von der neuen (III.) Duma zum Präsidenten gewählt. **Don Carlos**, Infant von Spanien, Schwager König Alfonsos, vermählt sich in Wood Norton mit der Prinzessin Luise von Orleans, einer Schwester der Königin Amalia von Portugal.
24. **Lefranc Johannes Franz**, Dechant, Oberpfarrer zu Krefeld, Ehren-domherr von Köln, begehrt den 25. Gedenktag seiner Berufung in das Amt eines Dechanten des Dekanats Krefeld, als welcher er sich das Vertrauen der kirchlichen und staatlichen Behörden sowie des katholischen Volkes des Niederrheins erworben hat.
27. **Fehrenbach Konstantin**, Abg. (Zentrum), wird von der Zweiten badischen Kammer zum Präsidenten gewählt.
30. **Frühwirth Andreas**, Msgr, der neue Münchner Nuntius, wird in der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom zum Titularerzbischof von Heraklea geweiht. **Orzesowski Karl**, Hofrat, wird an Stelle des Ritter v. Habrda zum Polizeipräsidenten von Wien ernannt.

Dezember.

4. **Suflav**, Kronprinz von Schweden, wird wegen schwerer Erkrankung seines Vaters, des Königs Oskar II., zum Regenten ernannt. **Sulka Joseph**, Kanonikus, wird zum Bischof von Budweis ernannt.
5. **Bitter Rudolf**, Dr v., wird zum Präsidenten des preuß. Obergerichtes ernannt.

6. **Frenzel Carl**, Prof. Dr, Roman-
 schriftsteller, Redakteur an der
 „Nationalztg.“ in Berlin, feiert
 seinen 80. Geburtstag.
- Ferdinand**, Fürst von Bulgarien,
 seit 1889 verwitwet, verlobt sich
 auf Schloß Serrahn in Mecklen-
 burg-Strelitz mit **Eleonore**, Prin-
 zessin von **Kenig-Röftrig**.
8. **Gustav**, Kronprinz von Schweden,
 bestiegt nach dem Hinscheiden seines
 Vaters als König **Gustav V.** den
 schwedischen Thron.
- Rampolla del Lindaro Mariano**,
 Kardinal, ehem. Staatssekretär
 Leos XIII., feiert sein silbernes
 Bischofsjubiläum.
11. **Rippling Rudyard**, engl.-indischer
 Schriftsteller, erhält den Nobel-
 preis für Literatur;
- Laveran Charles**, Prof., franz. Arzt,
 den für Medizin;
- Dachner Eduard**, Prof. (Berlin), den
 für Chemie;
- Michelson Albert**, Prof. (Chicago),
 den für Physik.
- Moneta Ernesto Teodoro**, ital.
 Schriftsteller, und der franz. Pro-
 fessor **Louis Renault** erhalten
 zu gleichen Teilen den Friedens-
 preis.
12. **Brenner Ernst**, Dr, Bundesrat
 (Basel), wird zum schweiz. Bundes-
 präsidenten für 1908 erwählt.
- Georg**, Prinz von Griechenland,
 vermählt sich mit der Prinzessin
Marie Bonaparte.
14. **Jun- und Ruypphausen**, **Edgard** Fürst
 zu, Präsident des preuß. Herren-
 hauses, feiert seinen 80. Ge-
 burtstag.
- Pastor Ludwig**, Hofrat Prof. Dr,
 Direktor des österr. histor. In-
 stituts in Rom, wird von Paps
 Pius X. zum Sekretär der inter-
 nationalen Vereinigung für den
 Fortschritt der Wissenschaften unter
 den Katholiken ernannt.
15. **Jannermann August**, Schauspieler
 und Rezitator, berühmter Reuter-
 Darsteller, feiert seinen 75. Ge-
 burtstag und sein 55jähriges
 Bühnenjubiläum.
16. **Heinrich**, Prinz der Niederlande,
 wird von Kaiser Wilhelm à la
 suite der deutschen Marine gestellt.
20. **Ludwig**, Prinz von Bayern, wird
 à la suite des Seebataillons gestellt.
27. **Alfons**, Prinz von Bourbon-Orleans,
 Infant von Spanien, verlobt sich
 mit **Beatrice**, Prinzessin von
 Sachsen-Coburg-Gotha.

X. Totenschau.

Januar.

1. **Lappehorn Anton**, Ehrenomherr, Landbechant zu Breden, theol. Schriftsteller; 84 Jahre alt, Breden.
2. **Denndorf Otto**, Hofrat Prof. Dr., Archäologe, Direktor des Wiener Archäolog. Instituts; 68 Jahre alt, Wien.
Frauci Rinaldo, ital. Violinvirtuose; 54 Jahre alt, Siena.
Rißler Cyril, Komponist zahlreicher Opern, Orgel- und Orchesterstücke, Musikschriftsteller; 58 Jahre alt, Rißfingen.
3. **Dannig**, General von der, Stadthauptmann von St Petersburg, wird von einem Revolutionär erschossen; Petersburg.
Rheden August v., Landrat, Mitglied des preuß. Herrenhauses; 53 Jahre alt, Rheden.
Witte Eugen, Hoffchauspieler am Wiener Burgtheater; 58 Jahre alt, Wien.
6. **Düchner D.**, Missionsbischof der evang. Brüdergemeinde Herrnhut.
8. **Grempler Wilhelm**, Geh. Sanitätsrat Dr., Altertumsforscher, Ehrenpräsident des Museums schlesischer Altertümer; 80 Jahre alt, Breslau.
Muzaffer ed-Din, Schah von Persien; 54 Jahre alt, Teheran; geb. am 25. März 1853, bestieg den Thron am 1. Mai 1896, besuchte Europa dreimal auf längeren Reisen und führte in seinem Reich mancherlei europäische Einrichtungen ein. Noch auf seinem Sterbelager unterzeichnete er gemeinsam mit seinem Sohne, dem Thronfolger Mohammed Ali Mirza, einen Akt, der Persien eine Verfassung gewährt.
9. **Rigner Joseph**, ehem. Reichstags- und bayr. Landtagsabgeordneter; 61 Jahre alt, Mainburg.
Verchtold zu Sonnenburg Geneviva Reichsfreiin v., letzte Verwandte Mozarts; 80 Jahre alt, Salzburg.
Pawlow Wladimir Petrowitsch, russ. General, Urheber der Feldgerichte, wird ermordet; Petersburg.
10. **Marie**, Königin-Witwe von Hannover, 89 Jahre alt, Gmunden; geb. 14. April 1818 zu Hildburghausen als die erste Tochter des Herzogs Joseph von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin Amalie, geb. Herzogin von Württemberg; am 16. Febr. 1843 vermählt mit dem seit seinem 14. Lebensjahre blinden Kronprinzen Georg von Hannover, der am 18. Nov. 1851 nach dem Tode seines Vaters die

- Regierung antrat. Nach dem Zusammenbruche der Welfendynastie 1866 lebte die königliche Familie zuerst in Wien, dann in Gmunden, das die Königin auch nach dem Tode ihres Gemahls (12. Juni 1878) nicht verließ. Sie trug ihr tragisches Geschick mit Ergebung, mischte sich nicht in die Politik, obgleich sie den Protest gegen die Einverleibung Hannovers in den preussischen Staat nie aufgab, und war wegen ihrer Milde und Freundlichkeit bei der Gmündener Bevölkerung sehr beliebt.
10. **Montgomery George**, Msgr., Ko-adjutor-Erzbischof von San-Francisco, Titular-Erzbischof von Arum; 60 Jahre alt, San Francisco.
 11. **Urspruch Anton**, Prof., Pianist und Komponist; 57 Jahre alt, Frankfurt a. M.
 12. **Hilgenfeld Adolf**, Prof. Dr., Geh. Kirchenrat, Dekan der theolog. Fakultät an der Universität Jena, an der er seit fast 60 Jahren wirkte, obgleich er wegen seiner liberalen Ansichten mit der kirchlichen Obrigkeit wiederholt in Konflikt geriet; 84 Jahre alt, Jena.
 13. **Pferhofer Arthur**, Schriftsteller; 33 Jahre alt, Berlin; zeichnete sich hauptsächlich als Kabarettist und Epigrammatiker aus, verfaßte aber auch einige erfolgreiche Lustspiele.
 14. **Hartel Wilh. August**, Dr. Ritter v., ehem. österr. Unterrichts- und Kultusminister (1900—1905), seit 1875 Mitglied, seit 1899 Vizepräsident der I. Akademie der Wissenschaften in Wien, einer der hervorragendsten klassischen Philologen Oesterreichs, Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Werke; 68 Jahre alt, Wien.
 14. **Hefe Hermann**, Dr., Divisionspfarrer und Feldgeistlicher, machte 1900 als einziger kathol. Geistlicher bei den deutschen Truppen die Expedition nach China mit und begab sich 1906 als Feldgeistlicher für die kathol. Mitglieder der Schutztruppe nach Südwestafrika. Auch als Lyriker und Epiker bedeutend sowie durch seine gereimte Übersetzung der „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen bekannt; 51 Jahre alt, Kalkfontein in Südwestafrika.
 - Bersall Karl**, Dr. Frhr v., Generalintendant a. D. des Münchener Hoftheaters, Opernkomponist und Musikschriftsteller, hat sich um die Hebung der kgl. Theater in München viele Verdienste erworben; 83 Jahre alt, München.
 15. **Schmitt Hans**, Prof. am Wiener Konservatorium, Pianist und Musikpädagoge; 72 Jahre alt, Wien.
 - Berner Albert**, Prof. Dr., Strafrechtslehrer, Senior der jurist. Fakultät an der Univ. Berlin; 88 Jahre alt, Charlottenburg.
 18. **Arneth Seltor**, Hofrat Dr. Ritter v., Arzt und Schriftsteller; 89 Jahre alt, Wien.
 - Faber Eduard v.**, Dr., ehem. württembergischer Justizminister, als welcher er hervorragenden Anteil an der deutschen Gerichtsreform hatte; 84 Jahre alt, Stuttgart.
 - Krawutschky Adam**, Dr., Professor für Moralthologie an der kathol. theol. Fakultät der Univ. Breslau, Verfasser theolog. Werke; 65 Jahre alt, Breslau.
 19. **Beer Wilhelm Amandus**, Prof., Genremaler, Leiter der Meister-

- Klasse des Stäbelschen Kunstinstituts in Frankfurt a. M., Schüler Meister Steinles, leistete Hervorragendes in Bildern aus dem russischen Volksleben, das er auf langen Studienreisen kennen gelernt hatte; 69 Jahre alt, Frankfurt a. M.
19. **Saracco Giuseppe**, ehem. ital. Ministerpräsident; 86 Jahre alt, Vistagno bei Acqui.
21. **Ascoli Graziadio Isaja**, hervorragender Sprachgelehrter, der, ohne je eine Hochschule besucht zu haben, es durch eigenen Fleiß zu einer weit über die Grenzen Italiens hinaus anerkannten Autorität auf dem Gebiete der semitischen, indo-europäischen und keltischen Sprachen und der lateinischen Dialekte gebracht hatte; 78 Jahre alt, Mailand.
22. **Schmittbener Adolf**, evang. Stadtpfarrer in Heidelberg, Schriftsteller; 52 Jahre alt, Heidelberg.
24. **Steinschneider Moriz**, Prof. Dr., Orientalist, verdient um die hebräische Bibliographie; 91 Jahre alt, Berlin.
25. **Bernardakis Dimitrios**, griech. Dichter, Philologe und Historiker; 73 Jahre alt, Mytilene.
26. **Dohna-Schlodien Alfred** Burggraf zu, preuß. Kammerherr und Mitglied des Herrenhauses; 48 Jahre alt, Mallmitz.
29. **Robierski Karl**, Ritter v., Porträt- und Historienmaler, seit zwei Jahren geisteskrank; 60 Jahre alt, Wien.
30. **Bodelschwingh-Plettenberg Karl**, Graf v., Wirkl. Geheimrat, preussischer Kammerherr und Mitglied des Herrenhauses; 86 Jahre alt, Bodelschwingh bei Menne.
31. **Nilles Nitolaus**, S. J., Dr., 1859 bis 1899 Prof. des Kirchenrechts an der Univ. Innsbruck, früher als Seelsorger im Großherzogtum Luxemburg tätig, fruchtbarer Schriftsteller; 79 Jahre alt, Innsbruck.
- Warmb Karl**, Dr., Sektionschef, Erbauer der neuen österreich. Alpenbahnen; 56 Jahre alt, Wien.

Februar.

1. **Krusenstjerna Julius Edvard v.**, schwed. Generalpostdirektor; Stockholm.
2. **Stang Wilhelm**, Msgr, Bischof von Fall-River, ehem. Vizerektor des amerik. Kollegs in Rom, Verfasser mehrerer kirchengeschichtlicher Werke; 52 Jahre alt, Rochester (Minnesota).
4. **Blücher Clansen Jenny**, dän. Romanschriftstellerin; Kopenhagen.
- Böbiker Tonio**, Dr., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, hochverdient um das deutsche Versicherungswesen; 1885—1897 Präsident des Reichsversicherungsamts, Ehren-Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte. I.
- präsident verschiedener Arbeiterversicherungskongresse; 64 Jahre alt, Berlin.
4. **Westermann Friedrich**, Verlagsbuchhändler; 67 Jahre alt, Braunschweig.
5. **Hasselblatt-Norden Jul.**, Kunstschriftsteller, Redakteur der „Modernen Kunst“; 58 Jahre alt, Berlin.
- Thuille Ludwig**, Prof., hervorragender Kompositionslehrer, Schöpfer der Opern „Theuerdant“, „Lobeltanz“ und „Gugeline“; 45 Jahre alt, München.
7. **Goschen George Joachim**, Viscount, ehem. engl. Schatzkanzler (1887

- bis 1892) und erster Lord der Admiralität (1895—1900), Autorität auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft, der Enkel des berühmten Leipziger Buchhändlers Georg Joachim Göschen, des Verlegers Goethes; 75 Jahre alt, London.
8. **Riba Martin**, Dr, Bischof von Budweis; 67 Jahre alt, Budweis.
12. **Cristina**, Prinzessin Bonaparte, geb. Prinzessin Ruspoli, Witwe des Prinzen Napoleon Charles; 65 Jahre alt, Rom.
- Belham Henry F.**, Professor der alten Geschichte und Präsident des Trinity College; 61 Jahre alt, Oxford.
13. **Kornmüller Utto**, P., vortrefflicher Jugendbildner am Mettener Gymnasium, hervorragender Kenner kirchlicher Musik und Musikschriftsteller; 83 Jahre alt, Benediktinerabtei Metten.
14. **Rottenburg Franz Joh. v.**, Wirkl. Geheimrat Dr, Kurator der Universität Bonn, ehem. Unterstaatssekretär, Vertrauter Bismarcks; 62 Jahre alt, Bonn.
15. **Breseld Ludwig**, Staatsminister a. D., hat sich im Kriege 1870/1871 als geschickter Organisator des Feld-eisenbahnwesens erwiesen, 1896 bis 1901 preuß. Handelsminister; 71 Jahre alt, Freiburg i. Br.
- Meuten Klemens August**, Landgerichtsrat, ehem. Reichstags- und Landtagsabgeordneter (Zentrum); 95 Jahre alt, Köln.
16. **Carducci Giosuè**, namhafter ital. Dichter und Literaturhistoriker, der auch im politischen Leben Italiens eine Rolle gespielt hat; 71 Jahre alt, Bologna. Geb. am 27. Juli 1836 zu Baldicastro, erzogen in Florenz und Pisa, wandte Carducci sich dem Lehrerberuf zu und wurde 1860 Professor für ital. Literaturgeschichte an der Universität Bologna; zahlreiche literarhistorische Arbeiten waren die Früchte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, während er als Dichter mit einer ganzen Reihe von Gedichtsammlungen vor die Öffentlichkeit trat. Seine religiösen wie politischen Anschauungen waren wiederholten Schwankungen unterworfen: aus einem überzeugten Republikaner wurde ein treuer Monarchist, aus einem gehorsamen Schüler florentinischer Ordensbrüder einer der schärfsten Gegner der Geißlichkeit, der nichtsdestoweniger seine Töchter in einem klösterlichen Institut erziehen ließ. Er bekleidete zahlreiche Würden und Ämter und bezog vom Staat eine jährliche Pension von 12 000 Lire; sein Tod wurde von einem großen Teil der italienischen Bevölkerung und Presse förmlich als nationales Unglück aufgefaßt.
16. **Klementine**, Prinzessin von Sachsen-Coburg-Rohary, Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, geb. am 3. Juni 1817 in Paris als Tochter des späteren Königs Louis Philippe, vermählt am 20. April 1843 mit dem Prinzen von Sachsen-Coburg-Rohary, seit dem 26. Juli 1881 verwitwet; war in Sofia als Schöpferin des Klementinenspitals und anderer wohltätiger Stiftungen sehr populär; 89 Jahre alt, Wien.
- Königsbraun Hermann**, Frhr v., Landschaftsmaler; 83 Jahre alt, Graz.
- Seel Adolf**, Architekturmaler, Mitbegründer des Düsseldorfser „Kalklastens“; 78 Jahre alt, Dillenburg.

17. **Justi Ferdinand**, Geheimer Regierungsrat Dr., Orientalist, Professor der vergleichenden Sprachforschung an der Universität Marburg; 69 Jahre alt, Marburg.
18. **Olcott Henry Steel**, Oberst, Begründer der englischen Theosophischen Gesellschaft; 75 Jahre alt, Ahyar in Vorderindien.
19. **Molnár v. Parnó Stefan**, Mitglied des ungar. Magnatenhauses; 81 Jahre alt, Budapest.
Wislocki Heinrich v., Dr., Sprachforscher, intimster Kenner des Zigeunervolkes, dem er sich wiederholt für einige Monate anschloß, um seine Sprache, seine Lieder, Märchen und Sagen, Sitten und Bräuche zu studieren; seit 1899 geisteskrank; 71 Jahre alt, Bethlen-Szent-Miklós in Ungarn.
20. **Sahovary Jacques**, rumän. Minister des Außern; 61 Jahre alt, Paris.
21. **Boström Erik Gustaf**, Universitätskanzler und ehem. schwed. Minister des Außern; 65 Jahre alt, Stockholm.
Fitzgerald Edward, Msgr, Bischof von Little-Rock (Amerika); 73 Jahre alt, Hot Springs (Arkansas).
Mend Friedrich, Dr., Chefredakteur des „Hamb. Fremdenblatt“; 70 Jahre alt, Hamburg.
22. **Dubský v. Trzebomyský, Graf Guido**, österr. Politiker; 71 Jahre alt, Wien.
Wostnyy Maurus, Abt, Archäologe; 63 Jahre alt, Szegvár.
23. **Ziehle Julius**, Landschaftsmaler; 80 Jahre alt, Rom.
Staal G., Baron v., ehem. russ. Botschafter in London; 85 Jahre alt, Paris.
24. **Just Franz Xaver v.**, Dr., Prof. der Kirchengeschichte an der kath. theol. Fakultät in Tübingen, einer der hervorragendsten Kirchenhistoriker der Zeit; 66 Jahre alt, Tübingen.
24. **Goldschmidt Otto**, bedeutender Pianist, Gatte der schwed. Sängerin Jenny Lind; 78 Jahre alt, London.
Dampe-Bischer Karl Friedr., Geh. Hofrat, Dr iur. et med., Buchhändler, Leiter der Direktion der Gewandhauskonzerte; Leipzig.
25. **Columbus Christoph v.**, Frhr, ehem. Sekretär des Erzherzogs Franz Karl, der letzte direkte Nachkomme des großen Genuesen; 92 Jahre alt, Wien.
Diez Wilhelm v., Prof., Historienmaler, vor allem bekannt durch seine prächtigen Darstellungen aus dem Dreißigjährigen Kriege; 1871 an die Münchner Akademie berufen; 68 Jahre alt, München.
27. **Lewinski Joseph**, Hofchauspieler am Wiener Burgtheater; 71 Jahre alt, Wien. Am 20. Sept. 1835 in Wien als Sohn eines Kürschners geboren, besuchte L. das Schottengymnasium, da der Vater ihn studieren lassen wollte. Nach dem Tode des Vaters (1852) erwählte er jedoch die Theaterlaufbahn, als Aushilfsstatist am Burgtheater beginnend. Nach mehrjährigen Versuchen an österr. Provinzbühnen, während welcher er sich zum musterhaften Sprecher herausgebildet hatte, gelang es ihm, Laube für sich zu interessieren; im Mai 1858 debütierte er im Burgtheater als Franz Moor, hatte beispiellosen Erfolg und wurde engagiert. 1865 erhielt er das Dekret als wirklicher Hofchauspieler und die Ernennung zum Regisseur — ein Amt, in dem er noch wenige Wochen vor seinem Tode tätig war. L. hat als Charakterdarsteller wie als

- Vorleser eine Berühmtheit erreicht, wie kaum je ein Bühnenkünstler vor ihm.
27. **Bernaleken Theodor**, Pädagoge, Sprachforscher und Märchenschriftsteller, Freund Jakob Grimms und Uhlands; 95 Jahre alt, Graz.
28. **Plunkett, Sir Francis**, ehem. britischer Botschafter am Wiener Hof; 72 Jahre alt, Paris.

März.

1. **Anna**, Prinzessin von Neuh, Wittve des Prinzen Heinrich IX. von Neuh, geborene Freiin v. Zedlig und Zeipe; 78 Jahre alt, Niesky.
- Höfer Karl**, Mgr, Rektor, Kurat und Chormeister zu St Stephan, päpstl. Ehrenkaplan, Ehrendomherr, fürst-erzbischöflicher Konsistorialrat; 80 Jahre alt, Wien.
- Mannß, Sir August**, Musikdirigent und Komponist; 82 Jahre alt, London.
- Stang Emil**, ehem. norweg. Staatsminister; 73 Jahre alt, Kristiansand.
4. **Stieglitz Wilh. v.**, Wirklicher Staatsrat Dr, ehem. württemb. Bevollmächtigter zum Bundesrat; 76 Jahre alt, Stuttgart.
5. **Dilthey Karl**, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr, hervorragender Altphilologe, Prof. der klassischen Archäologie u. Direktor der archäologisch-numismatischen Sammlungen an der Universität Göttingen; 67 Jahre alt, Göttingen.
6. **Bötticher Karl Heinrich**, Dr v., ehem. Staatsminister und Oberpräsident der Provinz Sachsen, einer der letzten Staatsmänner aus der Ära Bismarck; 74 Jahre alt, Raumburg.
7. **Gallo Niccolò**, ital. Justizminister; 57 Jahre alt, Rom.
8. **Krause Gustav**, Polizeioberst, Kommandeur der Berliner Schußmannschaft; 75 Jahre alt, Berlin.
9. **Jellinek Artur**, Schriftsteller, Kenner auf dem Gebiete der Bibliographie; 30 Jahre alt, Wien.
- Dowie John Alex.**, Dr, Gründer von Zion-City, Stifter einer religiösen Sekte, der sich den „wiederauferstandenen Propheten Elias“ nannte, zugleich geschickter Finanzmann; 59 Jahre alt, Chicago.
11. **Casimir-Périer Jean**, ehem. Präsident der franz. Republik (1894/1895), 59 Jahre alt, Pont-sur-Seine.
- Petkow Dimitrij**, bulg. Ministerpräsident, auf einem Spaziergang von einem entlassenen Beamten durch drei Revolvergeschüsse getötet; Sofia.
12. **Barni Corrado**, Graf, ehem. ital. Senator; einer der „Tausend von Marsala“, die am 11. Mai 1860 mit Garibaldi auf Sizilien landeten; 87 Jahre alt, Bergamo.
14. **Hoffmann Rajetan**, Abt von Admont, vorher Gymnasialprofessor in Graz; 67 Jahre alt, Graz.
- Rauc Julius**, Prof. Dr, Maler und Kupferstecher, Schüler, Freund und Biograph Moriz v. Schwind; 75 Jahre alt, München.
15. **Rohr Wilhelm**, Maler und Radierer, 59 Jahre alt, München.
19. **Berder Bernhard v.**, General, Generaladjutant des Deutschen Kaisers, ehem. langjähriger Botschafter am Petersburger Hof, der das vollste Vertrauen der Zaren Alexanders II. und III. genoß; 83 Jahre alt, Berlin.

20. **Rorn Heinrich v.**, Dr, Verlagsbuchhändler, Verleger der „Schles. Ztg“; 78 Jahre alt, Breslau.
- Lambsdorff, Graf Wladimir Nikolajewitsch**, ehem. russ. Minister des Außern (1900/1906); 62 Jahre alt, San Remo. U. entstammte einer baltischen Adelsfamilie, war seit seinem 20. Lebensjahre im Auswärtigen Amte tätig, stand bei dem Zaren wie bei seinem Vater und Großvater in hoher Gunst und begleitete die Herrscher zu den Kaiserbegegnungen in Alexandrowo, Danzig, Sternowitz und Kremier.
- Schenffgen Franz Jakob**, Dompropst von Trier, machte den Deutschfranz. Krieg als Feldgeistlicher mit, wurde dann zum Gymnasialdirektor in Saargemünd, später in Montigny bei Metz ernannt, bis 1886 die Ernennung zum Dompropst erfolgte, als welcher er sich um die Restauration des Trierer Domes große Verdienste erwarb; 64 Jahre alt, Bonn.
21. **Fechenbach-Laudenbach-Sommeran**, Reichsfreiherr **Karl v.**, Major a. D., bayerischer Kammerer; 70 Jahre alt, Frankfurt a. M.
22. **Noth Christoph**, Prof., Bildhauer, 67 Jahre alt, München.
23. **Pobjedonoszew Konstantin Petrowitsch**, ehem. Oberprokurator des heiligen Synods, Hauptvertreter des absolutistisch-orthodoxen Systems in Rußland; 80 Jahre alt, Petersburg.
24. **Cornelius Frederiks**, einer der erbittertsten Rebellenführer während des letzten Hottentottenaufstandes; Haifisch-Insel.
25. **Krenberg Franz**, Prinz v., Landtags- und Reichstagsabgeordneter (Zentrum); 58 Jahre alt, Schloß Pech bei Oesterath. A. wurde am 29. Sept. 1849 auf Schloß Fèverlé in Belgien geboren, absolvierte das Gymnasium in Bonn, studierte daselbst Rechts- und Staatswissenschaften und bestand 1872 das Referendarexamen; 1876—1882 war er Legationssekretär bei den deutschen Botschaften in Petersburg und Konstantinopel, dann verließ er den diplomatischen Dienst, um sich dem parlamentarischen Leben zu widmen. Die Zentrumsfraktion des Reichstags und des preuß. Landtags hat in ihm eines ihrer angesehensten Mitglieder verloren.
28. **Guffow Karl**, Prof., Ehrenmitglied der Berliner Akademie, tüchtiger Genre- und Porzellanmaler, Lehrer Max Klingers; 64 Jahre alt, Neu-Pasing bei München.
- Kaich Joh. Michael**, Dombekan Dr, Theologe und Literaturhistoriker, Herausgeber des „Katholik“ und der „Frankfurter zeitgem. Broschüren“; 75 Jahre alt, Mainz.
29. **Macchi Luigi**, Kardinal, Sekretär der Breven Sr Heiligkeit, Großkanzler der päpstlichen Ritterorden; 75 Jahre alt, Rom. M., geb. am 3. März 1832 zu Biterbo, hatte zuerst Jus studiert und sich nach Erwerbung des juristischen Dokortitels der Theologie zugewandt. 1859 wurde er von Papst Pius IX. zum Wirklichen Geheimen Dienst-kammerer ernannt und blieb nun bis zu seiner Ernennung zum Kardinal (1889) in der nächsten Umgebung Pius' IX. u. Leo's XIII.
30. **Panholzer Johann**, Pfarrer, päpstlicher Geheimkammerer, pädagog. Schriftsteller, langjähriger Redakteur der „Christlich-pädagog. Blätter“; 64 Jahre alt, Wien.

31. **Arall v. Arallenberg Karl**, Geheimrat Dr., Oberlandesgerichtspräsident a. D., ehem. österr. Justizminister, Mitglied des Staatsgerichtshofes und des Reichsgerichts; Wien.
31. **Herberstein Johann Siegmund**, Graf zu, Geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des österreichischen Herrenhauses; 76 Jahre alt, Schloß Eggenberg bei Graz.

April.

1. **Gréger Edward**, Dr., Mitbegründer und Führer der Jungtschechenpartei in Oesterreich; 79 Jahre alt, Prag.
- Petrovits Ladislaus Eugen**, Landschaftsmaler; 68 Jahre alt, Wien.
3. **Arldt de Pabilla Desfrée**, preuß. Kammerjängerin, berühmte Sängerin und Gesanglehrerin; 72 Jahre alt, Berlin.
4. **Grahn-Young Lucile**, ehem. Tanzkünstlerin; 82 Jahre alt, München.
- Stoffel, Baron Eugène v.**, franz. Oberst, ehem. Militärattaché; 86 Jahre alt, Paris.
6. **Hammer Bernhard**, Alt-Bundesrat, 1868/1875 schweizerischer Gesandter in Berlin; 85 Jahre alt, Solothurn.
- Reubauer Wolf**, Dr., Hebräologe; 75 Jahre alt, London.
- Riggauer Hans**, Dr., Numismatiker, Konservator des königl. Münzkabinetts; 57 Jahre alt, München.
9. **Haushofer Max**, Prof. Dr., Dichter und Nationalökonom, Professor der Staatswissenschaften an der Münchner technischen Hochschule; 67 Jahre alt, Gries bei Bozen.
10. **Auer Ignaz**, Reichstagsabgeordneter für Glauchau-Meerane, eine der markantesten Persönlichkeiten der soz.-demokr. Partei; 63 Jahre alt, Berlin.
12. **Seigner v. Grünberg Otto**, Literaturhistoriker; 60 Jahre alt, Groß-Dichterfelde. Geb. am 24. April 1847 auf Schloß Saar in Mähren, besuchte L. die Gymnasien in Graz und Marburg in Steiermark, studierte Germanistik in Graz und München, wo er u. a. mit Hejse, Wilbrandt, Kobell und besonders Martin Greif Freundschaft schloß. Der Tod des Vaters zwang L., sich des Erwerbes wegen der Journalistik zuzuwenden, er siedelte 1874 nach Berlin über und lebte dort teils als freier Schriftsteller, teils als Redakteur an verschiedenen Zeitschriften. 1880 erschien seine Illustr. Literaturgeschichte, die neben zahlreichen andern literar- und kunsthistorischen, populär-philosophischen und sozialwissenschaftlichen, Iyrischen und epischen Werken seinen Namen weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Seit 1883 war L. Herausgeber der „Deutschen Romanzeitung“, die er bis an sein Lebensende leitete. In den letzten Jahren hat er sich vor allem als unermüdblicher Bekämpfer der Unfittlichkeit in Schrift und Bild hervorgetan.
12. **Torresani v. Langensfeld Karl**, Baron v., Rittmeister a. D., Verfasser vielgelesener Romane und Novellen; 61 Jahre alt, Torbole am Gardasee.
14. **Borchel Franz Alex.**, Landschaftsmaler; 92 Jahre alt, Berlin.
15. **Krais Wilhelm**, Dr v., ehem. Vizepräsident des Verwaltungsgerichtshofes; 72 Jahre alt, München.

15. **Schulke Franz**, Maler; 63 Jahre alt, Weimar.
- Stern Adolf**, bekannter Literaturhistoriker, Kritiker und Dichter; 72 Jahre alt, Dresden. St., der eigentlich Adolf Ernst hieß, wurde am 14. Juni 1835 in Leipzig geboren und studierte in seiner Vaterstadt und in Jena Geschichte, Sprachen, Literatur und Kunst. 1869 wurde er zum ordentl. Professor der Literaturgeschichte am Dresdener Polytechnikum ernannt. Er hat mehrere literarhistorische Werke veröffentlicht, eine Biographie Otto Ludwigs, der ihm persönlich befreundet war, verfaßt und die Herausgabe der Werke mehrerer Klassiker besorgt.
16. **Paulus Eduard v.**, Oberstudienrat Dr., Dichter, das letzte Mitglied der „schwäbischen Dichterschule“; 69 Jahre alt, Stuttgart.
18. **Putbus, Wilhelm Malte Fürst zu**, Besitzer der gleichnamigen Herrschaft auf der Insel Rügen, Mitglied des preuß. Herrenhauses, 74 Jahre alt, Pegli bei Genua.
19. **Kys Karl de**, ehem. Bürgermeister von Trier; 74 Jahre alt, Burg Käfen.
20. **Benillot Pierre**, Chefredakteur des kath. Blattes L'Univers; 67 Jahre alt, Paris.
20. **Binkler Joseph**, Titularbischof von Sardica, Dompropst; 87 Jahre alt, Großwardein.
21. **Bernstorff-Stintenburg Andreas**, Graf v., Wirklicher Geh. Oberregierungsrat, preuß. Kammerherr, ehem. Reichstagsabgeordneter; 63 Jahre alt, Berlin.
22. **Theuriet André**, Dramatiker und Romandichter, seit 1897 Mitglied der Académie française; 64 Jahre alt, Bourg-la-Reine bei Paris.
24. **Krausz Johann**, bekannt unter dem Pseudonym Hans von der Sann, steirischer Schriftsteller.
25. **Schweichel Robert**, Romanschriftsteller, der Nestor der deutschen Schriftstellerwelt, ehem. Freiheitskämpfer von 1848, der bis 1861 als Ausgewiesener in der Schweiz lebte, beteiligte sich mit Wort und Schrift an den Anfängen der Arbeiterbewegung und trug in verdienstvoller Weise zur Organisation der deutschen Schriftsteller bei; 85 Jahre alt, Berlin.
27. **Hellmesberger Joseph**, Komponist und Hofkapellmeister, der letzte Sproß einer berühmten Musikerfamilie; 53 Jahre alt, Wien.
29. **Rohlhaas, Dr v.**, Geheimrat, Oberlandesgerichtspräsident a. D.; Stuttgart.

Mal.

1. **Haffe P.**, Prof. Dr., Staatsarchivar, hanfsicher Geschichtsforscher; 62 Jahre alt, Lübeck.
- Jugram John Reils**, Dr., Nationalökonom und Philolog, Präf. der Irischen Akademie; 84 Jahre alt, Dublin.
- Kanz Alfred**, bedeutender Schweizer Bildhauer; 59 Jahre alt, Bern.
2. **Ludwig Johann**, Vizepräf. des ungar. Verwaltungsgerechtigshofes, Mitglied des Magnatenhauses; 67 Jahre alt, Budapest.
2. **Reinersdorff-Paczensky und Tenczin Georg v.**, Fideikommißbesitzer, Mitglied des preussischen Herrenhauses; 63 Jahre alt, Breslau.
- Stoeffler Gustav v.**, Geheimrat, ehem. Direktor des badischen Verwaltungshofes, Kammerherr; 81 Jahre alt, Karlsruhe.

2. **Jedlik und Kenkirch Ferd.**, Frhr v., preuß. Kammerherr, 75 Jahre alt, Rynau.
 3. **Stelkensand Richard**, Charlottenburger Polizeipräsident; 54 Jahre alt, Charlottenburg.
 4. **Baier Ludwig**, Dr, Stadtbibliothekar, Gründer und Leiter des neupommerschen Provinzialmuseums; 90 Jahre alt, Stralsund.
 5. **Bunge Rudolf**, Geh. Hofrat Dr, Schriftsteller und Dichter, Verfasser des Textbuches zu Neßlers Oper „Der Trompeter von Säckingen“; 71 Jahre alt, Köthen.
 6. **Pathe Moriz**, Porträtmaler; 49 Jahre alt, Berlin.
Hegameny Felix, Maler; 63 Jahre alt, Jouan-les-Pins b. Antibes.
 8. **Habermann Heinrich**, Begründer der deutschen Reichsrechtsschule sowie mehrerer Reichswaisenhäuser; 72 Jahre alt, Meßdorf.
 9. **Rein Philipp**, Maler; 35 Jahre alt, Hornegg am Bodensee.
 10. **Avogadro di Quinto**, italienischer Generalleutnant, ehem. Flügeladjutant des Königs Humbert, bei dem er sich auch während des Attentats von Monza befand; Vercelli.
 11. **Deiters Hermann**, Dr, Philolog und Musikschriftsteller; 74 Jahre alt, Koblenz.
 12. **Guyssmans Joris Karl**, Romanschriftsteller; 59 Jahre alt, Paris. S. wurde am 5. Februar 1848 als Sohn eines holländischen Malers in Paris geboren und wählte die Beamtenlaufbahn; als Angestellter im Ministerium des Innern widmete er seine Mußestunden der Schriftstellerei; es entstanden einige streng naturalistische Romane, in denen S.
- Bolas Fußstapfen folgte. Nach manchen Seelenkämpfen jedoch, von denen seine Werke zeugen, wandte er sich einer positiv gläubigen Weltanschauung zu und trat als Laienbruder in ein Benediktinerkloster ein. In seinen psychologisch höchst interessanten Romanen herrscht ein seltsames Gemisch von Naturalismus, Mystik und phantastischer Romantik; als Sprachkünstler stand er unter den modernen französischen Schriftstellern unerreicht da.
13. **Moriz**, Prinz von Sachsen-Altenburg, der einzige Bruder des regierenden Herzogs Ernst; 77 Jahre alt, Arco.
Hintelen Friedrich, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Präsi. des Oberlandeskulturgerichts, ausgezeichnete Beamter, der sich während seiner mehr als 50jähr. Laufbahn in verschiedenen staatlichen Stellungen durch Kenntnisse und Pflichttreue hervorgetan hat. Nicht minder groß sind seine Verdienste um das öffentliche kath. Leben in Berlin, dem er als Förderer des Vereinswesens und der christlichen Caritas einen großen Teil seiner Zeit und Kraft widmete. 71 Jahre alt, ist er während einer Seefahrt von Catania, wo er seine verheiratete Tochter besucht hatte, nach Fiume infolge eines Schlaganfalls plötzlich verschieden.
 14. **Brandis Anton**, Graf und Herr zu, Geheimer Rat und Kammerer, ehemal. Landeshauptmann von Tirol, Mitglied des österreichischen Herrenhauses; 75 Jahre alt, Lana b. Meran.
 15. **Zachariae**, dän. Generalleutnant, Vizepref. der Internat. Grad-

- messungskommission; 72 Jahre alt, Kopenhagen.
16. **Fug Hugo**, Edler v. Volkwart, Dr., Landeshauptmann-Stellvertreter, Führer der deutschen Fortschrittspartei in Mähren; 62 Jahre alt, Karlsbad.
17. **Boie Reinhold**, Geh. Regierungsrat, langjähriger ehem. Bürgermeister von Potsdam, Mitglied des preuß. Herrenhauses; 77 Jahre alt, Potsdam.
- Hesse Karl**, Senator, nationalliberales Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses; 76 Jahre alt, Verden a. d. Aller.
- Hohenlohe-Sangerburg, Karl Fürst v.**, älterer Bruder des Statthalters von Elsaß-Lothringen, hatte wegen seiner Heirat mit einem einfachen Bürgermädchen (Marie Grathwohl) 1860 auf alle Rechte der Erstgeburt verzichtet; 76 Jahre alt, Salzburg.
- Köhler Ernst**, Flötenvirtuos; 58 Jahre alt, St Petersburg.
18. **Blodhorst Bernhard**, Prof., bedeutender Maler, schuf hauptsächlich Gemälde religiösen Genres; 82 Jahre alt, Berlin.
19. **Tranbe Ludwig**, Dr., Prof. für Handschriftenkunde und lateinische Philologie des Mittelalters an der Univ. München, ein in der Gelehrtenwelt hochangesehener Vertreter seines Faches, Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae und mehrerer wissenschaftl. Akademien; 46 Jahre alt, München.
20. **Schmidt August v.**, Dr., Kammergerichtspräsident, Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus; 63 Jahre alt, Berlin.
- Schulz Edwin**, Liederkomponist; 80 Jahre alt, Tempelhof.
21. **Pachinger Aloys**, Chorherr in St Florian, Prof. des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte; 49 Jahre alt, St Florian.
- Weisstein Gotthilf**, Schriftsteller, Red. an der „Nationalztg“, Spezialist für Theatergeschichte und Büchertunde; 56 Jahre alt, Berlin.
22. **Babics Sigismund**, Dr., Bischof von Kaschau, hochverdient um die Restaurierung des Kaschauer Domes, Stifter zahlreicher Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten, Ehrenmitglied verschiedener Gesellschaften, Kunstsammler und -kenner; 90 Jahre alt, Baden b. Wien.
- Saalburg Friederike**, Freifrau v., die morgantische Gemahlin des reg. Fürsten von Reuß j. L.; 56 Jahre alt, Dresden.
23. **Schlüpers Aloys**, Großindustrieller, bekannt durch seine großartigen Kunstsammlungen ebenso wie durch seinen wohlthätigen Sinn; Köln.
- Wünsch Julius**, Ritter v., Oberlandesgerichtspräsident; Augsburg.
24. **Carlén Friedrich**, Hofopernsänger, Heldentenor des Mannheimer Hoftheaters; 40 Jahre alt, Rurhaus Sand.
- Friesch Friedrich Gustav**, Lustspiel-dichter; 61 Jahre alt, Wien.
25. **Gebauer Jan**, Hofrat, Professor der Literatur an der tschech. Univ. Prag; 68 Jahre alt, Prag.
- Pfordten Kurt**, Frhr v. der, ao. bayer. Gesandter für Württemberg, Baden und Hessen; 60 Jahre alt, Stuttgart.
- Roggenbach Franz**, Frhr v., ehem. badischer Minister; 82 Jahre alt, Freiburg i. Br.
26. **Duchatel**, Graf, ehem. franz. Gesandter in Kopenhagen und Bot-

- schafter in Wien; 60 Jahre alt, Paris.
26. **Steinbach Emil**, Dr, bedeutender Sozialpolitiker, ehem. österr. Finanzminister, Geh. Rat, Mitglied des Herrenhauses, seit 1904 Präf. des Obersten Gerichtshofes; 61 Jahre alt, Wien.
27. **Marc Wilhelm**, Maler; 66 Jahre alt, München.
28. **Deinhard Andreas**, Dr, lib. bayer. Politiker, ehem. Reichstags- und Landtagsabgeordneter; 62 Jahre alt, Deidesheim.
- Niese Lorenzo**, Kammerfänger, ehem. Heldentenor der Dresdener Hofoper; 71 Jahre alt, Dresden.
30. **Ryblom Karl Rupert**, Mitglied der Schwed. Akademie der Wissenschaften, ehem. Prof. der Ästhetik, Literatur- und Kunstgeschichte an der Univ. Upsala; 75 Jahre alt, Stockholm.
30. **Nieger Bohuslaw**, Dr Frhr v., Prof. der österr. Geschichte an der tschech. Univ. Prag; 49 Jahre alt, Budenau in Böhmen.
31. **Billot Jean Baptiste**, General, lebenslänglicher Senator, ehem. franz. Kriegsminister (1882/1885 und 1896/1898); 79 Jahre alt, Paris.
- Wlind Karl**, politischer Schriftsteller, hervorragender Teilnehmer an den 1848er Kämpfen; 80 Jahre alt, London.

Juni.

2. **Rißler Tobias**, Reichstags- und bayer. Landtagsabgeordneter; 53 Jahre alt, Alfershausen.
3. **Trübner Karl**, Dr h. c., Kommerzienrat, Verlagsbuchhändler, der sich besonders durch seine Bemühungen um die Rückgewinnung der Manesseschen Niederhandschrift für Deutschland hervorgetan hat; 61 Jahre alt, Straßburg i. E.
4. **Trendenthal Jakob**, Geh. Regierungsrat Dr, Prof. der Philosophie an der Univ. Breslau, Biograph Spinozas; 68 Jahre alt, Schreiberhau.
5. **Rößlin Heinrich**, Geh. Kirchenrat Dr, ehem. Prof. der evang. theol. Fakultät an der Univ. Gießen; 60 Jahre alt, Cannstatt.
7. **Schröter Simon**, Rektor Dr, pädagogischer Schriftsteller, Begründer des Deutschen Schriftstellerheims; 62 Jahre alt, Jena.
10. **Hugues Clovis**, franz. Politiker und Schriftsteller; 55 Jahre alt, Paris.
11. **Roch**, Justitiarius und Präf. des höchsten dän. Gerichtshofes; Kopenhagen.
- Morgan John**, amerik. Politiker, Senator für Alabama; 83 Jahre alt, Washington.
- Rümelin Gustav**, Geh. Hofrat Dr, Professor für röm. und deutsches bürg. Recht an der Univ. Freiburg i. Br.; 59 Jahre alt, Freiburg i. Br.
- Salbern Johannes v.**, Landesdirektor der Fürstentümer Waldeck-Pyrmont, Bundesratsbevollmächtigter; 76 Jahre alt, Krolsen.
- Wilba Charles**, Maler, besonders für Kinder- und Damenporträts; 52 Jahre alt, Wien.
12. **Grünwald-Zertowiz Sidonie**, gesch. Fürstin Kolokotronis, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin; 55 Jahre alt, Karlsbad.
14. **Pellizza Giuseppe**, Maler; 39 Jahre alt, Volpedo.

15. **Daens Adolphe**, Priester, Begründer der christl.-demokrat. Partei in Belgien; 68 Jahre alt, Brüssel.
- Doppelger Egon**, Dr. Ritter v., Prof. der Astronomie an der Univ. Innsbruck, bekannter Kunstsammler; 37 Jahre alt, Innsbruck.
- Strenge Karl v.**, Wirkl. Geheimrat, ehem. Staatsminister und Vorsitzender des Gesamtministeriums von Sachsen-Coburg-Gotha; 59 Jahre alt, Gotha.
17. **Rath Adolf vom**, hervorragender Finanzmann; 75 Jahre alt, Berlin.
19. **Putzschögel Emil Andreas**, Dr., Kapitelsenior der Cistercienserabtei Hohenfurth; 92 Jahre alt, Hohenfurth.
20. **Costenoble Karl**, Bildhauer, nied.-österreich. Landtagsabgeordneter, Wiener Stadt- und Gemeinderat; 70 Jahre alt, Wien.
23. **Hamel Julius**, Historien- und Porträtmaler; 73 Jahre alt, Frankfurt a. M.
24. **Umpfenbach Karl**, Geh. Regierungsrat Dr., ehem. Prof. der National-ökonomie an der Univ. Königsberg; 75 Jahre alt, Gießen.
25. **Costanzi Enrico**, Begründer und Besitzer des Teatro Costanzi in Rom; 58 Jahre alt, Rom.
- Gotthelf Jakob**, Justizrat, bayr. lib. Politiker; 82 Jahre alt, München.
- Stier Hubert**, Geh. Baurat, Prof. der altchristl. und roman. Baukunst an der Technischen Hochschule Hannover; 69 Jahre alt, Hannover.
- Ramroth Feodor**, Dr., Journalist, seit 1889 Feuilletonredakteur der „Frankf. Ztg.“; 56 Jahre alt, Frankfurt a. M.
27. **Károlyi Stefan**, Graf, Mitglied des ungar. Magnaten- und Abgeordnetenhauses; 60 Jahre alt, Budapest.
28. **Berg**, Regierungsrat, Vizegouverneur der Karolinen; Ponape.
- Heyden Peter A.**, Graf, einer der einflussreichsten Führer der russ. Freiheitsbewegung; 66 Jahre alt, Moskau.
- Witting Karl**, Komponist und Musikschriftsteller; 84 Jahre alt, Dresden.

Juli.

1. **Rigra Costantino**, Graf, Senator, einer der bedeutendsten italien. Diplomaten, zuletzt Botschafter in Wien; 80 Jahre alt, Rapallo.
2. **Barry Alfred**, Ritter v., österr. Vizeadmiral a. D.; 77 Jahre alt, Kaltenbach bei Fischl.
5. **Barazetti Casar**, Dr., Prof. des röm. Rechts an der Universität Freiburg i. Schw.; 63 Jahre alt, Freiburg.
- Edels Hermann**, Justizrat Dr., nat.-lib. Landtagsabg. für Hildesheim; 65 Jahre alt, Göttingen.
- Fischer Ruus**, Prof. Dr., Wirkl.

Geh. Rat; 83 Jahre alt, Heidelberg. F., geb. am 23. Juli 1824, war der Sohn eines schles. Dorfpastors, hatte in Halle und Leipzig Philosophie, Philologie und Theologie studiert und war 1872/1903 Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg, nachdem er vorher bereits 16 Jahre in gleicher Lehrtätigkeit an der Universität Jena gewirkt hatte. In seiner Weltanschauung schloß er sich an Hegel an. Seinen Ruhm verdankt er seinen philosophischen, ästhetischen und literar.

- historischen Werken, vor allem aber seiner zehnbändigen „Geschichte der neueren Philosophie“.
5. **Ragel Friedrich**, Prof. der Baukunst an der Techn. Hochschule Karlsruhe; 38 Jahre alt, Karlsruhe.
- Spoelberch de Lovenjoul Vicomte de**, bekannter Sammler von Briefen, Manuskripten, Originalausgaben franz. Werke des 19. Jahrh., hat seine reichen Sammlungen dem Condé-Museum in Chantilly vermacht; Paris.
6. **Schreyer Hermann**, Dr, Prof. a. d. Landesschule Schulpforta, wo er seit 1866 wirkte, Literaturhistoriker, hervorragender Goetheforscher, Mitarbeiter an der großen Weimarer Goethe-Ausgabe und an der Cottaschen Jubiläumsausgabe; 67 Jahre alt, Schulpforta.
8. **Bugge Sophus**, Prof., Sprachforscher, seit 1866 Dozent für vergleichende Sprachforschung und altnordische Sprachen a. d. Universität Kristiania, Verfasser zahlreicher Schriften zur nordischen Götter- und Heldensage und zur Runenforschung; eine seiner hervorragendsten Leistungen ist die erste zuverlässige Ausgabe der Edda (1867); 74 Jahre alt, Kristiania.
9. **Hentschel Konrad**, Bildhauer; Weissen.
10. **Ragy Nikolaus**, ung. Schriftsteller; 67 Jahre alt, Budapest.
- Rudloff Walter**, Landschaftsmaler; ertrunken auf Island.
11. **Reichmann August**, Ritter v., Geheimrat Dr, Prof. des röm. und deutschen Rechts a. d. Universität München, Senior der Münchner juristischen Fakultät, seit 1891 lebenslänglicher Reichsrat der Krone Bayern; 73 Jahre alt, München.
11. **Raulen Franz**, Prälat Dr, 1863 bis 1903 Dozent der kath. Theologie a. d. Universität Bonn (alttestamentliche Exegese), ein Hauptvertreter der strengen exegetischen Richtung, besonders verdient um biblische Einleitungswissenschaft, Redakteur der 2. Aufl. des Kirchenlexikons; 80 Jahre alt, Bonn.
- Mende Felix**, Dr, Oberverwaltungsgerichtsrat; Berlin.
- Bruner Johann**, Ritter v., Prälat Dr, Dompropst von Eichstätt, Prof. der Pastoraltheologie am dortigen Lyceum, einer der verdienstvollsten Priester Bayerns, Verfasser hervorragender moral. und pastoraltheologischer Lehrbücher; 80 Jahre alt, Eichstätt.
- Sadl Friedrich**, Dr, österr. Handelsgerichtspräsident; Wien.
12. **Robertag Felix**, Prof. Dr, Literaturhistoriker; 66 Jahre alt, Breslau.
14. **Brosch Moriz**, Historiker; 78 Jahre alt, Venedig.
- Harlacher August**, Hofrat, ehem. Oberregisseur der Hofoper in Stuttgart; 65 Jahre alt, Speiz in der Schweiz.
- Höllrigl Franz**, Schriftsteller; 71 Jahre alt, Wien.
- Weiß Albert**, Dr, Geh. Medizinalrat, Schriftsteller; 76 Jahre alt, Wernigerode.
15. **Enghier Reinhard**, Prof. Dr, Historiker; 84 Jahre alt, Gnanu.
16. **Chartran Théobald**, Porträtmaler, dem viele bedeutende Persönlichkeiten gesessen haben, u. a. Papst Leo XIII., Kardinal Gibbons, Carnot, Roosevelt; 58 Jahre alt, Neuilly-sur-Seine.
- Perron Philipp**, Prof., Bildhauer; 67 Jahre alt, Rottach a. Tegernsee.
- Bouhelle Eug. René**, ehem. Seine-

- präfekt, späterer Botschafter beim Vatikan; 76 Jahre alt, Paris.
16. **Stod Norbert, P.**, Kapuziner, als religiöser Dyrker bekannt; 67 Jahre alt, Brigen.
17. **Arnsperger Julius, Dr.**, Direktor des bad. Oberschulrats; 70 Jahre alt, Karlsruhe.
- Blappart v. Leenheer August, Frhr v.**, Geh. Rat, Mitglied des österr. Herrenhauses, ehem. Generalintendant der Wiener Hofbühnen; 71 Jahre alt, Aussen.
- Malot Hector**, einst vielgelesener Romanschriftsteller, dessen Sansfamille auch in Deutschland sehr bekannt ist; 77 Jahre alt, Fontenay-sous-Bois.
18. **Winzingerode-Bodenstein Wilko, Graf v.**, erster Vorsitzender des Evang. Bundes; 74 Jahre alt, auf Bodenstein.
19. **Merd Heinrich, Dr.**, ehem. Politiker, Gründer des bürgerl. Brauhauses in München; 84 Jahre alt, Tegernsee.
20. **Grünhagen, Geh.** Oberjustizrat, Landgerichtspräsident; Halberstadt.
- Pigis Theodor**, Historien- u. Genremaler, Schüler Wilh. v. Kaulbachs, einer der typischen Vertreter der Münchner Schule; 76 Jahre alt, Oberpöding am Starnberger See.
20. **Liedemann Christoph v.**, Wirkl. Geh. Rat, Regierungspräsident a. D., 1873/1903 Mitglied der freikonservativen Fraktion im preuß. Abgeordnetenhaufe, 1898/1906 Reichstagsabgeordneter; 71 Jahre alt, Berlin.
22. **Benj Julius v.**, Oberbürgermeister a. D.; 76 Jahre alt, Neutlingen.
- Kardorff Wilhelm v.**, hervorragender freikonservativer Politiker aus der Bismarckschen Ara, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Begründer des Zentralvereins deutscher Industrieller; 80 Jahre alt, Wabnitz bei Olz.
24. **Raben Woldemar, Prof.**, Reiseschriftsteller, langjähriger Dozent für deutsche Sprache und Literatur a. d. Universität Neapel; 69 Jahre alt, München.
27. **Krásil Franz, Mgr Dr.**, Titularbischof von Eleutheropolis, Weihbischof von Prag, Propst der Metropolitankirche St Veit, bedeutender Gelehrter; 64 Jahre alt, Prag.
30. **Branković Georg**, Patriarch von Serbien; 76 Jahre alt, Karlowitz.
- Dorth Rudolf, Frhr v.**, Großkapitular des Deutschen Ritterordens, Landkomtur der Hallei an der Elsch und im Gebirge; 73 Jahre alt.

August.

2. **Mandić Nikolaj**, serb.-orth. Erzbischof, Metropolit von Sarajevo; Abbazia.
3. **Blumenreich Paul**, Roman- und Lustspielsdichter; 57 Jahre alt, Berlin.
4. **Gröndal Benedikt**, isländ. Dichter und Gelehrter; 80 Jahre alt, Reykjavik.
5. **Hinze-Ribeiro**, portugies. Staatsmann, Führer der Konservativen; Lissabon.
6. **Pélacot Gustave Adolphe de**, Bischof; 67 Jahre alt, Troyes (Frankreich).
7. **Göring Theodor, Dr.**, Musikschritsteller und -kritiker; 63 Jahre alt, München.

9. **Jordan Julius**, Bildhauer; 45 Jahre alt, Homburg v. d. S.
Loewe Karl, Präsident des Kaiserl. Kanalamtes; 62 Jahre alt, Kiel.
Mocenni Stanislas, ehem. italien. Kriegsminister; 70 Jahre alt, Siena.
10. **Ende Hermann**, Dr. ing., Geheimer Regierungsrat Prof., Architekt, ehem. Präsident und späterer Ehrensenator der Kgl. Kunstakademie in Berlin; 77 Jahre alt, Berlin.
Kaempfen Albert, ehem. Direktor der franz. Nationalmuseen; 81 Jahre alt, Paris.
Evampa Domenico, Kardinal und Erzbischof; 56 Jahre alt, Bologna. Kardinal S. wurde geboren am 13. Juni 1851 in Montegranaro, empfing 1874 die Priesterweihe, war Lehrer des Kirchenrechts und wurde 1887 zum Bischof von Forlì ernannt, 1894 vom Heiligen Vater zum Kardinalpriester von S. Onofrio und Erzbischof von Bologna erhoben. Nach dem Tode Leo's XIII. wurde er vielfach als Kandidat für den päpstlichen Stuhl genannt.
11. **Kerner Theobald**, Dr., der Sohn Justinus Kerners; 90 Jahre alt, Weinsberg. Am 14. Juni 1817 zu Gaildorf geboren, verlebte K. den größten Teil seiner Jugend im väterlichen Hause in Weinsberg, am Fuße der „Weibertreu“; er war somit einer der letzten Zeugen der Dichtierzusammenkünfte im Kernerhause, in dem Uhland, Schwab, Lenau, Grün u. v. a. häufige und gerngesehene Gäste waren, und hat jene Glanzzeit in dem Buche „Das Kerner-Haus und seine Gäste“ verewigt. Nach einigen mißglückten schriftstelleri-
- schen Versuchen widmete sich K. neben seinem ärztlichen Berufe nur der Pflege des Andenkens an seinen Vater: das väterliche Haus, in dem er seit 1873 bis an seinen Tod lebte, ist durch seine Sorgfalt zu einem reichen Museum von Kerner-Erinnerungen und seltenen Antiquitäten geworden.
11. **Sendrea Stephan**, Prof., ehem. rum. Kammerpräsident und Justizminister; 68 Jahre alt, Budapest.
13. **Lüde Hermann**, Geh. Hofrat Dr., Prof. der Kunstgeschichte a. d. Techn. Hochschule und Kunstakademie Dresden; 69 Jahre alt, Dresden.
14. **Hans Heinrich XI.**, Herzog v. Pleß, General der Kavallerie, Mitglied des preuß. Staatsrats und Herrenhauses, Kanzler des Schwarzen Adlerordens, Oberstjägermeister des deutschen Kaisers; 74 Jahre alt, Schloß Albrechtsberg.
15. **Joachim Joseph**, Prof., der größte Geigenkünstler der Zeit, gleich berühmt als Geiger wie als Musiklehrer, Dirigent und Komponist; 66 Jahre alt, Berlin. Am 28. Juni 1831 zu Rittsee bei Preßburg geboren, war J. mit sieben Jahren Schüler Meister Böhm's in Wien, um wenige Jahre später im Leipziger Gewandhause unter dem Schutze Felix Mendelssohns und Robert Schumanns seine Künstlerlaufbahn zu beginnen. Nach erfolgreichen Konzerttourneen ließ er sich zuerst in Weimar unter Liszt, dann in Hannover als Hoftheater-Konzertmeister nieder, bis er 1868 mit seiner Gattin, der gefeierten Sängerin Amalie geb. Schneeweiß, nach Berlin übersiedelte. Als 1868 die Berliner Kgl. Hochschule für Musik eröffnet

wurde, ward J. mit dem Titel Professor zum Direktor derselben ernannt. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode, und seinem Wirken verdankt die Berliner Musikschule den Ruf, der ihr Schüler von nah und fern zuführt.

15. **Wolfskehl Otto**, hervorragender hess. Parlamentarier; 66 Jahre alt, Darmstadt.
19. **Grefe Konrad**, Landschaftsmaler und Radierer; 83 Jahre alt, Königstetten bei Wien.
21. **Nebenbacher Theodor**, evang. Kanzelredner; 70 Jahre alt, Pappenheim.
22. **Suske Ferdinand**, Hoffchauspieler; 50 Jahre alt, München.
Baur Karl Albert, Ritter v., Prof., Landschaftsmaler, ehem. Präf. der Münchner Künstlergenossenschaft; 56 Jahre alt, Unterammergau.
Schaaffgotsche Franz, Major Graf, Kämmerer, Flügeladjutant Kaiser Franz Josephs I.; 48 Jahre alt, Ebenzeier.
24. **Bobnar Sigismund**, Philosoph und Sprachforscher; 68 Jahre alt, Budapest.
Stupecký Joseph, Dr., Prof. der Rechtswissenschaft an der tschech. Universität Prag, Mitglied des österr. Staatsgerichtshofes; Chlum in Böhmen.
Taliani Emidio, Kardinal, ehem. Nuntius in Wien; 69 Jahre alt, Montegallo. Geboren am 19. April 1838 zu Montegallo, erwarb er sich nach der Priesterweihe 1861 in Rom den Dokortitel, war sodann sechs Jahre hindurch Sekretär des Kardinals Sacconi. 1869 kam er als Auditor an die Nuntiatur in München, 1875 in gleicher Eigenschaft nach

Paris. Leo XIII. ernannte ihn zum Hausprälaten (1879), zum apostol. Titularprotonotar (1882), zum Referendar der Segnatura, zum Auditor der Rota (1885), zum Wikar des lateranischen Kapitels (1889) und am 29. Juni 1896 zum Nuntius in Wien und gleichzeitig zum Titularerzbischof von Sebaste. 1903 wurde T. zum Kardinal kreiert. Er beteiligte sich literarisch an manchen kirchlichen Fragen der Zeit und erwarb sich große Verdienste um die Beziehungen des Vatikans zu Deutschland.

25. **Engl Joseph**, Bildhauer und Illustriator; 40 Jahre alt, München.
26. **Meyr**, Hofgerichtsrat a. D., ehem. badischer Landtags- und Reichstagsabgeordneter; 82 Jahre alt, Konstanz.
27. **Dunmore Charles Adolphus**, Carl os, Forschungsreisender und Schriftsteller; 66 Jahre alt, Frimley bei Camberley (England).
Renault-Morlière, franz. Advokat, ehem. Deputierter und Vizepräf. der Kammer; 68 Jahre alt, Ernée.
Sandt-Hansen Karl, Genremaler; Stavanger.
28. **Holzamer Wilhelm**, Schriftsteller; 37 Jahre alt, Berlin. — S. war am 28. März 1870 zu Nieder-Olm bei Mainz geboren, wirkte als Volksschullehrer, bis Großherzog Ernst Ludwig von Hessen ihn als Bibliothekar der großherzogl. Privatbibliothek nach Darmstadt berief. Einige Jahre später ging S. als Korrespondent deutscher Zeitungen nach Paris, dann überfiedelte er nach Berlin. Er hat auf dem Gebiete der Lyrik, des Romans und der Kritik Vielber-sprechendes geleistet.

28. **Bendell Hermann**, schwed. Sprachforscher und Literaturhistoriker; 54 Jahre alt, Helsingfors.
30. **Williams John Joseph**, Msgr, Erzbischof von Boston, geb. am 27. April 1822 in Boston, studierte in Montreal und Paris, wurde 1845 zum Priester geweiht und kehrte darauf nach Boston zurück, wo er als Seelsorger wirkte; 1866 zum Bischof und Koadjutor, 1875 zum Erzbischof von Boston ernannt; 85 Jahre alt, Boston.
31. **Clef Reinhold**, ehem. württemb. Landtagsabgeordneter; 68 Jahre alt, Stuttgart.
- Dürant de Sténgas Hans**, Fchr v., Mitglied des preuß. Herrenhauses; 70 Jahre alt, Baranowiz.

September.

1. **Alting Richard v.**, preuß. General d. Infant. z. D., Chef des Infanterieregiments Nr 76, bis 1903 kommandierender General des IV. Armeekorps; 65 Jahre alt, Berlin.
- Fitz-George Sir Augustus Charles Frederick**, engl. Oberst, dritter Sohn des Herzogs von Cambridge; 60 Jahre alt, Luzern.
- Wrede Oskar**, Fürst v., bayer. Kämmerer und Major a. D., ein Enkel des bayer. Feldherrn aus den Befreiungskriegen; 73 Jahre alt, Schloß Ellingen in Mittelfranken.
3. **Rosen Reinhard**, Dr, Oberbibliothekar; 64 Jahre alt, Oldenburg.
4. **Grieg Eddvard**, Norwegens berühmtester Lieddichter; 64 Jahre alt, Bergen. — G., der am 15. Juni 1843 als Sohn des brit. Konsuls in Bergen geboren war, erhielt den ersten Musikunterricht von seiner Mutter, einer begabten Pianistin, die ihn auf Rat des Violinvirtuosen Ole Bull als 15jährigen Knaben das Leipziger Konservatorium besuchen ließ. 1863 verließ der junge Komponist Leipzig, um in Kopenhagen ein Schüler Niels Gades und Hartmanns zu werden. Von Einfluß auf sein Kompositionstalent wurde die Begegnung mit dem norwegischen Tonkünstler Nordraak, der ihn zum alles überragenden Vertreter der streng nationalen, nordischen Richtung in der Musik heranbildete. G. weilte wiederholt in Italien, kehrte auch gern für einige Zeit nach Deutschland zurück, dauernd fesseln konnte ihn jedoch nur seine Heimat, die seinen Tod mit Recht als nationalen Verlust empfunden hat; an seiner Beerdigung nahmen gegen 10000 Personen teil. Unter G.'s auch in Deutschlands sehr beliebten Werken ist die stimmungsreiche Orchestermusik zu Ibsens „Peer Gynt“ wohl am bekanntesten.
4. **Maucler Eugen**, Staatsrat Frhr v., ehem. württ. Gesandter in Wien; 66 Jahre alt, Oberherrlingen.
- Schubert Gustav v.**, sächs. Generalleutnant z. D., bekannter Militärschriftsteller; 84 Jahre alt, Heidelberg.
5. **Pflüger Markus**, bad. Politiker, ehem. Reichstags- und Landtagsabgeordneter; 87 Jahre alt, Lörach.
- Braun Johann**, Domkapitular; 80 Jahre alt, Bamberg.

5. **Ugull-Gyllenband August**, Geheimrat Graf v., württ. Ministerialdirektor a. D., Kammerherr; 79 Jahre alt, Degerloch.
7. **Sully-Prudhomme René François Armand**, franz. Lyriker, Empfänger des Dichterpreises der Nobelstiftung von 1901, seit 1881 Mitglied der Académie française; 68 Jahre alt, Châtenay.
8. **Müller Julius**, preuß. Kammerfänger; 46 Jahre alt, Frankfurt a. M.
Seyboth Adolf, Dr, Kultur- und Kunsthistoriker, Direktor der städt. Kunstsammlungen in Straßburg i. E.; 58 Jahre alt, Straßburg i. E.
10. **Troitzsch Adolf Otto**, Geh. Kommerzienrat, Begründer der Vereinigung der Kunstfreunde, Erfinder des Farbenlichtdruckes; 64 Jahre alt, Berlin.
Warburg Emilie v. (Pseudonym: Emile Erhard), Romanschriftstellerin; 74 Jahre alt, Ballenstedt.
11. **Hottmanner, P. Dr Obilo, O. S. B.**, Stiftsbibliothekar und ehemaliger Stadtpfarrprediger in München; 65 Jahre alt, München.
Stang Georg, norweg. Oberst, ehem. Verteidigungs-Minister; Kristiania.
13. **Buffe Ludwig**, Dr, Herausgeber der „Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik“, Prof. der Philosophie an der Universität Halle; 45 Jahre alt, Halle a. d. S.
Pétre Justin, Mgr, franz. Historiker und Philosoph; 79 Jahre alt, St-Dibier.
Gießen Hans, Kammerfänger; 47 Jahre alt, Dresden.
Jobl Joh. Nepomuk, Dr, Weihbischof von Brixen, Generalvikar von Borsarlberg, Titularbischof
- von Evaria; geb. zu Schattwald 23. Januar 1822, Biograph des Fürstbischofs Gasser von Brixen; 85 Jahre alt, Feldkirch.
14. **Andrzejewicz Antonius**, Weihbischof von Gnesen, Titularbischof von Philomelium; 70 Jahre alt, Jabartowo. — Geboren am 21. Mai 1837, wirkte vor dem Kulturkampf als Professor am Priesterseminar in Gnesen, wo er auf seine Kosten eine schöne Kapelle erbauen ließ.
August, Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog zu Sachsen, älterer Bruder des Fürsten Ferdinand von Bulgarien; 62 Jahre alt, Karlsbad.
Soew Anton, Dr, Hygieniker, Organisator des österr. Roten Kreuzes; 59 Jahre alt, Wien.
16. **Groß Rudolf**, Dr Frhr v., Wirklicher Geheimer Rat und Kammerherr, ehem. weimar. Bundesratsbevollmächtigter und Staatsminister, der, als er sich 1899 in den Ruhestand begab, auf eine 53jährige Beamtenlaufbahn im Dienste des Staates Weimar zurückblicken konnte; 85 Jahre alt, Weimar.
Junghans Sophie, Romanschriftstellerin; 62 Jahre alt, Hildburghausen.
Kasten, Prof. Dr, Senator, hervorragender Schulmann; 54 Jahre alt, Bremen.
Brüll Ignaz, Tonbildner, Komponist der einst sehr beliebten Oper „Das goldene Kreuz“ (1875) und vieler andern Bühnenwerke; 61 Jahre alt, Wien.
18. **Dove Richard**, Prof., Geh. Justizrat Dr theol. et iur., Prof. für Kirchenrecht an der Universität Göttingen, einer der namhaftesten evang. Kirchenrechtslehrer Deutschlands; 74 Jahre alt, Göttingen.

19. **Brunn Adelaide de**, einst sehr gefeierte Schauspielerin; 90 Jahre alt, Bernau in Livland.
Blum Ernest, Journalist und Lustspielspieler; 71 Jahre alt, Paris.
20. **Brasch Frida**, die Begründerin des Schillerbundes deutscher Frauen; Leipzig.
Reiners Jakob, Porträtmaler, Mitbegründer des Düsseldorfer „Malerkastens“; 79 Jahre alt, Brühl a. Rh.
21. **Schneider Friedrich**, Prälat Dr, Domkapitular in Mainz, Ehrendoktor der theol. Fakultät in Freiburg; 71 Jahre alt, Mainz. — Sch. wurde am 7. August 1836 als Sohn eines Mainzer Kaufmanns geboren und empfing die Priesterweihe am 12. August 1859 durch Bischof v. Ketteler. 1869 wurde er zum Dompräbendaten, 1888 zum Geistl. Rat, 1892 zum Domkapitular, 1894 zum päpstl. Hausprälaten, 1906 zum Apostol. Protonotar ernannt. Sch. war ein feinsinniger Kunstkenner und -forscher, ein verdienstvoller Gelehrter und fleißiger Schriftsteller, der zahlreiche archäologische und kunsthistorische Arbeiten veröffentlicht hat.
Wurmb v., Wirklicher Geh. Rat, Chef des Großherzogl. weimar. Departements des Außern und Innern; Weimar.
23. **Aern Joseph, S. J.**, Prof. der Dogmatik an der Universität Innsbruck; 51 Jahre alt, Innsbruck.
24. **Altenhoven Karl**, Hofrat Professor Dr, Direktor des Kölner Wallraf-Richartz-Museums; 65 Jahre alt, Köln.
25. **Bourguignon Friedrich**, Frhr v., ehem. Landespräsident der Bukovina; 59 Jahre alt, Wien.
25. **Brockdorff Otto**, Frhr v., Geh. Oberjustizrat, Landgerichtspräsident; 67 Jahre alt, Altona.
Ferrounays, Marquis de la, französischer Abgeordneter, 1872 bis 1875 Militärattaché in Berlin; 65 Jahre alt, Paris.
26. **Karl Gustav**, Prinz von Thurn und Taxis; 21 Jahre alt, Potsdam.
27. **Huber Maximilian**, Ritter v., bayer. Regierungsdirektor, Vorstand der Rechnungskammer; München.
28. **Friedrich I., Großherzog von Baden**; 81 Jahre alt, Mainau b. Konstanz. — Der Großherzog war als zweiter Sohn des Großherzogs Leopold und dessen Gemahlin, Prinzessin Sophie von Schweden, am 9. Sept. 1826 zu Karlsruhe geboren und hatte gemeinsam mit seinem Bruder, dem Erbgroßherzog Ludwig, eine vorzügliche Erziehung genossen. Er studierte 1843—1845 in Heidelberg, 1847 in Bonn, um dann daheim in den Militärdienst zu treten. Nach dem Ableben des Vaters (24. April 1852) übernahm er, da der Erbgroßherzog Ludwig gemütskrank war, zunächst als Prinz-Regent, dann am 5. Sept. 1856 als Großherzog die Regierung. Am 20. Sept. desselben Jahres vermählte er sich mit der Prinzessin Luise von Preußen, der einzigen Tochter des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., und am 9. Juli 1857 kam der erste Sproß dieser überaus glücklichen Ehe zur Welt: Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Großherzog von Baden; ein jüngerer Sohn, Prinz Wilhelm Ludwig (geb. 12. Juni 1865), verschied infolge einer Erkältung

in der Blüte seiner Jahre am 23. Februar 1888, während die Tochter, Prinzessin Viktoria (geb. 7. Aug. 1862), sich am Silberhochzeitstage der Eltern, am 20. Sept. 1881, mit Gustav, dem damaligen Kronprinzen von Schweden und Norwegen, nunmehrigen König von Schweden, vermählte. Großherzog Friedrich I. war seit je ein Vertreter des Reichseinheitsgedankens und hatte wesentlichen Anteil an dessen Verwirklichung. Als Landesvater gewann er sich durch Gerechtigkeit und Milde die Herzen seiner Untertanen. Wissenschaften und Künste erfreuten sich seines Schutzes und haben während seiner Re-

gierung einen schönen Aufschwung genommen. In Friedrich I. ist einer der hervorragendsten unter den Fürsten des Deutschen Reiches, ein weiser Regent und ein edler Mensch dahingegangen.

28. **Hermann Friedrich**, Prof., Musikpädagoge; 79 Jahre alt, Leipzig.

29. **Rotteler Julius**, ehem. sozialdemokrat. Reichstagsabgeordneter; 69 Jahre alt, Leipzig.

Opitz Ambros, ehem. böhmischer Landtagsabgeordneter, Vertreter der deutschnationalen Richtung im österr. Klerus, Gründer der kath. Tageszeitung „Reichspost“ in Wien sowie eifriger Förderer der gesamten kath. Presse Österreichs; 61 Jahre alt, Schönau.

Oktober.

1. **Arbagh Sir John Charles**, engl. Generalmajor a. D., Vertreter Englands auf der I. Haager Friedenskonferenz, Mitglied des ständigen internat. Schiedsgerichtshofes im Haag; 67 Jahre alt, London.

3. **Reifenauer Alfred**, Klaviervirtuos, einer der bedeutendsten Schüler Liszts, unternahm seit 1886 erfolgreiche Konzerttourneen durch die ganze zivilisierte Welt, starb während einer solchen, kurz vor dem angesagten Konzerte, infolge eines Herzschlages; 44 Jahre alt, Sibau in Kurland.

Eiben Julius, Dr, bayer. Politiker und Landtagsabgeordneter (Zentrum); 56 Jahre alt, Deidesheim.

4. **Baetel Elwin**, Geh. Kommerzienrat, Chef des bekannten Verlagshauses Gebr. Baetel; 60 Jahre alt, Berlin.

4. **Tangermann Wilhelm**, Dr, ehem. alkath. Pfarrer, Dichter (Pseudonym Viktor Granella); 93 Jahre alt, Rölln.

5. **Hänfler Karl**, seit 1866 einer der populärsten Schauspieler der Münchner Hofbühne, unergleichlicher Darsteller des „Falstaff“; 65 Jahre alt, Pullach b. München.

6. **Martini Karl**, Dr, Oberlandesgerichtspräsident; Rostock.

Raffon David, Professor der englischen Literatur an der Universität Edinburgh, königl. Historiograph für Schottland; 85 Jahre alt, Edinburgh.

7. **Rudhaber Gustav Adolf**, Kirchenrat; 79 Jahre alt, Heidelberg.

Schachner Friedrich, Baurat, Architekt; 67 Jahre alt, Wien.

8. **Riechtenstein, Prinz Alfred von und zu**, ehem. Mitglied des österr. Abgeordnetenhauses, seit 1887 Mitglied des Herrenhauses, einer

- der verdienstvollsten Förderer der kath. Bewegung in Steiermark; 65 Jahre alt, Schloß Hollenegg in Steiermark.
9. **Marengo Romualdo**, ital. Ballettkomponist, Schöpfer der beliebten Ballette „Ercelfior“ und „Amor“; 66 Jahre alt, Mailand.
10. **Furtwängler Adolf**, Prof. Dr., berühmter Archäolog und Forscher von internat. Rufe, seit 1894 Direktor der Glyptothek u. Prof. der Altertumswissenschaft an der Universität München, anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Vasen- und Gemmenkunde; 54 Jahre alt, Athen.
- Pillerstorff Hermann**, Frhr v., Vizepräsident der mährischen Statthalterei; 57 Jahre alt, Brünn.
- Wegel**, Prof. Dr. Aug., Direktor der Kieler Universitätsbibliothek; Kiel.
11. **Cofa Karl**, Theaterdichter u. Volksschriftsteller, dem anlässlich seines 75. Geburtstages (2. Febr. 1907) vom Wiener Gemeinderat ein Ehrengeloh von 1200 Kronen ausgesetzt wurde; 75½ Jahre alt, Wien.
- Knapp Karl**, Dr v., ehem. württemb. Senatspräsident; 78 Jahre alt, Reutlingen.
- Dasbach Georg Friedrich**, Kaplan, langjähriger preuß. Landtags- und deutscher Reichstagsabgeordneter, der in Wort und Schrift die kirchlichen, sozialen und charitativen Interessen seines Wahlkreises eifrig förderte, Direktor der Paulinusdruckerei, Gründer des Trierer Bauernvereins sowie verschiedener Kreditgenossenschaften für die Landbevölkerung; 61 Jahre alt, Bonn (Marienhospital).
- Dehne Erwin**, Landschaftsmaler, Prof. an der technischen Hochschule und Ehrenmitglied der Dresdener Akademie der bildenden Künste; 76 Jahre alt, Dresden.
12. **Bülow Adolf v.**, General der Kavallerie, Generaladjutant Kaiser Wilhelms II., 1869—1870 Militärattaché in Paris, ein Onkel des Reichskanzlers; 70 Jahre alt, Potsdam.
- Maul Alfred**, Hofrat, verdienter Förderer des Turnwesens, Direktor der bad. Turnlehrerbildungsanstalt; 79 Jahre alt, Karlsruhe.
13. **Sonnenleiter Johannes**, Professor, Kupferstecher; 83 Jahre alt, Wien.
14. **Karathodory Efendi**, ehem. türk. Gesandter in Brüssel, Mitglied des Instituts des internationalen Rechts; Brüssel.
15. **Steinhuber Andreas**, Kardinal, Priester der Ges. Jesu; 82 Jahre alt, Rom. St. wurde als Sohn einer kinderreichen Bauernfamilie am 11. Nov. 1825 in Ober-Uttlau in Bayern geboren, absolvierte das Gymnasium zu Passau und widmete sich sodann im deutschen Kolleg in Rom theologischen und philosophischen Studien. 1851 erhielt er die Priesterweihe und zwei Jahre später lehrte er als Dr. theol. et phil. nach Bayern zurück, um in München im herzoglich bayrischen Hause eine Stelle als Erzieher anzunehmen. 1854 bis 1857 wirkte er in Passau als Seelsorger, im Herbst 1857 trat er in die österr. Ordensprovinz der Ges. Jesu ein. Nachdem er dann — nach Vollendung des Noviziates — einige Jahre als Professor an der Universität Innsbruck tätig gewesen, wurde er nach Rom berufen, um das dortige

- deutsche Kolleg zu leiten. 1893 ernannte Leo XIII. ihn zum Kardinal, 1895 zum Präfekten der Ablass- und 1896 zum Leiter der Indulg. Kongregation. St. war in letzter Zeit der einzige deutsche Kurienkardinal und nahm wiederholt Gelegenheit, für die katholische Kirche in Deutschland zu wirken.
16. **Braunschweig Ernst v.**, Kaiserlicher Gesandter a. D., zuletzt am persischen Hofe; 62 Jahre alt, Berlin.
17. **Erbstein Richard**, Geh. Hofrat Dr., langjähriger Direktor des Grünen Gewölbes, des Münzkabinetts und der Porzellanammlung in Dresden; 69 Jahre alt, Blasenw.
18. **Ragenstein Louis**, Geschichtsmaler und Kunstschriftsteller; 85 Jahre alt, Kassel.
19. **Boulauger Ernest**, franz. Senator und ehem. Kolonialminister; 76 Jahre alt, Paris.
- Pfister Albert v.**, Dr., württemb. Generalmajor z. D., Geschichtsforscher und militärwissenschaftl. Schriftsteller, Dr. h. c. der Universität Tübingen; 68 Jahre alt, Troßingen.
- Podmaniczky Friedr.**, Frhr v., lib. ungar. Politiker, ehem. Intendant des ung. National- und des kgl. Operntheaters, Geh. Rat; 83 Jahre alt, Budapest.
20. **Hohenberg Bodo**, Frhr v., ehem. hannov. Minister; 81 Jahre alt, Hudemühlen.
22. **Bartels**, Dr., Generalsuperintendent a. D., Erforscher der Geschichte und des Volkslebens von Ostfriesland; 75 Jahre alt, Aurich.
- Wied**, Fürst **Wilhelm zu**, General der Infanterie, ehem. Präsident des preuß. Herrenhauses und des deutschen Flottenvereins; 62 Jahre alt, Neuwied.
23. **Gebhard Albert**, Geheimrat Dr., Professor a. D.; Heidelberg.
25. **Roth Franz**, Kapellmeister und Komponist; 71 Jahre alt, Wien.
26. **Engel Emanuel**, Dr., tschech. Politiker und Parlamentarier, ehem. Obmann des Jungtschechenklubs; 63 Jahre alt, Karlsbad.
- Sundlach Wilhelm**, Prof., Historiker; 48 Jahre alt, Charlottenburg.
27. **Lappert Wilhelm**, Musikpädagoge und Fachschriftsteller; 77 Jahre alt, Berlin.
29. **Rangold Antou**, Professor, Maler; 44 Jahre alt, Weilsheim in Bayern.
- Raffay Gerald**, hervorragender engl. Freiheitsdichter und Ägyptologe; 79 Jahre alt, London.
- Said Pascha**, Präsident des türk. Staatsrats, ehem. Minister des Auswärtigen; Konstantinopel.
- Ullmann Paul Herm.**, Dr., Geh. Oberregierungsrat, ehemal. Vortragender Rat im preussischen Handelsministerium; 72 Jahre alt, Berlin.
31. **Engels Georg**, einer der beliebtesten Schauspieler Berlins und der bedeutendsten Komiker Deutschlands; 62 Jahre alt, Berlin.
- Leinberg Magn. Karl Gabriel**, Prof., ehem. Volksschulinspektor in Helsingfors, Verfasser mehrerer Werke über das Schulwesen in Finnland; 77 Jahre alt, Stockholm.
- Beigelsberg Leo**, Chefredakteur des „Pester Lloyd“; 63 Jahre alt, Budapest.
- Wittich Wilhelm**, Dir. Dr., namhafter Pädagoge; 65 Jahre alt, Kassel.

November.

1. **Jarry Alfred**, Schriftsteller; 34 Jahre alt, Paris.
Mosing Guido Konrad, Dr. polit. und dram. Schriftsteller, ehem. Mitglied des Frankfurter Parlaments; 84 Jahre alt, Wien.
2. **Schrader Wilhelm**, Dr. Kurator der Universität Halle, ehem. Mitglied des Frankfurter Parlaments; 92 Jahre alt, Halle a. d. S.
3. **Strozzi**, Fürst **Piero**, der letzte Träger des altberühmten Namens, bekannter Kunstkennner und Philanthrop; 52 Jahre alt, Florenz.
4. **Rast Oskar v.**, ehem. Oberbürgermeister von Cannstatt; 58 Jahre alt, Cannstatt.
Porte Wilhelm, Dr. Viterarchivhistoriker und Kunstschriftsteller; 50 Jahre alt, Frankfurt a. M.
Jacher Konrad, Prof. Dr. Philolog und Kunsthistoriker; 57 Jahre alt, Breslau.
5. **Averdick Elise**, beliebte Jugendschriftstellerin, Begründerin des Diakonissenhauses Bethesda in Hamburg; 99 Jahre alt, Hamburg.
6. **Dassenig Karl**, Pastor a. D., Senior der mecklenb. evang. Geistlichkeit und der älteste Korpsstudent Deutschlands; 99 Jahre alt, Goldberg i. M.
Reißner Karl, Verlagsbuchhändler; 58 Jahre alt, Dresden.
8. **Kilmaine Francis William**, Lord, irländischer Peer; 64 Jahre alt, Paris.
Rüdert Karl Theodor, Dr., Professor der neutestamentlichen Literatur an der Universität Freiburg i. Br.; 67 Jahre alt, Freiburg i. Br.
9. **Krieger Franz**, Bildhauer; 47 Jahre alt, Frankfurt a. M.
10. **Gianturco Emanuele**, ehem. ital. Justizminister; 50 Jahre alt, Neapel.
Zid Alexander, Historienmaler und Illustrator, entstammte einer alten Künstlerfamilie, die ihre Vorfahren bis in die Zeit Kaiser Rudolfs II. zurückverfolgen konnte; 61 Jahre alt, Berlin.
11. **Blöem Emil**, Geh. Justizrat, freis. Politiker; 76 Jahre alt, Düsseldorf.
Mikritsch, oberster Patriarch aller Armenier; Etschmiadsin.
12. **Arnulf**, Prinz von Bayern, Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls; 55 Jahre alt, Venedig. — Der Prinz, dritter Sohn des Prinzregenten Luitpold von Bayern, wurde am 6. Juli 1852 in München geboren, nahm am Deutsch-französischen Kriege im Stabe des Generals v. d. Tann teil und erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse. Nach Beendigung des Krieges widmete er sich wissenschaftlichen Studien an der Universität München und auf Reisen, um 1876 in den aktiven Militärdienst zu treten und 1877/1878 den russ.-türk. Feldzug mitzumachen. Am 12. April 1882 vermählte er sich mit Theresie Prinzessin von Liechtenstein, die ihm am 24. Juni 1884 einen Sohn schenkte, den Prinzen Heinrich, der das einzige Kind aus dieser Ehe blieb. Nach Verlassen des aktiven Dienstes im April 1906 unternahm Prinz Arnulf eine wissenschaftl. Forschungsreise durch Zentralasien; auf der Heimkehr

- ereichte ihn in Venedig die Todeskrankheit.
12. **Morris Sir Lewis**, einer der begabtesten engl. Dichter der Gegenwart; 74 Jahre alt, Carmarthen in Wales.
- Wormfall Joseph**, Gymnasialprof. a. D., Kunstsammler, Altertumsforscher und Schriftsteller; 78 Jahre alt, Münster.
13. **Filbry**, Geh. Regierungsrat, vortrag. Rat im Reichsjustizamt; 48 Jahre alt, Berlin.
- Kuland Karl**, Geheimrat Prof. Dr, langjähriger Direktor des Goethe-Nationalmuseums und Präsident der Goethe-Gesellschaft, bekannter Kunsthistoriker und Goetheforscher; 73 Jahre alt, Weimar.
- Stender Julius**, Prof., Direktor des Städt. Museums in München-Gladbach; 58 Jahre alt.
14. **Pappenheim Karl**, Graf zu, bayer. General der Kavallerie, Generaladjutant des Prinzregenten Luitpold; 90 Jahre alt, München.
15. **Dorner August v.**, Staatsrat Dr, ehem. Chef der württ. Staatsforstverwaltung; 80 Jahre alt, Stuttgart.
16. **Hellendorff Georg Heinrich v.**, Wirkl. Geheimrat, ehem. sachsen-altenb. Staatsminister; 73 Jahre alt, Drasdendorf.
- Herzberg Gustav**, Prof. Dr, Historiker, Verf. zahlreicher geschichtlicher Werke; 81 Jahre alt, Halle a. d. S.
- Hessert Heinrich v.**, Oberlandesgerichtspräsident a. D., Reichsrat der Krone Bayern; 74 Jahre alt, Zweibrücken.
17. **Robert**, Herzog von Parma; 59 Jahre alt, Viareggio. — Der Herzog war der Chef der bourbonischen Seitenlinie von Parma, lebte nach der Absetzung der Bourbonen vom Thron von Parma (1859) auf seinen reichen Privatbesitzungen und hinterläßt seinen 20 noch lebenden Kindern ein beträchtliches Vermögen; seine älteste Tochter Maria Luise war die 1899 verstorbene Fürstin von Bulgarien.
19. **Schidhardt R.**, Kommerzienrat, ehem. württ. demokratischer Landtagsabgeordneter; 59 Jahre alt, Bellingen.
19. **Braun Joh. Wilhelm**, Domkapitular Dr, der Senior des Kölner Metropolitankapitels; 82 Jahre alt, Köln.
- Sayn-Wittgenstein-Hohenstein**, Prinz **Alexander v.**; 74 Jahre alt, Prien am Chiemsee.
- Wolff Walduin**, Landschaftsmaler, Mitbegründer des Düsseldorfer „Malkasten“; 88 Jahre alt, Düsseldorf.
21. **Braga Gaetano**, Violinist und Komponist; 78 Jahre alt, Mailand.
- Marbe Ludwig**, Rechtsanwalt, ehem. langjähriger deutscher Reichstags- und bad. Landtagsabgeordneter, hochangesehenes Mitglied der Zentrumsparthei, um die er sich große Verdienste erworben hat; 68 Jahre alt, Freiburg i. Br.
22. **Petru Jofie**, Solofängerin an der Wiener Hofoper; 31 Jahre alt, Davos.
- Haukmann Friedrich**, angesehener Rechtsanwalt, ehem. Reichstags- und württ. Landtagsabgeordneter; 50 Jahre alt, Stuttgart.
23. **Dernburg Heinrich**, Geh. Justizrat Prof. Dr, berühmter Rechtslehrer, Verf. hervorragender fachwissenschaftlicher Werke, Mitglied des preußischen Herrenhauses, ein Onkel des deutschen Kolonial-

- staatssekretärs; 78 Jahre alt, Berlin.
23. **Schaeffer Karl, S. J., P.**, ehem. langjähriger u. verdienstvoller Jugendbildner im Pensionat *Stella matutina* zu Feldkirch, 1900/1907 Leiter der deutschen Ordensproving, als welcher er mehrmals Reisen nach Amerika unternehmen mußte, um die dortigen Missionen zu besuchen; seit dem 1. Jan. 1907 widmete er sich — nachdem er sein Provinzialamt krankheits halber niedergelegt — der Seelsorge; 58 Jahre alt, Berlin.
24. **Vertram Theodor**, Baritonist mit prächtigem Stimmmaterial, ein Wagner-Sänger ersten Ranges, erdete durch Selbstmord; 38 Jahre alt, Bayreuth.
Hesse Max, Verlagsbuchhändler; 49 Jahre alt; Leipzig.
26. **Battersea Cyril**, Lord, engl. lib. Politiker und Kunstfreund; 64 Jahre alt, Insel Wight.
27. **Vorzing Hans**, Mitglied der königlichen Schauspiele in Berlin, der letzte Sohn des Komponisten Albert Vorzing; 62 Jahre alt, Berlin.
27. **Ritter Paul**, Prof., Maler und Radierer, seit seinem 4. Lebensjahre taubstumm; 78 Jahre alt, Nürnberg.
28. **Stübel Ernst**, Hofrat Dr, Oberbibliothekar an der kgl. öffentl. Bibliothek; 65 Jahre alt, Dresden.
Wyspiański Stanislaus, Dichter und Maler; 39 Jahre alt, Krakau.
29. **Vignio Louis v.**, Kammerjäger; 68 Jahre alt, Wien.
Thaon di Revel Ignazio, Graf, ital. General, Senator und ehem. Kriegsminister; 90 Jahre alt, Turin.
30. **Frieder Karl Vikt.**, Geh. Hofrat Dr, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig; 77 Jahre alt, Leipzig.
Milorey Max, kgl. bay. Kammerjäger; 57 Jahre alt, Dessau.
Schmidt Friedrich Wilhelm, P., der verdienstvolle Direktor des kathol. deutschen Hospizes in Jerusalem; 74 Jahre, Köln.
Weißensels Edwin, Bildhauer; 60 Jahre alt, München.
Wyß Friedrich v., Prof., der Nestor der schweiz. Rechtshistoriker; 89 Jahre alt, Zürich.

Dezember.

1. **Stigell Robert**, Bildhauer; Helsingfors.
2. **Mayr-Günther Joseph**, Tiroler Dichter; 63 Jahre alt, Innsbruck.
Montebello Gustave, Marquis v., ehemal. französischer Botschafter in St Petersburg; 69 Jahre alt, Paris.
Zallinger-Stillendorf, Frhr v., Vertreter der Bozen-Meraner Landgemeinden (konservativ); 65 Jahre alt, Bozen.
3. **Ragerer Paul**, Dr, Generalvikar und Dompropst, päpstlicher Hausprälat; 74 Jahre alt, Regensburg. — R. war geboren am 25. Mai 1833 in Rittenau in der Oberpfalz, empfing am 16. Aug. 1856 die Priesterweihe und ward zwei Jahre später Sekretär des Erzbischofs Gregor v. Scherr; diesen Posten füllte er bis zu seiner Ernennung zum Domkapitular in München (1878) aus. 1889 wurde er zum Dom-

- pfarrer der Liebfrauenkirche in München, 1895 zum Dompropst in Regensburg, 1907 zum Generalvikar ernannt.
5. **Boeck Richard**, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, hervorragender Statistiker; 83 Jahre alt, Berlin.
- Dessowff Alexander**, Bischof von Eszaráb; 73 Jahre alt, Budapest.
- Grafé Albert**, Prof. der Psychologie an der Univ. Lüttich; 52 Jahre alt, Lüttich.
- Hirt Ludwig**, Prof. Dr., Geh. Medizinalrat, hervorragender Nervenarzt und Gewerbehygieniker; 63 Jahre alt, Breslau.
- Sichel Nathanael**, Maler; 64 Jahre alt, Berlin.
7. **Eisenmenger August**, Prof., berühmter Historienmaler, ehem. Lehrer an der Wiener Kunstakademie; 77 Jahre alt, Wien. — Geb. in Wien am 11. Febr. 1830, trat E. mit 15 Jahren als Schüler in die Kunstakademie, um schon nach kurzer Zeit den ersten Preis im Zeichnen davonzutragen; später studierte er bei Rahl weiter. Von seiner Hand stammt eine große Anzahl schöner Fresken in Kirchen, Palästen und öffentlichen Sälen Wiens.
8. **Longe Wilhelm**, Dr., bekannt als Ibsen-Übersetzer; 58 Jahre alt, Berlin.
- Oskar II.**, König von Schweden, 78 Jahre alt, Stockholm. — Mit dem am 21. Jan. 1829 gebornen König Oskar II. ist der Nestor der europ. Könige dahingegangen. Der greise Herrscher, ein Urenkel des Marschalls Bernadotte, war ein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, Ehren doktor verschiedener Universitäten und nicht unbedeutender Dichter und Schriftsteller. Seinem Volke, das er seit dem Tode seines Bruders Karl XV. (18. Sept. 1872) regierte, war er allzeit ein guter Herrscher, dem die Loslösung Norwegens, der einen Hälfte seines Reichs (7. Juni 1905), eine bittere und unverbiente Kränkung war; um des Friedens willen duldete er sie, ohne Widerspruch zu erheben, und verzichtete am 27. Okt. 1905 für sich und sein Haus auf den norweg. Thron. König Oskar unterhielt stets freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland und war besonders mit Kaiser Friedrich herzlich befreundet. Seine Gemahlin, mit der er am 6. Juni 1907 das Fest der goldenen Hochzeit feiern konnte, ist eine Prinzessin von Nassau. Der glücklichen Ehe entstammen vier Söhne, deren ältester nunmehr als König Gustav V. den schwed. Thron bestiegen hat.
13. **Broich Eduard**, Frhr. v., Geh. Oberregierungsrat, ehemal. vortragender Rat im preußischen Staatsministerium; 73 Jahre alt, Sonnef.
15. **Carola**, Königin-Witwe von Sachsen; 74 Jahre alt, Dresden. — Königin Carola entstammte dem Hause Holstein-Gottorp; sie wurde am 5. Aug. 1833 als die einzige Tochter des Prinzen Gustav von Wafa und seiner Gemahlin, Prinzessin Luise von Baden, im Kaiser-schlosse zu Schönbrunn geboren und verlebte ihre Jugend zum größten Teil in Osterreich. Im Alter von 19 Jahren trat sie, die protestantisch getauft war, einem inneren Drange folgend,

- zur kathol. Kirche über. Am 18. Juni 1853 vermählte sich die Prinzessin mit dem Prinzen Albert von Sachsen, der 20 Jahre später den sächsischen Königsthron bestieg und am 19. Juni 1902 nach glücklicher, aber kinderloser Ehe seiner Gemahlin im Tode voranging. Von Jugend auf hat sich die hohe Verstorbene durch Werke der Nächstenliebe ausgezeichnet; zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten, Krankenhäuser und gemeinnützige Stiftungen verdanken ihr Entstehen dem frommen Sinn der Königin, mit der Sachsen eine echte Landesmutter verloren hat.
- Haeder Philipp**, Landesgerichtspräsident a. D.; 87 Jahre alt, Eichstätt.
16. **Wengolbt Georg Peter**, Geh. Hofr. Dr., bairischer Oberschulrat und nationallib. Parlamentarier; 63 Jahre alt, Heidelberg.
17. **Beinke Fritz**, Maler; 65 Jahre alt, Düsseldorf.
18. **Koefling Karl**, Dramatiker; 64 Jahre alt, Dresden.
19. **Silossow Dmitrij Alexandrowitsch**, russ. Handelsminister; 46 Jahre alt, St Petersburg.
20. **Mufurus Pascha**, türk. Botschafter am engl. Hof; 66 Jahre alt, London.
- Puttkamer Henning v.**, Appellationsgerichtsrat a. D., hervorragender nationallib. Politiker, ehem. langjähriges Reichstagsmitglied; 81 Jahre alt, Deutsch-Karstnik in Pommern.
21. **Schönborn Friedrich**, Graf Dr., Erster Präf. des österr. Verwaltungsgerichtshofes, ehem. Statthalter von Mähren und Justizminister, seit 1881 lebenslängliches Mitglied des österr. Herrenhauses, in dem er sich der Rechten angeschlossen, Geh. Rat und Kämmerer; 66 Jahre alt, Wien.
23. **Bernhard**, Prinz von **Sachsen-Weimar-Eisenach**, der 1900 wegen einer Mesalliance auf Rang und Titel verzichtet hatte und unter dem Namen Graf v. **Crayenberg** als Privatmann lebte; 52 Jahre alt, Hannover.
24. **Endres Karl**, Ritter v., Generalleutnant, Chef des bayer. Generalstabs, ehem. bayer. Bevollmächtigter zum Bundesrat; 60 Jahre alt, München.
26. **Molinari Leo**, Geh. Kommerzienrat, Chef des Handelshauses Molinari & Söhne, das durch Freytags „Soll und Haben“ bekannt geworden ist, ehem. nationallib. Reichstagsabgeordneter; 81 Jahre alt, Breslau.
28. **Dunajewski Julian**, Dr Ritter v., ehem. österr. Finanzminister, Mitglied des Herrenhauses; 85 Jahre alt, Krakau.
29. **Ginzpeter Georg Ernst**, Prof. Dr., Wirkl. Geheimrat, Mitglied des preuß. Herrenhauses, ehem. Erzieher Kaiser Wilhelms II.; 80 Jahre alt, Bielefeld. — Geboren am 9. Okt. 1827 in Bielefeld, hatte G. in Halle und Berlin Philologie und Theologie studiert und 1851 eine Stelle als Erzieher im Hause des Grafen Görz-Schlich erhalten, wo ihn der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm kennen lernte, der ihn dann 1866 zum Erzieher seines ältesten Sohnes erwählte. G. blieb bis zur Großjährigkeit des Prinzen (1877) an dessen Seite, um dann in seine Heimat zurückzukehren und sich mit der ehem. Gouvernante der kronprinzlichen Kinder, Mlle

d'Sarcourt, zu vermählen. Kaiser Wilhelm hat die freundschaftlichen Beziehungen zu S. stets aufrecht erhalten, wiederholt seinen Rat und seine Arbeitskraft in Anspruch genommen und ihn auf mancherlei Art ausgezeichnet, so noch durch die Aufstellung seiner Büste in der Nationalgalerie anlässlich seines 80. Geburtstages. Nach Empfang der Todesnachricht eilte er nach Viele-

feld, um seinem alten Lehrer die letzten Ehren zu erweisen.

30. **Schember Ludwig**, Senatspräsident, Mitglied der Ersten badischen Kammer; 72 Jahre alt, Karlsruhe.
31. **Guyot-Dessaigne Jean François Edmond**, franz. Justizminister; 74 Jahre alt, Paris.
- Trooz Jules de**, belgischer Ministerpräsident, Führer der katholischen Partei; 51 Jahre alt, Brüssel.

Register.

- A.**
- Aanrud 353.
 Abbu'l-Asis 83 414 416.
 Abele S. 274.
 — Th. A. 211.
 Albert v. 21.
 Abessinien 225.
 Abiturientenexamen 130.
 Ablass Bruno 54.
 Abraham 4.
 — a S. Clara 167 Anm.
 Abrahamowicz, Ritter v. 419.
 Abrüstungsantrag 79.
 Abu Musa 85.
 Achelis 203.
 Achill 230.
 Adam R. 160.
 Adides Erich 191.
 — Franz 291.
 Adler Fr. 309.
 — G. 99 100 203.
 Adrian VI. 219.
 Afghanistan 84.
 Africaverein 26.
 Aguirre y Garcia 15 407.
 Agypten 92 206 229 231
 233 234 236 246 247.
 Ahasver 278.
 Aehrenthal, Frhr v. 79.
 Achner 428.
 Aigner 431.
 Akaba 92.
 Akademien, Affoziation der
 235 f.
 Akropolis 245.
 Albersdorf 135.
 Albert, Prinz von Sachsen
 458.
 Albertus-Magnus-Verein 26.
 Albing Ansgar 343 344.
 Albori, Frhr v. 426.
 Albrecht IV. 356.
 Aldenhoven 450.
 Alexander I. (Zar) 224.
 — II. (Zar) 224 415.
 — IV. (Papst) 166.
- Alexander d. Gr. 210.
 Alexandria 246.
 Alfieri Max 32.
 Alfons, Prinz von Asturien
 408 424.
 —, Prinz von Bourbon-
 Orleans 430.
 — XIII., König von Spa-
 nien 424 429.
 — v. Signori, hl. 189 Anm.
 — Rodriguez, hl. 187.
 Algeciras, — -akte 81—84
 89 297.
 Algerien 81.
 Alijo 212.
 Alt, Ritter v. 378.
 Altherr 379.
 Althof S. 257.
 — Paul f. Gurschner.
 Althoff Fr. 427.
 Amade d' 421.
 Ambras 395.
 Ambrosius, hl. 163.
 Amenhotep III. 246.
 Amerika 86 100.
 Amette d' 12 Anm.
 Andlau, P. 30.
 Andrieu 16 420.
 Andrzejewicz 449.
 Anhalt 125 271.
 Anna, Prinzessin von Neuf
 436.
 — Pia Monika, Prinzessin
 von Sachsen 418.
 Annibaldi 239.
 Annunzio d' 340.
 Ansiedlungsvorlage 67.
 Antiphon 231.
 Antwerpen 381.
 Anzengruber 265 323 329
 332.
 Apollo 230.
 Appeli Emil 303.
 Aram R. 345.
 Archäologie 244.
 Archimedes 233.
 Arbagh, Sir 451.
- Arenberg Franz, Prinz von
 437.
 — Phil., Prinz von 165.
 Arens 271.
 Arenz 184.
 Aretin, Frhr v. 423.
 Ariovist 247.
 Aristophanes 230 234 240
 241 331.
 Aristoteles 196 198 241.
 Arius 162 163.
 Arles, Synode von 165.
 Arndt Aug. 395.
 Arneht Sefkor, Ritter v. 432.
 Arnim A. v. 261 272 313.
 Arnsherg Stud. 116.
 Arnspurger 445.
 Arnzen 359.
 Arnulf, Prinz von Bayern
 424 454.
 Artemision 245.
 Artöt de Babilla 438.
 Ärztlicher Verein (München
 131.
 Aich Sch. 321.
 Aischylus 239 242 331.
 Ascoli G. D. 433.
 Asten 41 86.
 Aspern 218.
 Assisi 172.
 Assiut 228.
 Athanasius, hl. 162.
 Athen 245.
 Auer J. 438.
 — U. 278.
 Auerbach B. 267.
 Aufsberg Th. 278.
 Augsburg 125.
 Augsburger Religionsfrieden
 168.
 August, Herzog von Sachsen-
 Coburg-Gotha 449.
 —, Kurfürst von Sachsen
 168.
 Augustin 276.
 Augustinus, hl. 164 173 186
 207 356.

- Augustinusverein** 146.
Augustus 211.
Ausfeld Ab. 238.
Ausgleich, österr.-ungar. 69
 74—78.
 — ungar.-kroat. 76.
Ausgrabungen 245—247.
Auslandsschulen, deutsche
 130
Australien 85 91 112.
Avenarius 370.
Avenel b' 220.
Averbied 454.
Avicenna 198.
Avogadro di Quinto 440.
- B.**
- Baader Fr.** 363.
Bab Jul. 265.
Babylon 224.
Bach J. 165.
Bade 24.
Baden 68 120 125 129 134
 215 217 274 291 392.
Badeni 75.
Baderle 221.
Bahder v. 250 251.
Baier 440.
Baillobd 423.
Balkan 93.
Balleani 239.
Bals J. 209.
Baltus 279.
Bamberg 24.
Bamberger Mag 314.
Bafes 194.
Bär L. 391.
Baer R. C. v. 197.
Barazetti 443.
Barcelona 381.
Barni Cortado, Graf 436.
Barrh, Ritter v. 443.
Bartels Ab. 263 265 362.
 — Fr. 311.
 — R. 388.
 — Aurich 453.
 — Bielefeld 21.
Barth Th. 64.
Bartolomeo, Fra 396.
Basel 127 241 257.
 —, Konzil 223.
Baefede 256.
Bassermann 121.
Bassewitz 454.
Batiffol 35.
**Battenberg Viktoria, Prin-
 zessin von** 424.
Battersea, Lord 456.
Bauer M. 272.
 — W. 217.
Baumeister 427.
- Baumgarten** 154 166.
Baumgartner M. 259.
 — M. 23.
Baumler 23.
Baumstark 23.
Baur, L. 192.
 — Ritter v. 447.
Bavind 198.
Bayern 61 68 124 125 127
 129 134 145 215 278 290
 291 306.
Bayreuth 331.
**Beatrice, Prinzessin von
 Sachsen-Coburg-Gotha**
 430.
Bebel J. 280.
Beckmann, Ritter v. 444.
Bed, Frhr v. 76 77.
 — J. W. 239.
 — Chemnitz 420.
Beder W. 359.
 — Wilh., ehemal. Ober-
 — Wilh., S. J. 186 Ann.
 bürgermeister 427.
Bequer 346.
Bédier 254.
Beer Rud. 208.
 — Wilh. 432.
Behrend 279.
Behrens 377.
Behrmann 361.
Beiderlinden 16.
Beinke 458.
Beißel 173.
Belgien 89 222 223 236 247.
Bell B. J. 231.
Beloch 205.
Belfer 176.
Bendemann v. 425.
Benediktus, hl. 186 187.
Benevent 222.
Benndorf D. 431.
Benjon 222.
Benj v. 445.
Benziger Aug. 304.
Benkler Wilh., Bischof 14.
Benjmann 312.
**Berchtold zu Sonnenburg,
 G. v.** 431.
Berg, Vizegouverneur 443.
Berger, Frhr v. 373.
 — J. 355.
 — Gildesheim 24.
Bergmann-Dresden 23.
 — v. 424.
Bergner 277.
Bergrecht 286.
Beringer 392.
Berkeley 195.
Berlin 122 131 133 134
 288 316 321 323 326
 375 378.
- Bern** 134 247.
Bernabotte 457.
Bernardus 433.
Berner M. 432.
Berner Oberland 270.
Bernhard Luc. 379.
 — P. 15 415.
**Bernhard, Prinz von Sachsen-
 Weimar-Eisenach** 458.
Bernhart Jos. 396.
Bernheim 206.
Bernstein 328.
Bernstorff-Stintenburg v.
 439.
Bernt 254.
Béroul 254.
Bertbold v. Regensburg 257.
Bertram Theob. 456.
Berptos 232.
Besmer 11 Ann., 190 192
 197.
Bethmann-Hollweg v. 65 411.
Bettelheim M. 267.
Beuron 306 359.
Bezogd C. v. 205.
Biancheri 422.
Bibelwissenschaft 173.
Bibliothekswesen 234 236.
Bie 371.
Bieberfeld Artur 379.
Biedenkopf 271.
Bielohlawek 149.
Bier Aug. 424.
Bierbaum D. J. 346.
 — P. J. 179.
Biermann 391.
Bignio L. v. 456.
Bihlmeyer 255.
Billing 377.
Billot 442.
Bilz 274.
Binder Fr. 368.
 — R. 273.
Binding 290.
Binz 257.
Binggitta, hl. 172.
Birlew 405.
Birkmeyer 290.
Birma 42 45.
Birmingham 35.
Birrell 90 91.
Birt 240.
**Bischöfe, Konferenz der deut-
 schen** 11 Ann., 25.
Bismard, Fürst 57 215 216
 281 436.
Bismardbumb, Ab. 133.
Bitter v. 429.
Bitterlich 382.
Björnson 313 314.
Blate 318.
Blank 164.

- Blafß 239.
 Bleef 212.
 Bleibtreu 214.
 Blenk 37.
 Blennerhaffett, Lady 222 368.
 Blicher-Clausen 433.
 Blind 442.
 Bloch-Wunschmann 262.
 Blochpolitik 60—68.
 Bloem 454.
 Bloßius 187.
 Blum 450.
 Blumenreich 445.
 Blumenspiele, Kölner 310.
 Blümmel 258.
 Blümner 237.
 Bobbio 243.
 Bobertag 444.
 Bochum 128.
 Böckh Aug. 242.
 — R. 457.
 Böcklin 390.
 Bode 387.
 Bobelshwingh W. v. 168.
 — Plettenberg, Graf v. 433.
 Böbiker 433.
 Bobman, Frhr. S. von und
 zu 408.
 Bobnar 447.
 Böhla Fel. 267 344.
 Böhle Fritz 379.
 Böhm-Wamerf, Ritter v. 422.
 Böhmen 169 227.
 Boie R. 441.
 Bologna 171.
 Bonaparte Cristina 434.
 — Jérôme 217.
 — Marie 427 430.
 Bonaventura, P. 24.
 Bonbaronne 172.
 Bondy Walter 379.
 Bonifazius-Sammelverein
 26.
 — Verein 26.
 Bonn 22 24 132 133 134.
 Bonnahmé 182 Anm.
 Bonus A. 277.
 Börger 385.
 Borghese, Fürst 413.
 Bortowski 394.
 Börner 258.
 Borsen Gesetz 64 286.
 Borsing 310.
 Borsch 13 Anm.
 Bosnien 359.
 Boßporus 85.
 Boffert 254.
 Boström 435.
 Botha 91 406 433.
 Böttcher G. 216.
 — R. S. v. 436.
 Bouquet 44.
 Boulanger 453.
 Bourgeois 221.
 Bourgin 222.
 Bourguignon, Frhr. v. 450.
 Bradel, Freim. J. v. 357.
 Braga Gaet. 455.
 Brahm 322.
 Braig 198.
 Brake 129.
 Brandenburg C. 208.
 Brandt 191.
 Brandes 426.
 Brandt S. Th. 118.
 — R. 205.
 Brandis, Graf Ant. zu 440.
 — R. G. 203.
 Brandis-Zelion C. v. 346.
 Brandt Wilh. 347.
 Brantowit 445.
 Brasch 450.
 Braun Joh. W. 448.
 — Joh. 169 173.
 — L. 113.
 Braune 249 250 251.
 Braunschweig 125 291.
 Braunschweig C. v. 453.
 Bredek 213.
 Bredt 391.
 Breßeld L. 434.
 Bréhier 212.
 Breiter 238.
 Bremer 251.
 Brenner 430.
 Brentano S. 209 223.
 — Kl. 260 261 272 313
 319.
 Breslau 132 215.
 Breslauer 274.
 Breßlau S. 208.
 Brettholz 203.
 Brettreich v. 407.
 Breuer Peter 382.
 Breughel P. 387.
 Breyfig 205.
 Briand 33 34 87.
 Brieger 205.
 Brinton 391.
 Britisch-Columbia 85.
 Britto Joh. 39.
 Brodhorst, Frhr. v. 450.
 Brod Max 309.
 Broich, Frhr. v. 457.
 Brosch 444.
 Brüd, Rektor 21 123.
 — S., Bischof 170.
 Brühl 262.
 Brüll 449.
 Brunhuber 145.
 Brunt 277.
 Brünn, Abg. 14.
 Brunner 217.
 Brunnich, Edl. v. 427.
 Bruyn de 450.
 Brzejowski 429.
 Bubicz 441.
 Buchberger 181.
 Buchholz Eugen 144 145.
 Buchner D. 429.
 — Ed. 430.
 Büdning G. 227.
 Budgetdebatte 77.
 Buenos-Aires 130.
 Bugge 444.
 Bulgarien 94.
 Bülow Ad. v. 452.
 — W., Fürst 54—60 63—65
 67 121 264 406 407.
 — Wendhausen P. v. 346.
 Bulwer 366.
 Bunge 440.
 Bunker 278.
 Bunyan 318.
 Buol, Graf 218.
 — W. 366.
 Burdach 254.
 Bürgel 23 275.
 Bürger 387.
 Bürger 361.
 Bürgerliches Gesetzbuch, III.
 gemeines 284.
 —, Schweiz 284.
 Bürgerstein 129.
 Buerfel L. v. 392.
 Burlage 425.
 Busch Konr., Bischof 14.
 — W. 215.
 — Wilh. 264 424.
 Buffle C. 263.
 — L. 449.

C.

 Cäcilius v. Kallacte 237.
 Cahn 391.
 Cajetan-Milner 315.
 Calderon 331 336 339.
 — Gesellschaft 339 340.
 Camassei 423.
 Campbell-Bannerman 90.
 Canossa 213.
 Capreolus 194.
 Capua 222.
 Caputo 25 414 427.
 Carbauns 368 424.
 Carucci 434.
 Carlen 441.
 Carlos, Infant von Spanien
 429.
 — König von Portugal 89.
 Carmen Sylva 345.
 Carnuntum 247.
 Carola, Königin von Sachsen
 420 457.
 Carriera 388.

- Cafablanca 82 83.
 Cajar 247 248.
 Cafati 32.
 Cafimir-Berier 436.
 Caffius Dio 211.
 Caftanholo 225.
 Catanii Petrus 172.
 Cathrein 154 200 201.
 Caulaincourt 224.
 Cavallari 15 407.
 Cecilie, Kronprinzefsin des
 Deutfchen Reiches 429.
 Cetty 14.
 Ceylon 41.
 Cézanne 390.
 Chamberlain G. St. 265.
 Chamisso 363.
 Champagny 224.
 Charitasverband 24.
 Charlottenburg 124 131 133
 134.
 Chartan 444.
 Chiavacci 352.
 China 44—46 52 Anm., 86
 94 108.
 Chomjafow 418 429.
 Chrift B. 241.
 Chriftiany 14.
 Chriftine, Königin von
 Schweden 338.
 Chriftliche Erziehungswiffen-
 fchaft, Verein für 123.
 — Kunft, Deutfche Gefell-
 fchaft für 23 396.
 Chriftlieb 315.
 Chrouft 217 243.
 Chryfoftomus Joh. 164.
 Cicero 240.
 Cipolla 243.
 Cladder 11 Anm.
 Claudius Matth. 361.
 Clemen 395.
 Clemenceau 87.
 Clemeny 358.
 Clermont G. 221.
 Clery 221.
 Cleß 448.
 Columbus Chr. v. 435.
 Combes 87.
 Commer 17 152 153 192 411.
 Conegliano 396.
 Confédération du travail 87.
 Conscience 356.
 Corbes 311.
 Corinth 379.
 Cornelius Fr. 437.
 Corpus med. ant. 235 236.
 — Inscr. Rom. 249.
 Cortez 225.
 Coßmann 371.
 Cofta 452.
 Coftanzi 443.
 Costenoble 443.
 Cottet 380.
 Cramer 172 Anm.
 Crayenberg, Graf v. 458.
 Creighton 37.
 Creuzberg 167 214.
 Crispi 88.
 Croder, Pferdezüchter 410.
 Cromer, Lord 92 407 424.
 Cromwell 222.
 Crozat 388.
 Cumberland, Herzog v. 406.
 Curry 305 315.
 Czerny J. 274 276.
- D.**
- Daens 443.
 Daffner G. 401.
 Dahlmann Joh., S. J. 45.
 — Waig 208.
 Dahn 428.
 Dalmatien 76 77.
 Damiette 171.
 Dammann A. 213.
 Dänemark 236.
 Daniel 176.
 Dante 362.
 Danzig 61 131.
 Darmftadt 134 146.
 Darwin 157.
 Dasbach Fr. 25 452.
 Daubet 366.
 David G. 396.
 — J. J. 145.
 Davis 246.
 Dehio 384.
 Deibel 361.
 Deinhard 442.
 Deiters 440.
 Delbrück Hans 59.
 Delehaye G. 170 171.
 Desleani 381.
 Delos 246.
 Denifle 255.
 Denk D. (D. v. Echding)
 373.
 Dernburg Bernhard 54 55
 412 418 425.
 — G. 455.
 Déroutéde 215.
 Descartes 157 198.
 Deffauer 22.
 Deffewiffy 457.
 Deffoir 137 Anm.
 Deuffen 198.
 Deuttinger 190.
 Deutfches Reich 56 147 283
 285 286 289 295 296
 299.
 Deutfchland 16—26 53—68
 83 127 134 135—146
 172 201 214 216 246
 247 286 287 290 292
 299 317 332 367 375.
 Deutfchmann Marie 356.
 Deutfch-Südweftafrika 53
 300.
 Dhom 165.
 Diels 235.
 Dierauer 223.
 Dieffel 189 Anm.
 Dieterich A. 258.
 Dietrich L. 269.
 Diez W. v. 376 435.
 Difow 405.
 Diktys 230 231 239.
 Dill 345.
 Dillens 381.
 Diltgen R. 436.
 — W. 261.
 Dimmler 335 339.
 Dindlage G. v. 364.
 Dio Cassius 211.
 Diodor 230.
 Dioscurides 237.
 Dipauli 160.
 Dittberner 210.
 Dohna, Burggraf G. zu 221.
 — Schlobien, Burggraf A. zu
 433.
 Döllinger 207.
 Domanig 305 332 333 387.
 Dominikus, hl. 171 339.
 Donat 240.
 Dörpfeld 245 247.
 Dorrer A. v. 455.
 Dorth, Frhr v. 445.
 Doftojewski 365.
 Dove Rich. 449.
 Dowie 436.
 Drago-Doktrin 297.
 Dransfeld G. 24 313 369.
 Drerup 350.
 Dresden 129 130 131.
 Dresdner A. 266.
 Drefelly 270.
 Dreffel 197.
 Dreves G. M. 159.
 Dregel 30 74.
 Dreger A. 264 390.
 Drobifch 198.
 Drofte-Hülshoff A. v. 263.
 — zu Wifhering 169 170.
 Druder Fr. 277.
 Drube 421.
 Drunander 427.
 Dubaty v. Erzebohmftädt,
 Graf 435.
 Duchatel 441.
 Duhr B. 168 f.
 Duisburg 122.
 Düllberg F. 321 387.
 Duma 92 93.

Dumas C. v. 307.
 Dunajewski 458.
 Dunmore, Carl v. 447.
 Duns Scotus 166.
 Dünzelmann C. 212.
 Durant de Cénégas, Frhr v.
 448.
 Dürer 396.
 Düsselhof 382.
 Dyroff A. 22 190.

E.

Ebenhoch Alfr. 77 418 429.
 Eberhardt A. 277.
 — M. v. 217.
 Ebner Th. 273.
 — Eichenbach M. v. 264
 266.
 Ebstein 268.
 Edelz Herm. 443.
 Eden Fr. van 199.
 Edgemorth de Fircmont 221.
 Edom 174.
 Eduard VII. 84 405.
 Egelhaaf 203.
 Eger P. 328.
 Egerland 274.
 Egger 165.
 Eggersdorfer 163 164.
 Eggert-Winbegg 267.
 Egibius Corboliensis 238.
 Ehereform 13 25 73 110.
 Ehrhard A. 11 Anm., 192.
 Eichelmann 278.
 Eichenborff, Frhr v. 260 261
 313 326 362.
 Eichert F. 149 f.
 Eichhofen 247.
 Eichhorn R. 279.
 Eichhoff 61.
 Einheitschule 127.
 Eijenach 133.
 Eisenbahnerausstand 88.
 Eisenmenger 457.
 Eisler R. 194.
 Eisner R. 214.
 Eitel Friedrich, Prinz von
 Preußen 423.
 Eitel A. 219.
 Etlehard von St Gallen 257.
 Etbel, P. B. 179.
 Elberfeld 131.
 Elena, Königin von Italien
 429.
 Eleonore, Prinzessin von
 Neufch-Köftritz 430.
 Elisabeth, hl. 24 172 418.
 —, Kaiserin, Denkmal 382.
 —, Erzß. von Osterreich 428.
 —, Prinzessin von Sachsen-
 Weimar 425.

Elfaß-Lothringen 68 125
 129 295.
 Elternabende 23 126.
 Emerson 266.
 Ende Herm. 446.
 — S. v. 361.
 Ender 184.
 Endres Jos. 190.
 — R., Ritter v. 458.
 Engel Ed. 260 302.
 — Em. 453.
 Engelbert von Köln 311.
 Engelhard R. 279.
 Engeln 21.
 Engels G. 453.
 Engert Jos. 157 f 191.
 — Thadd. 369.
 Enghaus 422.
 Engl 447.
 England 11 35 80 84 85
 90 91 113 298 299 367.
 Enteignungsvorlage 67.
 Enzyklika Pascendi 7 10 bis
 13 25 30 32 33 35 193.
 — an den franz. Epistopat
 v. 6. Januar 33.
 Epfig 247.
 Epchoroz 230.
 Epigraphit 244.
 Erben B. 208.
 Erbstein 453.
 Erdmann 194.
 Erfurth R. 271.
 Erhard Emile f. Warburg.
 Erl L. 276.
 Erler Friz 382.
 — Joh. 279.
 Ermitte P. I' f. Loutil.
 Ermland 169.
 Ernst, Herzog von Sachsen-
 Altenburg 440.
 — Ludwig, Großherzog von
 Hessen 447.
 Ernst, Erzieherin 201.
 — D. 318 352.
 Erzberger 54 292 405.
 Esler, Lorb 222.
 Esmann 320.
 Esien 21 122.
 Esjer Fr. 311.
 — G. 11 Anm.
 Eswein 266 350.
 Ester R. d' 144.
 Ettlinger Jos. 370.
 — M. 260.
 Eucharistischer Kongreß 14.
 Euden 11 Anm., 199.
 Eugen, Prinz 273.
 Eulenburg Phil., Fürst 66.
 Euphorion 232.
 Eupolis 234.
 Euripides 232.

Evenepoel 379 381.
 Ewald D. 261.
 Ewers S. S. 346.
 Eyd van 396.
 Eyth Max 357.

F.

Faber Ed. v. 432.
 Fabri de Fabris R. 346.
 Fabricius C. 212.
 Facini, Graf 32.
 Fahrenhorst W. 370.
 Falk F. 209.
 Falke Gust. 312 315.
 Fallières 412.
 Farley, Erzß. 37.
 Faschenber 24.
 Fachsenbach-Laudenbach-
 Sommerau, Reichsfrhr v.
 437.
 Fescher G. Th. 195.
 Fesche M. 312 315.
 Fehrenbach Konst. 21 f 419
 429.
 Fehje B. 277.
 Feilich, M. Graf v. 407.
 Fejérvány 75 f.
 Felbiger 200.
 Felbigl Ferd. 275.
 Feldmann Fr. 175.
 Felig L. 105.
 Felten B. 203.
 Ferdinand I. 217.
 —, Fürst von Bulgarien
 413 430 434 449.
 Ferientkursus, theol. 24.
 Ferrari Andrea, Karb. 32 33.
 — Ett. 32.
 Ferrero Gugl. 210.
 Ferronnays, Marquis de la
 450.
 Festa R. 239.
 Feuchtersleben 362.
 Feuerbach L. 198.
 Fevre Justin 449.
 Fey M. Clara 172 f.
 Fichte 198.
 Fieder Jul. 207.
 Fiebigler D. 249.
 Fiebler, Minister 418.
 Filbry 455.
 Filossofow D. A. 458.
 Finaly G. v. 247.
 Fink 275.
 Fischer A., Kardinal 14 20
 25 187.
 — E. L. 198.
 — Herm. 171.
 — Herm. v. 250.
 — S. B. 277 279.
 — Anno 443.

- Fischer B. 203.
 — Rosa 271.
 — Wilh. 352.
 Fitz-George, Sir 448.
 Fitzgerald, Bischof 16.
 Flaslamp Chr. 368 369.
 Fleischer D. 399.
 — R. 371.
 Floerke 348.
 Flottengeleß 66.
 Flottenverein 60 61.
 Flügel D. 190 198.
 Fogazzaro A. 32 358.
 Fond 177.
 Fontane 267.
 Foret 14.
 Forrer Rob. 209.
 Förster Fr. W. 131 200 201.
 Forstner Leop. 380.
 Fortbildungsschultag, preuß. 124.
 Fortbildungsschulwesen 124.
 Foucauld 14.
 Foucher 221.
 Fournier 218.
 Frahm L. 270.
 Francesco Saverio, Nabicha von Lajpur 40.
 Franci Rud. 431.
 Frandenstein Mor. Frhr v. 21.
 Franco João 89 408.
 Frankfurt a. M. 129.
 Frankreich 10 15 33—35 43
 81—84 87—89 119 153
 215 221 247 259 381.
 Franz v. Assisi, hl. 171
 172.
 — Joseph I. 78 406 407
 413 419 425 428.
 — Xaver, hl. 39 46.
 Frapan-Munian 348.
 Frauenbildung, Kongreß für
 höhere 129.
 Frauenbund, Kath. 129 135.
 Frauenfrage 108—114.
 Frauenstimmrecht 110 112
 113.
 Frauenstudium 134.
 Frederik Hendrik, Prinz von
 Oranien 421.
 Freiburg i. Br. 132 134
 174 228.
 Freie Schule 73 154 201.
 Freiligrath 261 362.
 Frefka Fr. 327.
 Frenzel F. 262.
 Frenzel R. 264 430.
 Fressel R. 227.
 Freudenthal Jaf. 442.
 Freund G. 173.
 — v. Arlhausen 428.
 Frey Jof. 189.
 — R. 386.
 Freybe A. 276.
 Freye R. 262.
 Freitag G. 267 f.
 Frider R. B. 456.
 Fridell Egon 266.
 Friedensgesellschaft, Deutsche
 208.
 Friedjung H. 203 218.
 Friedli E. 270.
 Friedmann Ph. 96.
 Friedrich III., Deutscher Kaiser
 457 458.
 — I., Großherzog von Baden
 416 426 450.
 — II., — — 416 427 428
 450.
 — d. Gr. 214.
 — August, König von Sach-
 sen 409.
 Friedrich R. D. 389.
 — B. 362.
 Fröbes 195.
 Frühwirth Andr. 25 427
 429.
 Fuchs A. 175.
 — E. 126.
 — R. 209.
 Führicß Jof. v. 396.
 Fulba 25.
 Fulba L. 264 313.
 Fumagalli, angebliche Nonne
 31.
 Funaioli Hgg. 238.
 Funder Fr. 149.
 Funk F. K. v. 159 181 435.
 Furtwängler A. 245 452.
 Furz Hugo 441.
 G.
 Galen 237.
 Galilei 157.
 Gallarati-Scotti 32 33.
 Gallo Ricc. 436.
 Gama Christ. da 225.
 — Vasco da 225.
 Gander M. 197.
 Ganz B. 395.
 Garbthausen B. 242.
 Garibaldi 436.
 Garrè R. 424.
 Garwanow 420.
 Gasparri, Kardinal 16 420.
 Gasquet A., P. 13.
 Gausle Joh. 394.
 Gausich v. Frankenthurn B.,
 Frhr v. 76.
 Gebauer Jan 441.
 Gebert R. 369.
 Gebhard Alb. 453.
 Gebhardt Aug. 251.
 — Ed. v. 378 382.
 Geiger A. 391.
 — L. 363.
 Geiler v. Kaisersberg 167.
 Geißler Max 368.
 Gela 246.
 Gelafius, Papst 173.
 Genf 36.
 Genfer Konvention 299.
 Gennari 158.
 Genz Fr. 218 261.
 Georg, Markgraf von Ansbach-Kulmbach 168.
 —, Prinz von Griechenland
 427 430.
 —, Herzog von Sachsen 168.
 — II., Herzog von Sachsen-
 Meiningen 429.
 —, Fürst zu Schaumburg-
 Lippe 424.
 Georgi Fr. v. 419.
 Gerbert Mart. 388.
 Gerhardt Paul 262.
 Gerichtsverhandlungen 293.
 Gerlach A. 275.
 Gerling R. 279.
 Germanisten, Ferienkursus
 für 134.
 Gesanglehrer, Fortbildungskursus
 für 129.
 Gehmann Alb. 77 418 429.
 Gehner Alb. 379.
 Gewerbeordnung 283.
 Geysler Jof. 193 196.
 Gföllner Joh. 158.
 Gianturco 418 454.
 Gießen S. 449.
 Gießler Jof. 21.
 Gießwein 194.
 Gietmann 202.
 Gihl R. 188.
 Gilbert D. 240.
 Gioventù cattolica ital., So-
 cietà della 14.
 Girgenti 246.
 Glasenapp R. Fr. 265.
 Gleichen-Rußwurm A. v. 362.
 Glosner Mich. 152 198.
 Glosß R. 373.
 Gemeiner Chr. 357.
 Gnaud-Rühne 108.
 Gobis Petrus de 238.
 Gogh B. van 390.
 Goldschmidt D. 435.
 Golowin Fedor 406 423.
 Gotther Wolfg. 254.
 Goodspeed J. 230.
 Gooß M. 226.
 Göring Th. 445.
 Gornik Fr. 380.
 Görresgesellschaft 22 211.

- Gorst, Sir Edou 408 424.
 Götz-Schliß, Graf v. 458.
 Gotschen, Viscount G. J. 433.
 Goethe F. W. v. 6 261 301
 360 f.
 Gothein C. 101 217.
 Gottfried v. Straßburg 254.
 Gottlieb Jak. 443.
 — Jer. 362 366.
 Göttingen 134.
 Göttinger Joh. 23.
 Göttsberger Joh. 23.
 Gottschall R. v. 362.
 Götz J. B. 167.
 Götz Joh. 268.
 Gould Jay 104.
 Goya 388.
 Götz 297.
 Grabbe 261 318 362.
 Graber G. 273.
 Graf Herm. 273.
 Graf Alb. 457.
 Grahn-Young Luc. 438.
 Graindor P. 247.
 Gralbund 303 307 f.
 Granella Viktor f. Zanger-
 mann.
 Graeser C. 352.
 Gravelotte 215.
 Graz 150.
 Greculus 167.
 Gredt Joh. 202.
 Grese Konr. 447.
 Gregor VII. 166 213.
 — d. Gr. 173.
 — von Nazianz 207.
 Gregorkit C. 314.
 Grégr Ed. 438.
 Greif M. 264 265 340 438.
 Greiffenstein M. v. 308.
 Grein R. 334.
 Greiner L. 321.
 — D. 378.
 Grempler W. 431.
 Grenfell P. 229 230.
 Greving 24.
 Greyerz D. v. 274 275.
 Griechenland 94 247 299.
 Grieg 448.
 Griesbach S. A. 130.
 Grillparzer 363.
 Grimm (Brüder) 250.
 — Herm. 266.
 Grimme Hub. 23.
 Grimmich 184 201.
 Grindelwald 270.
 Grisar Hartm. 384 f.
 Grisebach Ed. 361.
 Gröben v. d., Geh. Rat 61.
 Gröber Abd. 14 21.
 Gröller, Oberst 247.
 Gronau G. 386.
 Gronau Hans 428.
 Gröndal Ben. 445.
 Groß R. J. 314 315.
 — R. Frhr v. 449.
 Großbritannien 236.
 Groth R. 276.
 Grotthuß Frhr v. 371.
 Gruber Aug., Erz. 200.
 Grün Anast. 361 362 446.
 Gruner P. C. 303.
 Grünhagen, Landgerichts-
 Präf. 445.
 Grüninger Jak. 304 352.
 Grünwald-Jerkowiß Sib.
 442.
 Grupp G. 225.
 Gudeman A. 240.
 Gudew P. 406.
 Guignard 408 414.
 Gundlach W. 453.
 Günter L. 192.
 Günther Ant. 405.
 — R. 225.
 Gurlitt L. 200.
 Gurschner Elis. (Paul Althof)
 344.
 Gustav V., König von Schwe-
 den 420 429 451 457.
 — Adolf 338.
 Gutberlet 155 158 193 196.
 Gutensohn, Rektor 119.
 Gutjahr S. 369.
 Gutolf v. Heiligenkreuz 257.
 Guttmann R. 362.
 Guyot-Desfaigne 459.
 Guys 390.
 Gymnasium 125.

 §.
 Haad Fr. 390.
 Haag, Friedenskonferenz
 79 f 297.
 Haan S. 190.
 Habich G. 387.
 Habrda, Ritter v. 429.
 Habrich Leonh. 23 123.
 Haedel 133 157 158 191
 199 423.
 Haeder Ph. 458.
 Hadlaub 304.
 Hagenbund 380.
 Hagron A. A. R. 412.
 Haidacher Seb. 163.
 Haide C. zur 347.
 Halbe M. 317 324.
 Halbane 91.
 Haller Herm. 377.
 — Joh. 220.
 Haltern 247.
 Hamann C. M. 357 369.
 Hamburg 125 294.
 Hamel Jul. 443.
 Hamerle Andr. 186 Anm.
 Hammer B. 438.
 — Ph. 185.
 Hammurabi 4.
 Handel-Mazzetti C. v. 309
 315 341 349 366.
 Handelskongresse 286.
 Handelsrecht 285.
 Handelsstag, Deutscher 286.
 Handschriftenverfendung 236.
 Hannover 128 432.
 Hannover C. 390.
 Hanotauz 222.
 Hans v. d. Sann f. Krainz.
 Hansjacob S. 363 368 427.
 Harburger Edm. 376.
 Harden M. 66 294 372.
 Haring J. 13 Anm., 153
 369.
 Harlacher Aug. 444.
 Harnad Abd. 11 Anm., 164.
 Harsasser G. 308.
 Hartel W. A., Ritter v. 422
 432.
 Harten J. v. 279.
 Hartenstein Gust. 198.
 Hartmann A. 274.
 — C. v. 156 191.
 — J. B. 183.
 Hartn, Erz. 51.
 Hasert 199.
 Hassan-Reshmi Pascha 429.
 Haffe, Prof. 439.
 Hasselblatt-Norden 433.
 Hattler F. S., P. 185 Anm.,
 188.
 Haud Alb. 11 Anm.
 Haupprozeß 138 293 412.
 Hauptmann G. 322—324
 331.
 Hauri R. 279.
 Haushofer Max 305 438.
 Hausrath Abd. (George Taylor
 422.
 Häuffer R. 451.
 Hauckmann C. 313.
 — Fr. 455.
 Haydn 274 400.
 Hayel S. v. 380.
 Hebbel Christine 422.
 — Fr. 262 321 326 363.
 Hebel 274.
 Heeren-Ufert 203 218 222 f.
 Heermann Joh. 275.
 Hegel 198 206 f.
 Hegeler W. 353.
 Heiberg J. L. 233.
 Heiden W. 362.
 Heidelberg 134 144.
 Heigel Th. 236.
 Heijermans S. 326.

- Heiligen Land, Verein vom 25.
 Heimbach Tilm. 424.
 Heine G. 279.
 — H. 261 263.
 Heinemann R. 361.
 Heiner F. F. 11 Anm.
 Heinrich IV. 213.
 — V. 213.
 —, Prinz von Bayern 454.
 —, Prinz der Niederlande 430.
 — IX., Prinz von Neuch 436.
 — von Freiberg 254.
 — von Heßler 251 f.
 Heinrich A. 256.
 — R. B. 348.
 Heinzel Rich. 254 258.
 Hejel Joh. 176.
 Helbing R. 241.
 Helfert J. A., Frhr v. 218.
 Hellborff G. F. v. 455.
 Hellen Ed. v. d. 360.
 Heller Leo 313.
 Hellinghaus D. 361.
 Hellmesberger Jos. 439.
 Helm R. 251 252.
 — R. 240.
 Helmolt 203.
 Helmreich G. 237.
 Henle A. v., Bischof 405.
 Henner Th. 392.
 Henniger R. 279.
 Henning R. 250.
 Hentschel Konr. 444.
 Hepner A. 215.
 Herb F. F. 392.
 Herbart 190 201.
 Herber Pauline 23 f 200.
 Herberstein J. C., Graf zu 438.
 Herbert M. 356 366 368.
 Herder Joh. G. 202 361.
 HerdersKonversationslexikon 24 419.
 Herbringen 258.
 Hering May 256.
 Hermann Fr. 451.
 Hermias 160.
 Herrmann W. 11 Anm.
 Hertling G., Frhr v. 22 114 f 186 368.
 Herz B. 258.
 Herzberg Gust. 455.
 Herzer Hugo 428.
 Herzog 91.
 Herzog W. 362.
 Hestod 231 232.
 Hesse G. 353.
 — R. 441.
 — M. 456.
 — Risch 356.
- Hessen 124 125 168 291 294.
 Hessen R. 358.
 Hestert G. v. 455.
 Heu Jos. 380.
 Heu Paula 314 315.
 Heud Ed. 222.
 Heuden P. A., Graf 443.
 Heulen Th. L., Bischof 14.
 Heune M. 250.
 Heuse P. 301 438.
 Hebiggeigei f. Ortner.
 Hieronymus, hl. 173.
 Hilbrand Ab. 382.
 Hilbesheim 24.
 Hilgenfeld Ab. 432.
 Hilgenreiner R. 30 181.
 Hilgers Jos. 178 188.
 Hille G. 240.
 Hillebrand Kl. 366.
 Hinneberg 240 370.
 Hinterindien 42 43.
 Hintner Fl. 277.
 Hinz-Ribeiro 445.
 Hinzpeter 428 458.
 Hirschfeld G. 316 328.
 Hirt G. v. 251.
 — L. 457.
 Hirs A. 359.
 Hirs W. 426.
 Historiker, Versammlung deutscher 208.
 Hittmair R. 169 218.
 Hitzeroth R. 275.
 Hitzig Herm. 237.
 Hjortö Knud 354.
 Hoeber R. 424.
 Hoberg G. 174.
 Hochschulebette 73 f.
 Hochschulen 132.
 —, Verband deutscher 132 f.
 Hochschulekurs für katholische Priester 174.
 Hochschulelehrtag, I. deutscher, 134.
 Hoehstetter Sophie 345.
 Höder G. 217.
 Hodenberg Wodo, Frhr v. 453.
 Hofer Fr. 303 304.
 — R. 377.
 Höfer R. 436.
 Hoffding Harald 94.
 Hoffmann C. F. A. 361.
 — Herm. 191.
 — R. 436.
 — R. 396.
 Hofmann F. 274.
 — Kath. 351.
 — D. 428.
 Hofmannsthal v. 307 321 325.
- Hogarth 318.
 Hoegel 293.
 Hohenau, Graf 67.
 Hohenlohe-Langenburg Herm. C. Fürst zu 428.
 — Karl Fürst v. 441.
 — Schillingsfürst Konrad Prinz zu 76.
 Hohlfeld Dora 344.
 Hohoff M. 334.
 Hohrath Kl. 351.
 Hölberlin 261 313.
 Holle L. 65 120 411.
 Holleben C. Marg. v. 274.
 Höltrig F. 444.
 Holmes W. G. 211.
 Holzmann A. 251 258.
 — Jos. 155.
 Hölty 361.
 Holzamer W. 328 447.
 Holzappel G., P. 172.
 Holzer 237.
 Honorius III. 171.
 Hoensbroech, Graf Paul v. 19 371.
 —, — Wilh. v. 62.
 Honthorst 396.
 Horacek F. 185.
 Horatius Romanus 238.
 Hörmann A. v. 304.
 Horn, Gouv. 408 421 424.
 Horneffer E. 262.
 Hornich, Dir. 123.
 Horquardt de Lurtot G. 220.
 Hoerth D. 385 f.
 Horschelmann C. v. 388.
 Hoetger W. 377.
 Hörsch D. 224.
 Houtin 12.
 Huber Aug. 197.
 — Eug. 285.
 — Mar., Ritter v. 450.
 — Mich. 280.
 Hubertustempel 382.
 Hübner U. 379.
 Huch Ric. 260 f 266 311 315.
 — Rub. 348.
 Hügel Fr. v. 32.
 Hugo v. Orléans, Magister 257.
 Hugolin 171 172.
 Hugues 442.
 Hujer L. 380.
 Hulka Jos., Bisch. 429.
 Hull 90.
 Hülstkamp F. 369.
 Humann G. 385.
 Humbert, König von Italien 440.
 Hunt Arth. C. 229 230.

Huret 119.
Hurter S. 185.
Hüsgen Eb. 216.
Huyssmans 440.
Hygiene und Demographie,
Kongreß für 131.

J (i).

Jbsen 266 318 321 323
331 448.
Jchenhäuser E. 110 f.
Jhm Mar 238.
Jlg J. 272.
Jnderfrage 19.
Indianapolis 37.
Indien 39—41 92.
Indochina 42 44.
Indonesien 51.
Ingenieure, Verein deutscher
127.
Ingram J. R. 439.
Jnn- und Knypshausen Ed-
zard, Fürst zu 430.
Jnsbrud 150 207.
Jnschriften 276.
Institut Catholique 35.
— Colonial International
300.
Jnthal Jaf. 149.
Jon 234.
Jrgenhausen 247.
Jrland 91.
Jschl 79.
Jsele Herm. 432.
Jsemann B. 306.
Jsokrates 230.
Jtalien 11 31—33 87 88
106 222 236 246 247.
Jttersweiler 247.

J (ü).

Jadlin Fr. 223.
Jacobi Fr. S. 198.
Jacobij Günther 202.
Jaffé R. 389.
Janien Jof. 187.
— M. 227.
Januarconferenz 128.
Japan 46—49 80 84 85
95 224.
Jarry Afr. 454.
Jaurès 87.
Java 45.
Jean Paul 117 f 119 130
318 361.
Jellinek A. 436.
— G. 296.
— M. S. 258.
Jena 134.
Jensen Chr. 237.

Jensen B. 423.
Joachim Jof. 446.
Joachimi(-Dege) M. 261 265.
Jochner Georg 368.
Johann Albrecht, Herzog zu
Mecklenburg 410 425.
Johannes Britto 39.
— Chrysoftomus 164.
Johann A. 274.
Jordan Jul. 448.
Joerdens 24.
Jörgensen Joh. 171 354
359 368.
Jofef II. 169 217.
Jofkes F. 250.
Journalisten u. Schriftsteller,
Pensionsanstalt deutscher
146.
—, Kongreß kath. poln. 37.
Journalistenstand 142 f.
Journalistisches Seminar
144.
Jude 186.
Julius II. 386.
— III. 22.
— Cäfar 126 210.
Jung Joh. 184 Anm., 199.
— Jul. 207.
Jünger R. 310.
Jungmans Sophie 449.
Jungmann Jof. 202.
Jungnickel L. S. 380.
Junkermann 430.
Jura 215.
Juritsch G. 227.
Justi Ferd. 435.
Justinian 211.

K.

Kaden Wolb. 445.
Kagerer Paul 456.
Kaindl R. F. 219.
Kairo 229.
Kaiserslautern 125.
Kaldreuth, Graf L. v. 379
423.
Kalifornien 85 86.
Kallimachos 232.
Kambodscha 43.
Kaminski S. 189 Anm.
Kampers F. 22.
Kampf Art. 380 428.
Kaempfen Alb. 446.
Kanghi 44.
Kant Imm. 155 191 198
bis 200 202.
— K. 251.
Kapff R. 277.
Kapland 91.
Karatheoborn 452.
Kardinalskreierungen 15.
Kardorff B. v. 445.
Karl d. Gr. 212 250.
— V. 225.
— Erzherzog von Osterreich
204.
— XV. von Schweden 457.
— Franz Joseph, Erzherzog
von Osterreich 426.
— Philipp, Kurfürst von
der Pfalz 377 392.
— Theodor, Kurfürst von
der Pfalz 392.
Karolvi, Graf St. 443.
Karpelles G. 314.
Karlsruhe 130 394.
Karsten S. L. 240.
Kasimir, Markgraf von Ansbach-Kulmbach 168.
Kasimir L. 380.
Kassel 129 380.
Kasten, Prof. 449.
Kaestner J. 211.
Katechetischer Kurs, 2., Mün-
chen 23.
Katharina II. 223 224.
Katholikentag, 6. allg. öster.
29 73 Anm., 133.
— Würzburger 20—22 123.
Katschner 201.
Kaxenstein L. 453.
Kaufmann Fr. 253.
Kaufmann, Reichsgerichtsrat
291.
Kaulen F. 25 423 444.
Kaulfuß D. 206.
Kaufen A. 368.
Kehrbach 190.
Kehrein Jof. 200.
Keim, General a. D. 60 f.
— J. S. 188.
Keiter S. 263 373.
Keller F. 187.
— Gottfr. 342.
— D. 237.
— B. 342.
— v. 410.
Kellner Dor. 200.
Kemeting 247.
Kemmerich M. 385.
Kemper J. 209.
Kenyon 231.
Keppler B. W., Bischof 14
331.
Kern 270.
— Jof. 177 450.
— L. 278.
Kerner Just. 261 425 446.
— Th. 425 446.
Kerfing 389.
Kesselbach G. A. 227.
Khnopff Ferd. 381.
Kiautschou 300.

- Riefl 192.
 Rimberlied 275 f.
 Rinkel 262.
 Rielland 365.
 Riengle S. 225.
 Rilmaine 454.
 Rinringer 14.
 Rippling Studharb 430.
 Ripper S. 169.
 Kirchberger Th. 394.
 Kirchenrecht 178.
 Kirchhoff, Bizeadm. z. D. 226.
 Kirchliche Kunst 393.
 Kirchliches Handlexikon 181.
 Kirchner J. 275.
 Kirchhausen Paul, P. 427.
 Kirich A. 149.
 Kiriling J. B. 170.
 Kirister Cyr. 431.
 Kirh 354.
 Klaar Alftr. 264.
 Klaiber K. 353.
 — Th. 266.
 Klassenlehrer, Verein deut-
 scher 122.
 Klausner, Pferdezüchter 408.
 Klee G. 361.
 Klein Ph. 440.
 Kleinasien 160 210.
 Klein-Gattungen 221.
 Kleist Heimr. v. 261 363.
 Klemens V. 219.
 — VII. 219.
 Klementine, Prinzessin von
 Sachsen-Coburg-Kohary
 434.
 Klemperer B. 264.
 Klepetar S. 355.
 Klett G. J. 355.
 Klime Fr. 191.
 Klipping Mich. v. 448.
 Kloss Onno 216.
 Klossock 262 341 361.
 Klug J. 158.
 Kluge Fr. 251.
 Klunder Jak., Weibh. 25 426.
 Knapp K. v. 452.
 Knecht A. 14 Anm., 23.
 — Fr. J., Weibh. 23.
 Kneib 11 Anm., 196.
 Knieb Ph. 168.
 Kniel Korn., P. 26.
 Knoke 212.
 Knorr, Baronin Jos. v. 309.
 Knobel F. v. 438.
 Knoberski, Ritter v. 433.
 Knobenz 276.
 Koch, dän. Jurist 442.
 — Ab. 134 144.
 — Ant. 179.
 — Gaud. 305.
 — Max 265.
 Koch Mich. 420.
 — Rob. 429.
 — Breuberg 215.
 Kochenbörffer K. 251 252.
 Kochinchina 43.
 Koedukationsfrage 129.
 Köhler E. 441.
 Köhler Jos. 285.
 Köhler L. 221.
 Köhler W. E. 11 Anm.
 Kohlschaas v., D. S. G.-Präf.
 439.
 Kohut A. 214.
 Kolowzew 416.
 Kolb B., P. 29.
 Kolbe E. 276.
 Kolin 214.
 Köln 25 122 243 268 377.
 Koloniale Premierminister,
 Konferenz 91.
 Kolonialrecht 297 299.
 Kolonialverwaltung 54.
 Kongofrage 89.
 Kongostaat 300.
 König Art. 422.
 — Chr. 275.
 — Eb. 278.
 Koeniger A. W. 227.
 Königsbrunn S., Frhr v. 434.
 Konrad Fr. 167.
 Konstantin III. 211.
 Konstantinopel 212 233.
 Kopasski Esendi 421.
 Kopenhagen 394.
 Kopp A. 274 278.
 — G., Kard. 19 184 404 422.
 Koepf F. 212.
 Körber E., Frhr v. 76.
 Korea 49 50 95.
 Korinna 232.
 Korn S. v. 146 437.
 Koernig Arno 379.
 Kornmüller Utto, P. 434.
 Korum Fel., Bischof 14.
 Kosch W. 260 265.
 Koslowski 36.
 Kossuth 75 f.
 Köster Alb. 256.
 Koesting K. 458.
 Köstlin S. 442.
 Krainz Joh. (Hans v. b.
 Gann) 209 439.
 Kraiss W. v. 438.
 Kralik Ritter v. 189 190 f
 261 273 278 307 308
 330—332 336 337 368.
 Krall v. Krallenberg K. 438.
 Krane, Freiin A. v. 347 366.
 Kranich Timoth. 306.
 Krapp Lor. 313—314.
 Kräßl, Weihbischof 445.
 Kratinos 234.
 Kratippos 230.
 Kraus E. 373.
 — K. v. 252 f 256 258.
 Krause G. 436.
 — v., Hauptmann 410.
 Krawuschy A. 432.
 Krefeld 380.
 Krel, Abg. 30 74.
 Kremnis Wite 345.
 Kreta 246.
 Kreschmar Herm. 134 400.
 Kreuzenstein 257.
 Krieg Korn. 180.
 Krieger F. 454.
 Kriegervereine 61 f.
 Krings 201.
 Kristoffy 75.
 Kroatien 76 77.
 Krogh-Tonning 158 172.
 Krokstius Th. 215.
 Kroll W. 238.
 Krone S. 427.
 Krug 202.
 Krüger G. 220.
 Krutenberg Elij. 111 f.
 Krumbacher 240.
 Krusenstjerna J. E. v. 433.
 Krzywicki, Generalgouv. 36.
 Kugler F. K., P. 23.
 Kugler G. 333.
 Kuhn Alb., P. 383 f.
 Kühn Jul. 423.
 Kujawa 366.
 Kulm 25.
 Kühle Frances 355 f.
 Kulturbund 11.
 Kulturkampf 170.
 Kultusministerium, preuß.
 120.
 Kultuspfennig, franz. 35.
 Kunstschal Leop. 149.
 Kunstausstellung in Aachen
 393.
 — in Brüssel 381.
 — in Kassel 380.
 — in Krefeld 380.
 — in Coest 393.
 —, Deutsche, Köln 377.
 —, Deutsch-nationale, Düs-
 seldorf 378.
 —, Internationale, Ant-
 werpen 381.
 —, Internationale, Barce-
 lona 381.
 —, Internationale, Mann-
 heim 377.
 —, VII. Internat., Venedig
 381.
 Kunstausstellungen, Berliner
 378 379.
 —, Münchner 375 376.
 —, Pariser 381.

Kunstaussstellungen, Wiener 379 380.
 Kunstgeschichte 382 f.
 Kunstgewerbliche Ausstellungen 381 394.
 Künstlergenossenschaft, Münchener 376.
 Kupka P. 277.
 Kürnberger 304.
 Kurpfalz 392.
 Kurth F. M. 315.
 Kurz S. 264.
 — Jf. 264 267 346.
 Kutcher A. 262.

L.

- Labad 296 f.
 Lacroix Henri de 412.
 Ladenburg Edg. 410.
 Laermans Eug. 381.
 Lagerlöf S. 353 366 425.
 Lahmann S. 108 Anm.
 Lahovary 435.
 Lai de, Kardinal 16 420.
 Lake Kirjopp 244.
 Lambsdorff, Graf W. 437.
 Lammaich 293.
 Lampe-Bischer 435.
 Lamprecht R. 104 213 320.
 Landmann R. v. 209.
 Lang Paul 201.
 Lange F. A. 198.
 — W. 457.
 Lang Alfr. 439.
 Lanza di Busca 423.
 Laos 42.
 Larsfeld W. 244.
 Larsen R. 355.
 Laster Eman. 405 407.
 Läufer L. 272.
 Laffon Ab. 198.
 La Touche Gaston 381.
 Latscher v. Lauendorf 419.
 Lau Fr. 216.
 Lauchheim 275.
 Lauer Ph. 385.
 Launig v. der 431.
 Laurana F. 387.
 Lauriacum 247.
 Laveran Ch. 430.
 Law Association, International 286.
 Leberer F. 265.
 — Hugo 378.
 Lefebvre Gustf. 228 f.
 Lefranc F. F. 429.
 Legenden 278.
 Lehmluhl Aug. 179 187.
 Lehnerdt 238.
 Lehnert G. 393.
 Lehnhoff W. 276.
 Lehrerinnen, Verein kath. deutscher 24 128.
 —, realgymnasialer Kurs für 129.
 —verein, Allg. deutscher 129.
 Lehrerseminar 124.
 Lehrerverband, Kathol. 24 119 122.
 Lehrerverein, Preuß. 122.
 Lehntonen U. L. 223.
 Leibniz 198.
 Leinberg M. R. G. 453.
 Leinz A. 186.
 Leipzig 134.
 Leistikow W. 379.
 Leitgeb Lor. 351.
 Leithäuser Jul. 271.
 Leitner M. 13 Anm.
 — Th. 380.
 Leigner O. v. 146 438.
 Lenau 261 446.
 Lenbach v. 378.
 Lenoir-Duparc 186.
 Lenotre G. 221.
 Lensti D. 315.
 Leo X. 219.
 — XIII. (Grabdenkmal) 15 412.
 Leo Fr. 240.
 Leo-Gesellschaft 30.
 Leonardo da Vinci 385 f.
 Leopold Salvator, Erz. von Österreich 424.
 Leopold M. 256.
 Leppin P. 309.
 Lepreon 245.
 Lepšyn 391.
 Le Roy 12 192.
 Lessing Gotth. Ephr. 261 341 361.
 — R. 427.
 Leukas 245.
 Leuthen 214.
 Lewinski Jos. 435.
 Lex Dei 178.
 Lexifographie 240 250.
 Lenden, Gräfin v. 222.
 Lenen Fr. v. der 134 135 250.
 Nichtenberg G. Chr. 362.
 — R. v. 389.
 Liebermann M. 379.
 Liebert Ed. v. 55.
 Liebfnecht 417.
 Liechtenstein, Prinz Alfr. v. 451.
 —, Prinz Alois v. 29.
 —, Prinzessin Theresie v. 424 454.
 Lienhart Hans 250.
 Signeul 48.
 Lignières 247.
 Vilencron Detlev Frhr v. 267.
 Vilienstein S. 329.
 Vimesforschung 211 f.
 Vindau S. 267 f.
 — P. 264.
 Vinde R. 270.
 Vindemann W. 260 361.
 Vindner Th. 204 207.
 Vindray W. 241.
 Vinneborn Joh. 22.
 Vinsmeier A. 197.
 Vinz 29 150.
 Vippe-Detmold 125.
 Vippis Theob. 202.
 Vissabon 119.
 Vißberg Jda v. 309.
 Vister Jos. 423.
 Vjst J. v. 289.
 Vittmann Erno 225.
 Vivius 243.
 Vivius Th., P. 165.
 Voeh, Dompfarrer 14.
 Vode 200.
 Vobz 37.
 Voß Walter, Frhr v. 423.
 Vöfstedt Einar 241.
 Voga B. v. 388.
 Vohr A. 263.
 Vohmeier Jul. 371.
 Voish 11 12 32.
 Vondon 35 130.
 Vonjumeau 215.
 Voercher Adolf 240.
 Vorenzelli Ven., Kard. 15 31 407.
 Vorßing Hans 456.
 Voße Alfr. 256.
 Vouis Ferd. Viktor, Prinz von Preußen 429.
 Voutil (P. l'Ermitte) 350.
 Voem Ant. 449.
 Voewe R. 446.
 Löwenfeld R. 365.
 Löwenstein, Erbprinz Al. zu 21.
 —, Fürst Karl zu 25 426.
 Qualdi Aless., Kard. 15 407.
 Lübed 125 294.
 Lucas, Ministerialdirektor 290.
 Lucian 240.
 Lude Herm. 446.
 Luçon L. S., Kard. 16 420.
 Ludovicus, Fr. 167.
 Ludvig Joh. 439.
 Ludwig Arthur 237.
 Ludwig XIV. 221.
 — der Bayer 166.

- Ludwig, Prinz von Bayern 420 430.
 Ludwig Fr. 399.
 — D. 267 339 342.
 Lueger 29 30 73 Anm. 78 133 412.
 Luggler Silb., P. 185.
 Luise, Prinzessin von Orléans 429.
 Luitpold, Prinzregent von Bayern 424 f.
 Luitpoldgruppe 376.
 Lukas Ev. 176.
 Lumbius B. 257.
 Lüpkes W. 269.
 Lüttich 258 286.
 Lutz F. J. 177.
 Lützelsüh 270.
 Luz A. 394.
 — Jos. 106.
 Luxemburg 247 299.
 Lyautey 407.
 Lykophron 232.
 Lynar, Graf 67.
 Lyzeum 128.
- M.**
- Macchi Luigi, Kard. 16 437.
 Macherl P. 209.
 Machmann Jos. 226.
 Machorski Stan. 424.
 Madenken Fritz 376.
 Mac Lean 412.
 Mader F. 392.
 Mädchenchulwesen 128.
 Madrid 83.
 Maeda, japan. Apostat 49.
 Maffi Pietro, Kard. 15 407.
 Mahmud-Schan 15.
 Mailand 286.
 Mainz 25 129.
 Majestätsbeleidigung 292.
 Major C. 387 395.
 Malakka 42 45.
 Malebranche 198.
 Malot Hector 445.
 Mamroth Feob. 146 443.
 Manceron, Admiral 406.
 Mandit Mik. 445.
 Mangalur M. Marg. Coelho v. 40.
 Mangold A. 453.
 Manilius 238.
 Manke A. 279.
 Mann Th. 327.
 Mannheim 377.
 Manning 35.
 Manns Sir Aug. 436.
 Marbe L. 455.
 Marburg 134.
 Marc W. 442.
 Märchen 278.
 Marcora Giuf. 422.
 Marengo Rom. 452.
 Maret 224.
 Maria Stuart 222.
 — Theresia 227.
 Marianischer Sodalentag 29.
 Mariawitensekte 36.
 Marie, Königin von Hannover 404 431.
 —, Prinzessin von Luxemburg und Nassau 426.
 — Anna, Fürstin zu Schaumburg-Lippe 424.
 Marine 66.
 Markgraf W. 227 271.
 Marolko 80.
 Marold R. 254.
 Marrakesch 81.
 Marshall, Schachspieler 405 407.
 Martin C. 250.
 Martini R. 451.
 Marwig Luise v. der 217.
 Mary Jul. 166.
 Märzfeld C. 338.
 Masaryk 73.
 Masshey Ger. 453.
 Masson D. 451.
 Maeterlind 325.
 Mathies Paul, Baron de f. Ulbing.
 Matter P. 216.
 Matthäus Ev. 176.
 Matthias Ad. 253.
 Mauchamp 81 407.
 Maucier Eug., Frhr v. 448.
 Mauder J. 276.
 Mauerhof C. 266.
 Mauer-Dhling 247.
 Maul Afr. 452.
 Maura Ant. 89 405.
 Mausbach Jos. 11 Anm., 190.
 Mauß W. 271.
 Max, Herzog zu Sachsen 153 187.
 —, Prinz von Baden 426.
 Max Gabr. v. 376.
 Maxen 24.
 Max W. 334.
 — R. 126 365.
 Mayer H. 228.
 Mayerhoffer v. Sebropolje C. 218.
 Mayr Hans 306.
 — Mich. 30 203.
 — Rich. 203.
 — Günther Jos. 456.
 Mayrhofer Joh. 314 337 359.
 Mayser C. 241.
 Mazedonien 94.
 Mecklenburg 125 294.
 Medici de' Maria 226.
 Meersmann J. 350.
 Meier Gabr. 209.
 — Graefe 390.
 Meisinger D. 274.
 Meißner J. Fr. 146.
 Meister A. 208.
 Meleagroß 232.
 Memling Hans 387.
 Menander 228 f.
 Mend Fr. 435.
 Mende Fel. 444.
 Menelik 15 415.
 Meniger R. 97.
 Menipp 240.
 Menten Kl. Aug. 434.
 Meran 127.
 Mercier Des., Kard. 15 196 407.
 Merck H. 445.
 Merkle Seb. 16.
 Merry del Val 13 18 25.
 Mertens H. W. 310.
 Meißler Mor. 201.
 Mesmer S. G., Erzö. 37.
 Mettermich 218.
 Metz 14 215.
 Meunier Const. 381.
 Meurer Chr. 11 Anm.
 Mey Gust. 201.
 Meyenberg A. 21 23 198.
 Meyer Ed. 209.
 — Rud. 187.
 — v. Kronau 218.
 — Wilh. 257 399.
 Meyers 21.
 Meyer, Hofgerichtsrat 447.
 Meynenbug Malb. v. 266.
 Michael, P. 177.
 — W. 222.
 Michelangelo 386 396.
 Michelitsch A. 11 Anm.
 Michelsen P. Chr. 428.
 Michelson Alb. 430.
 Miegel Agnes 313 315.
 Mikirtitsch, Patriarch 454.
 Milforey Max 456.
 Milbe Binz. 200.
 Milet 246.
 Militärbebatte 66.
 Militz R. v. 167 214.
 Milwaufee 37.
 Minges Barth., P. 166.
 Minor J. 362.
 Minsk 36.
 Misch G. 207.
 Mission 38—52.
 Missionsvereine 26.
 Mittermaier W. 140 f.
 Mißsichte P. 273.

Mjden Cläre 314.
 Moab 174.
 Möbius Paul 197.
 Mocenni Stan. 446.
 Modernismus 7 10—13 25
 30 152.
 Mohammed Ali 15 404 422.
 Mohilew 36.
 Mohrfirch-Osterholz 135.
 Molbau 219.
 Molinari Leo 458.
 Moeller van den Brud 365.
 — Sagomelski, Baron v.
 424.
 Molnár v. Barnó St. 435.
 Moltke Fr. v. 65 411 428.
 — R. v. 66.
 — Garden-Prozeß 66 137
 294 417 420.
 Molluffen 51.
 Mommert H. 238.
 Mommjen Th. 246 249.
 Mönkel R. J. 369.
 Monet Claude 390.
 Moneta E. L. 430.
 Monlaur 347.
 Montebello G., Marquis v.
 456.
 Montenegro 94.
 Montgomery G., Lit.-Grzb.
 16.
 Mörath H. 280.
 Morenga 413 416.
 Morgan John 442.
 Morgenstern Chr. 314.
 Mörike 261 267.
 Moritz, Prinz von Sachsen-
 Altenburg 440.
 Morris Sir L. 455.
 Moser Reinh. 484.
 Roejer S. 156.
 Moses 174 175 f.
 Mosing Gu. Konr. 454.
 Mosso Angelo 246.
 Motte-Fouqué Maria de la
 217.
 Motteler Jul. 451.
 Mühlberg D. v. 429.
 Mühlhausen i. Th. 168.
 Mulaş Hafid 83 414.
 Mühlhausen 131.
 Müller Arm. 422.
 — Arth. 256.
 — Emil 370.
 — Eug. 22.
 — Hans 326.
 — Herm. 23.
 — J. E. H. 272 273.
 — Jos. 369 371.
 — Jul. 449.
 — Leonh. 217.
 — Rup. 186 Anm.

Müller-Meiningen 54.
 — Simonis 24.
 Münch W. 121.
 München 23 25 125 131
 134 135 164 207 305
 321 327 339 375 377
 381.
 — Glabbach 131.
 Münchhausen Börries, Frhr
 v. 311.
 Münster i. W. 19 22—24
 129 132 359.
 Muret E. 254.
 Murri Romolo 32 f.
 Mülschir ed-Daulah 423.
 Museumswesen 395.
 Musil Alois 173 f.
 Musurus Pascha 458
 Mutel G. Ch., Bischof 50.
 Muth R. 368.
 Muther R. 391.
 Muz J. K. 179.
 Muzzi S. 392.
 Muzaffer ed-Din 431.
 Myhing D. 350.

N.

Nachtlicht L. 379.
 Nadermann S. 440.
 Nagel S. R. 268 302.
 Nagy Mik. 444.
 Naendrup Sub. 23.
 Napoleon I. 221 224 227.
 — III. 221.
 Nafi 88 412.
 Naft D. v. 454.
 Natal 92.
 Nathan E. 419.
 Nationaldenkmal (Remel)
 382.
 Naturforscher und Ärzte, Ge-
 sellschaft deutscher 127.
 Naue Jul. 436.
 Naumann Fr. 143 Anm.
 — D. 427.
 — H. 144.
 Nazaro 410 412.
 Nedzer 220.
 Neergard N. 223.
 Neidhart 277 336.
 Nelidow 411 425.
 Rentwig S. 269.
 Nesbit E. 345.
 Nestor, Burg des 245.
 Nestroy 329.
 Neßer Sub. 382.
 Neubauer Ad. 438.
 — Fr. 217.
 Neuhaus G. 114 226.
 Neumann S. J. 310 315.
 Newman 159.

Nicca, Konzil 162 165.
 Nicandro 36.
 Nidel W. 256.
 Nicole J. 231.
 Nibed A. 389.
 Niederhuber J. E. 163.
 Niederlande 145 236 290
 299.
 Nientemper Friß 358.
 Niefert Charl. 352 366.
 Niefert E. 369.
 Niefen Jos. 209.
 Niefsche 262 317.
 Nieuwborn 387.
 Nigra Cost. 443.
 Nifel J. 225.
 Nikolai Michailowitsch, Groß-
 fürst 224.
 Nikolai Ph. 275.
 Nikolaus V. 238.
 — v. Cusa 166.
 — v. der Flüe 304.
 Nikomachos 234.
 Nilles Mik. 433.
 Nippold Fr. W. J. 19.
 Nisius J. D. 181.
 Nisler Tob. 442.
 Nonnos 232.
 Norbert, Abt, f. Weber.
 Nordamerika 37 85 95 112
 296.
 Norden Ed. 240.
 Nordhausen Mich. 321.
 Norrenbrunnen 382.
 Norwegen 130 236 290.
 Noti S. 359.
 Novalis 261 362 f.
 Nubling E. 217.
 Numantia 247.
 Nürnberg 125 130 132 243
 Nyblom R. R. 442.
 Nys R. de 439.

O.

Oberländer A. A. 379.
 O'Connell, Apost. Delegat
 48.
 Obwaker 249.
 Oehl W. 309.
 Oehlenschläger A. 337.
 Ohmann Fr. 382.
 Oehme Ern. 452.
 Ohorn Ant. 318.
 Okuma 86.
 Olbrich Jos. 378.
 Olcott S. St. 435.
 Oldenburg 125 294.
 Oelenhainz Fr. 388.
 Oelenhainz Leop. 388.
 Olympia 245.
 Oumteba, Frhr G. v. 344.

Duden B. 203.
 Dpiz Ambros 149 451.
 Dppeln 124.
 Dppolzer E. Ritter v. 443.
 Der S. v. 187.
 Dreglia Luigi, Kard.-Defan
 14.
 Dertel R. 388.
 Dertner M. (Hidigegei) 351.
 Dertynski St., Titularbisch.
 37.
 Derzen G. v. 363.
 — M. v. 351.
 Dskar II., König von Schweden
 420 425 429 457.
 Dsouf, Erzbischof 48.
 Dten-Saden P. v. 224.
 Dter J. B. 14.
 Dsterreich 27—31 69—78
 133 134 147—150 169
 204 218 246 247 283
 284 286 289 293 295
 296 332 339 373.
 Dstfriesland 269.
 Dstsee 226.
 DstseeProvinzen 224.
 Dswald J. 359.
 Dttan E. 199.
 Dettingen B. v. 391.
 Dtto, Erzhh. von Dsterreich
 426.
 Dverberg 200.
 Dvyrhynchuspapiri 229 f.

P.

Pachinger Alois 441.
 — A. M. 280.
 Paderborn 22.
 Pagasai 245.
 Paläographie 242.
 Palästina 247.
 Palimpseste 233.
 Panholzer 437.
 Panižza 270.
 Pannwitz 210.
 Pappenheim R., Graf zu 455.
 Paris 35 83 215 236 375
 381.
 Parlow Hans 353.
 Parma, Herzog Robert v.
 455.
 Barry Hub. 400.
 Paschalis II. 213.
 Paschitsch 410.
 Pasquier E. D. 221.
 Pastor L. 13 219 430.
 — B. 389.
 Pactel Elwin 451.
 Patentrecht 286.
 Pathe Mor. 440.
 Pattai, Abg. 77.
 Paßelt Jul. 150.
 Paul Br. 378 379.
 — S. 251.
 Pauli R. 203.
 Paulsen 11 Ann., 121 127
 128 132.
 Paulus, Apostel 16 18.
 Paulus Eb. v. 439.
 Paulanias 237.
 Pawlow Blad. Petrow. 431.
 Peary R. 426.
 Pélaçot G. Ad. de, Bischof
 445.
 Pelham G. J. 434.
 Pelikan Bertha 263.
 Pellizza Giuf. 442.
 Pelzer Afr. 389.
 Pentateuchfrage 174.
 Benzler Joh. 216.
 Pératé 391.
 Perdrizet P. 247.
 Perfall R., Frhr v. 432.
 Pergamon 246 247.
 Perosi 31.
 Perron Ph. 444.
 Persien 84 85 94 301.
 Perugino 396
 Peisch Tilm. 197.
 Pelicka 418.
 Pestalozzi 119 200 f.
 Peter d. Gr. 223 224.
 Peters R. 23.
 Petersburg 394.
 Petkow Dim. 94 436.
 Petrich 262.
 Petrone, Prof. 33.
 Petrovits 438.
 Petru Josie 455.
 Petrus Catanii 172.
 — de Gobis 238.
 Pfeil Rich., Graf v. 224.
 Pfister A. v. 453.
 Pfleger Luzian 167.
 Pfeiberer D. 138.
 Pflüger M. 448.
 Pflugl-Hartung J. v. 205.
 Pfordten Kurt, Frhr v. der
 441.
 Pfülf D. 172.
 Philippinen 37 51 86.
 Philippson M. 205.
 Phillips St. 340.
 Philobemos 237.
 Philologentag, Baseler 127
 235 247 257.
 Phokis 246.
 Photios 233 f.
 Pichler Joh. Ev. 201.
 — Wilh. 182 f 185.
 Pichon 87.
 Pieper L. 21 23.
 Pillerstorff G., Frhr v. 452.
 Piloty Rob. 296 302 307
 315.
 Pindar 230 232.
 Pinskava Fr. 184 Ann.
 Piquet Fr. 254.
 Pirenne G. 222.
 Piffaro Cam. 390.
 Pius IX. 420.
 — X. 10 11—15 33 35 193
 424 430. Resolution vom
 17. April 10 12; Breve
 vom 14. Juni 18; Ehe-
 dekret Ne temere 13 25;
 Priesterjubiläum 14. Bgl.
 Enzyklika.
 Piusverein 28 f 149 f.
 Pizis Th. 445.
 Plappart v. Veenbeer Aug.,
 Frhr v. 445.
 Plasmann Jos. 22.
 Platon 230.
 Plautus 229.
 Pleßkau 224.
 Pleß Hans Heinr. XI., Her-
 zog v. 446.
 Plochhorst B. 441.
 Plüddemann, Admiral 223.
 Plunkett Sir Francis 436.
 Pobjebonoszew 437.
 Poggi Franz, Graf 263 f
 390.
 Podmaniczky Fr., Frhr v.
 453.
 Pogge G. 315.
 Pohle Jos. 110.
 Pol de Mont 387.
 Polenpolitik 67.
 Polizza J., P. 173.
 Poli R. 308.
 Polliser L. 391.
 Pöllmann M. 306 330.
 Polonji v. 405.
 Polignot 246.
 Polnharp, hl. 23.
 Polz M. 178.
 Pommer 278.
 Pompejus 210.
 Pöplau 292 405.
 Popp G. 394.
 — Jos. 190 368 389.
 Porcari 238.
 Porphyrios 238.
 Porte B. 454.
 Porter-Doktrin 297.
 Portiunfala 172.
 Portorico 37.
 Portugal 39 51 89.
 Posadowsky 65 425.
 Pötsch J. 23 123.
 Pögl 352.
 Poegsch M. 207.
 Poubelle E. R. 444.

Bouparbin P. 282.
 Bourtales Jr., Graf v. 428.
 Prag 214 309 316.
 Bramberger 366.
 Brásel 418.
 Bregelj J. 314.
 Brein D. 212.
 Presse, antifiberale 147 f.
 —, katholische 136 144 f 149 f
 —, liberale 147 f 150.
 —, sozialdemokratische 136.
 Preußen 67 124 125 127
 128 170 214 216 290
 295.

Prübram 227.
 Brill Jos. 384.
 Primo de Rivera 412.
 Probst F. 268.
 Proelß J. 363.
 Prümmer's Ab. 276.
 Prümmer D. M. 181.
 Bruner Joh. v. 25 423 444.
 Bruch Hans 226.
 Pfenner L. 116.
 Pierhofer Arth. 432.
 Putbus, Fürst W. Malte
 439.
 Putschögel E. A. 443.
 Puttkamer Henning v. 458.
 — Jesko v. 137 408 424.

D.

Duigley J. C., Erzß. 37.
 Quintilian 238.

R.

Raabe Wilh. 264 267 358.
 Racconigi 79 Ann.
 Rabermacher L. 238.
 Radetzky 419.
 Radomitsch 405.
 Radziwill A. S., Fürst 217.
 Raffael 377 396.
 Rahmer S. 268.
 Rahn P. 275.
 Raich Joh. Mich. 25 437.
 Raimund 329 331.
 Rainer, Erzß. von Österreich
 422.
 Raifuli 82 404 412.
 Rafodczay v. 411.
 Rampolla 13 15 430.
 Rambinger 199.
 Ranftl Joh. 366.
 Ranke Ferd. 256.
 Raesfeld R. v. 345.
 Rath Ab. vom 443.
 Rathgen R. 224.
 Rätselepoeie 277.
 Raquel Jr. 192 444.

Rauch Chr. 387.
 Rauff W. 256.
 Raul P. 329.
 Raymond Jr. B. 182 Ann.
 Realgymnasium 125.
 Rebenbacher Th. 447.
 Redlich D. M. 208 216.
 Redmond 91.
 Reformbewegung 32.
 Reformkatholizismus 11 152.
 Reformschule 127.
 Régamey Fel. 440.
 Regensberg F. 215.
 Reger Max 423.
 Rehwoldt Erna 314.
 Reichensperger A. 184.
 Reichsbeamtenrecht 295.
 Reichsetat 66.
 Reichsfinanzreform 65.
 Reichstagsauflösung 53 137
 283.
 Reichstagswahlkampf 60 61.
 Reichs-Vereins- und Ver-
 sammlungsgesetz 64 283.
 Reimar 304.
 Rein W. 123.
 Reinbot v. Durne 252.
 Reiners Jak. 450.
 Reinersdorff-Paczensky G. v.
 439.
 Reinhardt Max 318 321
 322.
 Reininghaus S. v. 390.
 Reinstabler 193.
 Reisenauer Afr. 451.
 Reißner R. 454.
 Reiter Jos. 188.
 Reitzenstein R. 234.
 Rektorenverein, Preuß. 122.
 Rembrandt 327.
 Renard 391.
 Renault L. 430.
 — Morlière 447.
 Reni Guido 396.
 Respighi P. 12 Ann.
 Ressel Maria 391.
 Reuß, Fürstentümer 125.
 Reuter G. 263.
 Reventlow D. 354.
 Rheben A. v. 431.
 Rheinbaben 66.
 Rheinland 145.
 Rhomburg Ab. 30.
 Richard III. 325.
 Richard F. M., Kardinal
 34 35.
 Richelieu 220.
 Richter Cl. 427.
 — L. 276.
 Rieger Wol. 442.
 Riemann Hugo 401—403.
 Riese Lor. 442.

Rieler F. 273.
 Riggauer Hans 438.
 Rißa Martin, Bischof 434.
 Rißle R. M. 309.
 Rinalbini Arist., Kardinal
 15 407.
 Rintelen Jr. 440.
 Ritter J. 271.
 — P. 456.
 Rochow Carol. v. 217.
 Robenberg Jul. 370.
 Rogala Sig. 162 f.
 Roggenbach F., Jrhr v.
 441.
 Rohr Wilh. 436.
 Röhrscheidt R. 256.
 Rohrer O. P. 14.
 Rolles E. 179.
 Rom 15 210 219 221
 246.
 Roosevelt 86 112 406.
 Ropp von der, Ed. Jrhr,
 Bischof 36 428.
 — — — G. 227.
 — — — M. XI. 355.
 Roeren Herm. 54 f 114 f 137
 423.
 Roje Bal. 233 238.
 Rojegger 364.
 Röbler Aug. 188.
 Roßmini 190.
 Roßbach 214.
 Rößler R. 327.
 Roß Hans 99 307.
 Roßhorn A., Edler v. 426.
 Roth F. 453.
 Rothenbacher M. 315.
 Rottenburg F. J. v. 434.
 Rottmanner Obilo, P. 25
 449.
 Rousseau J. J. 119.
 Rubens 396.
 Ruber J. v. 426.
 Rubinstein 414.
 Rüdert A. J. 353.
 Rüdert Jr. 267.
 — R. Th. 454.
 Ruchhaber G. M. 451.
 Rubersport 131.
 Rubloff W. 444.
 Ruland R. 455.
 Rumänien 94.
 Rümelin Gust. 442.
 Runge Ph. D. 389.
 Ruppen P. J. 279.
 Rupprecht, Prinz v. Bayern
 61 420.
 Rußland 36 80 84 85 92
 223 224 236 247.
 Rużkiewicz 37.
 Rütt W., Radfahrer 420.
 Rytzelberghe Theo van 381.

E.

- Saalburg Friedr., Freifrau v. 441.
 Saarbrücken 24.
 Sachsen 124 125 127 167 168 271 291 294.
 — Altenburg 125.
 — Coburg-Gotha 125.
 — Meiningen 125.
 — Weimar 125.
 Saß Fr. 444.
 Sagen 278.
 Sägmüller J. B. 153.
 Said Balcha 453.
 Sailer J. M., Bisch. 117 200.
 Salchom, Weltmeister 404.
 Salbern Joh. v. 442.
 Salerno 222.
 Salomon L. 145.
 Salon des Artistes Français 381.
 Salus Hugo 309.
 Salvisberg B. v. 16.
 Salzberg 134 219 247.
 Salzler A. 259.
 Samifon 245.
 Sandwichinseln 37.
 Saracco Giuf. 433.
 Sarafow 94 420.
 Saran Fr. 253.
 Sardou D. v.
 Sarwey D. v. 211.
 Sartrow Barth. 226.
 Sauer Aug. 256 302.
 — Hedda 309.
 — Jos. 369.
 Sauter Ven. 187.
 Savigny L. v. 62.
 Savonarola 327.
 Sawicki Fr. 155 199.
 Sann · Wittgenstein · Hohenstein, Prinz Al. v. 455.
 Scala R. v. 203.
 Schaaffgotsche, Graf Franz 447.
 Schaching D. v. f. Dent.
 Schachner Fr. 451.
 Schade D. 251.
 Schaefer Hans 380.
 — R. 391.
 — Kl. 22.
 — Rom 22.
 Schaeffer R. 456.
 Schäffle 69 70.
 Schanghai 300.
 Schanz M. v. 240.
 Schare Fr. 334.
 Scharlau M. 348.
 Schatz Jos. 251.
 Schautal R. 345.
 Schaumburg-Lippe 125.
 Schefel B. v. 363.
 Scheglmann A. M. 187.
 Schell H. 16 17—19 152 191 411.
 Schellenberg E. L. 315.
 Schelling 198.
 Schember L. 459.
 Schenkel R. 408.
 Schering 400 f.
 Scherlag L. 314.
 Scheuffgen Fr. Jaf. 25 437.
 Schey E. 309.
 Schidhardt R. 455.
 Schiemann Th. 224.
 Schiller Ad. 278 279.
 — Arn. 256.
 — Fr. v. 322 334 340.
 Schinbler Fr. M. 157 179.
 Schinzel Jos. 182.
 Schlager Patr. 209.
 Schlecht J. 21 181 392.
 Schlegel Aug. Wilh. 261.
 — Fr. 207 261.
 — Leo 188.
 Schleiermacher 198.
 Schlessien 169 269.
 Schleswig-Holstein 135.
 Schliemann 245.
 Schloffer Ant. 362.
 — J. v. 395.
 Schlumberger E. 250.
 Schlüpers Alois 441.
 Schmedding Ad. 24.
 Schmeel H. 276.
 Schmid J. 165.
 Schmidt Aug. v. 441.
 — Charles 220.
 — Exp. 264 306 335 339.
 — Friedr. Wilh. 26 456.
 — Geo 55 137.
 — Gustav 223.
 — J. Fr. 130.
 — R. E. 226.
 — L. 249.
 — M. 364.
 — P. Fr. 391.
 — Warbola 313.
 Schmitt H. 432.
 — Jaf. 364.
 — Joh. 279.
 — Jos. Dam., Bischof 25 423.
 — R. 266.
 Schmitthenner Ad. 433.
 Schmitz-Kallenberg L. 208.
 Schmoller Gust. 118.
 Schmußer Ferd. 379 380.
 Schmuß-Baudis 379.
 Schneider A. 22.
 — Fr. 25 168 450.
 — Fr. J. 262.
 — Herm. 206.
 Schnizer 11 Arn.
 Schnürer Fr. 368 369.
 — G. 171.
 Schnütgen A. 393.
 Scholle 376.
 Scholz B. v. 262 326.
 Schön Th. 269.
 — B. v. 428.
 Schönau-Carolath, Prinz Em. v. 312 365.
 Schönbach A. E. 275 280 368.
 Schönborn, Graf Friedr. v. 458.
 Schöne H. 241.
 Schongauer M. 387.
 Schönherr R. 329.
 Schopenhauer 190 198 317.
 Schöner Hans 21.
 Schorlemer-Dieser 62.
 Schottmüller R. 217.
 Schönen E. 347.
 Schrader D. 249.
 — Wilh. 454.
 Schredenbach P. 356.
 Schröder Sub. 200.
 — Theod. 246.
 Schreyer H. 444.
 Schröder Ludw. 362.
 — D. 242.
 — R. A. 378.
 Schrörs J. H. 20.
 Schröter Timon 442.
 Schrött-Fiechtl H. 350.
 Schrötter L. v. 422.
 Schubart B. 231 240.
 Schubert G. v. 448.
 — Würzburg 23.
 Schubring P. 386.
 Schuchardt C. 212.
 Schudmann Bruno v. 425.
 Schulaufsicht 121.
 Schulgesundheitspflege, Allg. deutscher Verein für 130.
 Schulhygiene, Kongreß für 130.
 Schulreform 125 128.
 — Verein für 128.
 Schulte Ad. 180.
 — Joh. Fr., Ritter v. 424.
 — Jos. 198.
 Schultes E. 194.
 Schulz Edw. 441.
 Schulze E. 225.
 — Fr. 439.
 — E. 261.
 — Th. 195.
 Schulverein, kath. 28.
 Schulz D. Th. 211.
 Schumacher Jaf. 184.
 — Ph. 183.
 Schumann C. 272.

- Schupp A. 334.
 Schütt 336 337.
 Schuette W. 387.
 Schwankdichtung 279.
 Schwarz St. 380.
 Schwarz R. 276.
 Schwarzburg · Rudolstadt 125.
 — Condershausen 125.
 Schweden 130 236 259.
 Schweichel R. 439.
 Schweinichen Hans v. 226.
 Schweiger B. 22.
 Schweiz 36 134 145 236 247 270 274 284 286 296 299 303.
 Schwennhagen L. 149.
 Schwer F. A. 150.
 Schwerdfeger J. 276.
 Schwering J. 144.
 Schwind Mor. v. 359 389 436.
 Scipio 247.
 Scribe 327.
 Sebnitzky, Baronin A. v. 346.
 Seeber Jof. 308 f.
 Seeberg D. 312.
 Seed 162.
 Seel Ad. 434.
 Seelsorge 181 f.
 Segaloff 268.
 Segantini 391.
 Seibel F. 365.
 Seidenberger J. B. 190.
 Seiz Th. 424.
 Seminarlehrer, wissenschaftlicher Kurs für 124.
 Semmering 79 Anm.
 Sendra St. 446.
 Septimius 230.
 Serbien 94.
 Servaes Fr. 391.
 Seuse F. 255.
 Sexualpädagogik 131 201.
 Seyboth Ad. 449.
 Seydliß W. v. 395.
 Seyler C. 212.
 Sezeffion 375 379.
 Shakespeare 265 340.
 Shaw 317 318 321.
 Shigema Oba 293.
 Siam 42 45.
 Siben Jul. 451.
 Sichel Nathanael 457.
 Sidenberger F. 209.
 — D. 369.
 Siebenbürgen 219.
 Siebert F. 170 f.
 Sieberß Paul 149.
 Sienkiewicz 356 365.
 Siebers Ed. 253.
 Silbersterbrief 55.
 Simmel G. 97.
 Simon D. 256.
 Simrod 361.
 Singapur 45.
 Singer Hans W. 394.
 Sittart, Abg. 24.
 Stoba Herma v. 309.
 Stutsch F. 240.
 Sleumer 178 Anm., 191.
 Slevogt Max 379 380.
 Smaragbus 257.
 Smet de Raeyer 407.
 Smith A. 96.
 Smolle Leo 209 221.
 Sociétés Nationale 381.
 Söhns J. 272.
 Solothurn 247.
 Sombart 97—102 104.
 Sommerlad Theo 165.
 Sonnenberg F. v. 262.
 Sonnenleiter Joh. 452.
 Sonnenthal Ad. 264.
 Sophie, Königin von Schweden 425.
 Sophokles 232 234 242.
 Sozial-charitative Vereinigung kath. Studenten 134.
 Sozialpolitik, Verein für 296.
 Spahn Martin 21 122 123 190 201 208 213 216 386.
 Spanien 81 83 84 88 208 221 236 247.
 Sparta 245.
 Specht Th. 179.
 Speck Wilh. 351.
 Spee Fr. v. 260.
 Sperling R. v. 425.
 Speyer 23 25.
 Spichern 215.
 Spiegelfeld W., Frhr v. 427.
 Spielhagen 364.
 Spiero F. 267.
 Spillmann Jof. 363 f.
 Spinoza 198 442.
 Spirago F. 201.
 Spiro Fr. 398.
 Spitteler Carl 353.
 Spoelberch de Lovenjoul, Vicomte 444.
 Sponsel Jean 428.
 Sprachenparagraph 283.
 Sproll J. B. 23.
 Spruchdichtung 277.
 Staal G., Baron v. 435.
 Stadler F. J. 387.
 Städterecht 296.
 Stähelin F. 224.
 Stahl J. W. 241.
 — W. 256.
 Stainer John 400.
 Stang Em. 436.
 Stang G. 449.
 — Wilh., Bischof 16 116 433.
 Staub R. J. 190.
 Staubhamer Seb. 23.
 Stauf v. d. March D. 346.
 Stavenhagen Fr. 265.
 Stebler F. G. 269.
 Steeger 200.
 Steen Jan 387.
 Steffens F. 242.
 Steifensand 440.
 Steinbach E. 442.
 Steinberger Alf. 209.
 Steinhuber Andr., Karb. 16 32 452.
 Steinle Edw. v. 190 389.
 Steinmann Konr. 24.
 Steinmeyer E. C. 253.
 Steinschneider W. 433.
 Stemplinger E. 240.
 Stender Jul. 455.
 Stengel Herm., Frhr v. 65.
 Stern Ad. 267 439.
 — R. v. 313.
 Sternberg L. 314.
 Sterne 263.
 Steuer A. 194 f.
 Stieglitz W. v. 436.
 Stieler D. 305 315.
 — R. 305.
 Stier Hub. 443.
 — Somlo 296.
 Stigell Rob. 456.
 Stod Nord. 304 445.
 Stöckl 200.
 Stodmann Aloys 337.
 Stoffel Eug., Baron v. 438.
 Stolberg Fr. L., Graf v. 361.
 — Bernigerode Udo, Graf zu 63 405 423.
 Stoll C. 275.
 Stolppin 93.
 Stolz Alban 181 364.
 Stolze W. 214.
 Stolzenburg W. 310.
 Stöckle Rem. 197.
 Stooß R. 293.
 Storm Gertr. 267.
 — Th. 267.
 Stössel Anat. Mich. 420.
 Stoeffler G. v. 439.
 Straßengebuch (japan.) 293.
 — (öfterr.) 293.
 Strafprozeß 290.
 Strafrecht 289.
 Straganz W., P. 204.
 Straßburg i. E. 131—134 167.
 Strauch Ph. 256.
 Strauß u. Tornay L. v. 309 311 313 315 356.

Strecker R. 257.
 Strehler Bernh. 155.
 Streiberg W. 250.
 Strenge R. v. 97.
 Strigl S. 167 Anm.
 Strindberg 266.
 Strobl J. 257.
 — v. Ravelzberg Ferd. 218.
 Strozzi Piero, Fürst 454.
 Strzygowski Jof. 389.
 Stübel E. 456.
 — D. 55.
 Stüber-Gunther 354.
 Stüdelberg E. A. 170.
 Studen E. 327.
 Studt R. v. 65 120.
 Stumboff R. 279.
 Stupedý Jof. 447.
 Sturba 407.
 Stuttgart 127 208.
 Suchier Reinh. 444.
 Sudermann 318 323 324
 358.
 Suetonius Tranquillus 238
 244.
 Sulla 210.
 Sully-Brudhomme R. J. A.
 449.
 Sundainjeln 51.
 Sunbt-Hansen R. 447.
 Supan M. 51.
 Suske Ferd. 447.
 Sušersic 30.
 Suttner B. v. 365.
 Svampa Dom., Kardinal 16
 446.
 Swoboda S. 23 154.
 Syllabus Pius' X. 10 11
 Anm., 12.
 Syrien 171.
 Szell 76.

T.

Tacitus 239 243 244.
 Taft 86.
 Taliani Emid., Kard. 16 447.
 Tallegrand 221.
 Tangermann W. (Wiktör Gra-
 nella) 451.
 Tapphorn A. 25 431.
 Tappert W. 453.
 Tarrach 409.
 Taylor George f. Hausrath.
 Tebunispapiri 230 231.
 Tendhoff F. 166.
 Tenos 247.
 Tepe van Heemstede Leo 310
 338 339.
 Terenz 229.
 Tertullian 46 160—162.
 Tessen-Węsierski 190.
 Thalhofer F. A. 183 392.
 Thaon di Revel J., Graf 456.
 Theiler S. 173 Anm.
 Theodorowicz 28.
 Theopompos 230.
 Theffalien 245.
 Theuriet André 439.
 Thienel Jof. 274.
 Thode S. 396.
 Thoma Hans 379 396.
 Thomas v. Aquin 179 193
 200 202.
 — v. Kempen 187.
 Thompson 242.
 Thuille 433.
 Thutubides 231.
 Thurn und Taxis R. G.,
 Prinz v. 450.
 Thürriegel Joh. R. v. 224.
 Tiaden R. 349.
 Tibet 84.
 Tied 261 319.
 Tiedemann Chr. v. 445.
 Tiepolo 396.
 Tille M. 203.
 Tillmann Fritz 176.
 Tilo v. Kulm 251 f.
 Tirol 304 350.
 Tirpitz v. 66.
 Tiryns 245.
 Tittoni 79 88 407.
 Togo 54 f.
 Toischer 200.
 Tokio 49 86.
 Tolstoi 190 265 317 365 f.
 Tomanowitsch 408.
 Tongking 43.
 Torrefani v. Langensfeld Karl,
 Baron v. 438.
 Tower Ch. 428.
 Transvaal 91.
 Traub Gottfr. 98 105 Anm.
 Traube L. 242 257 441.
 Treitschke 208.
 Treutler R. G. v. 422.
 Triebß Fr. 178.
 Trient, Konzil von 187.
 Trier 243 246.
 Triefsch Fr. G. 441.
 Triphylion 245.
 Tristan 254.
 Troitsch Ab. D. 449.
 Trojan Jof. 264 f 426.
 Troeltich E. 11 Anm.
 Trooz de 408 459.
 Trübner R. 442.
 — W. 379.
 Tschirichy S. v. 417 428.
 Tschurtschenthaler 304.
 Tsingtau 130.
 Tübingen 132 133.
 Tunis 247.
 Turin 243.
 Türkei 92—94 247.
 Turner 318.
 Tyrrell 12 32 f 417.

U.

Ube 196 f 198.
 Ubschda 81.
 Uebe Fr. v. 396.
 — Bernays S. 391.
 Uhlant 261.
 Ulfilas 250.
 Ullmann P. S. 453.
 Ulm 217.
 Umfried D. 208.
 Umpfenbach R. 443.
 Ungarn 69 74—77 130 169
 172 219 236 247.
 Unger Jof. 285.
 Universitätsrektoren, Kon-
 ferenz der deutschen 134.
 Unterholzer Jof. 380.
 Untersuchungschaft 293.
 Urberrecht 280—283.
 Urspruch M. 432.
 Usener S. 258.
 Uffel Jean d', Vicomte 221.
 Ugtull-Gyllenband A., Graf v.
 449.

V.

Vacandard E. 220.
 Vacano St. 263.
 Vaccari Dante 246.
 Vannutelli Vincenzo, Kar-
 dinal 14.
 Vatikanisches Konzil 170.
 Veigelzberg D. 453.
 Velasquez 396.
 Venbell S. 448.
 Venedig 381.
 Verzellone 13.
 Vereinigete Staaten 37 112
 215 246 283 290.
 Verfassungsrecht 294.
 Verhaeren E. 314.
 Vernalafen Th. 436.
 Verne Jules 126.
 Versicherungsvertrag 286.
 Vertrag, engl.-russischer 84
 94.
 —, japan.-französl. 84.
 Verträge, internationale 299.
 Wetter F. 252.
 Weillot P. 439.
 Wiebig G. 267 349.
 Wiktör Emanuel III., König
 von Italien 429.
 Wiktoria, Königin von Eng-
 land 222.

- Viktoria, Königin von Spanien 424.
 Wilmar 253.
 Vinci L. da 385 386.
 Winkler Jos. 439.
 Witerbo 171.
 Witruv 384.
 Wodenhuber Ferd. 203.
 Vogel W. 226.
 Vogl Joh. N. 273.
 Vogt Fr. 256.
 — P. 176 186 Ann.
 Wölfferrecht 297.
 Wolfmann L. 394.
 Volkshochschulen 135.
 Volkslied 272—275.
 Volksschauspiel 177.
 Volksschule 118.
 Volksschulunterhaltungsgesetz 123.
 Vollmöller R. 258.
 Volo 245.
 Vormoor Jos. 227.
 Voss Joh. F. 361.
- W.**
- Wach Ad. 290.
 Wader Lh. 21.
 Waderle F. 377.
 Wadernagel Jak. 240.
 — Ad. 223.
 Wagemann M. 381.
 Wagner F. F. 269.
 — D. 378.
 — P. 399.
 — Rich. 254 265 331.
 Wahl Adalß. 220.
 Wahlen (Deutsches Reich) 60—63.
 — (England) 90.
 — (Österreich) 7 27 69—73.
 Wahlrecht 294.
 Wahlrechtsforderung 67.
 Wahlreform 69 76.
 Wahrmond Ad. 425.
 — L. 109 f.
 Waiz G. 208.
 Walachei 219.
 Waldeck 125.
 Waldschulen 130.
 Walkley Arthur v. 304 f.
 Wallace Lewis 356.
 Wallis 270 279.
 Wallpach Arthur v. 304 f.
 Walter F. 201.
 Warburg E. v. (Emile Erhard) 449.
 Warburne E. W. 215.
 Washington 86.
 Wasielewski Jos. W. v. 401.
 Wasmann E. 22 133 197.
- Wasserrecht 286.
 Weber Cl. S. 315.
 — Fr. W. 310.
 — Lubw. 61.
 — Mag 101.
 — Robert, Abt 21.
 — S. 158 178.
 Webekind Frank 317—321.
 Wedel Karl, Graf v. 417 428.
 — W. v. 427.
 Wegeler F. 276.
 Weidemeyer R. 391.
 Weigand L. R. 251.
 Weigl J. W. 187.
 Weimar 134.
 Weinberg, Pferdezüchter 411.
 Weingartner F. v. 427.
 Weinhold R. 251 256.
 Weinrich Alf. 260.
 Weinsberg 246.
 Weiskirchner Rich. 72 425.
 Weisstein Gotthilf 441.
 Weiß Alb. 444.
 — Joh. W. 203.
 — Jos. 224.
 Weisensels Edw. 456.
 Weferle 75—77.
 Wellmann, Lustschiffer 415.
 — Mag 237.
 Wellstein G. 21.
 Wend Mart. 143.
 Wendland F. 387.
 — P. 210.
 Wendt U. 226.
 Werandibund 396.
 Werber B. v. 436.
 Werner R. M. 236 262.
 — Sach. 261.
 Wernle P. 262.
 Wesselski H. 280.
 Wessely E. 241 243.
 Wessenberg Joh., Frhr v. 218.
 Westermann Fr. 433.
 Westfalen 145 310.
 Wet de 91.
 Wette F. 347.
 Wegel Aug. 452.
 Weule R. 203.
 Wengolbt G. P. 458.
 Wibbelt 351.
 Widmann F. 219.
 — S. 203 209.
 Widmer R. 392.
 Wied W., Fürst zu 453.
 Wiedemann A. 226.
 Wiederkehr G. 279.
 Wieland 361.
 Wieman B. 359 368.
 Wien 29 116 133 134 149 150 173 207 235 307 323 329.
- Wiener D. 275 309.
 Wierich Franziska Jos. 189.
 Wierscher M. 276.
 Wiesbaden 382.
 Wilamowicz-Möllendorff U. v. 231 f 240.
 Wilbrandt Ad. 264 344 427 438.
 — Rob. 110.
 Wilczel E., Graf v. 203 257.
 Wilba Ch. 442.
 Wilbe D. 321.
 Wilbenbruch v. 326.
 Wilhelm II. 14 56 f 84 367 382 405 412 424 428 429 430 458.
 —, Kronprinz des Deutschen Reiches 277 428 429.
 — von Oranien 222.
 Wilhelm Fr. 256.
 Willems Chr. 193 f.
 Willenspädagogik 131.
 Williams J. J., Erz. 16 448.
 Willmann D. 23 123 190 192 194 195 196 200.
 Willms-Wilbermuth A. 267.
 Wilna 36.
 Wilpert Jos. 23.
 Windler, Fräulein 24.
 — Hugo 224.
 Windisch-Grätz, Fürst zu 428.
 Windthorst 207 216.
 Winkler C. 247.
 Winter F. 384.
 — G. 214.
 Winzingerode - Bodenstein Willo, Graf v. 444.
 Winzerauffstand 7 87.
 Winzor Ant., Ebler v. 426.
 Wiseman 35 356 f.
 Wisfowa 244.
 Wistuba 54.
 Witebsk 36.
 Wittkowski G. 328.
 Witte E. 431.
 — R. 241.
 Wittich W. 453.
 Witting R. 443.
 Wlasioldt F. v. 203 435.
 Wolf G. 215.
 — Joh. 399.
 Wolff W. 455.
 — M. 265.
 Wolfram Fr. 351.
 Wolfskehl D. 447.
 Wolfenstein 304.
 Wolter Blaz., Erzabt 26.
 Wolzogen F. v. 254.
 Woolbridge F. E. 399 400.
 Wormhall Jos. 455.
 Woerner Roman 314.

Wofinskiy Maurus 435.
 Wrede Ferd. 250.
 — D., Fürst v. 448.
 Wittich 425.
 Wulffen W. G. E. 266.
 Wunderhorn, des Knaben
 273.
 Wunderlich Herm. 250.
 Wundt W. 192 196 198
 426.
 Wunfowski Apoll., Bischof
 422.
 Wünsch Jul., Ritter v. 441.
 Wurmb R. 433.
 — Luze v. 450.
 Württemberg 68 125 127
 129 215 291 294.
 Würzburg 19 20 157.
 Wngodzynski Willy 101 f 104.
 Wngspianiski 456.
 Wngß Fr. v. 456.

Z.

Zanten 247.
 Zenophon 230.

Y.

Yajusa Uchida 15.

Z.

Zachariae, dän. Generalleut.
 440.
 Zacher Konr. 454.
 Zachmann W. 270.
 Zahn E. 342.
 — Jos. 119.
 Zallinger-Stiffendorf, Frhr
 v. 456.
 Zapletal B. 175.
 Zarnke E. 370.
 Zdzitowiecki Stan. Raf. 37.
 Zedlitz-Neukirch Ferd., Frhr
 v. 440.
 Zeiß R. 226.
 Zeitschriften 135 367—374.
 Zeitungsverleger, Verein
 deutscher 146.
 Zeitungsweisen 135—146.
 —, Universitätskurse für
 134.
 Zeller Ed. 422.
 — G. 198.
 Zenobot 230.
 Zepelin Ferd., Graf v.
 416.
 Zeugnishaft 141.
 Zeugniszwang 292.
 Zid A. 454.
 Ziebarth E. 210.
 Ziegler Konr. 239.
 Ziehle Jul. 435.
 Zimmerer G. 203.
 Zimmermann Ath. 209.
 Zingeler R. Th. 350.
 Zivilprozeßrecht 287.
 Zobl J. R., Weihbisch. 16
 449.
 Zola 331 440.
 Zolltarif, österr.-ungar. 76.
 Zoosmann Rich. G. M.
 362.
 Zischke Herm. 174.
 Zurbonsen Fr. 208 278.
 Zwiebined. Eubenhorst G.
 203 205.
 Zwierzina Konr. 253.

2

Princeton University Library



32101 064480021



